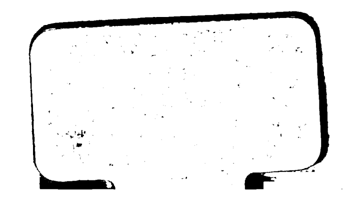
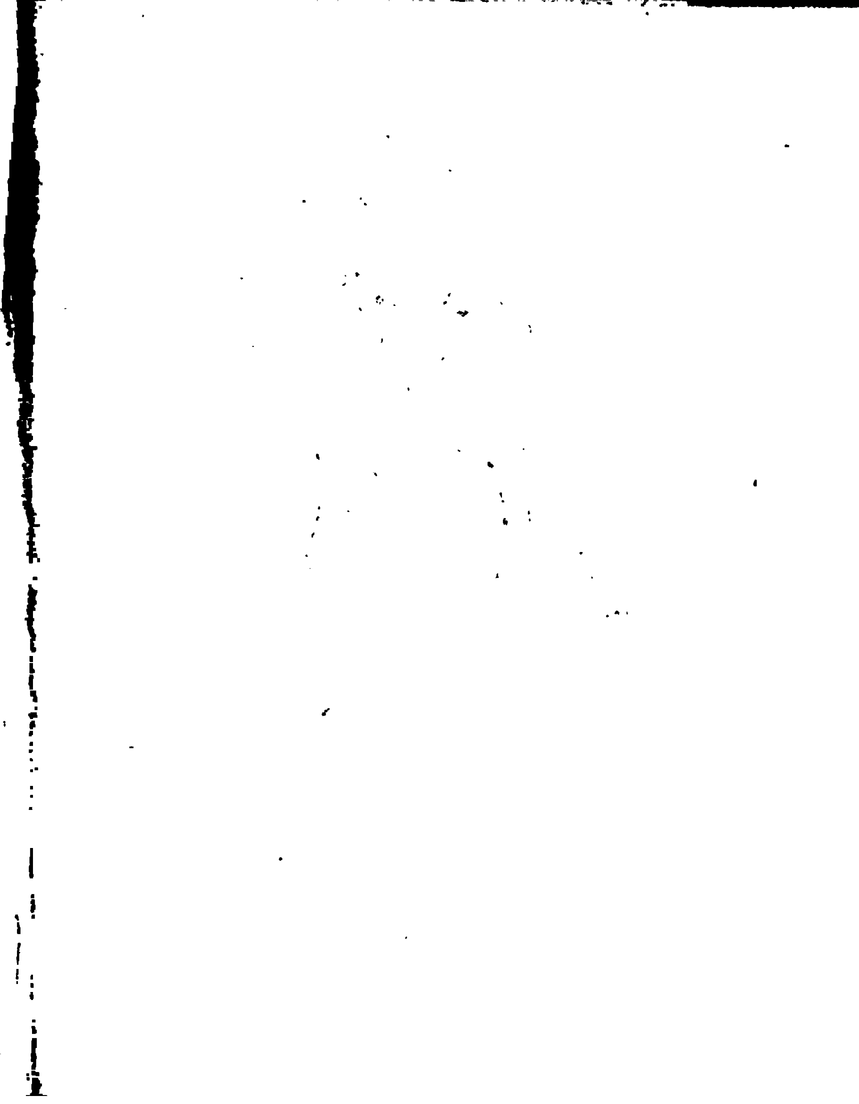
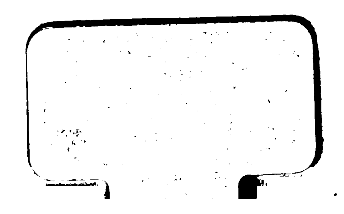
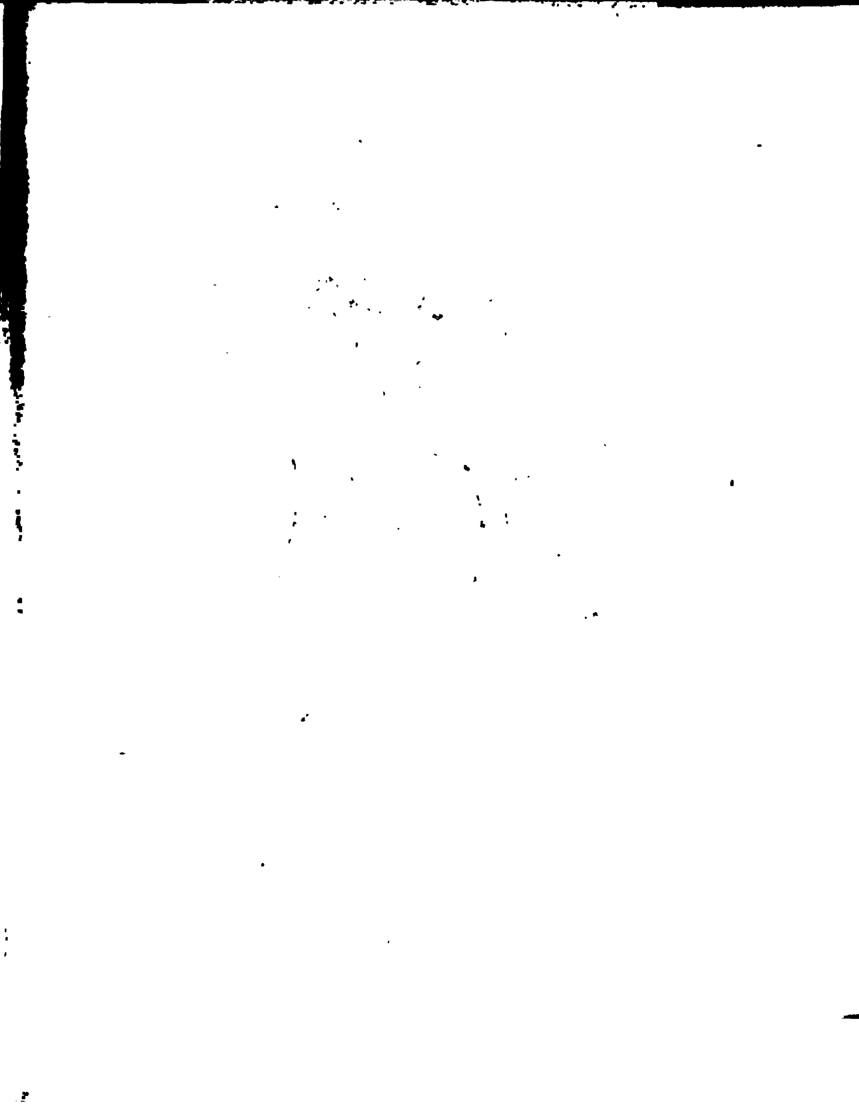
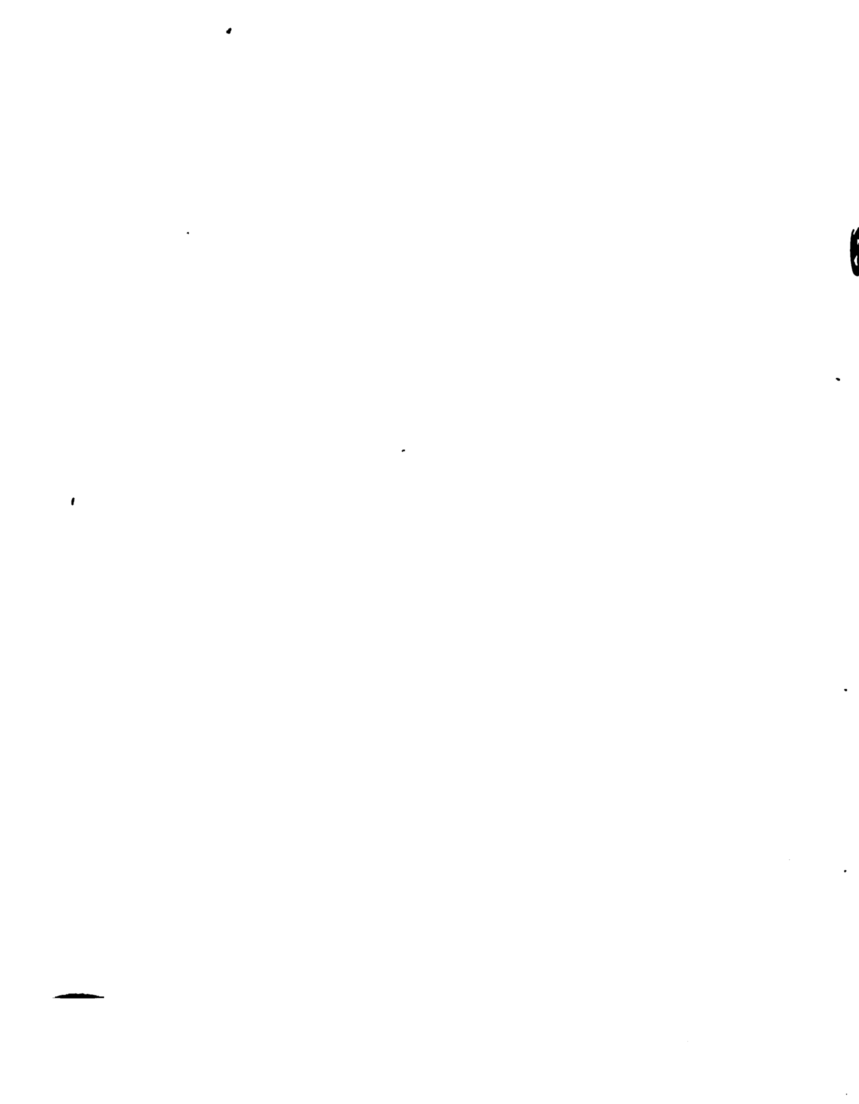












Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Neunzehnter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Zweite Abtheilung.

Lebensweisheit und Religion.

In zwölf Bändchen.

Inhalt:

I. u. II. Theil: **Selbstschau.**
III. — XII. Theil: **Stunden der Andacht.**

Zweiter Theil.



Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil:

Welt- und Gottanschauung.

Sechste vollständige Ausgabe.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Eine Selbstschau.

Zweiter Theil.



Vorbericht zur fünften Auflage.

Beim Erscheinen der vierten Auflage der „Selbstschau“ im Jahre 1849 erachtete es der Unterzeichnete, welcher von der Verlagshandlung mit der Revision beauftragt war, für angemessen, nur den ersten Theil derselben, „das Schicksal und der Mensch“ betitelt, dem Drucke zu übergeben, den zweiten Theil dagegen, die „Welt- und Gottanschauung“ für einmal nicht erscheinen zu lassen. Es sprachen dafür wichtige Gründe. Für's Erste nämlich wußte er aus manchen Aeußerungen seines sel. Vaters während dessen letzten Lebensjahren, daß derselbe mit jenem zweiten Theile, sowohl hinsichtlich der darin niedergelegten philosophisch-religiösen Ueberzeugungen als ihrer Darstellung, nicht mehr ganz einverstanden war. Heinrich Zschokke hatte die Zeit seiner Muße in den letzten sechs Jahren fast ausschließlich nur dem Erforschen der Gottheit und ihres Waltens im All der Dinge zugewendet und war dabei zu Resultaten gelangt, von denen er überzeugt war, daß sie der Vollendung in der Wahrheit näher ständen, als das früher Niedergeschriebene. Es schien deßhalb das Fallenlassen des Letztern gerechtfertigt zu sein, zumal damals Hoffnung vorhanden

war, daß in dem Nachlasse des Verewigten sich neues, wenigstens einigermaßen vollständiges Material finden werde, das mit der Zeit an dessen Stelle gesetzt werden könnte.

Diese Hoffnung war der zweite bestimmende Grund. Denn Heinrich Zschokke hatte, wie bereits in dem Vorbericht zur vierten Auflage bemerkt wurde, ein neues Werk über das „göttliche All" in Arbeit. Er schrieb daran Jahre lang; selbst während seiner Krankheit war dies noch seine Lieblingsbeschäftigung; allein der Tod kam zu früh. Sein Werk blieb Bruchstück und zwar, wie sich nun bei genauerer Prüfung ergeben hat, dermaßen Bruchstück, daß es durchaus unzuläßig gewesen wäre, dasselbe in so unvollendeter Gestalt der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bei dieser Sachlage kam es wieder zu Erwägungen darüber, ob bei den vielfachen, sich immer wiederholenden Nachfragen des Publikums nach dem religiös-philosophischen Theile der Selbstschau, es nicht dennoch gerathen sein dürfte, jenen im Buchhandel vergriffenen, zweiten Theil wieder in seiner alten Gestalt abdrucken zu lassen, und der Selbstbiographie, wie ehedem, beizugeben. Dagegen sprach der obenerwähnte, erstere Grund; dafür aber wesentlich der Umstand, daß beim Abgang der „Welt- und Gottanschauung" für die Freunde der Zschokkeschen Schriften im Bilde seines Lebens und Wirkens immerhin eine bedeutende Lücke unausgefüllt blieb, die um so schmerzlicher gefühlt wurde, als der ganze Entwicklungsgang seines Geistes, wie er in seinen

Schriften sich darstellt, immer und immer wieder darauf hinwies, daß da noch Etwas fehle, und dieses Etwas in der That in nichts Geringerm besteht, als dem den ganzen Bau eines schön vollendeten Lebens abrundenden Schlußsteine. Bleibt es immerhin wahrscheinlich, daß bei längerer Lebensdauer des Künstlers dieser Schlußstein ein noch schönerer und besserer geworden wäre, als der früherhin gesetzte, so ist denn doch der bisherige besser, als gar keiner. Und so kam es zur Entscheidung, vielseitig ausgesprochenen Wünschen Rechnung tragend, jenen zweiten Theil wieder aufzunehmen.

Uebrigens kann der Unterzeichnete die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wenn auch dieser zweite Theil den Philosophen von Fach auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr genügen wird, wie er dem Verfasser selbst auf seinem zuletzt eingenommenen Standpunkte nicht mehr genügte, er dennoch für Denker im weitern Kreise der Gebildeten einen überaus reichen Schatz heiliger Erkenntniß und daraus hervorgehender neuer Anregung bietet. Zschokke hat dieses Buch in seinem kräftigsten Mannesalter geschrieben, auf einer Höhe von Lebenserfahrungen und Studien, auf der ihm ohne Zweifel Einzelne, mit noch eindringenderem Scharfsinn begabt, voraneilen mochten, unter der aber auch eine große Zahl Anderer noch weit zurückblieb. Für sie hat sein Werk daher auch, so wie es ist, großen Werth und um so mehr, als es mit jener Gabe klarer, und (wenn es gestattet ist, wo es sich um Uebersinnliches handelt, diesen

Ausdruck zu brauchen) volksthümlicher Darstellungsweise geschrieben ist, welche sonst beinahe allen Schriften ähnlicher Art abgeht. Die Meisten der Letztern sind für den engabgegrenzten Kreis der Schule bestimmt: die „Welt- und Gottanschauung“ dagegen geht auf Volksbelehrung, in höherm Sinne des Wortes, aus. Hat mancher junge Mann, der zu den „Heimlichkranken“ unserer Zeit gehörte, im „Alamontade“ den ernsten Wink erhalten, wo Balsam für ihn zu suchen sei; haben Tausende von Familien seit bald einem halben Jahrhundert beim Lesen und Wiederlesen der „Stunden der Andacht“ Trost und häusliche Erbauung im Geiste Jesu Christi gefunden und hat dieses Buch selbst da religiöse Gefühle wieder geweckt, wo die Herzen dem Göttlichen völlig abgestorben schienen: so ist die „Gottanschauung“ für Jeden, den die heilige Sehnsucht zu tieferem Ergründen weiter treibt, ein, wenn auch leises, Lüften des Vorhanges, der vor dem Allerheiligsten der Wahrheit schwebt. Vollkommene Erkenntniß, wo ist sie hienieden zu finden? In spätern Jahrtausenden wird auf die Forschungen unserer Tage zurückgeblickt werden, wie wir jetzt auf Plato zurückschauen; und einst, wenn was gesagt ist in Irrthum und Schwachheit, auferstehen wird in Kraft, wie wird uns da erst unser jetziges Wissen und Weissagen als Stückwerk erscheinen!

Aarau, im September 1852.

Emil Zschokke.

I. Kenntniß und Erkenntniß.

---

1. Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren.

„Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.“ So seufzt' ich einst, von Zweifeln in meinem Innersten zerrissen, als Jüngling; so noch, als reifender Mann. Und ich habe im Lauf des Lebens diesen Seufzer im Stillen aus der Brust manches Andern vernommen. Ich beklage die Heimlichkranken, wie ich einst mich selbst beklagt habe. Spät sind meine Wunden geheilt worden; vielleicht sind die von Andern nicht unheilbarer. Ich will versuchen, den Gang meiner Genesung zu zeichnen; vielleicht wird er zum ihrigen. Zuvor will ich aber meine Narben aufdecken. Will aussprechen, wie mir einst Leben und Welt, Gott und Ewigkeit erschienen *). Ich dachte und sprach:

„Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmälig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum

---

*) Das im ersten und zweiten Abschnitt Folgende gab ich, als Bruchstück, schon 1832 in der Zeitschrift „Prometheus, für Licht und Recht.“ Hier theil' ich nur Auszug vom Wesentlichen dessen mit, was dort in Briefform eingekleidet war.

denn das so und nicht anders sei? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat sich das ganze Weltall ins Dasein hineingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts sein? Und warum ist Etwas, warum Alles da?"

„Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen, und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang; und die Uebereinstimmung andrer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren."

„Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andre; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Dasein zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt."

„Jeder tröstet sich, wie er's vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Dasein erleichtert denen, welche Unsterblichkeit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinandergesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zen-

Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien u. s. w. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen."

„Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen, vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundfesten."

„So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unsrer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?"

„Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen

Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt sein müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sich nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sei das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte."

„Aber, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht nicht erst seit gestern."

„Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen sein, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons, gehört worden sein: stets wohnt darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Insich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte."

Und, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß? Warum allen Völkern auf Erden das sehnsüchtige Ah-

gen nach Anerkennung ihrer Menschenwürde, ihres *Ur=Rechtes*, wenn die Nationen zuletzt doch immer unter den Füßen des Ehrgeizes und Eigennutzes einzelner Gewalthaber zertreten werden sollen?“

„Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche, als das unseligste, hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür *jammerlos*. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseins; aber es lebt doch nur im Punkt der *Gegenwart*, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der *Mensch* wird von dem, was nicht mehr ist, und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick außerdem Böses bescheert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, *wie es war*, zweimal hintereinander leben?“

„Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtsein eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer *Geburtsnacht* zu einer *Todesnacht*. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseins zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in der er wieder verschwinden wird? — Lieber *volles Licht*, oder *ewige Nacht*!“

„Es ist wahr, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten und Größen und Zahlen, uns Namen und

Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas sein? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?"

„Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es gibt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, wie sie für mich zu sein scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was außer meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich nicht ein ganz Anderes sei, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen, Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?"

„Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie in der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus

baut. Was aber wird, bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze, aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?"

„Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den Unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen sein. Tausende flüchteten sich, um sich selber zu vergessen, in gemeines, wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit." — — —

So sprach ich einst.

Doch eben in jenen Zweifeln, welche die Hoheit des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich heut dessen Würde. Im erhabenen Zorn des Geistes über die eigene Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseins, steht unser Geist, wenn kein Gott, doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchstein des Seins und Nichtseins, und richtet die nur gerechte, nicht vermessene, Frage an das Ur alles Wesens und Seins: „Wer bist Du? Wer bin ich?" — Des Menschen Dasein allein schon gab Vollmacht zu solcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Wesen kann diese Frage ins Weltall hineinrufen. Der Mensch nur kann es; er soll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!" Habet Ihr auch schon drinnen gehorcht? Saget nicht: Nacht und Finsterniß ringsum!"

Würdet Ihr von Finsterniß wissen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?'

Zwar nie wird ein sterblicher Oedipus das Alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträthsels finden; und der Jahrtausende Scharfsinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forschergeschäftes. Der Weg zum Wissen des Wissenwürdigsten ist Bahn der Assymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weise müßte ja im Entsetzen und Grausen vergehen, könnt' er je das Ende dieser Bahn schauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls ist wahrhaft hohepriesterliches Geschäft; Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und sein wird.

Das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Kenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, geht unter, sobald er sich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar im beginnenden Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann aber erstarkt, wird er selbst schaffend, und er lebt

voller, in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen; und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit stattfindet.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Andres zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit, als ein Werkzeug der Eitelkeit, dient; wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Ischarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit; als mir eine Welt erobern.

Es scheint am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welchem die gesammte Menschheit ausging und noch immer ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das im Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoff nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen

dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andre Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch für Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtsein der Freiheit, durch welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele widerspricht. Da ist mehr, als nur Seele: — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges sein. Nehmen wir sie einstweilen, wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir

ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

---

2. Werth des gemeinen Menschenverstandes.

Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person, übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unsrer Kenntnisse oder Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandensein dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währt. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leib-

liches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Welt des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen.. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrhunderte fort in einer großen, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts, denn Selbstverblendung wäre: so würde in der *sechstausendjährigen Lüge* vom wundervollen Weltall allein *Göttlichgroßes* wohnen, die Wirklichkeit aber kaum werth sein, der *Schemen dieser Lüge* zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ergeht über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen; er ist ein *Schrei der innern Wahrheit*, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge im Bewußtsein der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kundet und verklärt.

Immerdar kehrt der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit

eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

Man kann freilich einwerfen und fragen: „welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zu Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?“

„Vermittelst unsrer Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, haben wir unsre Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbares, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Die An-

strengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher, am Faden in der Hand des Knaben, ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam."

„Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Dasein dessen, was wir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unsrer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist nothwendig, wahr und richtig sein. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber auch die Wirklichkeit des Gedachten außerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre außer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Wäre Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung, nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtsein und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes.

---

3. Gewahrungen und Wahrnehmungen.

Es ist durchaus nöthig, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit bestimmten Worten, bestimmte Begriffe paaren.

„Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber man wird dahin auch zählen müssen, nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dieses wird unter dem Namen Empfindung, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei Menschen auch mehr oder minder bei beseelten

Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äußern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung, in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist nur das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtsein gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtsein.

Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Dasein der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt, und nur noch das geistige Bewußtsein bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Dasein der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sei.

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Dasein sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Dasein der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß

nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrne. Man würde wohl weniger am Dasein Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandensein begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

---

4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern stattfindet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden vom Inhalt der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen erfordert; sei es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher oder später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere

haben Gedächtniß; oft treueres, als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie bewahren. Ihr Vergleichen ist ein gefühlsweises Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigne Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtsein Erregten; nicht aber des Erregenden.

---

3. Seele und Geist. Empfinden und Denken.

Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, woran wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung der Vorhandenheit erhalten, so ergibt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr, als das Thier: bloß Kunde vom Dasein des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Andres vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, insofern wir glauben, dies Alles mit unsern Sin-

nen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu sein scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Dasein des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Dasein aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsre Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtsein das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseiend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Anderm, von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn gewahrt, aber die er daseiend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit seines Selbstes auflöset und dadurch in sich begreift.

---

6. Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen.

Das Denkende denkt sich; das Empfindende empfindet sich. Die Thatsache des Bewußtseins und des Empfindens steht über allem Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geist, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (5), ohne darum auszusprechen, ob beide einerlei, oder

wesenhaft Ungleiches sind, oder was sie in und an sich sein mögen? Aber wir unterscheiden die reinen Vorstellungen, das Gedankliche im Bewußtsein, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterschied sinnlicher und übersinnlicher, oder, nicht sinnlicher Kenntnisse keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtsinnlichen Kenntnissen gehört das gesammte Wissen vom Dasein dessen, was seelisch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar ist. Dies Wissen kann aber in uns geworden sein, entweder durch Selbstthätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogene Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen sind; oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urtheilen selber vorangeht, und worin jene Selbstthätigkeit des Geistes, wie inner bleibenden Schranken, wird und sich bewegt, — was ich Denkensgesetz des Geistes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewußtes ist, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes, noch das Denkgesetz selber zu sein, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige ist weder sinnlich gewahrbar, sondern vielmehr Gegensatz von allem Sinnlichen; noch ist es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil diese nichts zu einem Begriff liefern kann, und sie nirgends, als Merkmal, an sich trägt; noch ist es das Gesetz des Denkens und Erkennens selbst, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorstellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken-Vorstellungen, also auch alle Wahrnehmungen (3.), oder Erregtheiten des Bewußtseins, an sich selbst

nichtsinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnliche, oder übersinnliche.

Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Dasein desselben in Empfindung und Bewußtsein. Das Wissen vom Daseienden ist also das Daseiende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Dasein, kein Dasein in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (3.) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andre möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseins und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewißheiten Urgrund; das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Dasein beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Dasein desselben erweisen müssen; also eins durchs andre, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung, oder Wissen des Daseienden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseins. Und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anderes, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst, nach der innern Weise ihres Seins (3.), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seins-

weise, nämlich ihr So- und nicht Anderssein, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Dasein, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch sein, aber nicht ihr Dasein ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Dasein-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgend anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

---

7. Erkenntniß.

Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzthum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Dasein der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseins, in der Einerleiheit des Wissens und Seins. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst vermittelst Einung des mannigfaltigen Gekannten im geistigen Gesetzthum; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden innern Wissens und äußern Seins.

Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergibt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseins; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem Gesetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt sich an der Thatsache; Erkenntniß fordert zu ihr die Ursache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes ist; also die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt sie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber

erkennt es nicht. Die Sinne finden nur, der Geist aber durch Selbstthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daseienden durch Gewahrung und Wahrnehmung, also in der Einerleiheit des Seins und Wissens, die Gewißheit wohnt: so kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unsrer Erkenntnisse zu werfen.

---

8. Wesen und Sein des Geistes. Das Wissende und Gewußte.

Der Geist weiß sich wirksam in allerlei Vorstellungen. Wirken heißt Daseiendes ändern. Er, das Daseiende, ändert also sich, wird von sich ein Andres. Er denkt. Das Gedankliche ist sein Anders sein. Wir kennen das Dasein unsrer Gedanken thatsächlich, urgewiß; so gewiß, als der Geist sich selbst weiß. In jedem Gedanken für sich ist abermals Einheit des Seins und Wissens, aber ein andres Sein, als dasjenige des Geistes. Denn im Gedanklichen ist das Wissende selbst ein Gewußtes geworden.

Indem der Geist, wirkend in sich, ein Anderssein wird, weiß er sein Ur- oder erstes Sein verschieden vom andern Sein. In letzterm weiß sich das Gewußte nicht selber, sondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, sondern sie werden gedacht. Sie sind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geist aber weiß sich, in seiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechsel seines Andersseins, oder seiner Gedanken.

Weil der Geist sich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechsel seines Gedanklichen, als das Bedingende aller Vorstellungen in ihm weiß: so hat das Gedankliche kein Dasein und Bestehen für sich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Wesenloses, hingegen das beharrliche Eine, welches

unabhängig von allem Wechsel des Gedachten für sich, als Erstes, oder Urheitliches, besteht: ein Wesen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Sein, denn es ist vorhanden; aber es ist nicht das Insichselbst=Bestehende des Geistes; dieser weset. Der Geist hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß sich als denselben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Anderssein des Wesenden oder Wissenden, so ist das (gedankliche) Sein das Anderssein des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seins.

In Urheitlichkeit wesend, ist der Geist ein Sichwissen, im Gedanklichen, oder Anderssein, ein Vonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtsein des eignen Selbstes, wäre kein Hervorgehn von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand (das Subjektive) seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Anderssein (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbst.

Indem der Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur= und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersseins.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur= und Sachliche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, weset, ist die Insichbedingung, das Gesetzthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig sein, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem

Selbstgesetz. Er kann nicht außer sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Anderssein, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es besteht überall kein Sein für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und hinwieder sein Anderssein, wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als einer beharrenden Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in der Einheit des Seins, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Gesetzthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann.

---

9. Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand.

Das gedanklich gewordene Gesetzthum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Gesetzthum besteht aber, als Wesen des Geistes, und bevor es sich in Gedanklichkeit, zur Vernunft erschließt, unabhängig vom eignen Gedachtwerden. Daher sagen wir, die Vernunft entfalte sich spät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den wesenden Geist absprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verschiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgesetz, bald Sittengesetz (theoretische, praktische) heißen: sie ist immerdar eine und dieselbe Vernunft; immer-

bar die gewußte, in sich gleiche Wirkungsweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigne Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen.

Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit weset und wirkt: fordert er auch vom Sein dessen, was er nicht ist. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichsam sein eigenes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken; will in seinem Selbst das All: damit nirgends Zweiheit und Zwiespalt wohne, sondern daß sich die Gesammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie er, wesend (oder wirkend in beharrlicher Einheit), zu einem Anderssein aus sich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: so ist im geistigen Sein, oder in der Vernunft, dieselbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen sich entfaltet. Wie die wesende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche ist, aus welcher das Wesenlose, das Seiende, erwirkt wird: so ist die Vernunft-Einheit eben so wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demselben enthalten ist.

So wird das, was des Geistes Wesensnothwendigkeit, was seine Wirkensweise ist, in der Vernunft ein Gesetz für die Seinsweise des Gedanklichen, und Alles wird diesem Gesetze gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beschaffenheit nach (ob wesend oder seiend), als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterschieden und verbunden. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie nach diesem Gesetz sind, ist ihr Verhältniß zu demselben und mithin auch ihr Verhältniß unter sich. Denn sie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Gesetzthum des Geistes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und

Beschaffenheitsverhältniß unterschieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich, oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie sich von einander unterscheiden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seins zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge entsteht durch ihre Unterscheidung von einander; Erkenntniß derselben hingegen, durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben, wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen). So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

---

10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar und urheitlich; als Quell seiner Begriffe und Vorstellungen und Thätigkeitsbestimmun-

gen. In ihm wohnt ein Urwissen, das allem andern Wissen vorangeht; nicht erst ein Erworbenes, sondern Eins und dasselbe mit dem Geisteswesen ist. Erst im Sich-Aeußerlich-Werden (oder als Gedankliches) wird es ein Unterscheidbares, zu Ur-Ideen sich Spaltendes. Diese Ur-Ideen sind nichts von der Welt in uns Hereingespiegeltes. Wir suchen es auch vergebens in der Welt auf, wie das Unbedingte (Absolute), also Göttliche, Unendliche, Ewige, Wahre, Heilige, Schöne u. s. w. Aber allerdings wohl werden im Geist diese Ur-Ideen durch Einwirkungen von außen (6.) angeregt zum Hervortreten. Nach ihnen wird der Geist, gegen die Außenwelt, und zwar laut Nothwendigkeit seiner Wirksamkeitsweise (der Erkenntnißgesetze) thätig, (oder Verstand) zum Begreifen, Urtheilen und Wollen. Ich möchte solche Gesetze seines Thätigwerdens gleichsam Organe des Geistes zum Behandeln der Außendinge nennen.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar; alles Uebrige weiß er mittelbar, durch Wahrnehmungen. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen, sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich, als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß: Wesen und Sein, Wirkendes und Bewirktes, worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Sein) und Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der

Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Gesetzthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß.

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar sein und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesammtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

	Zahl		Beschaffenheit		Vereinbarkeit	
Wesen:		Allheit (Einheit)		Ursach (Sachliches)		Nothwendigkeit (Unbedingtes)
und		Ganzes				
Sein:				Grund		Dasein.

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abspiegelungen nur wieder des Wesenden und Seienden) gegensätzlich aus einander: so erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit	—	Einzelnheit
	(Einheit)		(Vielheit)
	Ganzes	—	Theil
	(Maß, Form)	—	(Inhalt)
Beschaffenheit:	Ursach	—	Wirkung
	(Wesen)	—	(Sein)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit	—	Möglichkeit
	(Unbedingtes)	—	(Bedingtes)
	Wahrheit	—	Falschheit.

Verwandelt der Verstand die drei Verhältniß- und Grundbegriffe in Sätze, so werden sie zu den drei bekannten Urgrundsätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einheitlichkeit, oder des Nichtunterscheidbaren. Denn was nicht von einander unterschieden werden kann, oder das in sich Gleiche, ist Einheit.

Aus dem Beschaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles steht nach seiner Beschaffenheit entweder als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als dessen Folge, beruht, ist mit ihnen eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerspruchs. Denn was sich in sich selber widerspricht, ist mit dem Gesetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich besagt jeder dieser Urgrundsätze, die nur nach verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet sind, zuletzt eins und dasselbe; so wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und diese (Wesen und Sein) das unzertrennliche Eine in sich sind, wenn gleich gedanklicherweise unterscheidbar. Man könnte jene obersten Grundsätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geistigen Gesetzthums nennen. Denn sie sind es.

---

11. Urtheile. Schlüsse.

Sämmtliche Geschäfte des Verstandes, im Allgemeinsten genommen, sind fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorstellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben, dem Geiste desselben, Gewahrungen des Einzelnen und

Mannigfaltigen der Außenwelt, und der erregte Verstand verschmelzt sogleich die einzelnen Vorstellungen in eine, die sie alle umfaßt und in sich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich sind diese Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verschieden von den Gesammtgewahrungen einer gedankenlosen Thierseele. Denn auch diese empfängt durch die Sinne, wie sie sich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenstandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desselben. Du selber, trittst du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirst unwillkürlich erst das Ganze mit seinen Umrissen ins Auge fassen, bevor du die Aufmerksamkeit dem Besondern darin zuwendest. Diese Gesammteindrücke in der seelischen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seelischen zum Geistigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verstande wieder durch das in ihnen Zusammenstimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde ist schon jeder Begriff für sich einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verschiedenen Dingen der Einheit im Wissen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfassenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen ist Streben des Geistes, das Mannigfaltige der Vorstellungen mit seinem Wesen und Gesetzthum auszugleichen, d. i. in dessen Einheit aufzulösen. In diesem Gesetzthum, den Dingen gegenüber und sie erfassend, wird jedes ausgesprochene Urtheil zu einer gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile sind eigentlich also säzlich (kategorisch); sie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, bestimmt oder unbestimmt sein.

Da jeder solcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkennt-

niß ist von der Einheit im Mannigfaltigen: so ergibt sich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe gibt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verschiedenen zum Einen, und des Unverschiedenen in ihnen bestimmt.

So kann man also die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß unterscheiden in allgemeine und besondre, oder vollständige und unvollständige; nach dem Beschaffenheitsverhältniß in bestimmte (kategorische, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgesprochen oder gesetzt wird) und unbestimmte, die Grund oder Folge muthmaßend voraussetzen (hypothetische); oder zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen, die zwischen einem Entweder und einem Oder schwanken (disjunktive).

Streng genommen ist in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigste, dem zufolge ein Satz unbedingt (apodiktisch, Nothwendigkeit aussprechend) oder bedingt (problematisch, die Möglichkeit andeutend) dasteht, und bejahend oder verneinend (Dasein oder Nichtsein) erklärt. Denn immerdar ist im allgemeinen und besondern, oder im vollständigen und unvollständigen Urtheil, das Beurtheilte für sich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben so sind die bestimmten (kategorischen) Urtheile für sich selbst Unbedingtes (Apodiktisches) aussprechend; die unbestimmten hingegen, mögen sie in voraussetzender (hypothetischer) oder gegensätzlicher (disjunktiver) Form erscheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewisses (Problematisches).

Vergleicht der Verstand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines Allgemeinen, der ihn, als zu einem Begriffsgebiet gehörig, umfaßt, und findet sich im Besondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: so schließt sich das in beiden Unterscheidbare zusammen, und der Schluß ist die Einheit des Allgemeinen und

Besondern. Jeder Schluß wird also vom Verstande auf dieselbe Weise gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußsatz ist auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder versteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schlusse, den wir machen, nach dem Beschaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargestellt werden: so erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategorische, hypothetische und disjunktive), oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des allgemeinen oder Vordersatzes, mit welchem das Besondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge sich zuletzt einheitlich auflösen, ist jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundsätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desselben Ursatzes (Sein und Wesen sind untrennliches Eins) heißen können.

In der That spiegeln sich sämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundsätzen des Denkens, und mit diesen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der bestimmten oder sätzlichen (kategorischen) Schlußart, worin ausgesprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art sei, offenbart sich der Satz der Einheitlichkeit oder des Nichtunterscheidbaren.

Die voraussetzende (hypothetische) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegensätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausschließenden Vorstellungen eine gilt,

die andre nicht stattfinden kann, gibt nur in andrer Gestalt den Satz des Widerspruchs zur Schau.

Es ist mir nicht darum zu thun, eine Logik zu schreiben. Kehren wir lieber, nach diesem Abstecher, zum verlassenen Wege zurück.

---

12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung.

Einerseits nun weiß sich der Geist wesend, das ist wirkend, denkend, mithin als Ursach seiner Thatsachen (der Vorstellungen), als Quell seines Andersseins (des Gedanklichen). Er ist das Bewußtsein und Dasein; ein wissendes Sein und ein seiendes Wissen. Er hat also, unabhängig von allen Sinnesgewahrungen, (denn mit welchem der Sinne könnte der Geist geschaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eignen Vorhandenheit. Diese Kunde des Selbstseins steht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben so zweifellos ist anderseits die Kunde vom Dasein eines Etwas außer ihm, das er nicht selbst ist und welches erst auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf sagen: er wisse nicht, was die Dinge außer ihm an und für sich sein mögen: aber er kann das Dasein derselben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben also zweierlei Quellen der Kenntniß des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Uebersinnlichen, und die seelische Gewahrung des Sinnlichen. Beide in höchster Allgemeinheit enthalten für uns das Urgewisse. Wollet ihr das Dasein des Gedanklichen im Bewußtsein, das Dasein der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben: so läugnet ihr Bewußtsein und Empfindung; so läugnet ihr eure gesammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestattet: verleihet ihr dem

Geist einen festen Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der sinnlichen, wie der nichtsinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterscheiden derselben von einander. Dies ist nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich künftig die Umgränzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser sein. Sondern ich will an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtsein im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt sein, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste ein übersinnliches Vonsichwissen.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts, als das

Thatsächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseinskunde (Einheit des Wissens und Seins) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen.

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseins, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl aber die Versuche des Verstandes, das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Daseinskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß, wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unsers Meinens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seins unsre Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseinskunde der Dinge, ja selbst das Dasein derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns stehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meinens köstlicher, als die fruchtlose Urgewißheit des Daseins von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

---

13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel.

Nur noch Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gewordene Einheit des Wissens und Seins, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Gesetzthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß, oder Daseinskunde des Thatsächlich-Vorhandenen, enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urgewißheit (6.). Stammt das Thatsächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtsein gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seins mit dem Gesetzthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empirische u. s. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekannte, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Gesetzthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes: so nennen wir die Uebereinstimmung des Gesetzthums mit dem rein gedanklichen Sein der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transscendentale u. s. w. bezeichnet). Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Dasein von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen, die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eignes Gebiet hinaus. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen

der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen gibt der Geist, mit der Kenntniß des Thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sei wahr und gewiß.“ Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine verneinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehn.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Dasein die mittelbare Erfahrung schweigt,

stützt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Dasein Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

---

14. Ursprung der Ungewißheit.

Wenn unser Geist, aus der Urgewißheit seines Selbstes, gegen die Gesammtheit der Außendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Gesetzthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke; ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, außer mir, auch andre mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Gesetzgebung und äußern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondre der ihn umringenden Erscheinungen ein-

bringt: um so unsichrer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselte, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meinens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen (subjektiven) Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Unzulänglichkeit unsrer **Kenntniß** vom Sein und Dasein des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Andres, als **ihr eignes Dasein** und **So-Sein**, nichts von Ursache und Wirkung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der **Gewißheit der allgemeinen Erfahrung**, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrne, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den **Sinnen** zur Last, sondern er liegt in der Weise des **Erkennens**, beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder **Kunde der Thatsachen**. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher

sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsre Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsre Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft unter einander sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsre Ansichten. Hingegen die Kenntniß vom Dasein der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

---

15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit. Wesen. Sein.

Frage aber ist: Ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich, wie wir es uns vorstellen, außer uns da sei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der sogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

Ich antworte: Alles ist wirklich, dessen Dasein wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch sonst „gewiß“ heißt; denn in der Daseinskunde ist Urgewißheit (6.). Man spricht: die Sache ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Andres, als das Bestehende, ins Sein rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Andres, denn sein Unmittelbares, ins Sein. Er wird sich selber ein Andres; er wird sich in sich selber gegensätzlich. Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein Sichwissen und Vonsich- oder Andermwissen. Er wird, im Eigenstand seiner Ur-

heit, ein Gegenstand seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Andres; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte; nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich als Ursache seines Gedanklichen; und den Gedanken, als von ihm bedingtes und abhängiges Verursachtes. So ist er in sich, als Ursache und Wirkung, als erstes Sein und zweites Sein auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesentlich untrennlich, eins und dasselbe.

Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursache. Ohne Wirkung wäre die Ursache keine Ursache; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Andres ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursache, nicht außer derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht außer demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar; wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung außer ihrer Ursache, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge, sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose (8.). Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und obgleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt.

Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses (8.). Das Wesende allein ist das Insich und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Dasein des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein andres und zweites Sein ist, und nicht ohne ein Bewirkendes, oder vor demselben, möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unsrer Gedanken aber besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Dasein. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Der Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden; er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm, als sein zweites

Sein, geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit oder Sachlichkeit ward.

Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, ist das Gepräge, worin wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, bleibt, und nur in seinem Andersein und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht außer ihrer Ursache (der Gedanke nicht außerhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Sein ist im Wesen.

---

16. Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches.

Das Gegensätzliche des, was da weset, obwohl es nicht außer dem Wesenden sein kann, ist nicht mit ihm das Gleiche, sonst wär' es nicht ein Gegensatz, oder von ihm unterscheidbar.

Aber das Gegensätzliche ist auch nicht das schlechthin ihm Ungleiche, dem Wesen Widersprechende, weil es sonst mit ihm das Unvereinbare sein würde, Zwiespalt der Einheit. Ein Ur- und

Sachliches kann nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren, sonst wären sie nicht seine Erfüllung. Ein Wesen kann nicht anders erscheinen, nicht anders sein, als es weset.

So ist das zweite Sein des Wesenden (das Gedankliche) nicht das Gleiche von seiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zusammenhanglose von ihm, sondern sein Gleichartiges. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Sein ihrer Ursache; alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Anderssein es ist.

So spiegelt dein wesender Geist sein urheitliches Selbst in deiner Gedanklichkeit ab; aber als Andres und Aenderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit, davon er in seiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerstreitende und nicht das Getrennte, sondern das wesenhaft Gegensätzliche ist. So sind die Dinge dieser Welt ein Wiederschein des Unbedingten; das Endliche ist der Wiederschein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in seiner Einheit, das Wandelbare in seiner Unwandelbarkeit, getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derselben Ursache (das ist durch Kenntniß der Wirkung) erkennen (7.) wir deren Gegensatz, die Ursache selber. So empfängt der menschliche Geist im Vonsichwissen, in diesem Abbilde seines wesenden Wissens, übersinnliche Wahrnehmung seines Selbstes. Und wie Ursache und Wirkung in sich untrennbar Eins sind, so fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich=Wissen des Geistes zuletzt in Eins zusammen, wird Urgewißheit (6.) seines Selbstes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtsein tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur= und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein andres Sein (8.).

Wenn im Wirken dessen, was da weset, dieses sich selber ge=

gensätzlich wird, wenn, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Anderssein und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt (15.). Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende sein kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich, in jeder seiner Wirkungen, wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden; Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Satze in das Einzelnste auseinander zweigen, und aus dem Umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittre, daß man mich mißdeuten könnte. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so, im Beobachten nach außen, Verwechselungen der Erscheinungen.

17. Das sich Gegensätzlichwerden. Das sich darin Verwandte.

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche sein; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, in der Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er anderseits strebt, aus dem Insichgleichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zersetzen; im Sondern und Begreifen; im Auflösen und Schließen; im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

---

18. Welt und Natur.

Der Geist weiß sich nicht in weltloser Einsamkeit. Er anerkennt das Dasein andrer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, außer sich. Dies Draußen kündet sich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Der Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Wort „Seele“ (5.) bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtsein Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß

die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit dem Geistes-Gesetzthum nichts gemein hat; ja demselben sogar vielmals widerspricht. Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: „Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!“ Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draußen, welches in ihm erst Gewußtes oder Gedachtes wird.

Rechte Niemand mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechthin Geschiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einstweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unsrer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und unterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, außer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundenen weiß, insofern es im Licht des Bewußtseins; als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen auch Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseins, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es

Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnes-gewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewißheit, es nicht zu sein. Nothwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Die Wirkungen von außen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus anders, als unsre Geisteswirkungen (die Gedanken), dastehen, wollen wir, um sie von diesem zu unterscheiden, Erscheinungen nennen, und die Gesammtheit der Erscheinungen, Welt.

Die Welt ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen außer uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Gesetzthum, muß nothwendig in dem außer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses Ursachliche der Welt, die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge außer uns; die Welt mithin das wesenlose Andersein und Abbild, oder das Gleichartige (16.), der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtsein der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur (15.); die Natur in Allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unserer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draußen Gedanken der Natur nennen.

---

19. Warum Wesendes unbegreifbar und doch gekannt?

Natur und Geist sind also beide Ur= und Sachliches, oder Wesendes; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Andersſein von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seiend (8.).

Ich sehe gar wohl ein, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsere Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist im Seelischen nur Erregtes, oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dunkeln ist nicht außer den Sinnen, sondern in ihnen das Erregte! Was wirkend außer der Seele beharrt, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, ist das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, sobald dies Andre abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andre, dies Wirkende, dies Erregende, weset; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seelische, welches Empfindungen und Gefühle in sich hervorbringt, weset oder wirket ebenfalls; nicht das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. s. w.), weset. Wenn wir nun das in der Seele Empfundene außerhalb derselben vorhanden glauben: so ist dies ein verzeihlicher Gesichtsbetrug des Verstandes.

Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gern sinnlich ergreifen. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe, oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, den Geist, die Natur, die Gottheit u. s. w., vorstellen sollen? Wir können uns von dem, was da weset, kein sinnliches Bild schaffen; nicht einmal den Begriff machen.

Dies ist allerdings richtig. Ein Wesen, als solches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zusammenfassung des Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche (8.). Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Dasein des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (7.) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Dasein. Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Uebersinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was roth, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseinskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Weg ein, als auf andre Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und, mit den Flügeln der Einbildungskraft, das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Dasein des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemanden bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke, sei das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sei wesenlos, d. i. nicht wirkend.

Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Anderssein des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (18.): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, da sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem

ur unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen weset, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseiend offenbart.

---

20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach.

Dies führt mich zu einer andern Bemerkung.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie Ernst damit gemeint, daß die Vorstellungen selber, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas außer ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andre Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung (11.).

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein andres Wesen, oder auf irgend andre Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist selbst zur bloßen Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus

sich, oder Wirkung einer Wirkung sein, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht (15.).

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sei es in sich selber, zum Andersseln, oder auf ein Wesendes außer ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesen allein wirket, das ist, weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Sein, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Anderssein, als Gegensätzlichgewordenes, als Mannigfaltiges in der Einheit, als Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Wenn jede Wirkung, möchte man fragen: inner und nicht außer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all ihr Wirken sich nicht gegen einander äußert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen,

wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Dasein des Draußen, wenn es sich nicht auf unsre Sinne äußerte?

„Siehe," spricht der Zweifler: „da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung: keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Dasein alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandensein des

Ueberſinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben ſo wenig das Daſein der Sinnenwelt, baueten zwiſchen beiden fantaſtiſche Brücken, um beide zu verbinden."

„Erfahrung und Bewußtſein ſträuben ſich gegen die Vernunftkünſtelei jener einſeitigen Anſichten. Was aber mit der Geſammterfahrung und dem Selbſtbewußtſein in Zwieſpalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchſtens perſönliche (ſujektive) Gewißheit ſein, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menſchen werden."

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

II. Natur und Welt.

21. Das Ich=All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leser vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Der Theil wird erst durch sein Ganzes verstehbar. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben, kein Anfangs=, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem andern nachfolgen müssen? Von wo ich auch zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daseins, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über dem höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Dasein einer Welt außer sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht außer ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eignes Werk, oder nicht. Wollte er

sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Dasein; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Scepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtsein wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtsein, zur Vorstellung umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses

Wissen und Dasein deß, das in unserm Bewußtsein steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge außer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Dasein unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äußern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu er-

kennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit.

---

22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schoose trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung,

mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in argloser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß.

Der Verstand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen, Gott selbst, mit eben denselben

Namen belegen, und ihn als den gegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sei gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinen Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Von-sich-wissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit deß, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch

in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ist's, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseins (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Gegliederts (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersseins, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Moos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Gesetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseins. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust erwacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung; also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Anderssein.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig sein könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirken vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen. Denn was ist im Unendlichen

hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu sein. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen nnd Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Anderssein. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dies gibt seinen Gebilden ein

einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur, abgespiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Außenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die gesammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irrsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichtsdestoweniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabner, stellt sich uns der Erscheinungskreis dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unsers Erdballs sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht er-

kennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewußtseins, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffische für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüthen und Entwickelungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitsschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander tretenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Wenn wir jene merkwürdige in der Außenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stoffischen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpferkraft des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder allgemein verbreitet ist, als das

Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seienden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stofftheilchen; — aber wie weit hinauf ist's noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur Eins ist? — Sternkundige wissen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuern Weg desselben durch die Himmel zu berechnen; wer berechnet aus der Entfernung des todten Stofftheilchen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin; auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

24. Einzelwesen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst, im Vonsichwissen, sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern; für sich abgegränzt; in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einzelheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzen die Gesammtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitssphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stofflichen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten, und der Mensch, indem er alle allgemeinen Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigen-

ganzen verbunden steht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch dazu das geistige Wissen.

Jedes Eigenganze stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie wir nun die Eigenganzen, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden; so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem in andern Dingen Wesenden, zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Anderssein (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint.

Wenn wir daher verständlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden (da wir doch nur Aeußerungen der Natur meinen), geschieht es nur uneigentlich; nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseins. Dies Anderssein, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allseelige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselben in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Es sei mir also, zur bessern Verständigung, gestattet, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltweisen gethan, nur mit dem Unterschiede zu brauchen, daß sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Uebersinnlichen, zu nehmen sind.

---

25. Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur.

Die Natur wird sich im Wirken gegensätzlich; sie wird sich Erscheinung, Welt. Das Gegensätzliche ist, wie gesagt, das Gleichartige und Verwandte der Wesenheit (16.) Den allgemeinsten Gegensatz, in welchen das Urwesen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegkraft, Leben und Seele genannt. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirksamkeitssphären der Natur (22.)

In jedem dieser Gegensätze, oder in jeglicher dieser ihrer Sphären wird sich die Natur immerdar von neuem gegensätzlich, wie der Geist in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen zu minder allgemeinen, besondern und einzelnen. So ist das gesammte Weltall gleichsam ein fortgesetztes unendliches Zeugen und Ausströmen gegensätzlicher Erscheinungen aus dem Unendlichen. Daher Mannig-

faltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und seelischen Artungen.

Weil aber alle Gegensätze sich in derjenigen Einheit die verwandtesten sind, in welcher sie, als das Gleichartige, auseinander traten: so ist das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abstufungen. Und Alles wieder ist zur Ureinheit des wesenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersseins nach ihrem ewiggleichen Gesetzthum (Wesen). Das Insichgleiche stößt sich entweder in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder, wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack" und „Wahrheit" sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Oel sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äußern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist; wie das Polarische

im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen; wie das Geschlechtliche im Leben; oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen, als Besonderes, und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der bloß scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen, mit der unmittelbaren oder wesenden Ursach, ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, beim Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein bloß gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begränzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes sein außer dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begränzenden das Unbegränzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man

von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer wesenlosen Vorstellungsart aus ihm: die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsre Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — Wie begränzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften, und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, des sich Widersprechenden, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als einen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur vereinzelt, fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern

Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sei dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir (wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden) den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!" ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme, ohne Sprache, denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch (außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffische, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stoffischen nur entfernt und nur mittelbar verwandt (25.). Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stoffischer Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich unge-

wahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stofftheilchens zum Stofftheilchen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder, ohne Leben des Gewahrenden, unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften (die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind) gleichsam sein Wohnhaus baut, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindunglos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist, als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück. Selbst der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Verkörperung wieder, durch Leben und Seele, in dem Bewußtsein eines andern Menschen Gleichartiges von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und

Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

Die Natur also, in ihrer Wesenheit das beharrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Anderssein, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen vielerlei Eigenganzen, deren Gesammtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie im beseelten Leibe des Menschen, auch außer demselben, weset: so sind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigenganzen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eignen Selbst.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ist's, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt nur das in jedem Eigenganzen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird dann in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erscheinungen zu schaffen (denn diese sind in uns), sondern mit dem Wesen der Dinge selber, d. i. mit der Natur. Nur Wesen wirkt auf Wesen (20). Die Erscheinungen der Natur sind gleichsam nur ihr zum Geiste gesprochenes Wort, worin sie sich ihm offenbart. Die Natur weset als das

Unendliche, Wechsellose; ihr Wort (die Erregung) ist Wesenloses, Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das wesende Wissen des Geistes, d. i. dessen Thätigkeit weckend durch ihr Andersſein, welches ihr endliches Abbild ist, wird die Natur im Wissend-Wesenden dessen Gewußtes; und der Geist wird ihr Bewußtsein, das sie in sich selber nicht ist.

---

26. Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen.

Wie aber sind Einwirkungen von Einem der Einzelwesen auf das Andre möglich, da jede Wirkung in ihrer Ursache verharrt und von derselben untrennlich ist? — Alle Einwirkungen sind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen selbst Möglichkeit haben.

Wirkung ist ein Andersſein, ein in sich Gegensätzlichwerden des Wesenden.

Das in einem der Eigenganzen Gegensätzliche des Wesenden ist dasselbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben so Wesenden, nach dem Gesetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abstößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit strebt. So steht in zwei verschiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Wesensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber steht gegen das Gleiche in Abstoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit sich.

Somit sind alle Einwirkungen nichts anders, als Erregungen der Wirksamkeit, indem das in sich Gegensätzlichgewordensein eines Einzelwesens den Gegensatz im Andern, als Gleichartiges hervorruft. Vielleicht werd' ich deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polärische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinandertreten des in sich Gleichen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist dasselbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher, im andern, der Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich unterscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie der Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie nicht das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Ursache. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in beiden, als Gegensätzliches der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äussere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr in diesem wäre; mein vom Andern vernommener Gedanke ist mir nicht von ihm genommen worden, sondern ist etwas von ihm selber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen, durch Erregung seiner eignen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andre leidend, und keines wird erst, was es nicht schon aus sich selber ist.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursache verharrend, nur Anrufung des Verwandten im Andern; Erregung zum Gegensätzlichwerden des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren Natur, Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

Ich schließe nun mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (18.) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Anderssein des eignen Selbstes. In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Außenwelt ein, denn er ist das Bewußtsein der wesenden Natur und ihrer Wirkungen (25.) Zu dieser Außenwelt gehört aber nicht nur das, was außer dem menschlichen Leibe waltet, mit dem der Geist ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiednen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da der Geist nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende außer ihm, als das Sein der Wirkungen, oder der Außenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtsein, die Vorstellungen davon sind.

Die Außenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch außer ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß,

als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehn; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht außerhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslicht, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außer den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so außer demselben, wesend; und das Erregte ist nur Anderssein und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehn wir Geister mit dem Wesen der Dinge außer uns selber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also das Anderssein ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden.

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Anderssein ihrer Ursache, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtsein ist: so entsteht im all-

täglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursache, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen außer uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andermwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen Natur. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Wirkensartungen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen.

---

27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens.

Mit welchem Rechte dürfen wir aber die innere Nothwendigkeit, welche unsre Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens, auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seins oder Wesens von dem machen, was außer uns vorhanden wohnt? Könnte nicht im Wesen der Dinge außer uns ein Zustand möglich sein, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursache, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unsrer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das außer dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eignes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du

sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draußen, während diese Begriffe noch erst aus dem Grunde des Geistes erwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Sein im Draußen eben das Zweifelhafte sein soll, auf das Draußen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingestehen, anderseits das Dasein von Etwas außer dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draußen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine einzige erwiesene Thatsache von der Außenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, das ist eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten-Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre

ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eignen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes sein, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen in den Erscheinungen im Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und vollendend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtsein der wesenden Natur, kann dies nur sein, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem, nur als Fortsetzungen des Aenderns außerhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie, sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtgewordenen aus.

Wenn wir noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der

Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang, nur Frucht unsrer eigenen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsre Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm außer uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter sein und außer uns Chaos; oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (25.), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsre Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen.

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat, im Wandel der Dinge, jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Er nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das Gesetzthum oder Wesen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit steht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß (10.) zu einander steht, und in Einheit und Ursach zusammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein

Wissen eines Gewußten möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetzthums der Natur, müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Scepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieselben sein; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverläßigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Töne geschmeckt werden.

Doch statt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Dasein dessen, was, als ein nothwendiges Wissen, in der geistigen Wesenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Ursach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unsern Geist weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch ist das, was wir Erkenntnißgesetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zusammenhang der Dinge vorzustellen, sondern das Ursachliche und Thatsachliche des Geistes; es ist seine Wesenheit selber. Er selbst ist Ursach und wird sich im Wirken gegensätzlich zur Thatsache in seinen Wirkungen.

Oder möchtest du mich noch fragen: wie denn das Wirken möglich sei? Wie es zugehe? — Daß du denkst, bedarf, als eine Thatsache keines Beweises, die sich durch ihr Dasein, als daseiend, ausweiset. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Wesen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beschreibung dessen werden, was in sich, ohne Verschiedenheit, eine schlechthinige Verhältnißlosigkeit ist. Erst durch die Wirkungen, wenn sie da sind, wird zugleich das Unterscheidbare, mithin Beschreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein andres Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens; ein Gleichartiges; ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden

ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehn des Gleichen zu Gleichartigem (16.), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehn des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig geht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge; eine gränzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge, und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Sein zugleich Nichtsein, Nichtwesendes zugleich

Wesendes sein soll. Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Anderssein in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern stattfinden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Gesellschaft ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgesetze des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (10.) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, durch beständige Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerseits lehren uns die fünf Sinne, daß Alles in der Welt Gränzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar sei. So gewiß dieses ist, eben so gewiß steht anderseits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts gewiß und beharrlich sei, als eben das Aendern selber; und daß in der Begränztheit der Stoff-

gebilde nichts Unbegränztes sei, als das, was sie umfaßt, der Raum, welcher sie trägt, und welchen, wenn wir auch Alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, sondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von diesen beiden Erfahrungen ist die erstere rein sinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte sagen, eins mit ihr, ist eine übersinnliche, unmittelbar von etwas, das kein Sinn gewahrt. Der Geist erfährt und schaut, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelst der Sinne die wandelbaren Erscheinungen, so auch durch sich unmittelbar selber, also auf nichtsinnliche Weise, das unwandelbar darin Wesende. So ist uns, indem Wesen nur auf Wesen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweise gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt strahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferlosen Räumen der Himmel, das Allgegenwärtige. Die Welt ist der wandelbare Gedanke der Natur, und die stoffischen Gebilde aller Art sind die Wörter, worin sie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menschen. Aber den Gedanken versteht nur der wissende Geist.

III. Stoffgebilde.

28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffisches.

Indem die Natur sich äußert, d. i. aus ihrer Urheit hervortritt zu ihrem Andersſein, erscheint sie, im Gegensatz von ihrem Sachlichwesen (Realen), als Stoffisches des Weltalls; und in ihrem Wirken, als Bewegendes (Aenderndes). Wir wollen uns aber unter Stoffischem (oder Materiellem) nicht schon den verkörperten Stoff vorstellen, sondern das, woraus Körper erst gebildet werden. —

Das Sachlichwesende ist in sich das Unbestimmte, Unendliche. Somit trägt dessen Andersſein, die Welt, in ihrer Gränzenlosigkeit für uns das Gepräge der Allgegenwart der Natur. In der Allwesenheit derselben, weil sie kein Endliches ist, besteht keine Umgränzung, keine Bedingung, in der sie selber enthalten wäre; keine Lücke; kein der bloßen Gedankenwelt des Geistes erborgtes Nichts; und somit erscheint auch der Stoff, als Erfüllung des Ur-Sachlichen, dem Wesenden Gleichartiges, ohne Umgränzung, ohne Lücke (ohne Nichts), als ein nirgends umufertes Weltall.

Diese Allgegenwart des Stoffischen, des Trägers aller übrigen Erscheinungen der Natur, machte den Sterblichen, auf untern Stufen seiner Entwickelung, oft geneigt, das in seinen Sinnen Erregte für das Erregende selbst zu nehmen; gleichsam das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Götterbild mit dem Gott zu verwechseln; überall nichts für wirklich und sachlich vorhanden

zu halten, als was vor den Sinnen stofflich daliegt und aus mittelbarer Erfahrung (12.) gekannt wird. Leben doch auch noch in unsern Tagen kenntnißreichere Männer, die sich nicht vom Sinnenschein loswinden können und jeden Beweis für die Vorhandenheit eines Wesenden unvollständig finden, dem, zur gedanklichen Gewißheit, Erfahrungen durch die Sinne (zu den subjektiven, die objektiv zureichenden Gründe) abgehn. Sie kennen, oder anerkennen, die höhere, unmittelbare Erfahrung des Geistes nicht, die alle Geister lehrt, was keiner der Sinne lehrt und lehren kann.

Daher sollen wir das Alterthum nicht hart tadeln, wenn es sich seine Gottheiten aus einem unendlich zarten Stoff gebaut vorstellte; oder jene spätern Philosophen, welche die Materie für das Alleinwesenhafte hielten, dem Alles, selbst der menschliche Geist, und der erhabenste seiner Gedanken entblühe.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlichwesenden Natur, muß nothwendig, wenn auch die Sinne es verneinen könnten, ein Gränzenloses sein, weil der Geist sie, als das Unbedingte, Unendliche erkennt, und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtsein ist. Er bestätigt nicht die Aussagen der Sinne; sondern umgekehrt, diese müssen zuletzt immer nur bezeugen, was schon sein allgemeines, unabwehrbar-nothwendiges Wissen ist.

29. Stoffruhe. Bewegkraft.

Wie das gränzenlose, in sich ruhende, materielle Weltall die unwandelbare Beharrlichkeit des Sachlichwesens der Natur darstellt: erscheint, gegensätzlich von dieser Beharrlichkeit, ihr Wirken oder Aendern (in ihrem Andersein), als das Bewegen. Und eben durch dieses steigt, in diesem Andersein des Wesenden, aus dem Schoos des Unendlichen, das Endliche; aus dem Gränzenlosen das Begränzte; aus dem Unbedingten das Bedingte; aus dem Be-

harrlichen das Vergängliche hervor, und doch untrennbar Eins und Dasselbe mit dem Ur- und Sachlichwirkenden.

Die Ruhe des Stoffischen wird durch Bewegung, als durch sein Gegensätzliches, beschränkt, und das Bewegen wieder durch die Stoffruhe. Mit dem Gegensatz selbst ist schon ein Mannigfaltiges in der Erscheinung geworden, das sich gegenseitig zur Unterscheidbarkeit eingränzt. Der Stoff und das Bewegen, wenn auch unterscheidbar, sind dennoch, weil aus gleicher Einheit hervorgegangen, das wesenhaft Untrennbare. Der Stoff ist das Bewegbare; hinwieder das Bewegende, welchem wir, im gemeinen Leben, auch das Wortzeichen der Bewegkraft zu geben pflegen, das Bestoffbare. Wir kennen keinen unbeweglichen Stoff, und keine Bewegung ohne Stoff.

---

30. Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen.

In beiden wird also die allbedingende, allgegenwärtige oder unbegränzte Natur das Begränzende, oder zur Endlichkeit Bedingende des Stoffischen. Die Bedingung zur Endlichwerdung des Stoffes ist der Raum. Eben so wird die ewigwirkende Natur, in ihrem Andersſein, das Bedingende des Bewegens. Die Bedingung, oder Beschränkung zur Endlichwerdung des Bewegens, ist die Zeit. Der Raum verhält sich mithin zur Allgegenwart, oder Gränzenlosigkeit, wie die Zeit zur Ewigkeit.

Wir können uns daher keinen Stoff ohne Raum, keine Bewegung ohne Zeit vorstellen, weil wir uns kein Bedingtes, als ein Unbedingtes, kein Endliches, als Unendliches, keinen Widerspruch in sich selbst, als möglich vorstellen können. Denken wir Stoff und Bewegung, oder Raum und Zeit hinweg; so denken wir damit alles Endliche hinweg, und es bleibt uns nur das unwandelbar Allgegenwärtige und Ewige, d. i. das Unendliche.

Aber dieses Allumfassende können wir uns nicht hinwegdenken, wenn wir alle bewegten Stoffgebilde aus unsrer Vorstellung verschwinden lassen, weil der Geist sich nicht selber hinwegdenken, sich nicht selbst als wissend=wesendes Nichtsein wissen kann, und weil das Gleichartige seines Gesetzthums, dasjenige der Natur ist (25.).

Der Raum ist also nicht das Allgegenwärtig=Sachliche; sondern ein das Stoffische Begränzendes, die Bedingung, wodurch das Einzelne endlich wird; ist gleichsam der Rahmen des Stoffischen, wodurch dasselbe das in der Vorstellung Unterscheidbare wird. Eben so ist die Zeit nicht das Ewige selbst; sondern das im Ewigen Bedingte, Endliche, wodurch alles Aendern und Bewegen für uns Unterscheidbares wird. Beide, Raum und Zeit, sind mit den Erscheinungen selbst gegeben, d. h. die Gränze nothwendig zugleich mit dem Begränzten, weil dieses, ohne jene, nicht erscheinen könnte. Auch das Thier unterscheidet Räumliches und Zeitliches durch die Sinne, als Mannigfaltiges, nach dessen Begränzungen.

Wir empfinden mit den Sinnen weder den Raum, noch die Zeit an sich, sondern nur den Stoff und die Bewegung in beiden, d. i. das Bedingte in seiner Bedingung zur Endlichkeit. Deshalb aber sind Raum und Zeit auch nicht bloß von den Erscheinungen abgezogene Begriffe (wenn gleich sie rein gedanklich, wie Begriffe, vorgestellt werden können). Sie sind keineswegs von Merkmalen und Verhältnissen der Dinge genommen, sie in sich fassende Einheitsvorstellungen; denn alle Merkmale und Verhältnisse der Dinge sind selbst, erst durch ihre Unterscheidbarkeit, also durch ihre Endlichkeit (d. i. durch Raum und Zeit) möglich. Eben so wenig ist Raum und Zeit eine bloße Form des Seelischen, für sinnliche Anschauung; denn auch das Uebersinnliche, sobald es Gedachtes wird, ist damit ein Begränztes, Unterscheidbares, Zeitweises geworden.

Im alltäglichen Sprachgebrauch nimmt man den Stoffraum, und den Zeitraum, gewissermaßen, wie Behälter vom Inhalt des Stofflichen, oder der Veränderungen und Bewegungen. Und in der That sind alle Dinge behalten inner ihrer Bedingung. Oft wird auch das, was die Umgränzung (die Bedingung zur Endlichkeit) erfüllt, selbst Raum genannt, und man spricht von den „Gränzen des Raums", wo man von den Gränzen des Inhalts sprechen sollte. Doch diese Ausdrücke zu erläutern gehört hier eben so wenig her, als der reine Raumbegriff des Mathematikers, der dabei von allem Inhalt absieht; oder als der leere Raum des Physikers, der, in Bezug auf eine oder andre Stoffart, von ihr rein ist. Ein unbedingt leerer Raum wäre ein Begränztes ohne Gränze.

---

31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge.

Die sachliche Allgegenwart der Natur stellt sich uns, in ihrem Erscheinen, als das Außer- und Nebeneinander des Stofflichen dar, welches man das Ausgedehnte im Raum nennt. Dieses ist wieder nichts anders, als das in seiner Bedingung Bedingte und Endliche. Nähe und Ferne im Räumlichen sind nur beziehungsweise Verhältnisse des Unterscheidbaren im Allvorhandnen. Wäre in diesem nichts unterscheidbar, also nichts begränzt: so würde keine Nähe, keine Ferne bestimmbar sein.

Wie das Nebeneinander des Stofflichen die Erfüllung der ursachlichen Allgegenwart der Natur ist, so wird das Nacheinander der Bewegungen und Veränderungen, d. i. die Zeitfolge der Dinge, die Erfüllung des Ewigen. Das Räumliche tritt von seiner Höhe (oder Tiefe) gegensätzlich in seiner Länge und Breite aus einander; das Zeitliche aus seiner Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft. Gleiche Raum-

größen haben gleichviel Stoff, weil des Raums nicht mehr, als des Stoffs, der Gränze nicht mehr, als des Begränzten sein kann.

---

32. Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?

Eh' ich mir aber erlaube, einen Schritt weiter zu gehn, und von der Verkörperung des Stoffischen zu reden, scheint es mir nicht unnöthig, noch einmal daran zu erinnern, warum die auf Naturerscheinungen angewandten Vernunftgesetze das Ansehn von Naturgesetzen haben können (27.), denen sich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß, beim Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Erfahrung, nicht das Gesetz, sondern die Erfahrung, als Irrthum, verworfen werden müsse?

Wenn die Naturforscher nicht geradehin mit gewissen Theologen gemeine Sache gegen den Werth der Vernunft in Erfahrungs- und Glaubensangelegenheiten machen wollen, werden sie ihr wohl ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen, oder elektrochemischen Apparaten einräumen, und nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntniß erhöhen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist, in seinem Wissen, das Bewußtsein der Natur sei, nicht gelten, oder etwa dahin gestellt sein lassen wollten: so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie, ohne Vorhandenheit der Erkenntnißgesetze des Geistes, gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht läugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußern, oder stoffischen Gegenständen, überall nichts gewahren, als deren Ausdehnung, Form, Farbe, und deren auf einander folgenden, gewöhnlichen, oder ungewöhnlichen Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Fol-

gerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen nothwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius, so wenig, als ein vernunftloses Thier, Versuche anzustellen, im Stande sein.

Allerdings gehören zur Erkenntniß der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Daseienden oder Bewirkten ist kein Wissen von demselben möglich. Das Mangelhafte der Erkenntniß von Thatsachen gewährt mangelhafte Erkenntniß von Ursachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetzthum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Nothfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen, oder Verhältnissen (Hypothesen), um, für einstweiligen Bedarf, den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf dieselben. Sie haben darin einige Aehnlichkeit mit bloß abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung, so wie der abgezogene Begriff, kann bald zu weit, bald zu eng sein, und steht oder fällt mit neuen Erfahrungen und neuen Merkmalen, die übereinstimmend, oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze, obgleich sie das im Dasein Erscheinende ebenfalls erklären, stehn von aller Erfahrung so unabhängig, wie das Gesetzthum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen.

Freilich gelangen wir, durch Vorstellungen, erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes; und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze, als Vorstellungen an sich, die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnißurtheile erst durch Uebereinstimmung mit der Vernunft (9.) und dem mit ihr gleich-

artigen, allgemeinen Naturgesetz, dargethan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind.

Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt, oder Vorstellungen von denselben, sind keine Ideen (wie Unendlichkeit, Heiligkeit, Zweckmäßigkeit ꝛc.), sondern nur Erfüllung der Idee (des Urgewissen) durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen. Die Idee ist das Abbild des Geistigen im Vonsichwissen, also Gleichartiges vom wesenden Wissen, daher das Allgemeine, Nothwendige, Unbedingte, und alles Wechselnde, Besondre, Zufällige, gesetzgeberisch, bestimmend.

---

33. Der Urstoff. Grundstoffe.

Ich habe den Stoff, oder die Materie, als Erscheinung der sachlich wesenden Natur bezeichnet. Er wird aber im Wirken oder Aendern der Natur wieder in sich gegensätzlich (16.), und damit das Mannigfaltige in seinen Artungen. — Das allgemeinste erste Andersein der Natursachlichkeit, gleichsam der erste Ausgang derselben von sich in Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet.

Der Urstoff, als reinstes Abbild der wesenden Sachlichkeit, also noch nicht in sich abermals zu neuen Gegensätzen aus einander getreten, ist (wie im Geiste die Vorstellung seines Bewußtseins) das in sich Ununterscheidbare, nur vom Wesen selber (gedanklich) unterscheidbar. Er ist also, als Wiederspieglung des Allgegenwärtigsachlichen der Natur, als Erscheinung desselben, das überall und unbegränzt Vorhandene. Im Wesen der Natur ist kein Ort; weil Ort ein Endliches, Begränztes, mithin nur im Mannigfaltigen der Erscheinungen ist. Sie weset allgegenwärtig: so denn ist auch der Urstoff das, Alles im Weltall, Erfüllende. Es ist kein

Ort ohne ihn, weil durch ihn das Oertliche, Endliche, Räumliche, im Nebeneinandersein, erst möglich wird, wenn er, in der Zeugung und Verkettung des Gegensätzlichen, das mannigfaltig Unterscheidbare geworden ist. Könnte durch die Erfahrung der Sinnenwelt ein schlechthin stoffleerer Raum (eine Gränze ohne Begränztes) nachgewiesen werden: so wäre nicht das Naturgesetz, sondern die Erfahrung, im Fehler und müßte von vorn herein, als Unmögliches, verworfen werden.

Als Erscheinung ist der Urstoff das Aenderbare, Begränzbare (29.); aber wird erst, in seinen fernern Gegensätzlichwerdungen, das Räumliche, Endliche, Unterscheidbare und Empfindbare. Die ersten Gegensätze, in welche der Urstoff in sich aus einander tritt, nennen wir Grundstoffe.

Die Chemie nennt alle, bis jetzt von ihr unzerlegten, Stoffe oder Bestandtheile des Körperlichen, Grundstoffe. Allein diese bisherige Unzerlegbarkeit ist weniger ein Beweis für die Aechtheit eines Grundstoffes, denn vielmehr ein Beweis für Beschränktheit menschlicher Kunst und Erfahrung.

In ihrer Urheit ist die Natur für uns wohl das Denkbare, aber nicht sinnlich Empfindbare. Eben so ist es für uns ihr unmittelbar erstes Anderssein, der Urstoff. Er ist das All erfüllende, in allen Artungen der Stoffe und Körper nur ein in sich änderbares Vorhandne. Die Grundstoffe, in denen er sich zuerst gegensätzlich, ein Verschiednes von sich wird, tragen unter sich, und mit ihm, das Gepräge des Gleichartigen, mithin als Kennzeichen: daß sie im Weltall die verbreitetsten in den meisten Stoffgebilden Vorhandnen, unter sich die verwandtesten und den Sinnen unempfindbarsten sind.

Empfindbar werden alle Stoffe erst in ihrer Verkörperung, oder Verdichtung; und diese erhalten sie erst durch ihre Vereintheit mit den Bewegkräften. Wer aber scheidet das Bewegende

von dem Bewegbaren? Wer scheidet wieder, in den verschiednen Artungen des Stoffischen, die verschiednen Artungen des Bewegenden? Wir können weder den Stoff allein und an sich, ohne die mit ihm verbundene Bewegkraft, noch diese für sich allein, frei vom Stoffischen, empfinden. Wie arm steht noch unsre Erfahrung da! Wer darf sagen, ob jener unsichtbare, sogenannte Aether, welcher, in scheinbarer, unendlicher Ruhe, den in ihm bewegten Milliarden Weltkörpern kaum erkennbaren Widerstand leistet, — ob er, sag' ich, unter den Stoffartungen eine der höchsten sei, aus welcher das Verdichtbarere stufenweis hervortritt und endlich zu einzelnen, dichtern Gebilden zusammenrinnt, welche wir Sterne, Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflegen? Oder wer scheidet, wer ordnet, jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetischen, Elektrischen, Galvanischen u. s. w. zur Grundlage dienten; in welchen sich die Bewegung des Lichts, der Wärme u. s. w. von Atom zu Atom, gegenseitig erregend, fortpflanzt; jene Stoffe, die für unsre Kunstwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unsperrbar geblieben sind?

---

34. Die Urkraft. Grundkräfte.

In der Natur ist, ihr Sachlichwesendes und Wirkendes, untrennbare Einheit. Urstoff und Urkraft können wir uns gedanklich wohl unterscheidbar machen; aber wesenhaft sind sie untrennbar Eins. Wirken ist Aendern (15.); entweder Auseinanderweichen des Gleichen in Gleichartiges, oder Rückkehr des Gegensätzlichgewordenen, Gleichartigen, zur Einheit, aus der es hervorgetreten ist: Abstoßung und Anziehung. Wir gelangen also auf dem Wege der Chemie, durch das Scheiden der Stoffartungen, unmöglich zur Kenntniß des Urstoffs, sondern umgekehrt zu größerer Mannigfaltigkeit der Stoffartungen. Einst zählte man der so-

genannten Elemente nur vier; jetzt zählt man deren über ein halbes Hundert. Es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder in mehr denn hundert zersplittern kann. Die Einheit, in welcher alle Stoffartungen ununterscheidbar sich das Gleiche werden, und aus welcher sie, in fortgesetzt neuen Auseinandertretungen, als das Mannigfaltige, hervortreten, wollen wir Urstoff nennen; und eben so die Einheit, in welche alle verschiedene Artungen der Bewegkräfte wieder, als ein sich Gleiches, zusammenfallen, Urkraft heißen. Nicht die Pole des Elekters, des Magneten u. s. w., nicht diese aus demselben gewordnen Gegensätze und Gleichartigkeiten sind das Elektrische und Magnetische, sondern deren Einheit. Licht, Wärme, Elektrisches, Galvanisches, Gase, Metalloïden und Metalle beweisen sich schon durch ihre Mannigfaltigkeit, als Stoffartungen, aus denen Verkörpertes (oder den Sinnen Gewahrbares) zusammengesetzt ist; als aus einer Einheit entsprungenes Gegensätzliches, das in seine Einheit zurückgeführt werden könnte.

Die Erscheinungen in der Welt, sind, als Wirkungen, in ihrer Ursach, d. i. in der Natur, und erregen im Wesen des Geistes (daß er sich gegensätzlich wird) Gleichartiges, d. i. Vorstellungen davon. Das Wesen der Natur ist also untrennbar von ihren Wirkungen; ihre Wirkungen sind untrennbar von ihrem Ur- und Sachlichen. In der Erscheinung haben wir ihr Erstes, sich Gleichartiges, darin Gewordenes, Urkraft geheißen. Die Ewigwirkende tritt in derselben aber wieder gegensätzlich aus einander zu neuen Artungen ihrer selbst, die wir Grundkräfte nennen wollen. — Immer und immer müssen wir uns daran erinnern, daß die Wirkungen nicht außer ihrer Ursach, die Erscheinungen folglich nicht außer ihrem Wesen sind (20.), daß mithin das Sachlich-Wirkende der Natur, in allen Stoffen und allen Kräften immerdar wieder gegensätzlich wird, und damit eine Reihe von Artungen der Stoffe und Kräfte entsteht, die vom Gleichartigen zum Gleichartigen,

in auf- und absteigender Linie, übergeht, und die Unendlichkeit der Natur in ihren Wirkungen abspiegelt.

Die Aufhebung alles Gegensatzes, oder Erscheinens, wäre Aufhebung alles Wirkens der Natur, d. i. ihres Wesens. Dies, undenkbar, ist das unendliche Wirken ein unendliches, d. i. ewiges und allgegenwärtiges, Erscheinen der Natur, als Welt.

Der allgemeinste Ausdruck für das Erscheinen des Wirkens und Aenderns in der Sinnenwelt ist das Wort Bewegung. Ohne Bewegen ist kein Aendern, sondern beharrliches Insichgleichsein; allgegenwärtige, ewige Ruhe.

So wenig wir bis jetzt in der Naturkunde aber die reinen noch unverdichteten Grundstoffe kennen: so wenig vermögen wir auch mit Gewißheit die Grundkräfte, als solche, nachzuweisen. Wir nennen zwar ihrer viele. Wir bezeichnen sie, als das Ursachliche von den Veränderungen der Körper. Alle sind bewegend; alle durch Bewegung einwirkend (26.), alle werden durch Bewegung (durch Stoßen, Reiben, Schlagen u. s. w.) erregt und zur Thätigkeit in sich erweckt; in allen offenbart sich ein Mehr- oder Minder-Verwandschaftliches zu einander; aber wer erkennt ihre Ur-Einheit? Wer wagt ihren Stammbaum in allen Verzweigungen zu zeichnen? Wer hat Sicherheit, wenn die Chemie eine neue Artung des Stoffischen ausgeschieden zu haben meint, daß diese nicht bloß eine bisher unbeachtete Vereinigung des nämlichen Stoffes mit andersartigen Bewegkräften ist? Oder wer verbürgt, wenn der Physiker eine neue Artung der wirkenden Kräfte aufgefunden zu haben sich freut, daß er nicht mit der altbekannten spielt, die in eine andre Gattung des Stoffischen verlarvt, ihn täuscht?

---

35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper.

Alles Bewegen oder Aendern der Stoffe kann in dreifacher Beziehung gedacht werden:

Als Aendern der Bewegkraft in ihr selber, durch Abstoßung des Gleichen zum Anderssein, d. i. zum Gegensätzlichinsichwerden. Wir nennen diesen Zustand der Erregtheit, Spannung; und Gegensätzlichkeit im Erregtsein, Polarität.

Aendern der Bewegkraft durch Vereinung des Gleichartigen und Verwandten. Wir nennen, in der Wissenschaft, diese Erscheinung bald Anziehung (Attraktion), bald Wahlverwandtschaft u. s. w.

Aendern der Bewegkraft im Raume, oder Ortsveränderung. Diese letztere ist das, was wir im gemeinen Leben gewöhnlich und eigentlich durch „Bewegung" bezeichnen, und, mit den beiden andern Arten des Aenderns, fast immer gewahrbar, verbunden finden.

Da allen Stoffgebilden irgend eine der vielartigen Kräfte inwohnt, in welche die Urkraft auseinander gegangen ist, wird dadurch fort und fort das Insichruhn und Beharren des Stofflichen aufgehoben und hinwieder die Macht der bewegenden Gewalten durch Stoffruhe gezügelt. Wäre dem Auge des Sterblichen höhere Schärfe eigen, so würde er, ich zweifle nicht, in den starren Massen des Marmors, des Erzes und Diamanten selber, deren Bestandtheile in immerwährender Bewegung erblicken, wie es die Wellen des Meers und des Luftkreises, wie der Flug der Welten durch die Himmel, und das Gähren und Verwittern der festesten Körper, sinnlich gewahren lassen.

Das in sich Gleiche tritt in sich auseinander zu Gegensätzlichem; stößt sich ab (wie das Magnetische in Nord- und Südpol);

eben so stößt sich das Gleiche in dem Gegensätzlichgewordnen von einander ab (wie Südpol den Südpol, Nordpol den Nordpol); eben so einet sich das einander schlechthin Ungleiche, weil Unverwandte, nicht. Das Erscheinen dieses Auseinandergehns im Stoffischen nennen wir Verflüchtigung, Verdünnung. — Nur das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in ihr verwandt, und tritt, in Anziehung zu einander, wieder in sie zurück (wie ungleichnamige Pole); eben so verbindet sich mehr oder minder Gleichartiges und Verwandtes mit einander; selbst einander schlechthin Ungleiches durch Zwischentritt von Gleichartigem und Verwandtem. Dadurch entsteht Verdichtung, den Sinnen empfindbare Verkörperung der an sich ungewahrbaren Grundstoffe. Sie erscheinen erst dann, als Stoffgebilde, oder Körper.

So mannigfaltig die Artungen der Stoffe und Kräfte aus ihren Grundstoffen und Grundkräften hervorgehn, und so mannigfaltig die Arten ihrer gegenseitigen Verwandtschaften und Beschränkungen sind: eben so mannigfaltig erscheinen die Artungen und Eigenthümlichkeiten der stoffischen Gebilde. Eben das aber ist die Majestät und Herrlichkeit der Natur, daß sie in der Höhe ihres Wesens, als ein Abglanz Gottes, das Unendliche und Eine, dasteht; und hinwieder nicht minder erstaunenswürdig und unergründlich, als ihr Anderselbst, für uns Erscheinung wird, wo sie aus ihrer Urheit, im Spiel zahllos verschlungener Wirkungen, hervortritt; wo das Endliche wieder ein neues Unendliches, und das Vergängliche ein andres Unvergängliches wird. Der schärfste unsrer Sinne ist zu stumpf, und die Macht der verwegensten Fantasie zu arm, uns das Bild des Kleinsten und des Größten im Raum vorzustellen. Aber was die Natur gebiert, das vermag auch der wissende Geist zu denken; er der höher, als die sinnlich gewahrende Seele steht. Möge er jedoch gedanklich die Theilbarkeit des feinsten Sonnenstäubchens verfolgen, oder die ewig zurückweichen-

den Gränzen des Weltalls suchen, worin die größten Sonnen wieder, wie Stäubchen, umherirren: überall begegnet er der Unendlichkeit.

Aber wir müssen, um uns zu verständigen, einen Namen für das einzelnste Bestandtheilchen des unempfindbaren Urstoffs selbst suchen, und nennen es, wie die ältern Denker, Atom. (Mag man es auch Monade, Molecule u. s. w. heißen; der Name ist todtes Zeichen).

---

36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft.

Das einzelne Atom des Urstoffs ist in sich die Einung des Urverwandten von Stoff- und Kraftartung; und indem es dadurch die meiste Anziehung zu sich selber erhält, wird es ein eignes Ganzes (ein Individuum) für sich. Diese innere Anziehung zum Werden eines Eigenganzen wird, als Zusammenhaftung (Cohäsion), von der Anhaftung (Adhäsion), oder Anziehung des sich, in verschiedenen Eigenganzen, Verwandten, wissenschaftlich zwar unterschieden; aber jene innere, wie diese äußere Anziehung sind eins und dasselbe an sich. Vermittelst der letztern bilden sich Atome zu größern Eigenganzen. Das sichtbare Staubkorn ist schon ein Atomenreich: eine Vergesellung mannigfaltiger Stoffe und Bewegkräfte.

So weit in einem Eigenganzen sich die Sphäre der Anziehung zu einem andern erstreckt, eben so weit reicht auch die Abstoßung. Es ist damit nichts anders gesagt, als jede begränzte Bewegkraft ist sich in ihrer Thätigkeit selbst gleich. Denn Abstoßung ist nur deren erste Anziehung, deren zweite Bewegungsweise (35.); beide bilden den Spannungskreis einer Kraft.

Setzen wir folglich ein Atom, als eigenganzes Kleinstes, so setzen wir damit zugleich den kleinsten Spannungskreis. Der Verein vieler Atome (zu einer Körpermasse) ist gleichsam eine kleine

Welt mehr oder minder verwandter Stoffe und Kräfte, die alle inner dem eignen Spannungskreis zu sich und andern wirken; während zugleich ihre Gesammtheit eben so einheitlich sich gegen Anderes in derjenigen Eigenthümlichkeit äußert, welche, aus Verbindung verschiedener Wirksamkeitsartungen, hervorgehen muß.

Alle Veränderungen, alle Ausscheidungen, welche die Chemie in den Körpern veranlaßt, bringt sie nur wieder durch Verdrängung von Stoff- und Kraft-Arten, vermittelst Einführung anderer, durch Wärme, Kälte, Licht, Dunkelheit, Tropfbares, Gasiges, u. s. w. hervor. Sie ändert die Erscheinungen, indem sie nur andre Mischungen, selbst in Darstellung scheinbar einfacher Stoffgebilde, gewinnt. Die Kunst des Menschen ist endlich; die Wirkungsweise der Natur unendlich. Aber auch das tastende Versuchen der Kunst, selbst ihre Verirrungen, sind lehrreich. Es gibt in der Wissenschaft keine verlornen Schritte. Durch Thatsachen allein werden die Vorstellungen vom Ursachlichen bewährt, oder entwerthet.

---

37. Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol.

Im geistigen Wirken, oder im Gedanklichen, ist jederzeit das Allgemeine, Allumfassende der höher gelegene Quell der darin auseinandertretenden Vorstellungen. So möcht' ich auch die dem Urstoff und der Urkraft näher gelegnen allgemeiner verbreiteten, stoffischen Gebilde, als die höhern, und die ihnen gegensätzlich entferntern, minderverbreiteten, in größerer Vereinzelung gefundenen, als die niedern betrachten. Ich möchte, zur Erleichterung im Ausdruck, dafür neue Namen erfinden; sie in Hochstoffisches und Niederstoffisches unterscheiden; eben so im polarischen Auseinandertreten der Einheit zu gegensätzlichen, gleichartigen Wirkensweisen (wie z. B. in Plus- und Minus-Elektrizität, d. i. + E und — E, Silber- und Kupferpol des Galvanischen, Nord-

und Südpol des Magneten u. s. w.), den Hochpol vom Niederpole unterscheiden.

Hochstoffische Atome (wie Lichtstoff, Elekterstoff und andre Träger allgemein im Weltall verbreiteter Kräfte) sind Minderverdichtbares, der Urheitlichkeit der Natur Benachbarteres, und wenn ich so sagen darf, Darstellung der ersten Bewegungsweise (35.), nämlich Auseinander-Weichen des in sich Gleichen; daher in vorherrschender Abstoßung in sich; — während die niederstoffischen Atome, Darstellung der zweiten Bewegungsweise, der Anziehung des sich Verwandten (daher größern Verdichtbarkeit) sind. Darum können wir uns auch das Hochstoffische, als das Urflüssige vorstellen, worin alle Weltkörper schweben; sich ihr Licht, ihre Anziehung und Abstoßung, von unaussprechlichen Fernen aus, senden; während das Niederstoffische, als das Verdichtbarere, nur das Luftförmige, Tropfbarflüssige und Feste zeigt, und uns mehr durch Erscheinung des gegenseitigen Anziehens beschäftigt, weil es eben vermöge desselben die größte Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffgebilde zeugt. So offenbart die Natur, wie im Besondern, wiederum im ganzen Weltall, den allgemeinsten Gegensatz, in welchem ihr Sachlichwirken auseinander geht.

Doch mit großer Schüchternheit nur wag' ich's, auf die Zusammenreihung des Stoffischen in jenem Auseinanderweichen desselben hinzudeuten. Noch sind unsre Erfahrungen zu gering und zu schwankend.

Wenn wir den himmlischen Aether, der Alles umfaßt und durchdringt, das Urflüssige, Undichteste, Gestaltloseste im Hochstoffischen das nennen dürfen, welches die Allbewegende Urkraft, in Anziehung und Abstoßung der Atome, wie der Weltkörper trägt, in welchem diese, als einzelne niederstoffische Funken schimmern: so ist der Licht-Stoff vielleicht das erstgeborne Kind des Aethers, der in schwerelosen, undichten Trägern, als Elektrisches, Elek-

trochemisches, Elektromagnetisches, Galvanisches u. s. w. auseinander artet.

Diese gleichartigern, aber tiefer abwärts stehenden Stoffe, mögen die gasigen sein, welche, in ihrer größern oder geringern Ausdehnsamkeit, beharren, und unter welchen wieder das Wasserstoffgas vielleicht, wie ein Hochpol zum niederpolischen Sauerstoffgas, steht. Das Dichtere, schon sperr- und wägbar gewordne, tritt in neue Gegensätze auseinander, oder in neue Verbindungen, zum Halbgasigen, zusammen, und in das Reich des Niederstoffischen ein, z. B. des Tropfbaren, Metallartigen und Metallischen.

Aber alles Körperliche, von dem wir Bewohner des Erdballs umringt sind, finden wir nur, als Gemische und Gemenge des Gewahrbaren und Ungewahrbaren, des Hoch- und Niederstoffischen. Daher die Verschiedenartigkeit ihrer sogenannten Eigenschaften, d. i. ihres verschiedenen Einwirkens auf unser Gewahren und Empfinden; daher ihre ungleiche Dichtheit, ihre allgemeine Porosität, ihre Geschmeidigkeit, Sprödigkeit (Elastizität) u. s. w.

---

33. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften, Leiter und Nichtleiter.

In der gegenseitigen, mittelbaren oder unmittelbaren, größern oder geringern, oder fehlenden Verwandtschaft der verschiednen Stoff- und Kraft-Artungen, werden also Atome verkörpert; dann in den Sinnen der Menschen und Thiere empfindbar. Erst in ihrer Verkörperung werden die Atomenmassen unter sich, durch ihre Gränzen (oder Gestalten und Formen), unterscheidbar, und geben mit ihrer Begränzung die Empfindung des endlichen Ausgedehnten, und die Vorstellung des Raums, oder der Räume (30.), im allgegenwärtigen All. Aber sowohl durch die im Spiel der bewegen-

den Kräfte entstehenden Veränderungen der Stoffmassen an sich selber, als durch die Ortsveränderungen derselben im Raum, wird uns die Regsamkeit jener Kräfte gewahrbar, und, in ihrem Bewegen der Stoffe, die Vorstellung der Zeit kund (30.), oder des Endlichen im Ewigen. Das Verhältniß der Zeitgröße einer Bewegung, zur Raumgröße, die vom Bewegten zurückgelegt wird, belehrt den Sinn von der Geschwindigkeit der Bewegung und läßt auf den Grad der Erregtheit der zu oder wider einander thätigen Kraftartungen und auf die größere oder geringere Menge ihrer Atomenvereine schließen.

In keinem Atom kann die Bewegkraft geringer sein, als hinreichend ist, den Stoff mit sich zum Eigenganzen zu bilden; jedoch auch nicht größer, als erforderlich ist, um seinerseits von der Stoffruhe beschränkt werden zu können. Im Gleichgewicht beider ist die Thätigkeit beider gebunden (latent). Das Gleichgewicht wird gestört durch Erregung der Bewegkraft. Aber diese Erregung weckt zugleich den Gegensatz der Stoffruhe (29.), so daß jene durch diese wieder gemindert wird, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Stoff und Kraft jedes Eigenganzen hat also einen bestimmten (bedingten) Grad der Erregbarkeit. Durch die allmälige Abnahme der Erregtheit kann die stufenweise Beschränkung der Kraftthätigkeit, vermittelst der Stoffruhe ermessen werden. Darauf begründet sich die Gleichförmigkeit der von der Erfahrung bezeugten Gesetze der Bewegung, wie sie der Scharfsinn der Galiläi's, Keppler's, Newton's 2c. erspähte.

Ein Atom wirkt erregend auf ein gleichartiges anderes ein (26.), indem es in diesem die Kraft zur polarischen Spannung, zum Insichgegensätzlichwerden hervorruft. Das Erregen selbst ist ein Werden in der Zeit; ein Beginnen, welches nicht zugleich schon das Enden ist. So findet, bei fortdauernder Erregung, fortdauernde Erregtheit (oder fortgesetzte Verpflanzung der Bewegung) von einem

Atom in das andre, statt; und, bei anhaltender Erregung, steigende Erregtheit der Kraft.

Je gleichartiger (ihrer Beschaffenheit [10.] nach) die auf einander einwirkenden Atome in Stoff- und Kraftartung, sind, um so gleichartiger und schneller ist in denselben die Fortpflanzung der Erregungen. Sie sind gute Leiter der Kräfte, sagt man. Umgekehrt: je ungleichartiger jene sind, um so ungleicher sind diese in Stärke und Schnelligkeit. Die Bewegung des Sternenlichts durch die ätherischen Räume setzt sich daher schneller und stärker, als im Dunstkreis des Erdballs fort, und die Schall- und Stoßbewegung in dichtern Stoffen geschwinder und weiter fort, als in undichtern und ungleichartigern.

Aber auch nach dem Zahlenverhältniß (10.), kann die Erregung und deren Fortpflanzungsweise von Atom zu Atom verschieden sein. Denn die vereinten gleichartigen Kräfte von einer Mehrheit der Atome wirken nothwendig mächtiger auf die Minderheit ein; und bei entgegengesetztem Verhältniß umgekehrt. Eben dadurch wird die Wirksamkeits- oder Spannungssphäre großer Eigenganzen ausgedehnter, als der kleinern.

Was sich in Zahl schlechthin ungleich, oder in Beschaffenheit schlechthin unverwandt ist, unterbricht die Fortpflanzung der Erregung, oder hemmt die Bewegung und Thätigkeit der Kraft; wird zum Nichtleiter (isolirt).

---

39. Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens.

Weil in jedem Atom, oder Eigenganzen, die Kraft mit dem Stoffe im Gleichmaße steht; und die Kraft wiederum sich selber, in Anziehung und Abstoßung, gleich ist (38.): so kann auch keine von beiden innern Bewegungsweisen größer oder kleiner, als die

andre sein. Es ist im Grunde abermals damit nichts anders gesagt, als: jedes Atom und jedes Eigenganze bildet in sich und zu Andern eine eigne Spannungsphäre, also, daß deren abstoßende Gewalt nicht weiter, als deren anziehende, sich im Erregen fortpflanzen kann.

Die ursprüngliche Bewegung des Anziehens und Abstoßens wäre, in ihrer Richtung, von Atom zu Atom, gradlinig, allseitig strahlend, wenn sie nicht durch fremdes Einwirken von dieser Richtung abgelenkt würde. Aber sie wird auch, schon durch die Beschaffenheit der Gegensätze, in welche die erregte Kraft auseinandertritt, von der graden Linie zur gekrümmten Richtung gelenkt, indem die gegensätzlichen Gleichartigkeiten (die ungleichnamigen Pole) wieder nach der Einheit zurückstreben, aus der sie sich geschieden hatten. Somit gestaltet sich jedes Stoffgebild ei- oder kreis- oder kugelförmig, wenn nicht störende Einwirkung hemmend eintritt; das heißt, wenn nicht die ihr Gebilde schaffende Kraft von Nichtleitern (vom Unverwandten) im Raum umgeben ist. Auch begegnen unserm Blicke alle (auf solche Art entstandnen) Körper in diesen Ur-Formen; Nebelbläschen, wie Sonnen, Planeten und andre Himmelskörper; thierische und pflanzliche Samen, wie Wolken und andre Flüssigkeiten.

Indem jede erweckte Kraft, in gleichmäßiger Abstoßung und Anziehung, in ihr selber ringförmig wirkt (zwar gradlinig, allseitig, strahlend in der Abstoßung, aber in der gegenseitigen Anziehung der auseinandergetretnen Pole, wieder in gebogner Richtung; eben so durch die gleichweise Wirksamkeit der Abstoßung und Anziehung): so wird jedes Atom und jedes größere Eigenganze, bei erregter Kraft zu dessen Ortsveränderung, sich um sich selber bewegen, sobald es andern minder verwandtschaftlich, also ohne vorwaltende Anziehung, d. i. ohne Schwere ist. — So wird das Rollen der Weltkörper um ihre eigne Achse, wie die Drehung des

Räderthierchens, und des Dunstkügelchens, oder auch der Langkreis naturnothwendig, welcher der um einen Magnetstab gestreute Eisenstaub, durch fortgepflanzte Erregung seiner Kraft in den Stäubchen, dem Auge zeigt.

Stellen wir uns anderseits zwei Atome, oder Weltkörper, in gleicher Macht der Abstoßung und Anziehung zu einander, vor, also, daß kein drittes in ihre Spannungssphäre störend eingreift: so muß ihre Bewegung ein beiderseitiger Kreislauf um einander werden, weil sie sich, bei gleichmäßiger Abstoßung, weder einander nähern, noch, bei gleichmäßiger Anziehung, einander entfliehn können. Die sogenannte Zieh- und Fliehkraft der Weltkörper (unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugal- oder Tangentialkraft bekannt) ist mithin eine und dieselbe, in ihrer gegensätzlichen Bewegungsweise.

Die vereinte Wirksamkeit mehrerer gleichartigen Atome in einem Eigenganzen ist, wie gesagt, mächtiger, als die einer vereinigten Minderheit derselben. Mit der verschiednen Größe der Spannungssphären also erfolgt ein stärkeres oder schwächeres Einwirken in größern oder geringern Fernen. Nichts aber wirkt ins Ferne unmittelbar, mit Ueberspringung der Zwischenglieder, sondern durch Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen; durch Erweckung des Gegensätzlichen und Vereinigung der ungleichnamigen Pole von Atom zu Atom. Das Weltall ist eine unendliche Verkettung der Gegensätzlichwerdungen von bestofften Kräften.

Alle Bewegung nimmt, verhältnißmäßig mit der Entfernung vom Quell der Erregungen, ab, weil von Atom zu Atom die Stoffruhe eines jeden die Bewegung mehr beschränkt, oder schwächt (29.). Newton drückte in den sogenannten Gesetzen der Schwere (oder der Weltenbewegung) das Verhältniß der einander fortgesetzt beschränkenden Ruhe und Bewegung zu den Entfernungen, in Zahlen aus.

Die gleichartigen Atome und Eigenganzen können, sammt ihren Spannungssphären, durch Gewalt eines größern Kräftevereins, räumlich beschränkter, oder zusammengedrängt werden, indem durch den Druck die ungleichartigen Atome zwischen ihnen entweichen müssen. In diesem Fall werden die verwandtschaftlichern Kräfte (weniger unter sich getrennt), in engerm Verein, stärker wirken (im Verhältniß der verminderten Ausdehnung einen vermehrten Grad der Gewalt empfangen). So stehn die Planeten, als niederstoffische Eigenganze, schwer (oder in Anziehung) zu sich selbst, und zur Sonne; aber unschwer zum Himmelsäther (in dieser Hinsicht isolirt). Sie sind mit ihren Spannungssphären so weit in die Spannungssphäre der Sonne hineingezogen, bis sich die, ich möchte sagen, elastische Gegenwirkung ihrer Spannungssphären an Stärke einander gleich wird. In wechselseitiger Erregung sind dadurch die Verhältnisse ihrer Abstände, Massen, Dichtheiten und Umlaufszeiten bestimmt.

Ein gleiches Verhältniß findet zwischen den Trabanten zu ihren Planeten statt. Erde und Mond, beide zugleich das Abgestoßene und Angezogene, beide aber inner der Wirksamkeitssphäre der Sonne, bewegen sich, als die kleinern Massen, um diese; wie hinwieder der Mond, als die kleinere Masse und, mit seinem Spannungskreise bis auf einen von ihm möglichen Punkt der Annäherung, inner der Spannungssphäre des Erdballs, diesen umschwebt. Daß sich der Mond nicht, gleich der Erde, um sich selber wälzt, sondern ihr nur eine seiner Halbkugeln zuwendet, scheint zu bezeugen, daß die abgewandte Seite ärmer an den der Erde verwandten Niederstoffen, oder leichter (schwereloser) sei.

So schwankt Alles im nirgends umuferten Weltall ewiglich zwischen Bewegung und Ruhe, Trennung und Wiederkehr, Flucht und Verbindung. Das ist das allgemeine Leben und Weben der Natur; jedes in eigner Selbstheit dastehend, ein Atom oder eine

Sonne, und doch immer nur Theil einer größern Selbstheit; Eins das Andre in gegensätzlicher Erregung bethätigend; Alles mit Allem, im wunderbaren Verkehr, aufs engste verschlungen.

Wie dünkt sich der Sterbliche so selbstherrlich waltend in der Natur; und doch ist seine vergängliche Gestalt mit ihr zerflossen! Täglich im Dunstkreis seines Erdballs theilweis verdunstend, wird er täglich von den Gasen und ungewahrbaren Hochstoffen derselben, wie ein dünnes Gewebe, durchströmt. Der Kranke fühlt des Mondes geheimen Einfluß; und der Mensch in Grönland und der Mensch in Sudan, wird ein andrer, durch den Winkel, welchen der Sonnenstrahl mit der Oberfläche seines Wohnplatzes bildet. Wie klein steht er da und verloren, wo, was er bis in den äußersten gestirnten Fernen des Himmels erblickt, selber nur ein geringes Bruchstück des Gränzenlosen ist! — Wie ohnmächtig in der Mitte eines ihm fremden Wirkens, wo, was den Thautropfen des Halms zu seinen Füßen formt, auch Weltkörper ballet und sie strahlend durch die ätherischen Nächte entführt! — Und doch, wie groß und herrlich zugleich steht er im Licht seines wissenden Wesens da; er, ein Genosse des Größten im Allerherrlichsten, untrennbar von ihm, unvergänglich mit ihm! — Wen durchschauert nicht, in diesem Bewußtsein, der Gedanke des ewigen Seins mit Wollust!

---

40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen.

Aber ich fühle, daß ich einen Augenblick lang meinen eigentlichen Vorsatz aus dem Gesicht verloren, und, während ich nur meine Ansicht vom Reich des Uebersinnlichen zur Schau stellen wollte, mich in Andeutungen der von äußern Erscheinungen abgezogenen Begriffe verlor.

Ich wiederhole nur: bei der Jugendlichkeit unsrer Forschungen und Erfahrungen über die Mannigfaltigkeit der bewegenden Kräfte und ihrer Verwandtschaften zu sich und den verschiedenen Stoffartungen, ist es unmöglich, ihre Sippschaften zu bezeichnen. Ohne Zweifel sind noch viele Artungen der bewegenden Urkraft vorhanden, die wir nicht kennen, und die erst von künftigen Jahrhunderten werden bestimmt werden. Seit wie lange kennen wir die Allverbreitung und Macht des Elektrischen, des Galvanischen u. s. w.? Wodurch wirkt der Mond Aenderungen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen? Was sind jene ungewahrbaren, feindseligen Miasmen, welche in Formen der Cholera, oder der Influenza, bald, von Osten nach Westen, langsam die Länder durchschleichen, bald binnen wenigen Wochen einen Welttheil durchfliegen? Was zieht den Zugvogel tausend Meilen weit von seinem Nest hinweg, und leitet seine Richtung? — Noch nicht einmal entwirrt ist, ob nicht manche der sogenannten Grundkräfte durchaus die gleichen sein mögen, nur in andersartige Stoffe verlarvt; oder ob nicht manche Erscheinung, die wir, als das Erscheinen einer besondern Grundkraft, nehmen, vereinte Wirkung mehrerer sei? Auch dürfen wir nicht vergessen, was Stoffe und Kräfte im Wissen des Geistes, und was sie im Empfinden der Seele sind? Beiden geben sie sich anders dar; und doch wie im gewahrenden Sinn, so in der gewußten Vorstellung, als Gleichartiges (nicht als das Gleiche) der Empfindung und Vorstellung.

Der Stoff, als Erscheinen der Sachwesenheit der Natur, ist das Bewegbare, Ausgedehnte und Gestaltbare im Raum. So ist hinwieder die Bewegkraft als das Erscheinen des Insichänderns, oder Wirkens der Natur, das Bewegende, Verdichtende und Bildende oder Gestaltende der Stoffe.

Das Bewegende ist in der Wirksamkeit aller sogenannten Naturkräfte vorhanden; ist die Grundlage aller ihrer besondern

Wirkungen; weil alles Aendern in Stoffen nicht ohne Bewegung derselben möglich ist. Darum nannt' ich das Bewegende die Urkraft.

---

41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten.

Die Urkraft geht (ich erlaube mir schüchterne Folgerungen), in der Erscheinung, von sich aus einander, als Verdichtendes und Entdichtendes der Materie, oder als Licht und als Wärme, die das Gegensätzliche oder Gleichartige des Lichts ist.

Als Stammkraft der übrigen Grundkräfte sind Licht und Wärme überall Verbreitetes, in Allem Wirkendes zum Verdichten und Entdichten. Durch die unendlichen Fernen der Himmel, von Stern zu Stern, das Licht; den Erdball im höhern Grad durchdringend die Wärme.

Als Gleichartiges sind sie einander in der Urkraft das [nächst]verwandte; einander unmittelbar zur Einigung anziehend. Wärme weckt Licht, Licht weckt Wärme; als Erscheinung beide gemischt, wärmen und leuchten sie im Feuer; aber, aufgelöst in urheitlicher Einheit, sind sie das ungewahrbare Urbewegende.

Als Gegensätzliches oder Polarisches, worin die Urkraft auseinander geht, verhält sich die Wärme zum Licht, wie [Hoch]pol zum Niederpol. Die Wärme in ihrer Erregtheit ist das in sich Abstoßende, Entdichtende. Sie löset und verflüchtigt das Starre und Flüssige. — Das Licht hinwieder ist das Verdichtende, den Zusammenhalt der Atome Steigernde. Es scheidet aus dem Flüssigen das Feste, und verbindet dies. In ihm erst erhärten sich der Pflanzen und Thiere Keime, die vorher im wärmereichen Schoos der Erde, oder der thierischen Mütter, locker oder butterartig ruhten. Die Planeten, je weiter sie sich vom Quell ihrer Beleuchtung

entfernen, haben um so mindere Dichtheit. Merkur ist daher dritthalbmal so dicht, als die Erde; während Mars schon einhalbmal, Jupiter fünfmal, Saturn zehnmal weniger dicht ist, als der von uns bewohnte Weltkörper; und jener Uranus, der von der Sonne ein 361 Mal schwächeres Licht empfängt, als wir, wie sehr muß er an Dichtheit dem Erdball nachstehn! — Erst als, nach der mosaischen Sage, Jehova das Licht ins Chaos hereingerufen hatte, bildete sich das Feste und schied dieses sich vom Flüssigen aus. So mögen die Weltkörper im ätherischen Raum durch Licht ausgeschiedenes, Verdichtetes sein. Wird nicht auch der Kern der Kometen selbst in der Sonnennähe dichter?

Die Wärme, welche alles den Sinnen gewahrbare Körperliche wieder zum Ungewahrbaren verflüchtigt, gleich wie umgekehrt das Licht das, was allen Sinnen unkennbar dasteht, erst zum sichtbaren, körperlichen Gegenstand macht — die Wärme, sag' ich, als Hochpol, die nächste Verwandtschaft zu den verdichtbaren Niederstoffen. Mit ihnen ist sie am innigsten verbunden. Sie wohnt besonders, so viel wir wissen, dem Irdischen bei; ist eins mit dem Erdball, und hat wahrscheinlich im Kern desselben, mit der größern Dichtheit der Stoffe, auch den größern Grad ihrer Stärke. Gegen die obere Fläche des Erdballs nimmt sie, wie sie dem Licht und dem Hochstoffischern naht, ab. —

Das Licht hingegen, als Niederpol, legt sich dem Hochpol des Stoffes, als dem Verwandtern, also dem Undichtern und Unverdichtbarern an. Es ist mit dem unermeßlichen Himmelsäther, seinem Leiter, verbunden. Es wendet sich hingegen vom Niederstoffischen ab; es wird von dichtern Körpern zurückgeworfen und abprallend. Gleichwie Kohlenstoff am stärksten der Wärme widerstrebt, so Stickstoff dem Lichte. Hingegen ist unter den Gasarten, als der Ausdehnbarkeit am fähigsten, das Stickstoffgas, ein Liebling der Wärmekraft, und in der atmosphärischen Luftmischung

der vorherrschende Theil; Kohlenstoff (als das verdichtbarste), Sauerstoff (als das schwerste Gas), mit dem Lichte in vielster Gemeinschaft.

Indem sich Wärme und Licht, als Entdichtendes und Verdichtendes, gegensätzlich beschränken, bilden sie Unterscheidbares; begründen sie ein Gleichgewicht des Dichtern und Undichtern, damit sich das Weltall, möcht' ich sagen, nicht gänzlich verflüchtige, aber auch nicht in allgemeiner Verdichtung erstarre. Von der Wärme im Niederstoffischen angezogen, eilt das Licht aus seiner Aetherregion, um die verwandte Braut zu suchen. Diese aber von ihm geweckt, scheint das Erstarrte und Feste vergasen zu wollen, um dem Bräutigam eine neue Heimath in der ihrigen zu bereiten. Die Vermählung beider wird im Irdischen zur Flamme. In ihr will die Wärme, mit dem Liebling, in den Himmel zurücksteigen; in ihr senkt sich das Licht, verdichtend, und darin gebunden, in die irdische Heimath der Geliebten. Der Sauerstoff ist beider Bettung, um in Flammengestalt sichtbar zu werden. Stickstoff scheidet sie beide. Zur bloßen Lichterscheinung ist der Sauerstoff nicht nothwendig (man denke an das Phosphoreszircn der Würmer u. s. w.), zur bloßen Wärmeerscheinung nicht der Stickstoff.

---

42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte.

Licht, wie Wärme, werden jedes abermals in sich gegensätzlich: jenes zu Licht und Finsterniß, dieses zu Wärme und Kälte. Finsterniß und Kälte sind nicht bloße Verneinungen der Helligkeit und Hitze, so wenig als — E und — M nur Verneinungen des + E und + M sind; sondern wirkende Kräfte, Gleichartiges von jenen. Auch die Finsterniß des himmlischen Aethers ist lichtisch; auch die Kälte ist der Wärme, im Wirken gleichartig, wenn auch gegensätzlich.

Im Gegensatz zur Wärme, als dem entdichtenden Hochpol, nannt' ich das Licht den Niederpol, oder den verdichtenden. Im Auseinandertreten des Lichts zu Helligkeit und Finsterniß ist Helligkeit der Niederpol der Finsterniß, denn auch diese entdichtet. Im Schoos der Finsterniß entwickelt sich bei organischen Körpern, durch innere Zersetzung, Auflösung der Eigenganzen, Fäulniß. Pflanzen werden locker und wässerig; Menschen und Thiere schwammig, bleich, gedunsen. Wärme und Finsterniß paaren sich gern; jene verbreitet sich in dieser leichter, als in der Helligkeit. Die Hitze nimmt an Verbreitung in gleichem Grade ab, als die Flamme des mit ihr verbundenen Lichtes zunimmt; Kohlenglut sendet mehr Wärmestrahlen aus, als flackernder Brand.

Es gibt auch verschiedene Lichtgattungen, je nachdem sich das Licht mit verschiedenen Stoffgattungen vereint. Wollaston und Frauenhofer machten auf die verschiedenen hellern oder dunklern Linien aufmerksam, die sich beharrlich in dem durch den Tubus gefallenen Lichtstreif des Sonnenlichtes, des elektrischen, des Lampen-, des Siriuslichtes u. s. w. darstellten. Noch kennen wir von dem andersartig mit Stoffen verbundenen Licht nicht alle Abweichungen. Der Erdball selbst hat verschiedene eigenthümliche Lichtartungen, wie das galvanische, elektrische, phosphorische Leuchten. In Doppelsternen unterscheidet sich der bläuliche Trabant von der weißen Centralsonne.

Kälte, der gleichartige Gegensatz der Wärme, bildet von dieser den Niederpol. Kälte verdichtet, dem Lichte ähnlich. In ihr erstarren die losern Gebilde; ersteifen und verzwergen die lebenden Geschöpfe. Sie wehret der Auflösung und Fäulniß, gleich dem Licht und der ihm verwandten Kohle. Flüssigkeiten, mit Kälte gesättigt, gestalten sich zu Krystallen, indem die gleichartigen Atome sich ruhig nach ihrer Urform anziehn und diese nach einem größern Eigenganzen darstellen. — Licht und Kälte, beide in der Ruh-

tung ihrer Wirksamkeitsweisen einander ähnlich, wirken mit einander verbunden mächtiger. Das Gefrorne saugt, gleich der Kohle, die Lichtstrahlen begierig ein; aber strömt sie auch in der Finsterniß, zu der das Licht verwandter ist, in derselben verbreitend, stärker aus. Die lange Polarnacht mildert die Kälte, und die Schneefelder und Eismassen Grönlands und Spitzbergens, mit ihren Lichtentlassungen, mildern die Finsterniß, wie in gemäßigten Zonen, bei trübem Himmel, mehr Wärme, bei hellem Winterwetter, mehr Kälte wird.

Ich bediene mich zwar der üblichen Redeweisen; aber erinnere doch im Vorbeigehn daran, daß die *Empfindung* dessen, was wir Licht, Helligkeit, Wärme u. s. w. nennen, nicht die Bewegkräfte selbst, sondern das im Seelischen von ihnen *Erregte* sind (26.). Das lichtische Wirken der Natur ist außer uns, das *bewirkte* Licht ist *in uns*; das Hellsein, das Sehen, wird erst in uns geweckt; gleichwie das Saure, Süße und Bittere des Geschmacks nicht außer uns, sondern in uns Gewordenes ist, und der Ton nicht außerhalb des Ohrs, als Ton selbstständig, durch die Luft schwimmt, sondern, als fortgepflanzte Artung der Bewegtheit von Stoffen, die seelischen Werkzeuge erreichend, im Gehör zu der Empfindung sich gestaltet, die wir Ton, Klang, Schall u. s. w. zu nennen pflegen.

---

43. Elekter, Magnet, Galvan.

Ich habe schon zuviel von Einzelheiten gesprochen, die nicht hieher, sondern in das Gebiet der Physik und Chemie gehören. Ich wag' es auch nicht meine Ansichten, oder Ahnungen, vom Verhalten der übrigen Grundkräfte zu einander hier mitzutheilen. Noch sind unsre Erfahrungen zu beschränkt, in sich zusammenhanglos und theilweis. Nur soviel scheint schon jetzt nicht undeutlich, aus

dem bisher Erfahrnen, hervorzugehn, daß das Magnetische, als Verdichtendes, das Elektrische, als Entdichtendes, einander wie Niederpol und Hochpol gegenüberstehn, die beide in sich wieder gegensätzlich (durch Erregung) werden können.

Welche veränderte Ansichten über die ewige Selbstthätigkeit der Natur gewannen wir schon, seit uns die weitverbreitete Macht des Elekters klarer zur Anschauung kam! Ist diese Kraft nicht eine Tochter der Wärme, oder sie selbst in andersartige Atome verlarvt? Und der Magnet nicht ein Kind des Lichts, oder das Licht selber, in andersartige Stoffe gekleidet? Wärme erregt das Elektrische; Licht regt das Magnetische zur Erscheinung auf. Und welch ein neuer Schlüssel zu den alten Naturräthseln ward uns im Elektrochemismus und Elektromagnetismus gegeben und in der Kunde des Galvans, welches Erden und Alkalien, durch Entziehung des Sauerstoffs, vermetallt; todten und lebenden Körpern regelmäßige Bewegungen ertheilt! Wenn Lichtflamme, oder Quecksilber, im erregten Galvan, sich binnen $3^{23}/_{24}$ Minuten mit leise anschwellendem und abnehmendem Zucken regelmäßig zusammenzieht und ausdehnt, am stärksten Nachts, am schwächsten Tags; und binnen 24 Stunden diese Zuckungen 365 Mal vollbringt: mahnt dies nicht gleichnißartig an die tägliche und jährliche Erdbewegung, an die zeitweisen Pulsschläge der Menschen, an die täglichen periodischen Abweichungen der Magnetnadel? Sind vielleicht Erdbeben Wirkung erregten Erdgalvans; oder Ebbe und Flut, mit ihm in Verbindung, durch Einwirkung des Mondes?

Das große Reich des Vorhandenen ist eine unendliche Verkettung des Wirkens und der Wirkungen in allgemeinen und besondern Gegensätzlichkeiten. Jedes in Erscheinung tretende Wirken ruft seinen Gegensatz hervor. Indem das Eine, welches hervortritt, sein Verwandtes im Andern fordert, erregt dieses das Dritte, das Dritte ruft dem Vierten u. s. w.

Ich glaube, unsre ganze Philosophie, die gesammten Grundwahrheiten unsrer Erkenntniß der Natur, ließen sich ziemlich leicht auf ein einzelnes Blättchen zusammenschreiben. Aber zur folgerechten Entfaltung der aus denselben fort und fort hervorquellenden Gegensätze, und zur Auffindung von deren Einklang mit dem Reiche der endlichen Dinge, können noch mehr, denn sechs Jahrtausende, ihre Folianten schaffen.

IV. Lebensgebilde.

44. Belebung der Stoffe und Kräfte.

Wenn der ganze Machtkreis der Natur, mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte, abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anders, als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos sein; das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebnes Todtes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten planlos durch die unendlichen Wüsten des Aethers, sich zermalmend und herstellend. Der Erdball lagerte sich, als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen, aus, mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen.

Aber die Natur steht, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da; wunderbar ordnend, bindend, Alles mit Leben erfüllend. Sie in ihrer Wesenheit ist selbst die Belebende. In der Unendlichkeit ihrer endlichen Stoffgebilde (die ewig zwischen Ruhe und Bewegung schwanken, ewig in einander übergehn, vergehn und werden), beharrt sie wandellos, die Gleiche, die in sich Widerspruchlose, als sachlichwirkende Einheit (23.). Weil sie, sich selbst erfüllend, nichts anders in den Erscheinungen offenbaren kann, als ihr eignes Selbst: kann sie dem Blick des Geistes auch ihr Wesen nicht anders entschleiern, denn als schöpferisch ordnende Macht, welche, selber die höchste Einheit, im Kleinsten und Größten, wiederum, als Einheit weset, wirkt; Stoffe

und Kräfte im Ebenmaß paart, daß eins durch das andre besteht, und jedes Erschaffene ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm, wie in der Ceder, baut sie, aus mancherlei Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften, eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet, und stufenweis, in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen, uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt.

Diese Innenbewegung in jedem Eigenganzen, um darin die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte einheitlich zu verbinden, zu ordnen, zu einem Ganzen zu gliedern, in welchem die vollkommenste Uebereinstimmung aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, und des Ganzen zu seinen Einzelheiten, herrscht, ist das Wirken der wesenden Natureinheit, ist das Belebende.

Wie die Natur, von ihrer geheimnißvollen Urheit, in den tiefern Wirksamkeitssphären, erscheinend ausgeht, und, von Gegensätzen zu Gegensätzen, sich zu zahllosen Artungen des Seins (18.) entfaltet und eine Welt gestaltet: so erschließt sie sich auch, als die wesende Einheit, zu zahllos verschiedenen Einheitsartungen in Lebensgebilden, oder Gewächsen. Und indem jede Artung, nach dem eigenthümlichen Gesetzthum derselben, Stoffe und Kräfte wältigt, um sich versammelt, Flüssiges mit Starrem zu einem Bau verbindet, worin Bewegung mit Ruhe, das Mannigfachste mit Ebenmaß, verknüpft wird; alle einzelne Theile, wie eben so viele Werkzeuge, als wohlgeordnetes Geglieder (Organismus) zur Entfaltung und Fortpflanzung dieser besondern Darstellung der Natureinheit beisammen stehn: spiegelt sich in jeder solchen Kleinwelt, wie eine Sonne im Thautropfen, der Schöpfungsprozeß endlicherweise ab. Wir betrachten bewundernd die Entwickelung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wir glauben, in diesem aus sich hervorgegangnen Gebilde, ein freies, sinnreiches Schaffen, bestimmte Absichten, einander ent-

sprechende Mittel und Zwecke der Natur zu erkennen. Aber sie ist, an sich, ohne Freiheit und Wahl; sie wirkt und schafft nach innerer Wesensnothwendigkeit; ohne Absicht; ohne sich selber zu wissen. In ihr ist Alles zugleich Mittel und Zweck für einander. Sie hat in der Einheit und Unendlichkeit ihres wesenden Selbstes keinen Zweck, außer ihr. Jene ihre innere Wesensnothwendigkeit, unwandelbar, wie sie selber, deutet, wie das Gesetzthum unsers Geistes (8. 9.), auf eine höhere Gesetzgebung, und einen höhern Schöpfer, zurück.

---

45. Das Urleben.

Es wäre überall kein Leben erscheinbar, ohne Vorhandenheit von Kräften und Stoffen; keine Einheit ohne Vereinbares; keine Form, ohne Inhalt. Wie die bewegbare Materie gleichsam die Trägerin der Bewegkraft ist: so sind beide hinwieder die Träger des Lebens, nothwendige Bedingungen von dessen Wirksamkeitsweise. Die Bewegkraft steht, als Vermittlerin zwischen dem Stoff und Leben; ist diesem letztern zunächst verwandt; so sehr ihm gleichartig, daß sie nicht selten, in der Erscheinung, mit Leben verwechselt werden kann, oder daß das Leben nur, wie eine Höhersteigung der Urkraft (34.), vor die Sinne tritt. Denn auch diese Urkraft, in ihren verschiednen Abartungen, vereinet Stoffe; schafft aus ihnen regelmäßige Gebilde, und wird in ihren Formen bewundernswürdig. Die Verkrystallungen der Erden, Erze und Salze, die winterlichen Eisblumen des Fensters, die Formen des Nebelbläschens, wie der himmlischen Weltkörper, tragen das Gepräge der in sich angeschlossenen Einheit und des reinsten Ebenmaßes. Ist die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, oder der Kreislauf des Blutes in thierischen Adern, größern Erstaunens werth, als der Umlauf wässriger Flüssigkeiten durch die Kanäle

des Erdballs? als das Aufsteigen verdünstender Meeresflächen in die Wolken, mit denen sie fortziehn, in Thau und Regen niedersinken, rinnende Gebirgsquellen; Bäche und Ströme werden, und ins Meer zurückfließen, dem sie entflammen?

Oder wer verkennt die große Weltalls-Einheit im Aufblick zum Himmel und seinen Gestirnen, unter denen unser Erdball nur, als einer der kleinern Weltkörper schwimmt? Auch hier ist wunderhaftes Bewegen und Leben des Ganzen in sich selbst, so weit der Gesichtskreis der schärfsten Fernröhre es im Unermeßlichen der Aetherräume wahrnehmen läßt. Es gibt keine Fixsterne, die in Ruhe, ohne Ortsveränderung, verharren. All diese Zahllosen sind wandelnde Sonnen; wahrscheinlich, wie unsre Sonne von einer Planetenschaar umringt, und jeder Planet (oder unsrer Erde gleichartige Weltkörper) von andern Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunkeln Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuern Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen Sonnen, die um eine andre Sonne im Kreise fliegen. Wir kennen ihrer schon Tausende. Man nennt sie Doppelsterne*). Und diese Tausende, und weit zahlreichere Einzelsonnen, umfliegen wieder, in streng geregelten Bah-

*) Im Gestirn des großen Bär's ist (der Stern ξ) ein Doppelstern, oder eine Doppelsonne, deren eine einen 5mal größern Durchmesser hat, als unsre Sonne, und die andre einen 3½mal größern. Die kleinere umfliegt, angezogen von der größern, diese in einer Kreisbahn, die 80mal ausgedehnter ist, als der Halbmesser der Erdbahn um unsre Sonne, binnen 60 Jahren einmal. Beide sind 7½ Millionen Sonnenweiten (zu 20 Millionen geogr. Meilen eine Sonnenweite) von uns entfernt, so daß das Licht derselben (obgleich die Schnelligkeit des Lichts 40,000 Meilen in einer Sekunde beträgt) ungefähr 118 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

nen, in unermeßlichen Weiten von einander irgend eine größere Centralsonne; und wiederum Tausende von Centralsonnen eine unbekannte Sonne, die, im Mittelpunkt Aller, durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen Allen ist auch unsre Sonne, um sich selbst rollend, eine andre umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden. Denn der nächste Fixstern, den wir wegen seiner merklichern Fortbewegung, als solchen erkennen, oder mit bloßen Augen kaum unterscheiden (der Stern 61 im Bilde des Schwans), ist ungefähr 815,400,000,000 geographische Meilen von unsrer Sonne entfernt. Diese aber fliegt in ihrer Richtung jetzt noch einem kleinen Stern im Sternbilde des Herkules entgegen. Jene Licht- oder Milchstraße des Himmels ist ein Ocean von Sonnen-Familien, die darin eine Ur-Sonne umkreisen mögen. Vielleicht gehört auch unsre Sonne zu diesen Familien, aber sie liegt noch weit außerhalb aller derselben, vielleicht eine der letztern und kleinern. Und doch ist ihre Masse 800mal größer, als die Masse sämmtlicher 10 Planeten und deren 10 Monde, von denen sie kreisförmig umflogen, durch die Himmel begleitet wird.

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde, Stückwerk. Und selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbau's, eine scharfgezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Theile zum geheimnißreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, daß das All der Welten vor uns wie Lebendiges schwebt; daß wir kaum anstehen mögen, die gesteigerte Urkraft für Urleben, und das Allbewegende zugleich für das Allbelebende zu nehmen. Dennoch unterschreiben wir, was an sich ein Untrennbares ist, der größern Bestimmtheit willen, Lebloses vom Belebten.

Wir nennen den Stein, auch wenn er bewegt wird, den Bach, wenn er rinnt, die Wolke, welche am Himmel vorüberschwebt,

leblos, wie den Feilstaub, der in regelmäßigen Kreisen sich unter dem Zug der magnetischen Pole zusammengliedert. Dies Leblose kann durch Anhaftung äußerer Materien, oder durch Mengung mit Andern, im Umfang vermehrt werden. Aber das Leben der Pflanzen und Thiere schafft sein Gebäu von innen heraus nach außen, indem es die ihm verwandten Stoffe und Bewegkräfte sich aneignet, verwandelt und so ein Wachsthum seines Gebildes bewirkt. Der Krystall entspringt unter dem Einfluß polarisch bewegender Kräfte in wahlverwandten Stoffen; er bleibt, der er ist, ohne Wachsthum, ohne aus sich selber neue Krystalle hervorbringen zu können. Pflanzen aber und Thiere setzen sich in ihrer Art fort, und wiederholen in Zeugungen das Erscheinen ihres Gleichartigen. Wir gewahren, so weit unsre blöden Sinne durch das All der Dinge reichen mögen, überall Bewegbares und Bewegendes verbreitet. Doch das Belebende, eine erhabnere Macht, ist minder für uns allgemein erkennbar. Wir Sterbliche erblicken seine Wunder nur auf der Oberfläche unsers Erdsterns ausgebreitet. Aber ist dieser kleine Nebenstern, einer der kleinern unter Millionen, die einzige Bühne, auf welcher die allgegenwärtige Natur ihre Herrlichkeit zur Schau auslagert? Und wie unermeßlich groß und mannigfaltig ist doch schon das Reich des Lebendigen auf Erden!

Die Natur, die wesende Einheit ihres Selbstes, wird, als solche, in ihrem ersten und allgemeinsten Anderssein von sich, zur Erscheinung des Urlebens, zur endlichen Einheit im Mannigfaltigen der Stoffe und Kräfte. Und die allgemeinsten Merkmale des belebenden Ur's für uns sind: Zusammengliederung von Stoffen und Kräften zu einem, aus sich, von einem vorhergehenden, in sich vollendeten Einheitsgebilde; sich selbst in seiner Art und Gattung, als Gleichartiges, fortzeugend. So offenbart sich das Leben, in der Auseinanderfaltung seines Stoffs-

schen Gebildes, räumlich; in der Dauer desselben zeitlich; in der Fortzeugung, als Ewiges.

---

46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde.

Das Urleben ist nicht die wesende Natur selber, sondern ihr Anderssein und Erscheinen, als wirkende Einheit. Es kann, im Wirken und Aendern des Wesenden, nicht das in sich Gleiche bleiben; sondern tritt wieder in Gegensätzen auseinander, und wieder, aus diesen, in andre über, zu unübersehbaren und unzählbaren Artungen des Belebten; verwandt mit den mannigfachsten Artungen von Kräften und Stoffen; dieselben zu eigenthümlichen Eigenganzen einend. — Wer der Sterblichen überschaut den unendlichen Lebensbaum, wenn auch nur in dämmernden Umrissen; ihn, der, im dunkeln Grund der Natur wurzelnd, den gewaltigen Stamm hervortreibt in die Welt, wo er sich in einen Wald von Aesten spaltet; sich in deren Verzweigungen nach allen Richtungen ausspannt; in Laubwerk verendet, davon jedes Blatt vom andern verschieden ist, und Wipfel und Blüten endlich in höhere Sphären der Natur versenkt!

Zwar die Linne's und Jussieu's, die Decandolle's, Oken's und Andre, haben die bekannten Gewächse auf Erden, sinnreich nach verschiedenen Kennzeichen derselben, in Klassen und Ordnungen, in Familien und Geschlechter, Arten und Unarten gesondert und zusammengereiht, um der Wissenschaft einen leitenden Faden für das große Labyrinth belebter Geschöpfe zu gewinnen. Allein dieser liegt in der Hand des Naturforschers nur, als dürftiges Nothmittel. Es ist nicht damit der klare Durchblick verliehn; wie das Urleben sich, von Gegensatz zu Gegensatz, in seine Verwandtschaften zerlöset; und in denselben wieder mit der ganzen

Sippschaft der bewegenden Kräfte, und Hoch- und Niederstoffe, nach Zahl und Beschaffenheit derselben, vergattet, in das Vielartigste der Erscheinungsweisen auseinander fließt.

Das Ur des Belebenden, indem es sich zum Pflanzlichen und Thierischen, in entgegengesetzter Richtung, scheidet, schließt sich, in einem, wie im Andern, ohne Zweifel, zuerst allgemeinern Grundkräften (34.) und ihnen nächstverwandten, verdichtbarern Grundstoffen (33.) an. Immer werden die ersten Gebilde in beiden höchst einfachen Baues, weich, wässrig, schleimig, geschlechtslos sein; Bläschen und Schläuche; fadenförmiges Gewebe; erste und unterste Bestandtheile eines vom Leben geschaffenen Gegliederes (Organismus), dem unbewaffneten Auge kaum, als Staub und schwimmende Punkte, deutlich, wie der Brand im Getraide (Uredo), wie die Monaden und Essigälchen unter den Thieren. Das Leben hat in jenen noch keine Wurzeln, in diesen noch keine Freßwerkzeuge, Nahrung zu gewinnen. Das Ganze scheint nur Ei und Same zur Selbstfortsetzung seiner Artung zu sein, bis ein größerer Vorrath des Lebstoffes (wenn ich so sagen darf) aus den übrigen Grundstoffen vorbereitet ist. Dann verspinnen sich die Schläuche in Fäden und Fasern; die Bläschen in Zellen; das Belebende tritt in immer vollkommnern und größern Gestaltungen auseinander; zu Tremellen und Conferven, Flechten, Moosen, Gräsern u. s. w.; oder von Infusorien, zu Korallen, Seenesseln, Muscheln, Schnecken, Würmern u. s. w. bis, in der Pflanze und dem Thiere, für jedes Lebensgeschäft, die verschiedensten Werkzeuge, und für das Thier (als beseeltes Gewächs) zugleich alle Sinnenwerkzeuge, vollendet ausgebildet sind.

So erbaut sich jegliche Gattung, in welche das Ur alles Lebens gegensätzlich auseinander gegangen ist (15.), ihr eigenthümliches Gehäuse; und immer, als Darstellung von Einheit mehr oder minder mannigfaltiger Artungen der Stoffe und Kräfte, aus welchen

das Weltall besteht. Und einer jeden Gattung des Lebens, von der tiefsten zur höchsten hinauf, liegt das Urleben (45,), mehr oder minder gesteigert, zum Grunde. Es gewältigt und bedingt die Wirksamkeitsweisen der Stoffe und Kräfte zum Behuf seiner Erscheinungsart; und wird hinwieder, in seiner eignen Entwickelung, von jenen begränzt und bedingt. So gestaltet es andre Gebilde in den Meeren und Süßwassern; andre im Schoos der Erde; andre auf deren Flächen, und im Luftkreis. Es baut seine mikroskopischen und seine riesigen Schöpfungen unter dem heißen Tropenhimmel, wie auf den gemäßigten Erdgürteln. Selbst in den unwirthlichen Einöden der Polargegenden wirthet es; selbst auf dem ewigen Eise der höchsten Gletscher gliedert es noch seine Einheitsgebilde. Jene goldgelben, oder karminfarbnen Schneegebilde, die der Reisende in den todten Nachbarschaften der Erdachse, oder auf den Firnen der Alpen und Pyrenäen, anstaunt, — sie sind Werke des allwaltenden Urlebens; schlammartiges, fasriges Pflanzenwesen, gleich blasigen Wassergebilden, welches dem scharfbewaffneten Auge mit Körnchen, gleich Sonnenstäubchen, angefüllt, erscheint. Es sind Eier der Infusorien! Und wie der starre Bau am warmen Sonnenstrahl zerfließt, entwickelt sich eine ganze Welt von beseelten Infusorien der Gattung Astasia, Volvox, Gyges, Philodina, Baccilaria u. s. w., welche, darin umherschwärmend, Nahrung und Vermehrung ihrer Geschlechter finden; und durch das Eis, in dessen zarten, dem bloßen Auge unentdeckbaren, Rissen und Spältchen, wie in krystallenen Hallen, wandeln.

---

48. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseins. — Die Trümmer der Urwelt.

Das Verfahren der Natur in der Entfaltung ihres Seins aus ihrem Wesen; ihres sich wiederum Gegensätzlichwerdens in einem

schon vorhandnen Gegensatz; des Aufstufens ihrer Einheitsschöpfungen von den einfachsten Gebilden zu den zusammengesetztesten und vollkommensten, ist ein allmäliges, weil ein endliches oder zeitliches (30.). So ist auch der menschliche Geist wesend das Beharrliche, Ewige in sich; im Andersein von sich aber eine Reihenfolge der Gedanken, von den allgemeinsten zu den einfachsten, von den einfachsten zu den allgemeinsten nach und nach auf- und absteigend.

Die mosaischen Schöpfungstage der Welt mögen Jahrtausenden gleich gelten. Denn in der Endlichkeit der Dinge kann das Bedingte nicht vor der gewordenen Bedingung sein; und die Bedingung des Einen ist wieder nur ein Bedingtes vom Andern. Das Kind ist nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten; der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Zum Beleben mußte belebbarer Stoff vorhanden sein, welcher den verschiednen Artungen des Urlebens verwandt, ihr Erscheinen möglich machte. Aber diese Gattungen selber sind es, welche den Vorrath des Lebstoffes (organischer, oder vielmehr organisirbarer Materie) fort und fort vermehren, oder ergänzen, indem sie ihn, durch ihr Einwirken, in seinen Beschaffenheiten ändern, und ihn so, als erweiterten Spielraum ihrer Thätigkeit, für nachfolgende Zeugungen vererben*). Erst allmälig überspinnt das Urleben den todten Fels, den Sand, den Grund der Erde und der Gewässer mit den einfachsten seiner Schöpfungen. Erst allmälig (weil im Reich der Erscheinungen ein Zeitlichgewordnes), wenn in

*) Nach Ehrenbergs Angabe, kann sich unter den Infusorien eine einzige Baccillarie, oder Vortiecelle, binnen vier Tagen um 140 Billionen Geschöpfe ihrer Gattung vermehren, aus deren Panzerdecken zwei Kubikfuß Erde werden. So rührt auch das Verschlammen vieler Seehafen offenbar von der Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen her.

fortgesetzten Erzeugungen die Fülle des Lebstoffs vergrößert und, wenn ich so sagen darf, veredelter vorhanden ist, kann das belebende Ur, in neue Gegensätze auseinandertretend, sich in mannigfaltiger-gegliederten Einheitsgebilden offenbaren, die von Stufen zu Stufen vollendeter, vorangegangenen Lebensschöpfungen, verwandt und ähnlich dastehn.

Die Spuren dieses Stufengangs der Natur, in ihren Gegensätzlichwerdungen vom einfachsten Lebensgebilde zum zusammengesetztesten Bau, in welchem es, mit den verschiedensten Gliederungen, die mannigfaltigsten Kraft- und Stoffgattungen zur Einheit bindet, verrathen uns die Trümmer der verwitternden Rinde. Wir erblicken da in den untersten, ältesten Felslagern nur Ueberreste der einfachern Lebensgestaltungen, in den spätern Auflagerungen dann vollkommnere Pflanzen, und Thiere des Meers, wie des trocknen Bodens; von Thieren die grasfressenden zuerst; in den jüngern endlich Ueberbleibsel von Geschöpfen, dergleichen wir zum Theil noch gegenwärtig vorfinden.

Obgleich die Felsenblätter dieser Geschichte von sich allmälig auseinanderlösenden Erscheinungen des Urlebens, vielfach zerrissen, und die Schriftzüge der Urkunde größtentheils verwischt sind: erkennen wir doch darin einen Uebergang der Wirkungen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Einfachen zum vollendetsten Geglieder, in leichten Umrissen. Der Erdstern mußte, im weiten Aetherreich der Sonnen und Dunkelsterne, vorher verdichtet sein mit seinen Felsmassen und Meeren, ehe die Natur ihre höhere Wirksamkeitssphäre, als ewige Einheit, in neuen Weisen, offenbaren konnte. Es mußte sich vorher, aus dem Gähren der Elemente, ein Lebstoff abgeschieden haben, um dem Belebenden, als Material, zu dienen. Selbst dies Material mußte sich allmälig, unter den Einwirkungen der uranfänglichen Artungen des Lebens, vervielfältigen, vermannigfachen, veredeln,

bevor es höhern Gattungen des Lebens zu reichen Gliederungen langen konnte. Der Gigantenkampf einander widerstrebender Stoffe und Bewegkräfte mußte erst, wenn auch nur zum Theil ausgeglichen sein, ehe das belebende Ur sie zu seinem Dienst bändigen, und sich in ihnen reicher offenbaren konnte. Frage niemand: wozu war, was keines Sterblichen Auge erblicken konnte? Die Natur weset und schaffet nicht für den Sterblichen bloß, sondern in und für sich, als ihr Selbstzweck. Sie weset und schafft auf den Gebirgsgipfeln, in den tiefsten Tiefen der Meere und bei den geheimnißvollen Erdachsen, wohin nie der Fuß eines Menschen getreten ist.

Es ist schon mehr, als ein Weltuntergang gewesen! Die Natur zwar ist ewig; aber in ihren Erscheinungen zeitlich, weil endlich, vom Allgemeinen zum Besondern sich entfaltend in jedem Einzelnen ihrer Werke. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat, vor der eignen Vollendung, eine Kindheit. Auch das Leben des Erdballs, dieses kleinen Einzelkörpers unter den übrigen Sternen, hat eine Kindheit.

Das Tiefste unsers Weltkörpers, so weit wir es durch seine geborstne Rinde kennen, bietet nur den Anblick verdichteter Stoffe, als Grund- und Urgebirg. Nirgends meldet sich darin eine Spur belebt gewesener Dinge. Erst in später gewordnen, darüber gelagerten Uebergangsgebirgen entdecken wir vereinzelte, wenige Abdrücke, oder Versteinerungen von vorhanden gewesenen Schaalthieren. Doch ihre Arten und Gattungen sind von der Erde verschwunden und nicht mehr in unsern Meeren vorhanden; und gewiß, wie sie, auch mannigfaltige Arten noch viel einfacher gebauter Pflanzen und Thiergebilde, welche weit früher, als sie, entstanden sein müssen. Aber diese zerflossen ohne Zweifel, als bloß schleim- und gallertartige, formlose Gewächse, in die übrigen Stoffmassen, spurlos. Dergleichen Erstlingsgestalten des Lebens, oft dem bloßen Auge unmöglich sichtbar, bewahren allenfalls noch, in sich einge-

schlossen, Steine des Kieselgeschlechts in kreidigen Gebirgsgebilden, nur unter mehrhundertmaliger, mikroskopischer Vergrößerung erkennbar. Und diese Urpflänzchen und Urthierchen verschwanden unter aufeinanderfolgenden Zerstörungen der Erdoberfläche.

Doch wie viele Weltzerstörungen, und wie lange Verkettungen von Gegensätzen des schaffenden Lebens sind abermals vorübergegangen, ehe jene Riesenpflanzen erwuchsen, deren Bau und Mannigfaltigkeit wir in den alten Schieferthon- und Steinkohlenlagerungen anstaunen, in denen sie seit undenklichen Weltaltern begraben liegen? Auch sie sind verschwunden, und haben noch nichts, oder wenig, gemein mit Gebilden ihrer Gattung, die heutiges Tages auf Erden grünen. Auch sie sind nur noch Gewächse der untern Artung, geschlechtslose (Cryptogamen), ohne Blume, ohne Frucht, wie unsre Farrenkräuter, Bärlappen- und Schaftheu- oder Schilfartigen (Lycopodien und Equisetaceen). Sie schienen damals noch vorherrschend den Erdball, mit ihren ungeheuern Gliedmaßen, überwuchert zu haben. Die den bärlappenartigen Gewächsen unsrer Tage (den Lycopodiaceen) verwandt scheinenden waren aber nicht niedriges Kraut, sondern 60 bis 70 Fuß hohe, und mehrere Schuh dicke Stämme; und die, unsern schaftheuartigen Pflanzen ähnelnden, sogenannten Calamiten, hatten Stämme von 12 bis 15 Schuh Durchmessers. Man sollte schier glauben, in jenen Weltaltern und in den unmittelbar folgenden habe der werdende Erdball nicht nur eine andere Stellung zur Sonne, sondern auch einen andern für uns unathembaren Dunstkreis gehabt, der reicher an kohlenstoffischen, ärmer an sauerstoffischen Gasen war, als gegenwärtig. Nur selten noch traten zwischen jene gigantischen Kräuter einsamenlappige Gewächse (Monocotyledonen).

Neuer Weltuntergang. Eine zweite Reihe neuer Gebirgslager (sekundärer) umwickelte den Erdball. Die schaftheuartigen Riesenkräuter wurden schon kleiner; die baumartigen Lycopodiaceen grün-

ten nicht wieder auf der neuen Erde. Sie wurden allmälig von der überwuchernden Masse zapfentragender Pflanzen, ähnlich unsern Tannen-, Taxus- und Cycadeen-Arten, verdrängt. Zu den einsamenlappigen Gewächsen gesellten sich schon, doch sehr sparsam noch, die höhern Gebilde der Zweisamenlappigen (der Dicotyledonen); und zu den übrigen Thierformen traten schon einzelne seltsam gestaltete Säugthiere.

Auch diese neue Welt ging abermals unter. Es schlug sich eine neue, eine dritte (tertiäre) Reihe von Gebirgslagern nieder, und über ihnen, eins um's andre, erblühete ein vollkommner entfaltetes Leben. Das Reich der Pflanzen zeigt schon mächtiger und herrschender die mit Blumen und Früchten prangenden Gewächse; und mit ihnen nach und nach schon Vögel und Säugthiere, von denen die tiefern Flözgebilde keine Spur aufweisen. Eierlegende Vierfüßler, ungeheure Eidechsen und Schildkröten erscheinen zwar schon in den untern Kreidelagern und im alten Jurakalk; aber Landsäugethiere, jene ungeschlachten riesigen Paläotherien, Megatherien, Anoplotherien u. s. w. erst in den untern Gebilden der dritten Flözlagerreihe, und dann spät in den obern, darüber hingeschwemmten Gebirgslagerungen, auch die Mastodonten, Missuriums, Rhinozerosse, Elephanten u. s. w.

Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden, erschien endlich, mit vollendetstem Lebensbau, die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gyps- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert gefunden; und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch örtliche Erdbeben, Bergstürze u. s. w. ein so ungewöhnliches tiefes Grab gefunden haben mögen.

Die untergegangenen Pflanzen- und Thiergattungen der Urwelt gleichen den heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gährungen der Elemente im

Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, daß weite Strecken festgewordnen Landes versanken; dort himmelhohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen, und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebnen Festlande hingeschleudert wurden, Alles verschwemmend.

Die gewaltigste und letzte solcher allgemeinen Sündfluten, oder Ueberstürzungen des großen Oceans, mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten sein. Oertliche Ueberflutungen von Ländern ereigneten sich auch nach seinem Erscheinen. Jene allgemeine, letzte, scheint von der Nähe des Südpols ausgegangen zu sein, und ihre Wogen gegen Norden und Nordost über die Länder hingeschlagen zu haben. Ein Blick auf die heutige Form der Welttheile und Inseln spricht gleichsam Zeugniß dafür aus. Woher die südlichen Ausspitzungen Afrika's und Amerika's; die ungeheuren Buchten und Ausspülungen und Zerrissenheiten Süd-Asiens und Süd-Neuhollands? Es sprechen dafür die bis zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß aufwärts getriebenen Nagelflue- und Sandsteingebilde an der Nordseite der Alpen; die schroffere, durch Anprall der Wellen abgewaschene Südseite dieser Alpen und des Jura, und die milder verflächte Nordseite derselben; — dafür die längs der Nordseite der Alpen hingetriebnen, ungeheuren Felsblöcke des Urgebirgs, welche durch ihre abgeschliffenen, feingekritzten Flächen beurkunden, daß sie vordem, in ihrem ursprünglichen Lager, Nachbarn der Firnen und Gletscher der höchsten Berge waren, von denen sie jetzt weit entfernt ruhn*); — dafür die Ueberreste von

*) Daß die Macht der Gewässer einzelne solcher Felsenstücke (blocs erratiques) im Fortsturz mit sich fortreißen könne, ist nichts Unglaubhaftes. Was sind die größten jener Blöcke im Vergleich der Masse und Wucht eines überwallenden Meers, das an Tiefe hin und wieder die Höhen der höchsten Berge übertrifft? Der Gipfel des Tscha-

Pflanzen und Thieren der wärmern Zonen in den aufgeschwemmten Lagern der nördlichern Erdkugel. Durch des Alles überwogenden Weltmeers Rückschlag im äußersten Norden, indem die Gewässer ihr Gleichgewicht herstellten, oder vermöge Emporgangs neuer Gebirge und Eilande, mögen dort auch wieder ähnliche Felsblöcke südwärts geflutet worden sein. Ich könnte dieser Muthmaßung noch manches Andre beifügen, und doch sind es nur Vielleichts! — Vielleicht ergossen sich die Meeresmassen über den Erdball damals, als in den Umgebungen des Südpols zuerst jene weiten Länder und Gebirge plötzlich aus den Tiefen der Urwasser hervordrängten; Länder und Gebirge, deren übergletscherte Thäler und hohen Felsenkulmen erst in unsern Tagen vom Auge kühner Seefahrer entdeckt worden sind, und, als sechster Welttheil, geheimnißvoll dastehn. Vielleicht ward die Verdünstung jener Ueberschwemmung des Erdballs, Ursach eines furchtbaren Kältegrades im Dunstkreis besonders der nördlichen Zonen, daß hier eine lange Vergletscherung der Festlande entstand, und Höhen, wie Ebnen mit Eis-Lagern bedeckt wurden, die allmälig erst abschmolzen, bis ein neues Leben des Thier- und Pflanzenthums aufgehen konnte.

Ob noch einzelne, verwaisete Abkömmlinge von jenen riesenhaften Thiergestalten der Urwelt in unbekannten Einöden umherirren mögen, die kein Europäer gesehn, wer kann es sagen? Jener bekannte Mammuth, den im Jahr 1799 ein tungusischer Fischer im Eise der Lena-Mündung, noch mit Haut und Haar bekleidet, fand; jenes am Willuji-Flusse im J. 1771 ausgegrabne Rhino-

---

hamular im tibetanischen Himalajah hat 26,400 Fuß absoluter Höhe. Aber Kapitän James Roß fand (900 Seemeilen westwärts von St. Helena) das Meer 30,000 Fuß tief, und mußte die Schnur, um sie bis zum Boden des Meers senkrecht zu bewahren, mit 450 Pfund beschweren.

zeros in Fleisch und Haut erhalten, welches Pallas beschrieb, und mancher andre Fund der Art, deuten auf eine noch nicht allzulange Vergangenheit der letzten Weltverwandlung zurück. Am rothen See in den rauhen Wildnissen Oberkanada's soll sich den erschrockenen Indianern noch ein ähnliches Ungeheuer lebendig gezeigt haben, wie J. Long in seinen Reisen berichtet*).

---

48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken.

Also war einst schon, und verschwand schon auf Erden eine Thier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen stand, welche sich seit 6000 Jahren über deren Grabe noch heut erhebt. So können auch die Eilande und Festlande von heut mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen, und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgeschoben werden, um Heimathen weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu sein**). Soll ich vor einem Gedanken schauern, der ich täglich Zeuge bin von der Verjüngung der

---

*) In der von E. A. W. Zimmermann herausgegebenen Uebersetzung „von J. Longs Land- und Seereisen" (Hamburg. 1791. S. 119 ff.). Der rothe See, von den Wilden Misqui Sakingan geheißen, hat seinen Namen vom vergossenen Blut jenes fremden Thiers empfangen, welches zwei Chippway-Krieger am Ufer erscheinen sahn und anschossen, worauf es verwundet in den See zurückging und dessen Wellen färbte. Es hatte, der Beschreibung nach, ungewöhnliche Größe, langsamen, schwerfälligen Gang, und ein Fell, wie mit Moos bedeckt. Bei den ersten Schüssen schien es die Kugeln kaum zu empfinden.

**) So erhebt sich die Küste von Schweden und Norwegen. So hat man Beweise, daß an der Westküste von Amerika bei Valdivia, wo im

Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen? — Die Formen nur werden zerbrochen; aber die Natur, in ewiger Wesenheit, wirkt fort durch das All des Seins ins Ewige; jeder Strahl, jeder Lichtpunkt desselben, anders in Verbindung mit Stoffen und Kräften gesetzt, diesen eine andere Einheits-Bildung ertheilend. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiednen Gattungen und Stoffen und Bewegkräften sein können. Es bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herrlicherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Das Urleben mag in allen Sternen anders walten, und sich, in seinen Gegensätzlichwerdungen, zu ganz andern Geschöpfen gestalten. Auf unsrer Erde entwickelte es sich zuerst im Flüssigen; bevölkerte, als Alles Meer war, das Meer; und trat aus dem Wasser in wunderbaren Uebergangsgestalten, auf das trockne Land und in die Luft. Aber Alles ist nach einer und derselben Urform gebildet, und die Mannigfaltigkeiten sind nur Abänderungen, Veredlungen einzelner Gliederungen und Theile, die erst nach und nach durch die geänderten Wechselwirkungen und Verhältnisse der verschiedenen Elemente, entstanden. Daher die Reihe der in einander verschwimmenden Uebergänge der Pflanzen und Thiere vom verfilzten Fädengeflecht des Byssus in Bergwerken und Gruben, bis zur großartigen Magnolie und zur peruanischen Annona mit den ambrosischen Früchten, groß wie Melonen, an ihren ausgebreiteten Aesten; oder vom Aufgußthierchen empor, durch die lange Reihe der Schaalthiere, Fische, Amphibien, Vögel, Vierfüßler, bis zum afrikanischen Affen (Simia droglodytes) und der menschlichen Gestalt.

Jahr 1820 das Wasser nur noch zwei Schuh tief war, 60 — 70 Jahre vorher holl. Linienschiffe vor Anker gelegen waren.

Wie im Großen und Allgemeinen sich das Leben allmälig vom Einfachsten zu einer Einheit des Mannigfaltigsten, in Stoffen, Kräften und Gliederungen aufstuft, eben so nimmt jede einzelne Lebens-Gattung, indem sie ein einzelnes Eigenganzes zusammengliedert, fortschreitend in der Selbstentwicklung, die ihr verwandten stoffischen Atome, Bewegkräfte, und tiefern Lebensartungen, nur eins ums andre, in Verbindung mit sich, bis zur Vollendung ihres Baues. Die Gliederung des Baus, das Innere und Aeußere vom pflanzischen und thierischen Körper, ist aber nichts, als Werkzeug durchweg. Je einfacher dies Werkzeug, je einfacher ist das Wirken des Lebens nach außen; um so zäher hängt es allen Theilen desselben an; und um so leichter ergänzt es dessen einzelne Verstümmelungen. Je höher geartet das Leben steht, um so gliederreicher stattet es seinen Bau aus; um so größer wirkt es nach außen ein. Die mannigfachsten Stoffe, Kräfte und tiefern Lebensartungen werden dabei dem Gesetzthum der Höhern dienstbar; werden gewählt, herangezogen, verwendet, ausgestoßen, oder gewechselt; eins ums andere zur Thätigkeit erregt; in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeitsweise beschränkt und gelenkt.

Indem aber das Leben seine Herrschaft und Hoheit über Stoffe und Kräfte ausübt zur Gestaltung seines Gehäuses, hebt es darum die eigenthümliche Artung und das Gesetzthum seiner Diener nicht auf. Diese wirken, jeder nach seiner Weise, da, wohin sie gestellt sind, und beschränken und bedingen hinwieder die Wirkungen des Lebens, durch die ihrigen. Oft gesellen sich andre, untergeordnete Lebensgattungen zu dem Gegliede der höhern; schaffen selbstständig ihre eigenthümlichen Gebilde aus dem Ueberfluß vom Material der Reichern, indem sie sich, schmarotzend an die Außenseite der Pflanzen und Thiere hängen, oder in deren Innersten einnisten. So wird ein Lebensgebilde der Inhalt vieler andern. Wo ein Lebstoff, schließt sich ein Leben an. Des Menschen Leib

selber ist eine kleine Welt von lebendigen Geschöpfen. Sie regen sich und schwelgen im Schleim der Zähne, in seinen Eingeweiden, in seinen Säften und häutigen Zellen.

---

49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt.

Jenes Gesetz alles Wesens und Wirkens: Anziehung und Abstoßung, — ist auch das erste und allgemeinste der allbelebenden Natur, wenn sie ihre sachlichwirkende Einheit, in der Vergänglichkeit der Erscheinungen, auf unzählige Weise ausprägt. Das Urbelebende, in sich zu mancherlei Artungen auseinander getreten, (die dann wiederum in sich, fort und fort als Gleichartiges wesend von einander gehn,) gliedert und ordnet, in Anziehung verwandter Stoffe, bewegender Kräfte und Lebensgattungen, das Mannigfache derselben zu Abbildern ihrer eignen Einheitsnothwendigkeit; zu pflanzischen und thierischen Eigenganzen, für deren Menge und Beschaffenheit uns Zahlen und Namen fehlen.

Wachsthum, d. i. Vereinigung von Stoff-, Kraft- und Lebensgattungen, Bewahrung und Gliederung derselben zu einem Einheitsgebilde; — so wie Fortsetzungen seiner selbst zu gleichartigen Gebilden, dürfen wir daher wohl, mit Fug, die unmittelbaren Verrichtungen des Lebens nennen. Hingegen alle Leistungen desselben, welche nur vermittelst des Gesetzthums der vom Leben gebundnen und beherrschten Stoff-, Kraft- und (ihm verwandten Lebensgattungen) geschehen können, unterscheiden wir von jenen, als mittelbare Lebensverrichtungen, wie das Geschäft der Nährung, Verdauung, Wiederergänzung, Fortbewegung und Absonderung der Flüssigkeiten.

Das Geschäft der Nährung ist einfaches Erscheinen der Wahlverwandtschaft einer Lebensartung zu den, ihrem Gesetzthum ent-

sprechenden, übrigen Lebensgattungen, Bewegkräften und Stoffen; welche die Lebensartung sich zum Ausgestalten ihrer Einheitsschöpfung aneignet. Zwar auch todte Stoffgebilde vergrößern sich durch Anhaftung der ihnen verwandten, oder durch Regewerden magnetischer und galvanischer Kräfte. So wächst der Bleibaum aus der Auflösung seines Metalls pflanzenhaft nach allen Seiten empor mit seinen glänzenden krystallischen Blättchen. Aber es geschieht diese Ausdehnung durch Ansätze der Metallatomen an den äußern Flächen und Spitzen. Das Leben hingegen erweitert sein Gewächs von innen aus, indem es die an sich gezogenen Stoffe zersetzt; die seinem Bedarf untauglichen absondert und ausscheidet; die tauglichen vertheilt, und den verschiednen Gliedern, Werkzeugen und Bestandtheilen seines Gehäuses einverleibt, denen sie Verwandtes sind. Diese Verarbeitung und scheinbare Verwandlung der Materie, durch Verähnlichung und Mischung mit früher vorhandnen, ist das Verdauungsgeschäft des pflanzischen und thierischen Lebens. Jede Artung desselben krystallet seine Fasern, Schläuche, Zellgewebe u. s. w., so wie deren Verhältnisse und Formen, vermittelst Verwendung der verschiednen an sich genommenen bewegenden Kräfte anders; und verähnlicht und mischet, durch eigenthümlichen Chemismus, die Stoffe auf andre Weise. Der Wermuth und die Weinrebe, in gleichem Boden beisammen wurzelnd und Nahrung saugend, in gleicher Luft athmend, bilden ganz verschiedne Säfte in ihrem Innern. Das Fleisch der Säugethiere, Vögel, Fische u. s. w. ist verschieden unter sich und von dem der Pflanzen.

Mit jenem Geschäft der Gewinnung, Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe ist das der Wiederergänzung, oder der Heilung verletzter Theile des Gegliederts, fast dasselbe; nur höher Gesteigertes. Es ist, wie jenes, eins der allgemeinsten und ersten Geschäfte der, dem Urleben nächsten, Lebensgattungen. Frisch geschnittene Wurzeln, Zweige, Knospen u. s. w. ergänzen sich sel-

der wieder zu vollständigen Lebensgebilden ihrer Art. Trembley kehrte Polypen um, das Innere zum Aeußern; er theilte sie und sie stellten sich wieder her. Bonnet nahm dem Salamander Augen und Füße; das Leben ersetzte sie von neuem, wenn gleich minder vollkommen.

Alle bisher genannten Verrichtungen sind in der Allgemeinheit der Anziehung begründet. Aber untrennbar verbunden damit ist die Abstoßung des dem Gesetzthum des Lebens, nach Zahl und Beschaffenheit, unverwandten, und seiner Wesensartung Widersprechenden. Es offenbart sich dieses Abstoßen sowohl in der Fortbewegung gasiger und tropfbarer Flüssigkeiten im Innern des Lebensgehäuses, als in der Fortschaffung und Absonderung unvereinbarer Materien aus demselben, oder Ausscheidung des Entbehrlichen, durch Verdünstung, Aushauchen, Auswurf u. s. w. Wir wissen, daß die Leiber der Menschen und Thiere, nach einer Reihe von Jahren, nicht mehr aus den nämlichen Stoffen bestehn, aus denen sie einst früher bestanden; daß selbst die Knochen, in ihrem Wachsthum, die ältern Bestandtheile verlieren und mit neuen ersetzt werden. Das Leben bewahrt nur, beim immerwährenden Wechsel des Materials, die von ihm bestimmten Formen des Gegliederts, wie im versteinerten Holz der Kieselstoff in die Formen des verschwundnen Pflanzenstoffs an dessen Stelle tritt.

In allen diesen Verrichtungen ist die eigenthümliche Wirksamkeit der Wärme, des Lichts, Elekters, Galvans, Magnets und andrer Bewegkräfte, sowie ihrer Gegensätze, unverkennbar. Allein eben so unverkennbar handeln sie nicht frei; sondern beherrscht und gefesselt durch die Gewalt des Lebens und, nach jenem Gesetzthum, in bestimmter Ordnung wirkend. Sie werden durch das Leben zur Thätigkeit erregt und bedingt, wie sie ihrerseits, einwirkend, auch das Leben erregen und seine Wirksamkeit bedingen.

Erregbarkeit zum Erscheinen, zum in sich Aendern, ist Ge-

meingut aller Wesensgattungen. Es ist auch das Erste und Letzte jeder Lebensäußerung, im Keim, wie in einzelnen Theilen seiner Gliederungen; in diesen aber mehr, oder minder vorhanden, oder gewahrbar. Einen höhern Grad der Erregbarkeit, der von uns sinnlich gewahrt werden kann in allen oder einzelnen Theilen des Lebensgebildes, nennen wir Reizbarkeit (Irritabilität). In todten Stoffgebilden fehlt sie; oder wir wollten die Elastizität, Schatten und Abbild von ihr, nennen. Wir erblicken sie im Zusammenziehn der thierischen Muskeln, wie in den Fasern vieler Kräuter, Gesträuche und Bäume. Bei warmblütigen Thieren verschwindet sie, als letzte Lebensspur, bald nach der Trennung des Kopfs vom Rumpf aus allen Theilen; bei kaltblütigen später. Eine entherzte Schildkröte regt sich noch Tage lang; die vom Rumpf getrennten Beine der Spinnen, Frösche u. s. w. zucken noch mehrere Stunden nachher.

---

50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens.

Selbst jene höhern Lebensverrichtungen, welche unsre Bewunderung, oft unser Erstaunen sind; jene Pflanzentriebe, jene Instinkte der Thiere, bieten uns in ihrer Ursprünglichkeit wieder nichts anders dar, als Wechselwirkungen zwischen der Lebensthätigkeit in den Gewächsen, und den erregenden und bewegenden Grundkräften in und außer ihnen. Wenn Tannen, Zedern und Palmen, so wie die niedrigsten Kräuter ihre Wurzeln forschend durch den Erdboden versenden, um festern Anhalt, oder geeignetere Nahrung, zu finden; oder wenn sie ihre Stengel, Zweige, Blätter durstig dem Himmelslicht zuwenden, und, sind sie in Dunkelheit eingeschlossen, ihre jungen Sprossen dem feinsten Spalte, der kleinsten Oeffnung entgegenlenken, durch welche eine Helligkeit dringt: so waltet hier keine freie Wahl, sondern das Alles durchherrschende

Gesetz der Natur, Anziehung des Verwandten zum Gleichartigen, wie es im Zusammenstreben der Hoch- und Niederpole des Galvans, Elekters und Magneten u. s. w. waltet. Aber die Natur, in ihrer höhern Wirksamkeitssphäre, sich reicher und großartiger entfaltend, vermannigfaltigt und steigert, im Reich des Lebens, das Schaffen nach ihrem Gesetzthum. Die bewegenden Grundkräfte sind hier, im Innern jedes Einheitsgebildes, der Gewalt derjenigen Macht untergeordnet, die es erbaut hat. Schlingpflanzen, von aufrecht festern Körpern entfernt, schleichen daher diesen nach, um sich an ihnen emporzuranken. Das Geschmeidige und Zartere schließt sich seinem Gegensatz, dem Starren und Stärkern an, gezogen von seinem Bedürfniß. Die Staubkolben männlicher Blüten gießen ihren Samen durch die Lüfte. Es ist nicht der Zufall, welcher ihn, in seinem Umherschweben, den weiblichen Blumen zulenkt, sie zu befruchten; so wenig der Zufall den Blitzfunken der elektrischen Wolke den Metallspitzen, oder andern leitenden Körpern entgegengeführt. — Wenn die von gleichnamigen Polen des Elekters, oder Magnets gesättigten und bewegten Atome einander fliehn, oder die, welche von ungleichnamigen erregt worden sind, zur Vereinung streben: so erkennen wir darin dasselbe Gesetz, welches wir in belebten Geschöpfen, als Abneigung und Anneigung, Antipathie und Sympathie, wahrnehmen. Es gibt Pflanzen, wie Thiere, welche die Nähe anderer meiden, oder im Dunstkreis derselben verkümmern oder erkranken müssen.

---

51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen.

Die dem Urleben entsprungenen Gattungen (46.) desselben wirken also nicht nur auf die Stoffe und Kräfte ein, welche sie, im Innern ihrer Verkörperung, zur Ausgestaltung derselben, nach

Bedürfniß fesseln, oder entlassen, vertheilen und ordnen: sondern auch auf die Lebensartungen, die Stoffe und die Kräfte, welche außer den Gränzen ihres Gebildes, ihnen mehr oder minder verwandt, oder ungleich, vorhanden sind. Jene Wirksamkeitsweise wäre ohne diese nicht möglich. Im Weltall, dem Anderssein des Wesenden, dem Wiederschein des All-Einen der Natur, besteht jede der einzelnen Erscheinungen, und deren Gesammtheit, durch und für einander, hervorgetreten; durch und für einander bedingt. Darum wirken auch die außerhalb des pflanzischen und thierischen Körpers regen Artungen des Lebens, des Stoffs und der Bewegkraft, auf diesen Körper eben so gewaltreich zurück. Mangel, oder Ueberfluß der Nahrungsstoffe, des Lichtes, der Wärme, der Dunkelheit, der Kälte, der elektrischen, galvanischen, magnetischen Flüssigkeiten, beschränken, oder hemmen, oder erweitern und begünstigen, die Lebensthätigkeit in den Geschöpfen.

Am bemerkbarsten macht sich dieser Einfluß überall bei der verschiednen Beschaffenheit des Bodens, des Wassers und der Luft, welche für Thiere und Pflanzen gleichsam die allgemeinen Behälter der ihnen entsprechenden Lebstoffe und Bewegkräfte sind. Wir kennen die Einwirkungen der Tage und Nächte; die noch größern der Jahreszeiten und Klimate. Nicht nur die Thätigkeit der Lebensgattungen wird in denselben geändert, im Winter begränzt, wo nicht gehemmt; im Frühling neu angeregt; im Sommer und Herbst vollständig: sondern die Gattungen des Lebens selber sammeln sich zur Schöpfung ihrer stoffischen Gebilde nur da, wo Erdreich und Himmelsreich ihrem Gesetzthum am verwandtesten und zusagendsten sind. Palmen, Banianen und Aloen, die Löwen, Boaschlangen und Papageien, ziehn nur zur Licht- und Wärmefülle des Südens; Fichten, und Flechten der mannigfachsten Art, Rennthiere und Eisbären gedeihen nur in der Winterlichkeit von Tagen und Nächten des Nordens.

Die klimatischen Verhältnisse der Länder, nebst den mittlern Graden der Erdwärme, stehn mit den Jahreszeiten in gewisser Aehnlichkeit: die kalten, lichtarmen Polarzonen mit dem Winter; die beiden gemäßigten Erdgürtel mit dem Frühling; die heißen Tropengegenden mit dem Sommer und Herbst. Es muß sich nothwendig eine durch diese Himmelsstriche bedingte Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ihrer Arten und Verartungen, vom Erdgleicher hinweg bis zu den Erdachsen, ergeben. Jede veränderte Stellung der Erdachse zur Sonne würde nothwendig diese Reihenfolge, oder die geographische Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Oberfläche unsers Planeten stören und verwandeln, wie sie vielleicht einst eine andre war, als jene riesigen Geschöpfe, deren halbähnliche Ebenbilder zum Theil noch zwischen den Wendekreisen erblickt werden, in den mildern Zonen, und selbst in der Nachbarschaft der Polarwelt, gewohnt zu haben scheinen.

Wenn auch schon manche Thier- und Pflanzengattungen in beinahe alle Zonen eingebürgert werden können, sind die meisten doch, von der Beschaffenheit ihres heimathlichen Bodens und des mit ihm verbundnen Theils der Atmosphäre, so abhängig, daß sie davon nicht entfernt werden können, ohne endlich zu serben und auszusterben. Sie verlassen den Bezirk ihrer Heimath nicht freiwillig, auch wenn man ihnen einen andern, unter gleichem Breitengrade, von gleicher Temperatur, gleicher Lage in Rücksicht der Winde, des Gebirgs, des Meeres u. s. w. oder gleicher Höhe über dem Meere anweisen möchte. Den Beweis haben dafür mehrere Pflanzen Paraguay's, China's u. s. w. geliefert. Es scheint dies dafür zu zeugen, daß sich auf manchen Strecken des Erdballs besondre Artungen des Lebstoffes, besondre Artungen der bewegenden Kräfte, oder eigenthümliche Vereinigungen derselben, oder mächtigere Aeußerungen des Erdballs durch sein galvanisch-elektrisch-magnetisches Wirken u. s. w. bleibend versammelt und gleichsam

angehäuft finden. Der Einfluß dieser Zustände, auf die Lebensgattungen, offenbart sich nicht nur auf die Pflanzenwelt, sondern auch auf Menschen und Thiere.

Mit dem Wechsel der Jahreszeiten ändern die Beschaffenheiten des Luftkreises, nicht etwa nur durch Mehrung und Minderung der Wärme des Lichts, Elekters u. s. w., sondern auch durch Hervortreten und stärkeres Einwirken andrer Artungen der bewegenden Kräfte, und deren verwandelte Verhältnisse in Verbindung mit unerkennbaren Artungen der Atome. Davon belehrt uns beim Wechsel der Jahreszeiten, die im gleichen Verhältniß geänderte Lebenswirksamkeit in Pflanzen und Thieren; jene sprossen oder welken; diese wechseln Farbe und Behaarung. Die Sterblichkeit der Menschen ist in bestimmten Zeiten des Jahrs allgemeiner. Noch kennen wir nicht alle Gattungen der Stoffe und der auf sie und die Lebensgattungen einwirkenden Kräfte. Die Physik, als Wissenschaft, wie reich sie uns jetzt schon immerhin ausgestattet erscheint, liegt noch in der Wiege ihrer Kindheit. Wer löset heut schon das Räthsel vom Einfluß entfernter Weltkörper, der Sonne, des Mondes, vielleicht noch andrer, unabhängig von Licht-, Wärme-, Elekterverbindungen und Entbindungen, auf die Verrichtungen des Lebens; ein Einfluß, den tausend Thatsachen unter allen Himmelsstrichen beurkunden? Wer löset das Räthsel der sogenannten Miasmen, der zeitweisen Erscheinungen und Dauern gewisser epidemischer und sporadischer Krankheiten, und ihrer Wanderungen um den Erdkreis? Wer löset das Räthsel der Vorgefühle vieler Thiere von Witterungswechseln, selbst atmosphärischen, feuchten oder trocknen, Zuständen ganzer Sommerzeiten? Wir athmen, wir leben mit Pflanzen und Thieren im Luftmeer; aber seine Bestandtheile sind uns unbekannt, mit Ausnahme der allergewahrbarsten und ausscheidungsfähigsten Gasarten; unbekannt sind uns seine Ebben und Fluten, Bewegungen und Verwandlungen. Jene Erfah-

rungswissenschaften, welche wir Atmosphärologie und Meteorologie nennen, werden in ihrer bisherigen Dürftigkeit beharren, bis eine Kette oder mehrere Linien von Beobachtungspunkten, mit verglichenen Werkzeugen und einerlei Weisungen ausgestattet, von einem Polarkreise zum andern, alle Zonen durchschneidend, gezogen sind; und eben so wieder mehrere, in verschiednen Breitegraden, um beide Halbkugeln des Weltkörpers; bis wir die gleichzeitigen Erscheinungen des gesammten Luftkreises, von der Meeresfläche bis zu den letzten bewohnten Höhen der Gebirge, kennen; sowohl mit Bezug auf den Stand der Sonne und der übrigen Planeten zum Erdball, als der Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, oder der Ausbreitung, Dauer und Wanderung um sich greifender Seuchen aller Art u. s. w.*).

Aber auch dann werden dem geschärftesten Blick der forschenden Beobachter viele Umstände entrinnen, welche den Schlüssel zur Lösung des anziehendsten Räthsels verheimlichen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Luft- und Erdkreis noch Familien von Atomen und Kräften beherbergen, welche sich bisher so wenig, als Licht- und Wärmestoff fangen, wägen, prüfen ließen; und die in großen Wechselwirkungen auf einander und mit bekanntern Gasen und Naturkräften, nicht geringen Einfluß auf Lebensentwickelungen haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jede einzelne Stelle, oder Gegend, auf der Erdoberfläche ihre eigenthümliche Häufung und Mischung von Dünsten, Gasen, Atomen, Bewegkräften und Gegensätzen derselben enthalte, deren Verschiedenheit

*) Dergleichen könnte, in unsrer Zeit, nur von England ausgeführt werden. Ich gab meinem verewigten Freunde, dem Prof. M. A. Pictet in Genf, auf sein Verlangen, meine Ideen darüber schriftlich. Er wollte sie der Londner Societät der Wissenschaften mittheilen, und starb bald darauf.

von den übrigen, oder deren Uebergang zu benachbarten, wir nur in rohern Umrissen, nicht in ihren zartern Bestimmungen, zu unterscheiden wissen. Kein Ort auf Erden ist dem andern in seinen Umgebungen, und physischen Verhältnissen, gleich. Geographische Länge und Breite eines jeden; größere oder geringere Erhebung über der Meeresfläche; freie oder von Bergen umfangne Lagen; Sumpf-, Steppen-, Felsen-, Sandboden; stehende, stille oder bewegte, oder unterirdische Gewässer; stärkeres oder schwächeres örtliches Erregtsein von Elekter, Galvan, Magnet des Weltkörpers selber; andre Thier- und Pflanzenwelt mit deren eigenartigen Verdünstungen; zahllose Einflüsse andrer Art, geben der Beschaffenheit jeglicher Gegend eigenthümliche von andern verschiedne Haltung und Stimmung. Auf gewissen Punkten der Erdoberfläche finden wir die Pest; auf andern die Cholera; in der Verschattung, tieferliegender Gebirgsthäler den Cretinismus, heimisch. Aufenthaltswechsel, oder Luftänderung, kränklicher Menschen wird ihrem Genesen, bald vortheilhaft, oder gefährlich.

Den menschlichen Sinnen sind diese eigenthümlichen Häufungen und Mischungs- und Erregungsverhältnisse von Stoffen und Kräften, auf verschiednen Erdstellen, unempfindbar. Aber nicht auf gleiche Weise sind denselben die Sinne aller Thiere verschlossen. Das Leben des menschlichen Leibes wird vom Einfluß jener mannigfaltigen Zustände nur selten in seinem Wirken geändert. Der Mensch, und nur wenige Thiere und Pflanzen, wie er, gleichsam geharnischt gegen die Einwirkung jener Zustände, können sich daher in fast allen Gegenden des Weltkörpers ansiedeln. Nicht also jede der thierischen und pflanzischen Lebensgattungen. Der Mehrtheil der Pflanzen und Thiere ist an den Genuß örtlicher Naturverhältnisse gefesselt; er wird von ihnen aus der Ferne angezogen; von andern wieder verdrängt.

Doch bei dem bunten Wechsel dieser zartern, irdischen und

gasigen Eigenthümlichkeiten der Oerter und Gegenden herrscht unstreitig ein allmäliges Uebergehn von einem zum andern, von den Polen bis zum Erdgleicher; eine Einheit im Mannigfaltigen, welche wir schon an dem stufenweisen Uebergang der Thier- und Pflanzenarten von den Gebieten des heißen Erdgürtels hinweg bis zu den Zonen der Polarwelt erkennen. Dies, was in seiner geheimen Selbstheit für uns unempfindbar ist, ist es nicht für die Lebensreizbarkeit, oder feinern, oder uns unbekannten, Sinne mancher Thiere. Es dient ihnen zu einer uns unsichtbaren, ihnen aber unverkennbaren Wasser- oder Luftstraße auf ihren Wanderungen. Die irrende Ameise, die weitumherschwärmende Biene, die weitentführte Posttaube, findet ihr entferntes Nest wieder. Die wandernden Schaaren der Fische, wenn sie, in der Laichzeit, die heimathlichen Eismeere gegen südlichere vertauscht haben; die Zugvögel, wenn sie zur Herbstzeit sich von uns ab, wärmern Himmelsgegenden zugewandt haben, kehren zur bestimmten Zeit dahin, ohne Verirrung, zurück, von wannen sie ausgezogen. Die allgemeine Umstimmung der den Erdball durchdringenden und umschwebenden Atome und Bewegkräfte, deren Anderssein und Anderserregen des Lebens, bei geänderter Stellung unsers Weltkörpers zur Sonne, ist der Zauberzwang, welcher jene Geschöpfe zum Kommen und Abgehn ruft. Nicht bloß bevorstehender Mangel an Nahrung im Winter, nicht dessen Kälte, ruft den Zugvogel in reichere oder mildere Weltgegenden. Gefangengehalten auch in warmen Zimmern, auch bei guter Nahrung, wird er zur Zeit des Auswanderns, ohne Kunde vom Rüsten seiner Geschlechtsgenossen, unruhig, wild umherflatternd, schlaflos und hinwegstrebend. Das ganze Weltall ist in gegenseitigen Erregungen bewegt und ewig ändernd.

Ohne Einwirkung ihm verwandter Kräfte, ruht das Leben in sich selber, ungeweckt, thatlos, gebunden. Es kann Jahre, vielleicht Jahrhunderte lang, Samenkörnern in der Erde beiwoh-

nen, ohne den vorhandnen Keim derselben zu entwickeln. Man hat in kleinen Aushöhlungen des Jurakalks, beim Sprengen tieferer Felslager, leblos scheinende kleine Würmer eingeschlossen gefunden, welche sich am Sonnenlicht wieder zu regen anfingen, doch dann nach wenigen Tagen starben*). Waren sie Reste des urweltlichen Lebens, aus Zeitaltern, da der Fels noch Schlamm gewesen und sie umhüllte? oder Entbindungen aus Insekteneiern, welche durch Steinritzen, mit dem einsickernden Wasser, zur Tiefe jener Kalkablagerungen gelangten? Aber dies in sich gebundene Leben ist kein schlechthiniger Stillstand seiner Thätigkeit. Gehemmt am äußern Erscheinen ist es, die erste und tiefste seiner Verrichtungen vollziehend, in sich selber wirksam, die zarte Gliederung des Keims und seine Vereinung mit demselben zu bewahren.

Aehnlich diesem Zustande ist die gewaltsame Zurückdrängung der Lebensmacht aus den äußern, nach den innern Theilen ihrer Behausung, sobald feindselige, ihrem Gesetzthum widerstreitende Kräfte sie überwältigen. Wir sehn Pflanzen und Thiere beim Uebermaß von Licht, Wärme, Elekter u. s. w. schmachten und verdorren; beim Mangel der geforderten Erregung, erstarren.

Mit Verdichtung der flüssigen Stoffe, in den Außentheilen des Gebildes, flüchtet das gehemmte Leben ins Innere seiner Schöpfung zurück. Halmen und Blätter fallen im Winter ab von den Gewächsen; Thiere liegen vom Frost betäubt. Man pflegt diese Zustände der äußern Erstarrung, den Winterschlaf der Thiere und Pflanzen zu nennen, wiewohl er kein wahrer Schlaf, sondern nur eine erzwungene Unthätigkeit, oder Gebundenheit, des Lebens, im äußern Geglieder, ist, wie denn auch andre Ver-

*) Mein gelehrter Freund Hugi in Solothurn zeigte mir davon vor. Die Würmer, (Larven, Verpuppungen) hatten sich in kleinen, sehr ausgeglätteten, luftdicht geschlossenen Kalksteinen, erhalten.

hältnisse ähnliche Stillstände, oder Zurückflüchtungen des Lebens, bei Menschen und Thieren bewirken können, Ohnmachten, Katalepsien u. s. w. genannt.

Annähernd ist dem wirklichen Schlafe der Zustand pflanzischer, oder thierischer Embryonen, während ihrer Erregtheit zum Wachsthum im Samen, in Eiern, im Innern der Mütter; oder jener der Insekten, während ihrer Verpuppung. Gleichsam in sich selber verschlossen, geschirmt vor dem Andrang übermächtiger Bewegkräfte, nur in mäßiger Wechselwirkung mit der Umgebung, arbeitet das Leben da von innen nach außen, zur Vollendung seiner Werkzeuge, mit welchen gerüstet, es in die gewaltigen Wogen und Strömungen des Weltganzen hervortreten und seine Aufgabe lösen kann.

Wachen und Schlaf selbst sind Gegensätzlichwerdungen der Lebensthätigkeit in der Art ihrer Erscheinung. Sie wendet sich im Wachen gegen die Außenwelt, zu verwandten Stoffen und Kräften, für den Bau des Einheitsgebildes, Materialien zu sammeln; oder sich in Zeugung zu vermannigfachen und zu verewigen; im Schlafen hat sie nur inneres Wachsein, bei geringem Verkehr mit dem Draußen; ist zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien in Ausgestaltung ihres Werkes geschäftig; wachend mehr zum Erwerb der Stoffe und zur Verwendung der Kräfte; schlafend mehr zum Erwerb der Kräfte und Verbrauch, oder Verwandeln der Stoffe rührig; wachend mehr den höhern Lebensverrichtungen hingegeben, schlafend mehr den untern. (49.).

Licht und Wärme, wie sie der Tag bietet, sind im Allgemeinen mehr der höhern Wirksamkeitsweise des Lebens hold, der Bethätigung des Faser- und Muskelreizes, der Befruchtung und Zeugung, der Verdichtung des Gewebes, der Streckung des Wuchses zur Höhe, begleitet von Ausscheidung des Ueberflusses gasiger und tropfbarer Flüssigkeit aus dem Bau des Gegliederts. Denn Licht

mäßigt dabei die verflüchtigende Gewalt der Wärme; Wärme die verdichtende des Lichtes (41.).

Dunkelheit und Wärme hinwieder, wenn sie, wie zur Nachtzeit, vorherrschen, begünstigen mehr das Geschäft der niedern Lebensverrichtungen und des innern Wachseins; Verdünnung, Verdauung, Verähnlichung der Säfte, Ausdehnung der Gefäße, Keimentwicklung und Wiederherstellung, oder Ergänzung des Verletzten. Pflanzen im Schlaf, oder von Dunkelheit und Wärme umfangen, werden schwammiger, wässriger, entfärbter; Thiere gedunsener, schlaffer, weichlichern Baues; während beide am Tage, in Licht und Wärme, schlanker, kerniger, gestärkter und farbenreicher erwachsen. Dunkelheit und Kälte mit einander verbunden, hemmen sich gegenseitig in Erweckung der Lebensregsamkeit (42.).

Obgleich Tages- und Jahreszeiten mit ihrem Mehr oder Minder des Lichts, der Wärme und andrer verwandten Kräfte, die Zustände und Geschäfte des Lebens im Wachen und Schlaf begünstigen: sind Schlaf und Wachen dennoch nichts weniger, als von ihnen allein bedingte Zustände, sondern aus dem Wesen des schaffenden Lebens hervorgegangene Gegensätzlichwerdungen seiner Thätigkeit. Allerdings öffnen viele Pflanzen ihre Blumenkronen, oder die nächtlich zusammengefalteten gefiederten Blättchen (wie Tamarinden, Mimosen u. s. w.), dem wachsenden Tageslicht am Morgen; andre später. Aber sie thun dasselbe auch, und erwachen um dieselbe Zeit, wenn sie, künstlich vom Genuß des Sonnenlichts ausgeschlossen, in tiefster Finsterniß gehalten werden. Wieder andre treten schon am vollen Tage, zu verschiednen Stunden, in den Schlummer zurück. Noch andre wachen, blühn, befruchten sich Nachts, und verschließen sich am Tage, wie Nachtviole, arabischer Jasmin (Nyctanthes sambac), die Nyctagineen u. a. m. Eben so verschlafen mehrere Thiergattungen den Tag, die aber allnächtlich wach, auf Nahrung ausgehn, Nester baun und sich begatten.

Nur in den untern Klassen des Pflanzen- und Thierreichs haben wir jene Gegensätze der Thätigkeitsweise, zum innern oder äußern Wachsein, noch nicht wahrnehmen können.

---

52. Zeugung und Tod.

Anfangs ein Funke, mehrt sich die belebende Macht des stoffischen Einheitsgebildes, mit Menge und Mannigfaltigkeit der Kräfte und Stoffe, welche sie in ihren Bereich aufgenommen und ihrem Gesetz untergeordnet hat. Die Fülle des Lebens mehrt sich bis zum Ueberströmen zu neuen Gebilden. Je mehr Nahrung, je mehr Zeugungskraft. In Hungerjahren werden weniger Menschen geboren.

Je reicher an Wiederergänzungsvermögen das Leben, und je einfacher sein Bau ist, um so leichter wird seine Fortpflanzung geschehen; selbst durch einzelne Theile seiner Verkörperung (wenn in denselben das Wesentlichste seines Gegliederts sich wiederholt findet), wie im Bau der Polypen, in Zweigen, oder Wurzeln, oder Knospen, selbst Blättern vieler Pflanzen. Im Samenkeim (Ei, Fötus) ist die Gesammtheit des Gegliederts jeder Gattung vollständig in Anlage, aber nicht ausgebildet.

Das Leben auf seinen untersten Stufen, mit denen auch die vollkommensten Artungen desselben ihr Werk beginnen, hat in der anfänglichen Unfestigkeit, Flüssigkeit oder Weichheit der Stoffe, in denen es schafft, die meiste Hinneigung zur Ausdehnung, zum Wachsthum zur Ergänzung seiner Gliederungen. Daher wachsen zwei und mehr Keime, in ihrer noch dotterartigen Beschaffenheit, gedrängt, in einander überfließend, leicht zusammen, als Doppelgebilde mit Doppelleben. So sehn wir zuweilen zusammengewachsene Kirschen, Mandeln, Thiere, Menschen.

Hinwieder kann auch einseitige Begünstigung, oder Störung,

der einen oder andern Lebensverrichtung, im Ausbilden des Gewächses, einseitiges Entfalten, oder Zurückstehn einzelner Gliederungen, oder auch Entwickelung fremdartiger Lebensgattungen im Gehäuse einer andern, und auf Kosten derselben, d. i. Mißgestaltungen (monströse Bildungen) bewirken, welche sich mit dem Wachsthum des Ganzen verhältnißmäßig ausgestalten. Indem das schaffende Leben, bei dieser irren Richtung seiner Thätigkeit, zumal bei Ausbildung der edlern, innern Werkzeuge, die Mißverhältnisse fortsetzt; pflanzt es dieselben zeugend, als Gleichartiges von sich, im Samengebilde fort. Es hüllt hier den von ihm ausgegangnen Funken in dieselben Stoffarten und Formverhältnisse, welche es selber zum Bau seines Gehäuses anzunehmen gezwungen war. Innere Mißgebilde der Werkzeuge (organische Fehler) können daher in Geschlechterfolgen vererbt werden, besonders wenn, zur Fortzeugung, Geschöpfe auf einander wirken, welche durch Herkunft von gleichem Stamm, durch Gleichheit örtlichen Atmosphären-Tons, und der dadurch bedingten Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, mehr oder weniger zu ähnlichen theilweisen Schwächen, oder Mißbildungen, der innern Gliederungen, Hinneigung empfangen haben. Feldfrüchte verarten und vergehn mit der Zeit endlich auf dem Boden, von dessen Pflanzen ihre Saat stammt. Völkerschaften, die in seltener Vermischung mit einander leben, nehmen endlich, unter dem Einfluß von Klima und Boden ihrer Wohnstätte, eigenthümliche Haltung und Gestaltung des Körperbau's, sogenannte Nationalphysiognomien, an, wodurch sie sich von Nachbarn unterscheiden. Familien, deren Kinder sich, nur unter sich, und unvermischt mit anderm Geblüt, fortpflanzen, sterben endlich entartend aus. Das leibliche Leben der Familien und Völkerschaften, wie der Thiere und Feldfrüchte, ist nicht das unwandelbar Wesende, sondern nur Erscheinung desselben, und kann sich nur in Mannigfaltigkeit und Wechsel erhalten.

Im zarten, flüssigen, dotterartigen Keim, dem sich irgend eine Artung des Urlebens angeschlossen hat, wickelt diese ihre Einheitsform aus einander, in Aneignung und Verdichtung der Stoffe, mit denen sie sich umkörpert. Ihr gesammtes Schaffen, im Erscheinen, ist ein fortgesetzter Verdichtungsprozeß der von ihr gegliederten Werkzeuge. Sind diese zur angemessenen Festigkeit gelangt, tritt das Urleben zeugend, ändernd in sich, zu erscheinenden Gleichartigkeiten der Gattung aus einander. So waltet es unvergänglich in neuen Erscheinungen fort, während die frühern einzelnen Lebensgebilde dadurch wieder vergehn, wodurch sie wurden, nämlich durch den Verdichtungsprozeß. — Zuerst erstarren, im anhaltenden Verdichtungsverfahren, die festern Bestandtheile von außen nach dem Innern, welche bisher biegsam und geschmeidig gewesen; die Fasern und Knochen, Stützen und Träger des Flüssigen und Weichen. Mit ihrer Erhärtung verliert die bildende Lebensmacht die vorige Gewalt über sie; das Wachsthum in die Länge endet. Es bleibt nur noch Ausdehnbarkeit des Durchmessers übrig, welche endlich, mit fortdauerndem Verdichten der Stoffe, gleichsam ihre Gränzen findet. Dann bleiben noch die flüssigern, weichern Theile des Körpers zum Spielraum der Lebensthätigkeit. Aber indem sie ununterbrochen die Bestandtheile der Fasern und Muskeln, der Zellen, Schläuche und zartesten Geflechte, dichter drängt, in sich verengt, werden den luftförmigen und tropfbaren Flüssigkeiten die Wege des Umlaufs, des Verdünstens und Wiedereinkehrens verrammelt. Das Leben verschließt sich damit selber, in Folge seines unwandelbaren Gesetzthums, allmälig den freien Verkehr mit der Außenwelt. Es zieht sich von den äußern, verhärteten, spröden Theilen seines Werks, immer tiefer in das Innere des Gehäuses zurück; und unfähig auch dieses, nach abgebrochner Verbindung mit dem Draußen, zu erhalten, überläßt es den ganzen Bau wieder dem wilden Spiele der von ihm nun unbeherrschbaren Bewegkräfte. Diese, nicht mehr

durch seine Macht bezähmt, oder abgewehrt, zerstören das Werk, welches sie selber einst im Dienst des Lebens, errichten halfen.

Dies Entweichen des Lebens, von seinem Stoffgebilde, wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte sterben: sie sind das ewige Aendernde und Bewegende des Weltalls. Nicht die Lebstoffe verschwinden aus der Unendlichkeit des Vorhandnen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atomen aufgelöst, und, angezogen von andern Artungen des Urlebens, werden Bestandtheile von neuen Hüllen. Was heut auf Erden athmet, ist in die Asche längstvergangner Pflanzen, Thier- und Menschengeschlechter eingekleidet. — Nicht das Belebende stirbt; es ist der Gegensatz des Unbelebten; das Wesende kann sich ja nicht entwesen. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseins; nämlich der Welt

---

53. Schlußbemerkung.

Was Pflanzen, Thiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist, wie gesagt, eine und dieselbe Naturmacht; ein und dasselbe Urleben; nur in verschiedenen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen (46.), in welche es gegensätzlich aus einander trat. Pflanzen athmen ein und aus; schlafen, wachen, ernähren sich, zeugen sich fort, wie Thiere und Menschen; nur in andrer Weise. Bloß, als lebende Geschöpfe genommen, sind Pflanzen in den Boden eingewurzelte Thiere, und Thiere sind wandelnde Pflanzen.

Ich habe bisher das Belebende rein, an und für sich, betrachtet, verbunden mit den Stoffen und Bewegkräften, welche es, zur von ihm beherrschten Einheit, gliedert; nicht verbunden mit Seele, oder Geist. Nur das Leben lebt; nicht Luft oder Felsen,

nicht Feuer, oder elektrische, oder magnetische, oder eine andre Bewegkraft. Nur das Leben lebt; nicht die Seele lebt, nicht der menschliche Geist lebt, obgleich man sich des bildlichen Ausdrucks von beiden zuweilen bedient; oder Leben, Seele und Geist mit einander verwechselt; oder Alles für eins und dasselbe hält. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben.

V. Das Seelische.

54. Die Natur in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes. Das Seelische und Allbeseligende.

Nähern wir uns, in Betrachtung der Natur, einer höhern Sphäre ihrer Herrlichkeit und Macht, in der sie sich uns, als die Alles Beseelende, in sich Allselige, verkündet: so treten wir aus der Wunderwelt ihrer ins Unendliche aus einandergezweigeten Stoffartungen und mit denselben vermählten Bewegkräfte, und den daraus in tausend und tausend Gestalten durch das Leben geschaffnen Abbildern der Natur-Einheit, in ein noch glänzenderes Wunderreich. Da besteht sie nicht bloß, als die allgegenwärtig Sachliche (28.), allmächtig Wirkende, ewig Aendernde (29.) und doch in unbedingter Einheit Beharrliche (44.), sondern sie offenbart sich uns in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes (5.) Sie ist kein todtes, starres, in der Nothwendigkeit ihres Gesetzthums Hinwirkendes: sondern die beseelende Ur-Seele des Alls. Sie gewahrt, sie empfindet, sie fühlt sich selbst.

Aber hervorgetreten aus ihrer wesenden Urheit in ihr Anderssein; aus ihrer Unbedingtheit in das Bedingte; aus ihrer Unendlichkeit ins Endliche, erscheint sie, als endliches Gewahren; als Beschränkt-Seliges; als von Unlust begränzte Lust. Aber am Sein erkennen wir das Wesen; im Bewirkten, das Wirkende; im Endlichen das Unendliche. Denn die Wirkungen sind inner ihrer Ursache (53.), nicht außer derselben.

55. Die Weltseele.

Die ihr eignes Selbst gewahrende und fühlende Natur, aber zum Anderssein in sich gegensätzlich gewordene, können wir mit den Namen der Urseele oder Weltseele bezeichnen; wie wir uns auch erlaubt haben, das allgemeine, erste Anderssein ihres Sachlichwesens, Urstoffisches, oder ihres Wirkens, Urkraft, oder ihres Einheitsäußerns, Urleben zu nennen. Und wie sie in allen Sphären ihrer Wirksamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Besondern, und in die mannigfaltigsten Einzelheiten auseinander tritt: so auch, als Weltseele in das Zahllose der Einzel-Seelen, die, wie die Weltseele selbst, nur aus ihrer Wesenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr sind.

Doch so wenig wir, von dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse und Erfahrungen, die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte, oder Lebensgattungen überschauen können, wie sie aus dem Allgemeinsten zum einzelnen Höchsten, vom Formlosen zum in sich vollendetsten Gebilde, aufsteigen: eben so wenig ist für uns dasselbe vom Erscheinen des seelischen Wesens in zahllosen seelischen Artungen möglich. Nur soviel lehrt uns die Beobachtung, daß sich die Natur, in dieser ihrer Wirksamkeitssphäre, nicht so weitverbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Theil belebter Stoffgebilde ist beseelt; nur Thiere und Menschen auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle andern Schöpfungen stehn und wandeln, gleichsam wie Todtes; ohne sich selber, oder das Uebrige um sich her zu gewahren; ohne Lust, ohne Schmerz.

Und doch scheint diese Naturmacht, wie jede andre, weiter durch das unendliche All ausgegossen zu sein, als sie sich unserm blöden Blick im Endlichen offenbart. Ist's nicht auch das allgegenwärtige Stoffzeugende? Sind es nicht auch die geheimnißvollen Bewegkräfte, die vorhanden ruhn, wo keiner unsrer Sinne sie entdeckt, bis sie,

durch Erregung geweckt, wirkend hervortreten? Ist's nicht ebenso das überall waltende Ur-Leben des Alls? —

Wie das Ur-Leben, wie die Urkraft nur gewahrbar wird, wenn es, mit Stofflichem verbunden, sich darstellt: so kennen wir auch die Weltseele nur, wenn sie, irdisch eingekleidet, uns im Endlichen begegnet. Aber es reden tausend unläugbare Erfahrungen davon, daß das seelische Empfinden und Gewahren bei Thieren und Menschen seine Sphäre oft weit über die äußern Leibes- und Sinnengränzen ausdehnt, wie in Antipathien, sogenannten Ahnungen, schlafwanderischen Zuständen, Nervenkrankheiten u. s. w. bemerkbar wird. Es muß ein Erregen und Erregtwerden der Einzelseelen gegenseitig möglich sein, vermittelst der das All durchfließenden Weltseele; auch unvermittelt durch Stoffe, Kräfte und Lebensgattungen. Ich sage möglich, weil Thatsachen zeugen. Doch davon künftig.

---

56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben.

Stoffe sind Träger der Bewegkräfte; diese sind die Trägerinnen des Lebens; das Leben hinwieder ist der Träger des Seelischen. Und gleichförmig, wie sich das Leben zu immer vollkommner gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt: so stuft sich das Seelische, so die Thierwelt, neben der Pflanzenwelt, gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren, zum Vollendetsten heran.

Wir erblicken, auf den untersten Stufen des Beseelten, die Weichthiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtlos; kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen, oder zu Röhren verlängerten Blasenformen, ähnlich. Sie sind noch ohne Eingeweide, sogar ohne Sinnwerkzeuge, und

dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durch einander; weichen einander aus; gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. — In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungstheilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindlichkeit; schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger, als jene, ausgebaut, größtentheils in getrennten Geschlechtern, zeigen endlich auch schon einige äußere Sinnenwerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische; mehr noch die Vögel. Aber das vollständige Gliederwerk, die sämmtlichen Sinnwerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben, in verschiedner Gestaltung, die Säugthiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigenthümlichkeit am hellsten, besonders in den vollkommnern Säugthieren, wie Hunden, Affen, Elephanten, Pferden u. s. w. Wir bemerken im Körperbau derselben besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigengeartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes, und nach allen äußern Werkzeugen der Sinne, wie vorzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit, ausspinnt. Aber auch bei den untersten, unvollkommensten thierischen Gattungen ist noch Nervengewebe zu erkennen. Wahrscheinlich ist der ganze, gallertähnliche Bestand dieser Geschöpfe von nervischer Art; seelisch umflossen und durchdrungen.

Um das Leben an und für sich im Wirken und Schaffen rein, ohne irgend eine Wirkung vom Wesen der Seele, zu beobachten, hab' ich es, in der vorhergehenden Betrachtung (44.) mit seinen Verrichtungen nur in der Pflanzenwelt angeschaut. Eben so mag das Seelische für sich allein, und in seinen Eigenthümlichkeiten, unveredelt durch Einwirkungen (26.) des Geistes, in der Thierwelt am besten erkennbar gemacht werden können. Noch heutiges Tages wird von Vielen Seele und Geist für das Gleiche

gehalten, wie beharrlich sich doch ihre Verschiedenheit dem flüchtigsten Blick aufdringt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommnere Thierseele! Aber das Seelische ist offenbar nur Diener des geistigen Wesens, und kann durch dieses selbst veredelter werden.

Auf ähnliche Weise erscheint auch das pflanzische Leben, wenn es mit dem Empfinden und Gewahren der Seele vereint ist, als ein Gehobneres, Veredelteres. Und doch bleibt es in seiner Wesenheit unwandelbar nur dasselbe, und wird unter dem Lautwerden der Gefühle stets nach seinem eignen, ewigen gleichen Gesetz thätig. Es legt keine seiner mittelbaren, oder unmittelbaren Verrichtungen zum Wachsthum, Gliedern und Fortzeugen, zur Aneignung, Fortbewegung, Absonderung und Wiedererersetzung der Bewegkräfte und Stoffe, ab: Verrichtungen, die man im Allgemeinen, als Wirkungen der Lebenstriebe, zu bezeichnen pflegt.

Hinwieder weicht auch das Seelische nie, wie mächtig es immerhin vom ihm verwandten Leben (oder auch vom menschlichen Geiste), aufgeregt werde, von seinem eigenthümlichen Gesetzthum ab. Denn alle Empfindungen, Gewahrungen und Gefühle, erregt durch das Leben, oder durch Außendinge, sind nicht im Leben, nicht im Fleisch und Blut, nicht in den Außendingen der übrigen Welt; sondern sie sind Erregtes im Wesen der dadurch bethätigten Seele. Diese schwebt gleichsam über dem Leben, als Wächterin und Hüterin desselben; als Warnerin desselben vor Gefahren; und weckt seine Geschäftigkeit durch Aeußerungen der Lust oder Unlust. Was die Pflanze nicht gewahren kann, sieht und hört das Thier, dessen Seelisches auf das Belebende, wie dieses auf bewegende Kräfte und Stoffe zurückwirkt, zum Ruhen, oder Ortsverändern, zum Annähern oder Fliehen.

Im All der unendlichen Natur und ihrer Wirksamkeitssphären ist Wesen und Gesetzthum des Seelischen das unmittelbar Ver-

wandte, Gleichartige, Gegensätzliche vom Belebenden. Eben dadurch sind die Wechselwirkungen beider innig, einig, gleichzeitig, oder vielmehr zeitlos. Die allgemeinsten Gesetze der Natur offenbaren sich in ihnen beiden, wie in allen andern (25.). Wenn ein anhaltendes, oder übermächtiges Wirken der Grundkräfte und Stoffe, wogegen sich das Leben nur leidend verhalten kann, diesem in seinen Verrichtungen endlich störend und hemmend wird: so werden hinwieder auch die seelischen Empfindungen durch anhaltende, übermächtige, vom Leben ausgegangne Reize endlich stumpf. Und gleichwie vorzugsweise, einseitige Begünstigung und Pflege einzelner Lebensverrichtungen, diese, oft zum Nachtheil andrer, stärkt und mehrt; oder einzelne Theile des leiblichen Gegliederts unmäßig ausbildet; eben so wird auch die Seele, durch einseitige Erregung und Uebung einzelner ihrer Vermögen, in diesen unverhältnißmäßig erregbar und gemehrt. Jeder Mangel in den Werkzeugen der äußern Sinne, jeder Mangel in Beschaffenheit und Verflechtung der Nerven, wird zum Mangel seelischer Wirksamkeit.

---

53. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne.

Ich will, um größere Klarheit in die Darstellung des seelischen Machtkreises zu bringen, ihn hier erst überhaupt andeuten.

Das Seelische in Thieren (wie Menschen) ist, seiner Wesenheit nach, das sich und Anderes, in Empfindung und Gefühl, Gewahrende. Abwärts, wenn ich so sagen darf, wurzelt es durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein; aufwärts wipfelt sich's im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Zum Empfinden wird es unmittelbar vom Leben über dessen Forderungen, aber mittelbar durch das Leben, über die Verhältnisse der Außendinge erweckt. Die unmittelbar vom Leben,

und für dasselbe, erregten Empfindungen, werden zu Begierden. Sie sind nichts anders, als die gleichsam mit Empfindung bekleideten Lebenstriebe, die wir, wie in Pflanzen, auch, als eben dieselben, in den Thieren erkennen. Die mittelbar, durch Lebensthätigkeit von Außendingen, erzeugten Empfindungen, werden Gewahrungen genannt, und vermittelst fünf äußerer Sinnwerkzeuge, des Tastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens gegeben.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken (26.) des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte körperliche, und nach Maßgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes, eine angenehme, oder unangenehme; ein leibliches Behagen, oder Mißbehagen; ein Kitzel oder Schmerz.

Aber zum Selbstgefühl emporgesteigert, wird das leibliche Empfinden in der Seele ein Anderssein von sich. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes, oder Kitzels, steht hier das Gefühl eines Wohl- und Wehseins, der Freude und Trauer- gegenüber, ganz verschieden von Leibes-Empfindungen, ja oft ganz unabhängig von diesen. Thiere vergessen in der Stärke ihrer Gefühle selbst die Triebe des Lebens; können unter Körperschmerzen freudig sein; und bei leiblichem Wohlbehagen, in Traurigkeit vergehn. Der treue Hund stirbt, Trank und Speise verachtend, am Grabe des Herrn; und die Mutterliebe des weiblichen Affen, wie der Löwin, vergißt den Schmerz empfangner Wunden, beim Wiederfinden der verlornen Jungen. — Obwohl die Wörter Empfindung und Gefühl im gemeinen Sprachgebrauch oft für gleichgeltend, oft in entgegengesetzter Bedeutung genommen werden, will ich sie doch, in der eben vorhin bezeichneten beibehalten; um so lieber, weil Empfinden der Dinge gleichsam ein „Auffinden derselben“ durch die äußern Sinne, zu sagen scheint.

Auch das, was wir Gefühl nennen, was erst, durch äußere

Empfindung und Gewahrung, im Seelischen rege wird; was gleichsam ein Urtheil des Seelischen über das Empfundene ausspricht, tritt seinerseits in fünf innere Sinne aus einander. Es sind die des Aufmerkens, Nachahmens und Gewöhnens, so wie des Gedächtniß- und Ahnungssinns. Auch für sie mag das Leben eigenthümliche Werkzeuge, vielleicht im Nervengebiet, gebaut haben, die jedoch dem Auge des Forschers bis jetzt noch unbekannt geblieben sind. Man hat diese Sinne vielmals Vermögen, oder Fähigkeiten der Seele genannt, um sie von den Außensinnen zu unterscheiden. Aber auch diese sind, so gut wie jene, seelische Vermögen und Fähigkeiten. Oder man hat sie wohl gar für Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gehalten. Aber der ganze Spielraum ihrer Thätigkeit ist, wie der von den Außensinnen, auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt; und alle nehmen wir sie, einzeln, oder vereint, wie im Menschen, auch bei Thieren höherer Ordnung wahr. Das Thier merkt auf, ahmt nach, gewöhnt und erinnert sich, und ihm ahnet Kommendes.

Bevor ich zur nähern Bestimmung des Empfindens und Fühlens, worin das seelische Wirken in sich gegensätzlich wird, und zur besondern Betrachtung der Außen- und Innensinne übergehe, worin sich jene verzweigen, glaub' ich noch auf eine allgemeine Aehnlichkeit beider Sinnesreihen hinzeigen zu sollen. Nämlich: wie der Außensinn des Tastens, Schmeckens und Riechens den Gegenständen der gegenwärtigen Nähe im Raum zugewandt ist: so ist der Innensinn des Aufmerkens, der Gewohnheit und Nachahmung den Gegenständen der gegenwärtigen Zeit zugerichtet. Hinwieder, wie die Außensinne des Hörens und Sehens sich dem Entfernten im Raum zuwenden, so wendet sich der Gedächtnißsinn dem entfernten Vergangnen, und der Ahnungssinn dem Zukünftigen in der Zeit zu; beide also dem Nichtgegenwärtigen. Die für das Nahe und Gegenwärtige geeigneten

Sinne dünken uns von tieferstehender, der für Fernes und Nichtgegenwärtiges, von höherer Art zu sein. Davon künftig.

Das Hedysarum und manche andre Pflanze zeigt uns Muskelreizbarkeit (Irritabilität), aber kein Empfinden ihres Selbstes, in Behaglichkeit und Unbehaglichkeit. Empfindung ist die einfachste und erste Aeußerung einer Einzelseele, welche sich, durchs Leben, mit Stoffen und Bewegkräften verbunden hat. Sie durchfließt und umschwebt das kleinste Aufgußthierchen, wenn irgendwo im Wasser Lebstoff zu Schleim gerinnt, woran sich vom Urleben und Urseelischen anhängen kann. Aber in diesem Einfachen liegt schon, (wie im Samen der Eiche und Ceder, die Entwickelungsmacht des künftigen Baums,) der Keim aller übrigen Sinne eingeschlossen, obgleich die äußern Werkzeuge dafür noch fehlen. Es ist da nicht bloßes leibliches Lust- und Schmerz-Empfangen vorhanden, sondern schon sehr dunkles Gewahren der Außendinge und ihres Einflusses auf die Wirksamkeit des Lebens; dunkles, weil noch durch keine Sinnwerkzeuge. Wir bemerken dies an jenen Thierchen, denen noch jene Sinnorgane mangeln, und die sich, ehe man sie nur berührt, wie von drohender Gefahr zusammenziehn, oder entweichen.

Zu diesem über das thierische Lebensgebilde hinausgehenden Empfinden und Gewahren, welches wenigstens nicht durch Vermittlung eines der fünf Sinne geschieht, scheinen auch manche jener seelischen Aeußerungen zu gehören, die, wie schon gesagt, man unter dem Namen der Sympathien und Antipathien zu begreifen pflegt; eben so jene (rhabdomantische) Empfindlichkeit mancher Personen für verborgene, unterirdische Wasser, Erden, Salze, Metalle u. s. w.; oder die Wahrnehmungen, welche, ohne Vermittlung der Außensinne, von Nachtwandlern und Mondsüchtigen gemacht werden.

Dies allgemeinste und erste Sich-Aeußern des seelischen Wesens

steht gänzlich zum Dienste des Lebens und des Schaffens. Eine dunkle Gemeinempfindung, wie außerhalb, so innerhalb des thierischen Leibes, deutet auf das, was den Lebensgesetzen entsprechend, oder widerwärtig ist. Die Seele gibt den Lebenstrieben gleichsam eine Stimme, um sich lauter zu machen.

---

58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander.

Die durch Lebenstriebe im Seelischen erregten Empfindungen heißen Begierden. — Triebe sind Forderungen vom Gesetzthum des Lebens, in Pflanzen und Thieren. Die Grundtriebe in beiden, Selbsterhaltung und Fortzeugung ihrer Art, sind auch die eigentlichen Grundbegierden in beiden; sie sind es im Menschen eben so, wie im Thiere.

Der Trieb der Selbsterhaltung wird im Thiere, ohne Ahnung vom Tode zu haben, zur Begier seiner Lebensbewahrung. Es strebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles Andre, nur seine eignen Bedürfnisse; sorgt nur für sich; wie, ihm ähnlich, durch Selbstsucht (Egoismus), der Thiermensch. Diese Selbstgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheits-Begehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seelischen zur Habgier alles dessen, was zur Stillung des Hungers, oder zum Sinnenkitzel dienen kann; wie im Menschen die mehr, als dies, umfassende Habsucht. Bei den meisten Thieren erfolgt, nach Sättigung des Bedürfnisses, gleichgültige Vernachlässigung und Verschleuderung vom Ueberrest des Futters, ähnlich der menschlichen Verschwendung: oder bei andern ein instinktmäßig vorsorgendes Aufbewahren desselben, mit Feindlichkeit gegen andre Geschöpfe, die davon begehren: ähnlich dem menschlichen Geiz. Das schwächere Thier blickt auf die Mahlzeit des stärkern voll Neides.

Der Trieb zur Sicherheit wird beim Gefühl der Stärke, durch Gewaltthat, beim Gefühl der Schwäche, durch instinktmäßige List befriedigt; wie unter thierähnlichen Menschen, welchen, zur Sättigung ihrer Begier, Recht und Unrecht gleichgültig wird. Aus dem Trieb nach Sicherheit quillt, beim Gefühl der Stärke, Nothwehr; und, nach erlittener Beschädigung, Rachgier; oder, beim Gefühl der Schwäche, unterwürfige Kriecherei und Furchtsamkeit.

Der Trieb zur Fortzeugung, oder der Geschlechtstrieb, welcher beim Thier zur Begier nach Paarung, beim Menschen zur Geschlechtswollust wird, geht, und zwar am meisten in weiblichen Thieren, zur Erhaltungsbegier der Jungen über.

Mit dem Triebe der Selbsterhaltung und Fortzeugung ist der Einnistungs- und Geselligkeits-Trieb verbunden, der jedoch nicht von allen Thieren gleich stark empfunden wird.

Die sogenannten Instinkte und Kunsttriebe, welche kaum, mit scharfer Bestimmtheit, unterscheidbar von einander sind, können bei einigen Thiergattungen, als besondre Aeußerungen des Selbsterhaltungstriebes, oder als desselben Hülfstriebe, angesehn werden. Wir finden diese Instinkte auch im Pflanzenleben, bei Wahl der Nahrung, des Lichts, der veränderten Stellung ihrer Zweige und Blätter, am Tage und des Nachts, oder beim Wechsel des Wetters u. s. w. Eben so könnten auch die Gespinnste mancher Rankengewächse (wie etwa der europäischen Cuscuta, der Lianen u. s. w.), oder das Erhaschen kleiner Insekten (wie etwa durch die schöne Oenothere), als Kunsttriebe des Pflanzenlebens gelten.

Genug, und ohne hier ausführlicher zu sein: alle Lebenstriebe, indem sie beseelt (im Seelischen gegensätzlich geworden, Empfindungen) werden, verwandeln sich in Begierden, die, nach Beschaffenheit des Triebes selbst, entweder anziehend oder abstoßend, Aeußerungen des Verlangens oder Abscheu's sind; und nach

dem Grade der Stärke sie begleitender Empfindungen und Gefühle, mehr oder minder heftige, Aufwallungen (Affekten) sein können.

Es versteht sich von selbst, daß die Begierden des Thiers, wie schrecklich und zerstörend sie sein mögen, weder ein Gepräge von Sittlichkeit, noch Unsittlichkeit an sich tragen. Dem vernunftlosen Geschöpfe fehlt, mit der Kenntniß des Rechts und Unrechts, auch Tugend und Sünde. Man pflegt wohl dem Thiere Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe, Treue u. s. w. zuzuschreiben, was doch nur Erfolge der Gewöhnung sind. Häufig sinkt der Mensch, mit seinen Begehrlichkeiten und Leidenschaften, in Verthierung. Aber zur Geisteswürde läßt sich kein Thier vermenschlichen.

---

59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Parallelismus der Sinne.

Das durch die ganze irdische Lebenshülle ausgebreitete seelische Empfinden (57.) geht, in den fünf äußern Sinnen zu besondern Empfindungsarten, gegensätzlich in sich, aus einander. Den allgemeinsten Gegensatz zum Empfinden bildet der meist über die Oberfläche des Leibes ausgedehnte Tastsinn, der sich, im Geschmack, gleichsam zum Betasten des im Tropfbarflüssigen Aufgelösten, und im Geruch zum Betasten des Dunst- und gasförmigen Stoffes verfeinert. Während der Tastsinn nur über Widerstand des Harten, Flüchtigen und Weichen, so wie über Umgränzung desselben Kunde gibt, schweigen darüber Schmeck- und Riechsinn. Diese unterscheiden das durch Atome in ihnen Erregte, als Empfindung des Sauren, Süßen und Bittern. Allein das durch sie Gewahrte ist in beiden (Geruch und Geschmack) so unbestimmbar, daß es selbst schwer fällt, den Eindruck davon bestimmt im Gedächtniß zu erneuern; und ist einander so verwandt, daß die Sprache fast aller Völker dafür nur einerlei Namen gegeben hat.

Mit Recht nennt man jene drei Sinne (des Tastens, Schmeckens, Riechens) die untern. Denn obgleich die durch sie empfundnen Dinge in unmittelbarer Berührung mit den Sinnwerkzeugen gebracht werden müssen, bleibt die Vorstellung von dem, durch sie im Seelischen, Erregten eine unklare. Hinwieder sind die Eindrücke, welche wir durch den Sehsinn und Hörsinn, als Farbe und Schall empfangen, weit bestimmbarer: in der Vorstellung deutlicher, obwohl sie nur aus der Ferne, durch fortgepflanzte Schwingungen der, zwischen ihnen und dem Auge und Ohr liegenden Stoffe, in mittelbarer Berührung mit diesen Sinnesorganen stehn.

Nicht minder beachtungswürdig ist ein gewisses ebenmäßiges, oder gleichartiges, Verhältniß in den Hauptarten und Uebergängen von den Empfindungen sämmtlicher fünf Außensinne, unter einander. Dieser Gleichlauf (oder Parallelismus) der Sinne, ist freilich, bei der Armuth der Sprachzeichen, bei der schwierigen Unterscheidbarkeit der Geruchs- und Geschmackserregungen, bei dem Schwankenden in Beziehung der Tast-Empfindungen, nicht leicht zu verdeutlichen. Indessen möge folgende Zusammenstellung, als Versuch, dazu gelten, worin die größer gedruckten Wörter, gleichsam einen harmonischen Dreiklang der Grundtöne, die übrigen Uebergänge bezeichnen.

Gehör:	Prime,	sekunde,	Terze,	quarte,	Quinte,	sexte, septime.
Gesicht:	Roth,	orange,	Gelb,	grün;	Blau,	indigo, violet.
Geruch: Geschmack:	Sauer,	sauersüß,	Süß,	bittersüß,	Bitter,	bittersalzig, salzsauer.
Getaste:	Hart,	elastisch,	Flüssig,	zähe,	Weich,	lockermürbe, spröde.

Vielleicht vermißt man beim Tastsinn (wo ich unter dem „locker-

mürben" Verschiebbar-Hartes verstehe) die Einreihung des Rauhen und Glatten; doch ist dies nur Vorhandensein, oder Mangel, von härtern oder weichern Unebenheiten einer Oberfläche. Oder man vermißt beim Geschmack und Geruch die Erwähnung des gewürzhaft Aetzenden, gleichsam Brennenden. Doch dieser Reiz, der oft auch ohne andre Geschmacks- und Geruchserregung sein kann, ist mehr nur ein flüchtiges, im Gemeinempfinden gewährtes, leichtes Verletzen und Verwunden der Nerven, woraus leises Schmerzen und Betäubtwerden erfolgt.

Jedes Empfundene ist also nur eine Uebersetzung des Draußen, in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz ist nicht in der Nadel; der in uns empfundene Ton, nicht in der Saite selbst vorhanden; das in unserm Seelischen, als Farbe, bezeichnete, nicht in den Gegenständen, außerhalb des Auges, befindlich.

---

60. Das seelische Innenlicht.

Wir wissen von der lichtischen Bewegkraft, daß sie außer uns mit Stoffischem gepaart sei (41.). Sie wirkt chemisch auf andre Stoffe ein, wird von ihnen angezogen, abgestoßen, verschluckt und verändert. — Wir wissen, daß dieser Lichtstoff zur Ortsveränderung mit einer Bewegkraft geeint sei, und seine Bewegung, in Auge und Sehnerven, zum Wesen des Lebens, und von ihm ins Seelische, überall nur, als Erregtes, fortgepflanzt wird. Die davon in der Seele gewordne Empfindung, heißt Helligkeit; der Grad der Helligkeit, Farbe; die stärkste Helligkeit, Glanz; die schwächste, Finsterniß, welche beinahe an Nichtvorhandenheit lichtischer Erregung gränzt. Gänzliche Abwesenheit dieser letztern in der Seele wird Blindheit genannt. Der Blinde hat weder Em-

findung der Finsterniß, noch Helligkeit; so wenig, als er mit der Hand, oder einem andern Theil seines Leibes, sehn kann. Beim Blinden begegnet das Außenlicht in seiner Fortpflanzung keinem durch sie erregbaren Stoff, oder keiner verwandten Bewegkraft; was durch irgend einen Fehler des Lebensgebildes, sei es im Auge, oder in den Sehnerven, veranlaßt wird. Allgemeine Verminderung der Erregbarkeit wird zum schwachen Sehen. Theilweise Fehler im Stoff, oder Bau der Sehnerven, wodurch sie theilweis unerregbar, gleichsam unbewegbar für die Seele werden, haben ein nur theilweises Sehen zum Erfolg. Dies ist der Fall bei Personen, welche zwar nah und fern die Formen der Gegenstände vortrefflich und scharf unterscheiden können, aber nicht die Farben, sondern diese häufig mit einander verwechseln. Sie sind, bei näherer Prüfung, entweder rothblind oder blaublind; das heißt, sie haben keine Empfindung vom Rothen, oder vom Blauen. Mir ist weder aus fremder, noch eigner Erfahrung ein Beispiel von Gelbblindheit bekannt geworden. Ich habe Grund zu glauben, diese stehe der Stockblindheit gleich. Ungefähr ähnliche theilweise Fehler des Stoffs, oder Baues der Gehörnerven, mögen den Mangel des sogenannten „musikalischen Gehörs" verschulden. Wie scharf auch Personen, denen dieses abgeht, die leisesten Laute empfinden mögen, sind sie doch unfähig zum zarten Unterscheiden und Begränzen bestimmter Töne.

Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außer uns im Lichte, sondern in uns Hervorgebrachtes sei, davon belehrt schon jede andre auf die Augennerven bewirkte Erschütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geschlossenen, empfindlichen Sehwerkzeuge, oder ein galvanischer Reiz in denselben, ruft darin lichtische Erscheinungen hervor. Beim anhaltenden, angemessenen Druck des Augapfels sieht man sogar dessen Hintergrund innerlich; so wie, nach jeder Blendung von zu starkem Sonnenlicht, vor uns

kleine, farbige Scheiben umherzuschweben scheinen, die vom Blauen durch Gelb zum Roth, das heißt zu ihrem Gegensatz, dem Schatten von sich, übergehn. Denn Schatten ist keineswegs Lichtberaubung, oder Nicht-Licht, weil wir einen lichtlosen Schatten unmöglich sehn könnten; sondern ein wirklicher lichtischer Gegensatz einer Farbenempfindung.

Der Gegensatz des reinsten Lichts ist Finsterniß, oder Stellvertreter derselben Schwarz. Der Schatten des gelben Lichts (z. B. der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang) ist blau; der des blauen (z. B. durch blaues Glas fallenden) Lichts gelb; des grünen Lichts (z. B. beim Scheinen der Sonne durch grünes Glas, durch grünseidne Vorhänge) violet; des rothen Lichts (z. B. der durch Strontiansalz gefärbten Alkoholflamme) grün, u. s. w. Und so umgekehrt*).

Vollkommen mit diesen, scheinbar in der Außenwelt vorhandnen lichtischen Gegensätzen sind diejenigen übereinstimmend, welche sich zeigen, wenn man ein Stückchen gefärbtes Papier eine Zeit lang anhaltend betrachtet, und dann den Blick rasch auf ein weißes Blatt wirft: die Gegenfarbe, oder der beziehungsweise Schatten, wird bald nachher darüber umherschwimmen, z. B. nach Beschauung einer schwarzen Fläche, ein weißlicher, heller Schein,

*) Die farbigen Schatten zu ihren Farbenlichtern in jeder Abstufung genauer zu bestimmen, dient es, wenn man die sieben Farben des Regenbogens, nach den durch Newtons Messung gefundenen Ausdehnungsverhältnissen derselben in einen in 360 Grade getheilten Kreis, verschwimmend einträgt, so daß sie vom Mittelpunkt kegelförmig ausgehn, und die Gränze von Roth und Orange genau auf den 45sten Grad, von Orange und Gelb auf den 72sten Grad fällt u. s. w. Dann werden sich alle Farbentöne in den zartesten Gegensätzen gegenüberstehn, und immer jeweilen die dunklern den hellern.

nach einer blauen Fläche gelber Schein u. s. w. Unsre Naturlehrer nennen diese innern, oder im Seelischen erregten, Farben-Erscheinungen, zufällige (komplementäre, subjektive); als wenn sie nicht eben so nothwendige, denn die durch Außenlicht in uns erregten wären, weil sie beide ganz die gleichen sind.

---

61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung.

Das Außenlicht, welches in gradlinigten Strahlen, mit einer Schnelligkeit von mehr, denn 40,000 Meilen in der Sekunde (also mit ungefähr gleich schnellem Lauf der elektrischen Flüssigkeit), die Sehnerven trifft, betäubt dieselben, blendet sie, wenn es nicht gemildert ist. Nur gemäßigter Lichtreiz im Sehsinn bewirkt Farbenempfindung und Unterscheidbarkeit des Beleuchteten. Lichtmilderung entsteht durch Minderung entweder der Schnelligkeit, oder der Dichtheit der Strahlen. Und eins, wie anderes, wird bewirkt durch Zerstreuung, oder durch Brechung, oder Bindung, oder Verschattung des Außenlichts. Darüber noch einige Worte.

Zerstreuung des Lichts wird schon durch den eigenthümlichen, gradlinigen Lauf der Strahlen verursacht, in welchem sie nach allen Seiten von ihrem Ausgangspunkt aus einander fließen; und die Lichtstärke nimmt in demselben Verhältniß ab, in welchem das Geviert der Entfernungen zunimmt. Nicht alle Strahlen haben aber gleich schnelle Bewegtheit. In der brennenden Strahlenmasse sind die des stärksten und schnellsten Laufs ungetrennt vermischt. Den ersten Grad ihrer Trübung nennt man Weiß; den zweiten Gelb.

Durch die bekannte Brechung des Lichts (z. B. im Prisma, Regen u. s. w.) werden die Strahlen noch mehr zerstreut und, im Verhältniß ihrer Bewegungs-Geschwindigkeit, aus einander ge-

schieden. Diese Scheidung ist also an sich schon Lichtmilderung. Das Gelbe aber hat die meiste Lichtstärke behalten, und für sich allein soviel, als das Grün, Blau, Indigo und Violet zusammen. Es ist nur darum gemildeter, als Weiß, weil sowohl die Strahlen der schnellsten, als schwächsten Bewegung, von ihm seitwärts entwichen sind. Denn jene werden, vermöge ihrer Schnelligkeit, am wenigsten durch das brechende Mittel von ihrem gradlinigen Lauf abgelenkt, oder gebrochen; hinwieder die langsamen am meisten. Jene sind darum in ihrem raschen Flug auch wärmezeugender, als diese. — Die Strahlen der schnellsten Bewegtheit vereinen sich, als Roth zeugendes Licht, das weniger Stärke hat, daher in nicht so weiten Entfernungen gesehn werden kann als Gelb; weil alle Strahlen mittlerer und schwacher Bewegung von ihm getrennt sind. Es hat mit der Masse an Kraft eingebüßt. Strahlen der langsamern Schwingung wirken, eben wegen ihrer mindern Geschwindigkeit, mit schwächerm Reiz auf den Sehsinn; weil sie wegen ihrer größern Brechbarkeit weiter zerstreut, also in ihrer Masse verdünnter sind. Sie sind mithin vermehrte Trübung des Hellen, das Blau zeugend*).

---

*) Diese meine, hier nur bündig angedeutete Hypothese ward durch optische Beobachtungen, welche jünger sind, als jene, bekräftigt. Nach John Herschels Untersuchungen hat Roth die stärksten, Violet die schwächsten Schwingungen. Er drückt dies Verhältniß in folgenden Proportionszahlen aus:

Roth: 266,
Gelb: 227,
Violet: 167.

Ein ähnliches Verhältniß der Wärme-Erregung durch farbige Strahlen gibt auch Harry Englefield, nach seinen Beobachtungen und dazu entworfnen Tabellen, an; das Thermometer stand

Auf einem andern Wege wird, durch *Bindung des Lichtes*, Trübung desselben verursacht, wenn es auf ihm verwandte Stoffe und Kräfte trifft, von denen es angezogen, gebunden, oder wie man sagt, verschluckt wird. Die meisten Körper saugen alles, oder gar kein Licht ein; sondern insgesammt dem Licht verwandt, verschlingen sie einen Theil desselben, und werfen sie einen Theil des Unverwandten zurück. *Am meisten* werden die Strahlen von *wenigster* Schnelligkeit und Dichtigkeit (die hell- und dunkelblauen und violetten) verschluckt; hingegen die von größerer Lichtstärke (d. i. Fülle und Bewegtheit) zurückgeworfen, wie die das *Weiße*, *Gelbe*, *Orange*, *Grün* und *Roth* zeugenden.

Aber auch, durch *Verschattung des Lichts*, wird Minderung oder Trübung desselben geschaffen, wie wir dies überall bemerken, wo Strahlen durch dunkle oder minder durchsichtige Körper abgewehrt werden. Selbst die weiße Farbe ist nur, von feinen Unebenheiten der Oberflächen verschatteter *Glanz*; und der, in seinen Tiefen und Spalten, sich mit durchscheinenden Eisnadeln selbst verschattende weiße Schnee, erscheint drunten grünlich und bläulich. So ist alles Hellleuchtende durch ein dunkles Mittel gesehn, ein verschattetes, *verfinstertes* Licht. So zeigt sich die Sonne, durch dickes violettes Glas, gelb; durch Nebel oder mit Ruß geschwärztes Glas, roth. Desgleichen erscheint die Flamme von brennendem Holz, Oel, Weingeist u. s. w. farbig, weil von den darin durch Wärme emporgerissenen Ruß-, Salz-, Gas- und andern Stoffen, Licht verschattet wird. Hinwieder Dunkles, durch ein helles Mittel gesehn, wird eine *beleuchtete Finsterniß*. Der

---

im rothen Strahl,	auf 72° Fahrenheit;	auf 18° Reaumür.
im gelben	„ „ 62 „	„ 13 „
im blauen	„ „ 56 „	„ 11 „

dunkle ätherische Himmelsraum, durch den erleuchteten Dunstkreis der Erde gesehn, erscheint blau; das schwarze Waldgebirg in der Ferne violet.

---

62. Sinnesbegriffe durch Licht gegeben.

Durch Abstich hellerer, neben dunklern, Färbungen der Gegenstände, wird allein das deutlichere Unterscheiden derselben für das Auge möglich. Auch das Thier unterscheidet dadurch, und findet sich im Labyrinth der Dinge zurecht. Eine überall gleiche, in sich ununterscheidbare Färbung und Helligkeit, wäre der Finsterniß ähnlich. Aber ich vermuthe, der Abstich heller und dunkler Farben an einander gränzender Dinge, wird noch durch eine besondre Eigenschaft des Lichts, im Verhältniß zu den Körpern, erhöht, nämlich durch Anziehung und Einbeugung des Lichts (Inflexion) an den Rändern dunkler Körper. Bekanntlich bemerkt man diese Anziehung und Auseinanderbiegung (Diffraktion) der Strahlen, daher auch ihre Farbenzeugung, am bequemsten, wenn im völlig dunkeln Zimmer der Sonnenstrahl durch eine sehr kleine Oeffnung auf weiße Flächen fällt. Dann beugen sich die Strahlen links und rechts nach allen Seiten regenbogenfarbig (wie bei ihrer Zerstreuung) aus einander. Vermöge dieser Auseinanderbiegung scheint auch einige Anhäufung des Lichts gegen die Ränder der Körper zu entstehn. Maler, als Nachbildner der Lichtwirkungen, vergessen daher nie, an den Säumen der Gestalten, dem Dunklern entgegen, die Erleuchtung zu verstärken. Eben so sind es, durchs Prisma gesehn, immer die Kanten und Hervorragungen der Gegenstände, welche mit Farbensäumen besetzt sind.

Sei dem aber, wie ihm wolle, diese lichtischen Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seelischen zu einem Gleich-

artigen von dem, was, in der Gedankenwelt des Geistes, Begriffe sind. Der Blick des Thiers, der Blick des Kindes, wie des erwachsenen Menschen, wendet sich, wie überhaupt vorzüglich dem Lichte, so auch zuerst immer den Rändern und Umrissen der Gegenstände zu, und später erst den Einzelnheiten und besondern Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in sich begreift. Durch diese Sinnesbegriffe, wenn ich sie so nennen darf, unterscheidet auch das Thier Allgemeines vom darin enthaltenen Besondern; und bereitet die Seele des Säuglings den Geist desselben schon zu den künftigen Verrichtungen in Bildung von Verstandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichsam den Geist, auf dem Wege der Sinnlichkeit, zu seinen übersinnlichen Geschäften.

---

63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn.

Nicht minder tritt uns der Hörsinn in einer höhern Bestimmung entgegen, nicht bloß, als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er ist der Schöpfer eines Verkehrs der Seelen mit Seelen. Thiere, deren Athem-Werkzeuge hinlänglich ausgebildet sind, bringen unwillkürlich, bei Befriedigung, oder Verletzung, ihrer Lebensforderungen, als Verkündigung von Lust oder Schmerz, durch Erschütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes, Töne hervor. Durch diese Töne, welche bei gleicher Thiergattung, und unter ähnlichen Umständen, einander ähnlich sind, entsteht eine wahre Seelensprache der Thiere. Sie wird, ungelernt, von ihnen überall verstanden. Die kaum dem Ei entschlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, deren Warnen und Locken.

Die Sprache der Seelen kann aber durch die Stimme nichts

anders bezeichnen, als nur, was im Seelischen wird und ist: folglich nur Empfindungen und Gefühle. Auch der Mensch ist im Besitz dieser Natursprache, die keine erlernte ist. Er wird in ihr, unter allen Himmelsstrichen, wohin er komme, von seines Gleichen verstanden. Sein Jauchzen und Gelächter, sein Angstgeschrei und Winseln, zu welchem Volke er gelangen mag, bedarf keiner Uebersetzung. Ein anderes ist's mit der Geistessprache. Sie ist, zur Bezeichnung von Gedanken, willkürlich erfunden, obwohl ursprünglich durch Nachahmung der Naturlaute. Sie ist durch Uebereinkunft der Menschen, künstlich, vermittelst mannigfacher Gliederung der Stimmlaute, gebildet. Eben darum lassen sich Empfindungen und Gefühle nicht mit Worten beschreiben, sondern nur in Tönen der Seelensprache aushauchen; so wie umgekehrt Vorstellungen und Begriffe des Geistes nicht in gliederlosen (unartikulirten) Lauten mittheilbar sind. Und wie die Seelensprache, zu allen Zeiten, von allen beseelten Geschöpfen gleicher Gattung verstanden wird: so ist die künstlich und durch Uebereinkunft entsprungene Bezeichnung gedanklicher Dinge, von Volksstamm zu Volksstamm eine andre und muß erlernt werden.

Auch Musik ist noch Seelensprache. Daher bemerkt man auch bei verschiedenen Thieren Sinn für Musik; und wirkt sie wohl auch auf manche Menschen heilsam ein, die am Wahnsinn leiden, während die Geistessprache im Wort nichts über sie vermag. Musik ist Seelensprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menschliche Kunst, im Gang und Wechsel, Steigen, Fallen, Zusammenklang, Uebergang und Zeitmaß der Töne, ein Gleichartiges geworden; eine Malerei der Empfindungen und Gefühle unter dem adelnden Einfluß des Geistes; durch Wahl, Ebenmaß, und berechnete Ordnung des Ganzen und der Theile, Werk seines Wesens.

Wie der melodische Gesang des Vogels, wird auch der bieg-

same Laut der menschlichen Stimme, in Betonung des gesprochenen Wortes, wirkliche Naturmusik. Die Rauhheit oder Milde, das Anschwellen oder Ersterben, das Dehnen, Erhöhn und Vertiefen des die Worte begleitenden Tons, wird zur unwillkürlichen Auslegung ihres Sinnes und des Gemüthsstandes, aus dem sie hervortreten. Es waltet ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit und Artung von der Stimme des Menschen und seiner Denkart. Die Kunst des öffentlichen Redners bewirkt, in Vermählung der Geistes- und Seelensprache, ihre Wunder, indem sie mit dem Licht des Wortes seine Gefühle erhellt, und mit der Wärme des Gefühls das kalte Wort beseelt.

Obgleich Würmern, Insekten, Fischen und andern Thieren der untern Ordnungen, das Vermögen der Stimme fehlt, ist doch kaum zu bezweifeln, daß sie, zur gegenseitigen Mittheilung von Begierden, einige Fähigkeit besitzen, und zwar durch unwillkürliche Gliederbewegungen und Berührungen. Auch dieser lautlose Ausdruck ihrer innern Zustände, diese Sprache durch Zeichen, ist Seelensprache. Sie gewinnt mit jeder höhern Thierstufe höhere Mannigfaltigkeit. Wer verkennt das Hüpfen und Tanzen der Fröhlichkeit, das zitternde Zusammenziehn der Befürchtung, das Augenfunkeln des Zorns, das schmeichelnde Spiel der Freundlichkeit, das Erstarren des Erschreckten? Am umfangreichsten ist die Geberdensprache des Menschen. Sie macht selbst dem Vermögen, Gefühle durch Töne zu bezeichnen, oft den Vorrang streitig. Oder wie könnte man durch Stimmlaute die Gefühle der Verschämtheit, des hämischen Spöttelns, der Verwunderung, der Bewunderung, oder der Andacht, mit all ihren zarten Mischungen, darstellen?

---

64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen.

Es wohnt in den untern Gebieten des seelischen Wesens, wo es, mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen, dem leiblichen Leben noch angränzt, und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichthums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz körperlicher Empfindung, sich zum Gefühl, und im Gegensatz äußerer Sinne, zu jenen innern (57.) entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Aeußerungen desselben; das Endliche im Unendlichen; das Bestimmbare im Unbestimmbaren. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar, wie Empfindungen, sondern mittelbar, erst durch diese (57.), erregt, als ein gegensätzliches Anderssein derselben, und sind mit ihnen nicht zu verwechseln. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes, als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit; oder die Wohlempfindung bei Befriedigung des thierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und andrer Lebensbedürfnisse, als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehn des ferngewesenen Herrn? Ich habe, vielleicht nicht übel, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, ihr Urtheil genannt, welches sie gefühlweis über das von der Außenwelt Empfundne und Gewahrte fällt; einen Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmuthigen und Unanmuthigen, wodurch sie hinwieder zu Allem muthig oder unmuthig wird.

In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissermaßen leidend; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch thätig,

rückwirkend auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Thätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Uebermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers, und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemsthier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe die Zerfleischung seines Leibes nicht.

Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Aenderns und Wechselns und Endlichseins der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühls-Erscheinungen des seelischen Wesens. Unendliche Lust und endlose Unlust sind demnach gleich unmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseins. Der wilde Sinnenkitzel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz; das seligste Entzücken geht endlich in Thränen über. Im Tiefsten des Wehgefühls wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

---

65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit.

Das Empfinden verzweigt sich in fünf Außensinne; und in ebenso viele, wie schon gesagt (57.), verzweigt sich auch das, der Sphäre des Geistigen näher stehende, Gefühl, für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und wie dort der Tastsinn ein bestimmteres, verfeinertes Empfinden einzelner naher Gegenstände und deren Beschaffenheit wird (59.): so ist der Aufmerksamkeitssinn ein Gleichartiges des Fühlens, gleichsam ein zarteres Betasten nicht nur einzelner äußerer Gegenstände überhaupt (dafür reichen auch schon die Außensinne hin); und nicht nur ihrer Verhältnisse in Bezug auf Leben und Befriedigen seines Bedürfnisses (darüber gibt auch der Instinkt schon Belehrung): sondern selbst

der aus solchen Gegenständen, ihren Formen, Bewegungen und Verhältnissen hervorgehenden Möglichkeiten, die eben so schnell ein Gefühlsurtheil (57.) werden, und, rückwirkend auf die Lebenstriebe, sie zu irgend einer Begierde erwecken. Zwar Auge und Ohr bei Thieren der obern Gattungen, wie der untern, empfangen von ihren nähern und entferntern Umgebungen Eindrücke von Gestalten, Farben und Tönen. Aber nur Thiere, in welchen ein Sinn für Aufmerksamkeit erweckbar ist, haben Fähigkeit, ihr Ohr und Auge ausschließlich (und gleichgültig gegen alles Uebrige) einem einzelnen verdächtigen Geräusch, einer einzelnen Gestalt zuzuwenden und, Bekanntes oder Unbekanntes, mit Beharrlichkeit zu beobachten. Das Geschlecht der Hunde, Katzen und andrer Raubthiere kann, mit dieser Gabe der Natur ausgestattet, als Beispiel dienen; mehr noch das Affengeschlecht. — in höhern Klassen der Thierwelt steigert sich, auch wenn alle Bedürfnisse gesättigt sind, und alle Begierden schweigen, die Aufmerksamkeit zu einem eignen Wohlgefühl, zu einer Art müßiger Neugier. Sie horchen und blicken sorglos umher, in den Wandel der Umgebungen, verfolgen aufmerksam bald diese, bald jene Erscheinung darin, von welcher sie weder zu fürchten, noch zu hoffen haben, gleichsam wie aus Lust nach lebhafterer Bethätigung durch Wechsel der Thätigkeit. Das Ungekannte, daher das Geheimnißvolle, fesselt Aufmerksamkeit und Neugier am stärksten.

Dabei werden die äußern Sinne nur Werkzeuge dieses innern. Der innere Sinn lenkt die äußern dem Bekannten, oder Unbekannten, örtlich zu, es näher zu erforschen. Die Seele sammelt sich, beim Aufmerksamwerden, vorzugsweise in dem, oder diesem Sinnesorgan, um dessen Kraft zu verstärken. Sie verläßt zum Theil sogar die übrigen Gegenden des Leibes, welche dann ärmer an Empfindlichkeit, ja manchmal ganz empfindungslos werden, das heißt, fast unbeseelt sind. Denn, wo das Empfinden

fehlt, mangelt auch das Seelische; obgleich noch das Leben immer darin fortwirkt; so wie auch Knochen, Haare, Nägel u. s. w. des Seelischen entbehren, obschon nicht des Lebens.

Wie grobsinnlich und materiell es immerhin scheinen mag, wenn man der Seele ein Vermögen der Ortsveränderung zuschreibt, zeugen doch Thatsachen jedes Augenblicks dafür. Der Thierleib empfängt, eben durch seine Beseelung, Fähigkeit zur willkürlichen Bewegung von einem Punkt zum andern; er empfängt ihn nicht durchs Leben. Dies wohnt, für sich allein, auch im ruhigen Reiche der Pflanzen. Im nächtlichen Schlaf, oder im Winterschlaf der Thiere, weicht nicht das schaffende Leben, aber die empfindende Seele von den äußern Theilen nach den innern des Körpers zurück. Die Sinnwerkzeuge scheinen ausgestorben. Der Leib gleicht einem empfindungslosen Leichnam. Aber beim Erwachen strömt die Seele, auf allen ihren Nervenbahnen, vom Innern wieder gegen die Oberfläche hervor. Im magnetischen Schlafe, oder in Ohnmachten, Starrsuchten u. s. w. ist die Seele des Menschen zuweilen so ganz von den äußern Gliedern und Sinnwerkzeugen abgezogen, daß der Kranke selbst von Leibesverletzungen nichts gewahrt.

Während der innere Sinn des Aufmerkens in stärkster Erregtheit thätig wird, äußert sich die seelische Ortsveränderung lebhaft. Das scheue Roß achtet nicht Ruf des Reiters, nicht Sporn und Gebiß; es beachtet nur den ihm ungewöhnlichen Gegenstand; ist ganz Aug' und Ohr; seine Seele ist darin zusammengedrängt. Der Mensch, in gespannter Aufmerksamkeit, empfindet sich selbst nicht mehr; vergißt sich und was ihn umgibt; lebt und gewahrt und fühlt gleichsam nur noch in einem einzigen seiner Außensinne. Wendet er willkürlich irgend einer Gegend seines Leibes ausschließliche Aufmerksamkeit zu: so wird das seelische Empfinden in derselben Gegend klarer und bestimmter. Ein Schmerz wird

größer, dem wir unablässig unsre Beachtung zulenken; er wird milder, wenn wir uns zerstreuen, das heißt, die Aufmerksamkeit nach andern Richtungen lenken. Wir wissen, daß nicht selten kranke Personen sich in ihrem Innern selbst aushorchen, und die leidenden Stellen, und die Forderungen des Lebens in ihnen, zu entdecken im Stande sind.

---

66. Gewohnheitssinn.

Es ist ursprünglich wohl der aus dem thierischen Leben hervorgehende Trieb nach Sicherheit und Selbsterhaltung, welcher zunächst den Innensinn des Aufmerkens anregt. Thier und Pflanze haben nur da gesichertes Dasein, wo den Bedingungen desselben das sie Umringende entspricht und ihnen Verwandtes ist. Der Fisch gedeiht im Wasser und stirbt an der Luft; der Vogel hinwieder im entgegengesetzten Element. Wo Klima, Boden, Nahrung u. s. w. den Pflanzen zusagt, entwickeln sie sich mit Leichtigkeit in Fülle und Kraft. Der naturgemäße Zustand der belebten Geschöpfe ist ihr gewöhnlicher. Ein ungewöhnlicher, darum minder naturgemäßer, wenn auch nicht naturwidriger (denn dieser höbe das Dasein auf), ist derjenige, welcher die Daseinsbedingungen unvollkommen befriedigt, und zur Stillung der Lebenstriebe, statt der eigentlichen Mittel, nur Ersatzmittel gewährt. Wenn auch mühsam, schmiegt sich aber doch endlich, bei anhaltender und wiederholter Darreichung des Ersatzes, und bei unverweigerter Erfüllung aller übrigen Forderungen, das Wesen des Lebens dem begränzten Verhältniß allmälig an, und wohnt sich gleichsam darin ein. Es übt seine Verrichtungen diesen engern Schranken gemäß. Des Gärtners Kunst eignet das ausländische Gewächs endlich den Einwirkungen eines fremden Himmelsstriches an,

und vergütet der tropischen Pflanze die verlorne Sonne der Heimath, durch Wärme des Treibhauses.

Der Selbsterhaltungstrieb des Lebens wird im seelischen Gefühlsein zum Gewohnheitssinn. Dem Thiere ist das Naturgemäße auch das Lebensvertraute, das Bekannte, Gewohnte. Das Unvertraute erregt ihm Unsicherheit und Furcht. In freier Wildheit zieht es bekannte Gegenden, Wege und Lagerstätten den unbekannten vor, um nicht in steter Besorgniß und gespannter Aufmerksamkeit zu sein. Es kann allerdings gezähmt, das heißt, durch dauernden Zwang zu Thätigkeitsweisen abgerichtet werden, die mit seinen naturgemäßen Zuständen nichts gemein haben. Doch ist dies bei solchen Thieren unmöglich, denen die Gabe eines höhern Aufmerksamkeitssinns fehlt; und wird nur bei denen leichter, die noch jung, für die Richtung ihrer Triebe, Anlagen und Kräfte, keine andern, und freiern Schranken kennen, als die ihnen durch Kunstzwang gegebnen. Sie wachsen und vollenden sich inmitten des beengtern Spielraums; und inner demselben steht ihnen der ausgedehntere, freiere, fremdartig, der den Geschöpfen ihrer Gattung auf Erden angewiesen ist. So wird Gewohnheit, wie man sagt, endlich die andre Natur; gleichwie Natur die Urgewohnheit der Wirkensweise ist.

Der Mensch steht auch hier dem Thiere ähnlich. Er wird, im Zwange ihn umringender gesellschaftlicher Verhältnisse, für deren Dienst künstlich abgerichtet; Wilder unter Wilden; Barbar unter Barbaren; Christ unter Christen; Muhamedaner unter Muhamedanern. Er scheut dann Neuerungen. Auch wenn er im Angewöhnten das Schlechtere, im Neuen das Bessere, erkennen sollte, wird er im Herkömmlichen und Ueblichen sich mit leichterer Fertigkeit bewegen und mit dem Gefühl größerer Sicherheit wandeln. Unwissende, bildungsarme Völkerschaften hangen starrsinnig am Alten fest. Die Menschheit bleibt dem Thierthum ähnlich,

bis ihr Geist, unter Erkenntnissen und Erfahrungen, durch das Schicksal entfaltet, die Fesseln der Abrichtungskünste abstreift, und, frei, im Urtheil und heiligender Willensmacht, zum Naturgemäßen zurückkehrt; das heißt, zu seinem eignen Gesetz, den ihm unmittelbar aus Gott gewordenen.

---

67. Nachahmungssinn.

Aber im Innern der Seele selber liegt, dem naturgemäßen Beharren der Einzelwesen in ihrem Thun, ein Trieb und Sinn andrer Art gegenüber, der ihr Erstarren in todter Gleichheit hindert. Er ist dem allgemeinen Urgesetz der Natur entsprossen, nach welchem Alles, im Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, ins Mannigfaltige gegensätzlich wird. Es ist der Trieb thierischer, unwillkürlicher Sympathie, welcher sich im Seelischen zum Nachahmungssinn gestaltet. Dieser ist dem Gewohnheitssinn gegensätzlich und, wie dieser, vom Aufmerksamkeitssinn gerufen und bethätigt. Auf den untern Stufen der Thierwelt, wo das pflanzische Leben noch in voller Uebermacht waltet, bemerken wir den Nachahmungssinn kaum; deutlicher erst in Geschöpfen, die mit irgend einer Art Seelensprache (63.) zu gegenseitiger Mittheilung der Gefühle begabt sind. Es ist da ein kaum widerstehbarer, wenn auch milder, Reiz, die von Andern geäußerten Empfindungen oder Gefühle, in sich selbst überzusetzen und sie ähnlich zu äußern. Es ist Erregung vom Gleichartigen des Einen im Andern. Der Morgenruf des Hahns weckt Empfindung und Ruf der Entfernten seiner Geschlechtsgenossen. Das nächtliche Gebell eines Hundes wird, vom wachsamen Nachbarhund, wiederholt, wie sich in ihm, durch die Stimme desselben, das dem Laut entsprechende Empfinden regt. Selbst dem Menschen ist dies un-

willkürliche Mitfühlen und unwillkürliche Mitäußern dessen eigen, was er an den Zuständen eines Andern wahrnimmt. Es ist gleichsam ein Hang zum deutlichern Uebersetzen fremder Stimmungen in das eigne Seelische. So wird das Lachen, Weinen, Gähnen ansteckend. So ziehn sich unvorsätzlich unsre Muskeln in Hals, Schlund und Brust krampfhaft zum Husten zusammen, wenn wir einen Andern in der Gefahr des Erstickens sehn, als könnten wir durch unsere Anstrengung ihn von der Beengung seiner Luftröhre erlösen. So können sich selbst epileptische Zufälle und andre Krankheiten, durch bloße Gewahrung ihrer Aeußerungen, mittheilen.

Je lebhafter Gefühlsinn, Aufmerksamkeit und Gedächtnißthätigkeit in den Thiergattungen werden, um so lebhafter wird, dem Reiz der Gewohnheit entgegen, der Sinn für Nachahmung. Die Seele strebt sich des ermüdenden Einerlei's zu entschlagen, und durch Nachahmung fremdartiger Verrichtungen, im Wechsel der eignen, Wohlgefühl zu schaffen. Die vielstimmige Drossel Amerika's, die Papageien, Staare und andre Spottvögel, wiederholen die Töne Anderer. Der Affe gefällt sich, wie das menschliche Kind, in Nachbildung von Bewegungen und Geschäften, die er beobachtet.

Thiere, mit einem reichern Gedächtniß ausgestattet, wie Affen, Elephanten, Löwen, Hunde, Katzen u. s. w. verrichten nachahmerisch zuweilen Handlungen, welche Verstand und Kenntniß der Zwecke zu verrathen scheinen. Indem sie bemerken, daß regelmäßig, irgend einer Thatsache, die zweite zu folgen pflegt, stehn beide mit einander ungetrennt in ihrer sinnlichen Vorstellung (d. i. im Gedächtnißbilde) beisammen. Thiere verrichten, oder vermeiden die erste Thatsache, und erwarten das Erscheinen der gewöhnlich sie begleitenden Folge.

68. Gedächtnißsinn.

All diese bisher bezeichneten innern Sinne beziehn sich aber nur auf das gegenwärtig Vorhandne. Der Sinn des Gedächtnisses hingegen wendet sich dem nicht mehr Vorhandnen, dem Gewesenen und Vergangenen zu, in Bewahrung vom Eindruck gehabter Empfindungen, Gefühle und Gewahrungen.

Ohne Zweifel bereitet das Leben, wie für Alle äußere und innere Sinne, auch zur Thätigkeit des Gedächtnisses, eigenthümliche Werkzeuge. Denn wir wissen, daß bei theilweisen Verletzungen vom Innern des Gehirns, auch das Gedächtniß ganz oder theilweise verloren gehen kann; daß im höhern Alter des Menschen, mit zunehmender Steifung und Erhärtung der zartern Nervengliederung des Innern, auch die Wiedererinnerung vergangener Dinge mühsamer und ungelenkiger wird. Aber nicht die verborgnen stofflichen Gedächtnißorgane sind das seelische Erinnerungsvermögen selber, so wenig das leibliche Auge selber das Vermögen des Sehens ist.

Und wie das schöpferische Leben, nach dem Wendepunkt seines Wirkens, sich wieder von den erstarrenden, verholzenden Außentheilen einer Pflanze zum Innersten zurückzieht (52.), von wannen es ausgegangen ist: so weicht mit ihm, im thierischen Leibe, auch das Seelische allmälig zurück. Wie im Baume die äußern Rinde, Aeste und Zweige zuerst aussterben, während das Lebende noch im Innern schafft: so scheinen in den Erinnerungen die letzten und jüngsten, mit deren Organen, zuerst einzuwelken, und die ersten und frühesten am längsten zu bleiben, denen sich erst alle spätern angeschlossen haben. Wenn im hohen Alter des Menschen, mit dem Absterben der Gedächtnißwerkzeuge, die Verzweigung der Erinnerungen, bis auf die Jugendtage, zurückschwindet, und der Geist des Greises nur noch, von diesen wenigen Kindheits-

Erinnerungen umringt, thätig bleibt, nennen wir ihn kindisch. Denn in der That, beim Verlust späterer Erfahrungen, und nur auf die dürftigen der ersten Jugend beschränkt, kann er nur noch, gemäß diesen, vergleichen, urtheilen, handeln, gleich dem Kinde.— Darum aber ist die Seele selbst nicht geringern und ärmern Wesens geworden, weil ihr die Mittel der Wesensäußerung gegen die Außenwelt vermindert sind. Wir wissen, daß sie in Zuständen, da sie, entfesselter vom Körper, wirken kann, keines vom Leben geschaffnen Organes für das Gedächtniß bedarf. Es gibt Zeiten, gewöhnlich in der Todesnähe, in welchen kindische Alte plötzlich wieder zum Bewußtsein auch der nähern Vergangenheit erwachen, wenn schon nur flüchtig. Es sind „ihre lichten Augenblicke“, wie man zu sagen pflegt. Es begegnet Gesunden, daß in ihrer Seele, wenn diese sich während tiefen Schlafes in sich zurückgezogen hat, Traumbilder von Dingen wieder hell werden, denen sie, als solche ehmals in der Wirklichkeit erschienen waren, kaum Aufmerksamkeit, und noch weniger späterhin einen Gedanken geschenkt hatten. Es ist bekannt, daß, im Schlafwachen der Somnambülen, Erinnerungen von neuem aufleuchten, welche, im gewöhnlich wachen Zustande, längst schon und, scheinbar unwiederbringlich, erloschen waren.

In niedern Thierklassen ersetzt der Instinkt (welcher das dem Leben Schädliche und Unschädliche lehrt), ohne daß jene die Dinge kennen, den Sinn des Gedächtnisses. Auf höherer Stufe beseelter Geschöpfe wird der Instinkt schon von einem Gedächtniß unterstützt, welches, schwach und flüchtig, den Gegenstand eben so bald wieder vergißt, als er nicht mehr in Gegenwart auf die Außensinne wirkt. Die Erinnerung und die daran geknüpften Gefühle werden erst wieder verjüngt, sobald ihr Gegenstand, oder ein ähnlicher, abermals vor den Außensinn tritt. Bei Thieren der obersten Ordnungen wird aber auch das Gedächtniß mächtiger

und treuer. Die Bilder vom Gewesenen werden klarer und lebhafter, und regen sich da, wo sie einander in ihren Verzweigungen gegensätzlich berühren, leichter zum Hervortreten an. Es werden Erfahrung und Kenntniß im Thiere (wenn auch ohne Erkenntniß) (7.) möglich. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter. Die Seele ruft durch den Sinn des Gedächtnisses gewesene Gefühle und Begierden wach, und wirkt erregend, auf diese Weise, in die Thätigkeit der Lebenstriebe zurück.

---

69. Unwillkürliches Erinnern. Traum.

Aber auch in den vollendetsten Gattungen des Thierreichs ist das Gedächtniß nur ein unwillkürliches Erinnern. Es wird nicht ohne äußere Einwirkungen geschäftig, sei es, daß einer der fünf Außensinne, ohne irgend einen der lautgewordenen Lebenstriebe Empfindungen und Begierden erzeugt, welche durch Gleichartigkeit mit schon gehabten, Gedächtnißbilder erneuert, die sich dann mit andern verzweigen und bewegen.

Solche Bewegung der Gedächtnißbilder, wenn sie inmitten des Schlafes vor sich geht, nennen wir Träumen. Auch der Traum ist Unwillkürliches; erst durch irgend eine Einwirkung des Lebens, oder der äußern Empfindung, Gewordenes. Ohne vorangegangne Bereicherung des Gedächtnisses mit dem Mancherlei der Außenwelt, ist kein Träumen möglich. Kinder in der ersten Lebenszeit, und Greise, nach erloschenen Erinnerungen, sind traumlos. Hinwieder ist kaum zu bezweifeln, daß Hunde, Pferde, Affen und andere Thiere höherer Ordnung, selbst manche Vögel, ihre Traumwelt haben. Hunde winseln und bellen, Kanarienvögel singen im Schlafe, gleich wie Menschen in ihm reden. Beim Aufgang der Erinnerungsbilder werden die Träumer zu den nämlichen Begier-

den und Gefühlen gereizt, die sich in ihnen laut machen würden, wenn sie den Gegenständen wachend in der Wirklichkeit begegneten.

Alles Träumen ist ein Regesein der Seele in ihr selber. Sie schleicht gemach aus dem Hintergrund, wohin sie trat, während der Leib schlief, wieder, auf den Nervenbahnen, hervor, nach allen Gegenden des Körpers. — Es ist ein willkürloses Tändeln und gegensätzliches Spiel der Innen-Sinne, unter den Bildern des Gedächtnisses. Erst später dann bemächtigt sich das seelische Wesen auch der äußern Sinnorgane wieder, und es entsteht volles Erwachen. So beim Thier. Aehnliches auch im Menschen, nach Vollendung des Leibesschlafes, nur mit dem Unterschiede, daß der denkende Geist später noch, als die Seele, erst wenn sie selbst ihrer leiblichen Werkzeuge wieder mehr Meisterin geworden, aus seiner Insichgeschlossenheit heraustritt. Sein Erscheinen verkündet sich in der aufdämmernden Klarheit, welche das Licht des Bewußtseins sanft über die Gegenstände des Traums wirft. Er kennt sie; aber noch ohne Urtheil über sie. Und ohne sein Wollen über sie geltend zu machen, gleicht er einem bloßen Beschauer des Spiels. Er sieht verstorbne Bekannte wieder, wie im Alltagsleben, vor sich wandeln; und, ohne Verwunderung, sieht er Unmöglichkeiten mit einander seltsam verbunden, bis er in größerer Macht nahend, sich ins verworrene Spiel mischt und es verständiger regelt.

Man nennt den Traum oft ein Werk der Einbildungskraft. Er ist dies nie im Thiere, und selten im Menschen: sondern, wie gesagt, nur ein seelisches Regewerden im Organ des Gedächtnisses. Das Thier hat keinen Willen, daher auch keine Einbildungskraft (96.). Es kann nicht aus eignem Vermögen die Verwirrung der Gedächtnißbilder anders ordnen, als sie, durch den Reiz der Lebenstriebe angeregt, sich, in ihrer Gleichartigkeit mit Gleichartigem, nothwendig zusammengesellen und folgen. Das

Thier hat keinen Willen. Daher kann es sich nicht, nach Belieben, auf etwas Gewesenes besinnen, sondern nur, angeregt von einer Erscheinung in der Außenwelt, sich des Gleichartigen erinnern.

---

30. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus.

Der Höchste, vielleicht sollt' ich auch sagen, der Tiefste der seelischen Sinne, ist der Ahnungssinn. Vielleicht sollt' ich ihn nicht einmal Sinn, sondern Quell aller Sinne nennen; ihn vielleicht das seelische Selbst heißen, welches zum Empfinden und Gewahren nicht einmal des körperlichen Lebensgebildes bedarf; beim Wirken gewissermaßen Raum und Zeit verliert; ohne leibliche Sinnwerkzeuge, mit den Erscheinungen der Außenwelt in Verbindung stehn kann; und sich in den niedrigsten, wie in den vollkommnern, Thiergattungen auf die mannigfachste Weise zu erkennen gibt. Vielleicht erregen diese Worte da und hier ungläubiges Lächeln. Aber ich spreche von keinen übernatürlichen Dingen.

Das seelische Wesen, mit dem Leben eines Leibes verbunden, ist weder zu jeder Zeit, in allen Gliedern, empfindend vorhanden (65.), noch auf die Umgränzung des Körpers beschränkt, sondern tritt thatsächlich, auch über die Oberfläche desselben, hinaus. Es ist bekannt, daß gliederarme Thiere der untersten Gattung, denen noch äußere Sinn-Organe gänzlich fehlen, dem, was sie leiblich bedroht, fliehend ausweichen, bevor sie davon berührt werden. Es ist bekannt, daß man Personen aus ihrem ersten, tiefsten Schlaf, ohne sie zu berühren, aufstören kann, wenn man über ihre Wange, einige Zoll von derselben entfernt, den ausgestreckten Finger hin und her bewegt. — Ich will des Vorgefühls vieler Thiere von Gewittern, Erdbeben, bevorstehenden Seuchen und andern Zustandsveränderungen des Dunstkreises, nicht

erwähnen. Denn im Weltall besteht eine ununterbrochene Bewegung und Verkettung der Veränderungen von Stoffen und Kräften, die auch auf das Lebensgeschäft einwirken. Wir bemerken auch an lebenden Pflanzen, an ihren Blättern und Blumen, Einwirkungen des Witterungswechsels. Auf ähnliche Art wird ein seelisches Empfinden in manchen Menschen, wahrscheinlich auch in Thieren, von Dingen laut, von deren verborgnem Dasein kein äußerer Sinn und keine Erfahrung Kunde gibt. Dahin gehört das Fern-Empfinden rhabdomantischer Personen, welches durch unterirdische Wasser, Gebirgs- und Erdarten, Erze, Metalle, Salze, brennbare Stoffe u. s. w. so mächtig angeregt werden kann, daß es selbst störend auf das Wohlsein des Lebens zurückwirkt. Bald beschleunigt sich dabei plötzlich der Blutumlauf; bald werden einzelne Stellen des Leibes von örtlicher Hitze, oder Kälte, befallen, oder mit Schweiß bedeckt, oder von krampfhaften Zuckungen heimgesucht; bald entsteht ein eigenthümlicher Geschmack in der Zunge; bald Ekel, bald Schwindel, Sausen im Ohr, Bangigkeit und Trübsinn. Die bekannten, unwiderstehlichen Abneigungen, oder Antipathien, mancher Thiere und Menschen gegen gewisse Menschen und Thiere, können aus ähnlicher Quelle herrühren.

Wie schwankend immerhin die Aussagen der Völker über den Einfluß des Mondes auf das Pflanzenleben, oder wie unbestimmt das Zeugniß der Aerzte über diesen Einfluß auf den Gang gewisser Krankheiten sein möge: so bleibt, wie das Einwirken des Mondes, zur Zeit seines Wechsels, auf die Bewegung der Oceane, auch die mehrtausendjährige Erfahrung, unläugbar, daß die wunderbare Seelenthätigkeit der Mondsüchtigen oder Nachtwandler, um die Zeit des Voll- oder Neumonds, am regsamsten zu sein pflegt. In manchen solchen Personen herrscht am Tage schon, während im Wachen ihr Seelisches noch mit sämmt-

lichen Empfindungs- und Gewahrungsorganen eng verbunden ist, eine unerklärliche Gemüthsverstimmung, eine Unruhe, ein Mißmuth, der zuweilen an Lebensüberdruß gränzt, oder darin übergeht. Nachts aber, wenn die Lebensgesetze allein im schlafenden Geglieder schalten, und die Seele sich ins Innerste, zum Geiste, zurückzuziehn scheint, ist's, als verbreite sie sich beim Kranken der obigen Art, abgeschieden von ihren gewöhnlichen Organen, weit über den Leib hinaus, empfindend und gewahrend, doch vom geistischen Wesen durchleuchtet, und nur noch so viel mit dem Leben zusammenhängend, als nöthig ist, die Gliedmaßen des Körpers zu mancherlei Verrichtungen willkürlich zu lenken. Die Lebenstriebe wirken nicht mehr auf sie ein. Sie kennt keine thierische, unreine Begierde; keine Furcht, keine Angst, wenn sie den Leib einem grauenvollen Untergang bloßstellt. Der Nachtwandler, mit völlig geschlossenen Außensinnen, gewahrt die Gegenstände nah und fern; wandelt die gefahrvollsten Wege, welche er, wenn er sie wachend erblickte, schaudern würde, mit seinem Fuß zu berühren. Er verrichtet gewohnte Tagesgeschäfte, und Anderes, was er wachend kaum in solcher Vollkommenheit vermöchte. Und ist er erwacht, fehlt ihm gänzlich die Erinnerung dessen, was er gethan, weil sein Seelisches keinen Gebrauch von einem der gewöhnlichen stoffischen Organe gemacht hatte.

Das Geheimnißvolle im Wesen des Seelischen tritt uns zuweilen noch wunderbarer bei jenen Personen entgegen, welche im Zustand des sogenannten Schlaf-Wachens (des thierischen oder Lebensmagnetismus, oder Somnambulismus), hell durch Vergangenheit und Zukunft sehn, und in der Gegenwart Vorhandenes gewahren, welches dem Blick des Gesunden, sei es durch Fernen, oder vorliegende dunkle Körper, unsichtbar bleibt. Möge man die Wahrheit solcher Zustände bezweifeln oder läugnen, oder die Anwendung des Mesmerismus in der Heil-

kunde*) verdammen: immer zeugt, wie das Alterthum, so noch der heutige Tag, vom Dasein solcher Zustände. Die Thatsachen sprechen, obwohl in ihnen oft schwer zu entscheiden ist, was, in den Aeußerungen des Kranken, der Wirklichkeit entsprechend, und was unwillkürliche Selbsttäuschung sei? Denn was der Geist durch Erfahrung und Unterricht geworden, bleibt er auch im Zustand des Traums, wie des Schlafwachens.

---

31. Fortsetzung. Krankheit.

In so eigenthümlicher und wunderbarer Macht uns auch das beseelende Wesen erscheinen möge, wenn es sich, in größerer oder geringerer Losgebundenheit vom Leben, offenbart: wird doch dies zwiespältige Verhältniß, als Krankheit angesehn, und mit Recht. Denn es ist ein Zustand von Hemmung und Störung im naturgemäßen Wirken und Erscheinen des beseelten Leibes; theilweise Aufhebung der in sich vollendeten Einheit der im thierischen Lebensbilde verbundnen Wesensartungen.

In der Thierwelt sind nur Leibes-, oder Seelenkrankheiten möglich. Der Mensch aber ist auch Krankheiten des Gemüths unterworfen. Das Thier, wenn es von äußern Verletzungen, oder verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, genießt, bei regelmäßiger Befriedigung

---

*) Am 21. April 1841 verbot ein Dekret der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition, welches am gleichen Tage das Approbavit des Papstes Gregor XVI. erhielt, die Ausübung des thierischen Magnetismus (usum magnetismi, prout expositur, non licere); denn die magnetische Operation gebe nur Anlaß zum Unglauben und Sittenverderben. Ehmals hielt man solche Leute für Besessene vom Teufel.

seiner Triebe, bis zum Tode ungetrübte Gesundheit. Selbst das hohe Alter desselben, das die Kräfte bricht, die Sinne auslöscht, ist Gesundheit; weil es die dem Gesetzthum des Lebens gemäße Vollendung seines Erscheinens ist. Wer das Alter an sich, mit den dasselbe begleitenden Gebrechen, Krankheit nennen will, soll billig auch die Jugend an sich, mit den Mängeln ihres noch unvollkommnen Gliederbaues, Krankheit heißen. Der Mensch ist's, der den Thieren die meisten Krankheiten zuführt, wenn er sie zähmt, als Haus= und Heerdenvieh benutzt, ihre Instinkte und Triebe durch aufgezwungene Gewöhnungen beschränkt, und ihnen Nahrung und Trank, Luft und Licht, Bewegung und Ruhe, nicht nach ihrem Bedürfniß, sondern nach seinem Zweck, oder Vortheil, zumißt. Die Natur ihres beseelten Lebens sorgt weiser für ihre Erhaltung, als menschliche Kunst und Willkür. Gleich ihnen, und aus dem nämlichen Grunde, erfreun sich, unter den Sterblichen, die Familien und Horden der Wilden einer selten erschütterten Gesundheit, in natürlicher Stillung ihrer Bedürfnisse. Erst mit den Lastern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civilisation bringt, als deren furchtbares Gefolge, das Heer zahlloser Gebrechen und Krankheiten, und von Geschlecht auf Geschlecht vererbender Leiden, auf sie ein, denen die ungewisse Kunst des Arztes vergebens wehret.

Und eine ungewisse Kunst wird diese wohl immerdar bleiben, weil sie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebniß, durch vielerlei unerforschbare Zustände und Verhältnisse, fast überall anders bedingt ist. Und wie genau schon unsre Kenntniß von Bau und Bestand, Bestimmung und Zusammenhang der äußern und innern Gliedmaßen des Menschenleibes sein mag; und obwohl wir selbst der zartesten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten: wir erblicken doch nur das todte Stoffische, nicht das, dessen Träger es ist; nicht das geheimnißvolle

Spiel der bewegenden Kräfte; nicht die durch sie vom Lebens-chemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe; nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und Verzweigungen, und was sie bewegt, oder lähmt, zumal, als Organe der Innensinne des Seelischen.

---

72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander.

In der unterbrochenen Wechsel-Erregung zwischen, uns noch zu wenig bekannten, mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte, so wie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistes, bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. In unsrer Unwissenheit begegnen wir dem Uebel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. Wir versuchen den Strom des Lebens zu dämmen, und schwellen ihn oft nur an; oder drängen ihn, ohne unser Wissen, in andre Richtungen, vielleicht noch schlimmere, während die Quelle immerfort rinnt. Der schwierigste und wichtigste Theil der Heilkunde ist weder die Kenntniß aller Theile vom Geglieder des menschlichen Leibes und ihrer Verrichtungen und Beziehungen, noch die Lehre von Bedeutung der äußern Anzeichen vorhandener Krankheiten (Symptomatologie): sondern die Kenntniß von deren Verwandtschaften, gleichsam von der Geschlechtsfolge oder Genealogie der Krankheiten, wie durch das Leiden irgend eines innern Theils, in einem andern, und von diesem in einem dritten Theil des Organismus, der örtlich mit jenen nicht immer in Verband steht, gegensätzlich erregt wird, bis das zuletzt gewordene Leiden sich durch äußere Kennzeichen verkündet.

Daher sind alle bisherige Unternehmen, die Heilkunde nach Grundsätzen zu ordnen und zu betreiben, eitel geblieben, wie hoch

sie schon eine Zeit lang gepriesen werden mochten. Auch die Wissenschaften haben ihre Tage der Mode. In jedem solcher Grundsätze lag wohl eine einzelne Wahrheit, aber nicht das allgemeine Wahre. Wenn die Einen das einseitige Zuviel und Zuwenig, Ueberfülle oder Schwäche der Erregbarkeit und Erregtheit (Sthenie und Asthenie) für das hielten, was jedem Leben Verderben bringe, irrten sie nicht; wohl aber darin, daß sie das Besondre zum Allgemeingeltenden erhoben, und mit künstlichen Reizmitteln einwirkten, wo kein Zuviel und Zuwenig der Grund des Leidens war. Andre glaubten dem in seinem Wirken gestörten Leben am naturgemäßesten zu helfen, indem sie ein vorhandenes Uebel durch ein künstlich erregtes, gleichartig scheinendes, (homöopatisch) überzuleiten suchten. Sie irrten darin nicht, daß sie dem Naturgesetz des Ueberganges vom Gleichartigen zum Gleichartigen folgten; wohl aber darin, daß sie es in allen Fällen anwendbar wähnten, welche die äußerlich ähnlichen Erscheinungen darboten, ohne den entferntern Ursitz des Uebels, und die gleichartige Wirksamkeit der Gegenmittel zu kennen. Das Weiseste ihres Verfahrens aber blieb unstreitig, der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr, als der Kunst, zu vertraun, und die Thätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewährte Erregungsmittel zu unterstützen.

Die Störungen des Lebens in seinen Verrichtungen; die Beschränkungen und Lähmungen seiner Thätigkeit, durch Mangel, oder Uebermaß, oder Einseitigkeit der Einwirkungen von Stoffen und Bewegkräften der Außenwelt, hab' ich schon früher (52.), in leichten Zügen, angedeutet. Aber auch die seelischen Bewegungen, die Rückwirkungen der Gefühle, auf den Leibesbau, können für das Leben eine Quelle seiner Einheitsstörungen werden. Indessen rinnt diese Quelle sparsamer, als jene. Denn die verlangenden oder befriedigten Lebenstriebe, wenn sie sich in der

Seele, zu Empfindung, gegensätzlich werden, erzeugen dürfte immer nur einen ihnen entsprechenden Schmerz, oder eine Wollust, die durch Rückwirkung auf das Gegliederte selten oder nie für dieses nachtheilig werden kann. Ich spreche hier nur vom Seelischen, wie es sich, unverbunden mit geistischem Wesen, in der Thierwelt darstellt; nicht wie im Menschen.

Es läßt sich wohl nicht läugen, daß das Gefühl anhaltender, maßloser Angst und Furcht verderblich auch in das Thierleben eingreifen, allgemeine Abspannung und Entkräftung, und eben so, wie übergroßes Schrecken, selbst für den Nervenbau zerrüttend, dem Leben schaden könne. Eben so wissen wir, daß die Liebe mancher Thiere für ihre Jungen, nach deren Verlust, sie zu einem Grade von Traurigkeit treiben kann, der rückwirkend auf ihre Lebensthätigkeit, diese verzehrt, alle andern Triebe schwächt, selbst den zum Genuß der Nahrung. Doch, wie gesagt, gehören Lebens-Krankheitserscheinungen dieser Art zu den Seltenheiten.

---

73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens.

Zahlreicher hingegen sind die Seelenkrankheiten, welche aus den Mängeln des Lebens und seiner Haushaltung in den verschiednen Theilen seiner Gliederungen, und noch mehr aus der Stärke seiner nach Sättigung ringenden Triebe hervorgehen. Auch das Leben der Pflanze hat dieselben Triebe. Auch deren unvollkommne oder ganz versagte Befriedigung bringt Krankheit und selbst Tod. Aber im Thiere sind sie durch Empfindung geschärfter, und, durch gewaltsame Rückwirkung des Seelischen auf das Nervenleben, zerstörender. So erzeugt der Ungestüm des nichtgestillten Begattungstriebes in manchen Thieren zuletzt eine Art Wahnsinns, der sie allen ihren Gewohnheiten entrücken, ihre

Außensinne verblenden, und sogar den Selbsterhaltungstrieb des Lebens abstumpfen kann. Eben so ist unzweifelhaft die sogenannte tolle und stille Wuth der Hunde und Katzen, der Wölfe, Füchse u. s. w. gleichwie bei andern Thieren, Betäubung, Ohnmacht, Epilepsie u. s. w. nur Folge von vorangegangenen Gesetzesverletzungen des Lebens, und irres Treiben desselben in seinen Verrichtungen.

Im strengen Sinn genommen, ist das Wort Selenkrankheit eine unpassende, höchstens nur bildliche Bezeichnung für gewisse regelwidrige Erscheinungen von Begierden, Empfindungen und Gefühlen. Die Seele an sich selbst kann nicht erkranken, sondern nur das Leben, mit dem sie geeinet, dessen Hüterin und Dolmetscherin sie ist (56.). Abhängig von diesem, wird sie zum Widerschein seiner Zustände. Des Thieres Raserei, Liebeswuth und Wahnsinn ist, wie der Schmerz des Hungers, oder der Wunden, der im Seelischen gewordne Nothschrei beleidigter Lebenstriebe.

Es ist das geheimnißvolle Gebiet der Nerven der Punkt, wo Leben und Seele in ihrem engern Verkehr stehn, und sich wechselsweis zur Thätigkeit erregen. Hier wird die kleinste Sünde wider das Gesetzthum des belebenden Wesens, zum seelischen Leiden. Jede anhaltende Zerrüttung des zarten Gewebes, jeder Mangel, jedes Uebermaß ihrer Bethätigung, ihrer Bewegung, oder Ruhe, bringt endlich Erschöpfung, oder verwilderte Reizbarkeit derselben. Daher dann Schwächung der Außen- und Innensinne, Erstorbenheit oder Aufwallung des Gefühls. Wie kann die Seele sich anders äußern, als wie sie durch Einwirkung des Lebens erweckt ist? Oder in sich gegensätzlich zu dem werden, was nicht auf sie einwirkt?

14. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bisher gesagte.

Ebenso verhält die Seele sich zum Geiste. Nur gerufen von ihm, tritt sie ihm zu seinem Dienst entgegen. Er sowohl, wie anderseits das Leben, leitet ihre äußern Sinne zum Gewahren der Außenwelt, ihre Aufmerksamkeit, ihr Gewöhnen, ihren Nachahmungstrieb, und bereichert ihr überdem das Gedächtniß mit seinen Gedanken. Sie ist, zwischen ihm und dem Leib, die Vermittlerin; und, nur erst in ihrem Erregtsein, rückwirkend, und wiedererregend in beiden. Ihre Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle werden, im Bewußtsein des Geistes, Vorstellungen. Sie verkündet ihm die Triebe des Lebens und deren Forderungen; er hinwieder genehmigt, oder verwirft diese, seinem eignen Gesetzthum gemäß.

Der innige Verein von Geist und Seele, das sich unmittelbare Berühren und einander in Wechselerregung Durchdringen von beiden, ist, was wir im gemeinen Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüth bezeichnen. Wie im Nervischen sich Leben und Seele begegnen, gleichsam in einander fließen: so rinnen im Gemüth Seele und Geist zusammen. Darum verbinden wir auch mit Gemüthskrankheiten gewöhnlich einen andern Begriff, als mit bloßen Seelenkrankheiten.

Krankheiten des Lebens können allerdings, durch Vermittlung der Seele, in sogenannte Gemüths- und Geisteskrankheiten, in Schwermuth, Blödsinn, Verrücktheit u. s. w. übergehn. Hinwieder auch, durch seelische Vermittlung, können störende Einwirkungen des Geistes auf das Leben, dessen Geschäfte hemmen, dessen Werke verderben. Wiederum kann der Leib erkranken, während der Geist in vollkommner Gesundheit wirkt und weset Anderseits gibt es

Geistes- und Gemüthskranke, die leiblich wohlgedeihn und bei welchen alle Lebensverrichtungen ungehemmt von statten gehn.

Aber hier ist nicht die Stelle, wo ich (ohne vorher den Verkehr zwischen Geist und Seele unter einander näher angedeutet zu haben), über jene Zustände des Leidens beider, meine Ansichten mittheilen kann.

VI. Der Geist.

74. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts.

Es überrascht uns in der Geschichte der Natur, oder ihrer Wirksamkeitssphären, so weit uns der Gesichtskreis in denselben gestattet ist, die Wahrnehmung eines wunderbaren Gleichlaufes (Parallelismus) all' ihrer Thätigkeitsweisen; überall stufenweiser Entwickelungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommnern. Selbst die scheinbar todten Stoffgebilde waren vor unzähligen Jahrtausenden noch nicht was heut. Selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, war uranfänglich nicht in seiner gegenwärtigen Vollendung. Er schwamm gleichsam, als Embryo, im Schoos der Himmel, und zog aus dem Aether, wie ein Säugling, die nährenden Urstoffe des Aethers an sich, die sich zu Urfels verdichteten und gestalteten; dann zu Uebergangs-, zu ältern und jüngern Gebirgslagern schaalig übereinanderlegten und nach manchen vulkanischen Ausbrüchen, Landemporhebungen und verwüstenden Sündfluthen, die bis jetzt gebliebne Form gewannen (47.).

Doch wie lange Zeiten verflogen dem Erdball, bevor sich über seinen Gebirgs- und Land- und Meerbildungen, aus den vielartigen Gegensätzlichwerdungen der Materien und Bewegkräfte, ein zu Belebung veredelter Stoff schied! (44.) Auch er war anfänglich nicht, was er in der Folge der Jahrtausende geworden ist. Die tiefern Felsrinden des Erdkörpers zeigen uns nur noch seltne

Ueberbleibsel höchst einfacher Seethierchen; später nach und nach deren mehrere, mannigfaltigere und künstlicher gebaute; dann erschienen die Jahrhunderte der riesigen Kräuter und ungeheuern Thierwesen. Es waren die wilden Jünglingszeiten unsers Weltballs. Und lange nachher, nachdem sie vergangen waren, entfaltete sich das Urleben in jener Fülle, Verschiedenheit und Pracht, die wir schon seit sechs Jahrtausenden bewundern. Aber auch im Reich der Pflanzen und Thiere herrscht der nämliche Gleichlauf und Entwickelungsgang zwischen den Gattungen beider, von den grünen, fast gliederlosen Schleimmassen der Tremellen, und von den gallertartigen, Punkten ähnlichen, Monaden und Colpoden und andern beseelten Aufgußthierchen, bis empor zu den edeln Blüten und Fruchtbäumen und zum menschenartigen Troglodyten des innern Afrika's.

Der Mensch erschien zuletzt; — ein höheres Wesen. Sein Ich ist der gottdenkende Geist. Und diesen Geist umkleidete die Natur mit dem Köstlichsten aller ihrer Wirksamkeitssphären; mit einem Leibe, in welchem sie sich gleichsam zu seinem Werkzeuge, zu seiner Dienerin, ihn zu ihrem Gebieter, zu machen schien.

Aber auch der Menschengeist wieder erkennt, in seinem kurzen Dasein auf dem Erd-Stern, denselben Entwickelungsgang, welchen die Natur selbst hält. —

Das neugeborne Kind ist, seinem Leben und Seelischen nach, ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff von Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältniß aber, wie das junge Geschöpf, mit fremden Stoffen und Kräften, zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seelisches aus dem Reichthum der Natur einsaugt, löset sich allgemach jener Verband. Dann wird das wachsende Leben die erste Amme und Erzieherin der Seele; weckt dieselbe durch seine Triebe und Instinkte aus dem Schlummer; und diese,

erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes, und ihrer äußern Sinnwerkzeuge, eins ums andre mächtig; dann auch der innern, erst der Aufmerksamkeit, darauf des Gedächtnisses, der Gewohnheit und der Nachahmungslust. Zuletzt dämmert das Licht des Geistes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Thierheit hört auf, der Mensch beginnt mit den ersten Lauten der Wortsprache; mit dem ersten Bewußtwerden eigner Persönlichkeit; dem ersten Bewundern des Gefälligen; dem ersten Suchen nach dem Warum? und Wozu? dem ersten Gefühl des Unrechts und Rechts. Das Kind ist früher vernünftig, als verständig; sein Geistesgesetz früher, als die durch Erfahrung erst erworbne Klugheit im Urtheilen und Handeln. Der Erwachsene erblickt in den kindlichen Aeußerungen eine Naivetät; einen Ausdruck von Natürlichkeit, die er, als Widerspruch mit verkünstelter Ueblichkeit, belächeln kann und doch, als Vernunftgemäßes, ehren muß.

Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße; aber der Geist verharrt noch lange im Dienst der herrschenden Thiernatur. Leibesstärke, Muth und Schlauheit sind ihm bewundernswürdiger, als jedes andre Verdienst; Freiheit mehr, als Zwang seiner Lebensart. Er lernt nachahmend von Menschen und Thieren. In lebhafterer Anerkennung des Rechts und Unrechts verkündet sich die gesteigerte Macht des sinnlichen Gefühls.

Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichthum üppiger überströmt, und der Geist sich seines Innern und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird: dann erscheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren lassen, und selbstständig schalten will, und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verstand verliert sich noch im Labyrinth der Erscheinungen; verwechselt Wesen und Schein, sinnliche und sittliche Größe; haßt das Gemeine; lechzt nach Wundern;

zieht das Göttliche ins Irdische nieder, und verklärt Irdisches in Göttlichkeit. Der Jüngling, schwankend zwischen Sinnen- und Geisteslust, sieht die Welt nicht, wie sie ist, sondern vernunftgemäß sein soll; kennt keine Mittelstraße; wird Engel und Teufel; Tyrann und Sklav; erfindet was er nicht findet.

Wenn, nach diesen Gährungen, das leibliche Leben seinen Bau im Mannesalter befestigt hat, der Rausch stürmischer Gefühle verflogen ist; die Fantasie mit gesenktem Flügel neben der Leiche schöner Hoffnungen trauert, und schmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter Thorheiten und geheiligter Irrthümer warnt: dann wird Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, und das Ideale und Höhere in ihm beargwohnt er, als unsichere Träumerei. Er unterhandelt auf Bedingung hin mit beiden; will seinen Vortheil vom Irdischen und Ueberirdischen; will lieber klug sein, als wahr und offen; lieber das Nützliche, als das Edle. Lebensbequemlichkeit wird sein Lebensziel; er sich, in schlauer Selbstsucht, sein Gott. Zwar mahnt ihn das Gesetz der Heiligkeit an Höheres, als das Vergängliche. Doch der Verstand verwandelt auch dieses nur zu oft in unfruchtbare Schulbegriffe, oder in Schminke eigennütziger Begierden. — Spät gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Thierthum; das Gottesgesetz, die Vernunft, zum Sieg über die Macht des Irdischen; der Mensch zur Vollendung im Hochmenschlichen.

Die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Sterblichen ist die Entwickelungsgeschichte ganzer Nationen. Sie wohnen auf dem Erdball, wie Kind und Knabe, Jüngling und Mann, in sehr ungleichen Höhen der Ausbildung; langsam ihrem Ziel entgegenreifend.

Der Stand der Wildheit ist ihr Kindheitsalter. Der Wilde auf den untersten Stufen, wie er noch den reisenden Europäern in einzelnen umherziehenden Familien Neuhollands begegnet, ist

fast ganz thierisch, nur seelisch; noch wortarm in der Sprache; daher auch gedächtnißarm. Zwar denkt er, aber denkt meistens nur wortlos. Geschehenes ist leicht vergessen. Er weint einen Augenblick und lacht im nächsten mit unmäßiger Freude. Er belauscht aufmerksam das Treiben der Thiere und lernt von ihnen seine ersten Künste; zieht mit Weib und Kind durch die Einöden, wohin Nahrung und Sicherheit ihn locken; läßt seine Ungebundenheit ungern beschränken und will keine andere Herrschaft dulden, als die der Naturtriebe. Alles erscheint ihm noch, als Gemeingut. Erst Vermehrung der Volksmenge und Beschränkung des Raums, oder Furcht vor Nachbarhorden, zwingt zum festern Verband der Familien, zu gewissen Formen geselligen Vereins. Die Erfahrung der Alten lehrt und leitet im Frieden; Kühnheit und List des Stärksten befehligt im Kriege.

So tritt der Wilde auf die Stufe der Halbwilden, in das Alter der Knabenzeit. Immer noch am Leitband der Naturtriebe gegängelt, sind die Thiere der Wildniß seine Vorbilder. Er beschleicht den Feind, wie sie; er verstellt sich, wie sie. Seine Tänze, Spiele und Belustigungen sind den ihrigen nachgebildet; er schmückt sich selbst mit ihren Namen. Kriegerstolz, der jeden Schmerz verhöhnt, ist seine Mannesehre. Der Stärkere wird Herr des Schwächern, das Weib Knechtin des Gatten, der Besiegte Sklav des Siegers; ein Held oder ein Stammvater der Horde, ihr Häuptling; die Kriegergemeinde gesetzgebend für alle. — Unter mannigfachern Erfahrungen wird auch der Geist wacher. Das erstarkende Gedächtniß leitet den Halbwilden sicher durch die Urwälder: lehrt ihn Thaten der Väter den Enkeln in Sagen überliefern und mit Bildern des Sichtbaren das Unsichtbare nennen. Ein regewerdendes Gefühl des Schönen erfindet rohes Schmuckwerk des Weibes; die Tättowirung des Mannes, daß er schrecklicher scheine. — Der Halbwilde, der vor nichts zittert, erschrickt nur noch vor der All=

gewalt der Naturerscheinungen. Ihm zeigen sich hinter denselben übermächtige Wesen. Er buhlt mit Opfern um ihre Gunst. In seinem Gemüth erschließt sich der Keim der Religion. Es ist die Religion der Unmündigen; eine Schöpfung der Furcht. Sie schafft ihm Götter, ihm zum Ebenbilde: doch in riesiger Größe und Stärke.

Die Gesittungsstufe der Barbarei folgt allmälig den Tagen der Halbwildheit, wie das Jünglingsalter den Knabenjahren. Der Menschengeist dünkt sich den Spielen der Kindheit entwachsen und, im Stolz erworbener oder ererbter Kenntnisse, der Unmündigkeit entlassen. Die Ideen des Unendlichen, des Heiligen und Schönen leuchten schon in ihm auf. Er strebt Höherm nach; aber vermag es nur auf Fittigen der Einbildungskraft im Sturm der Gefühle. Er verschmäht das Gemeine; will das Wunderbare und Uebermenschliche in Allem, und gestaltet zuletzt doch nur das Ungeheure in die Welt des Sinnlichen hinaus. Maßlos überall, ist es der Barbar in Lust und Trauer; im Hassen und Lieben, in üppiger Pracht und schwärmerischer Entbehrung; in Lastern und Tugenden. Die rohen Helden der Vorzeit werden ihm zu Heroen; die Frommen und Weisen zu Heiligen und Halbgöttern. Im Kriege abenteuerlichen Wagstücken nachjagend, im Frieden müßig schwelgend, findet er überall nur Engel, oder Teufel. Knechtischer Anbeter der Geliebten, wird er in der Ehe ihr Tyrann. Es ist das Zeitalter wilder Wollust und erhabner Lebensverachtung; der Vergötterung und des Faustrechts; der Kunstblüte und Poesie, wie der Unmenschlichkeit; des selbstherrlichen Priesterthums und frommen Fanatismus; des Erbadels und der Leibeigenschaft. Der Fürst glänzt, als Erdengott, umflossen vom geheimen Zauber der Majestät; verkauft auf Sklavenmärkten besiegte Heere, und schleppt aus eroberten Staaten Völker gefangen ins Elend ferner Länder. Aber die Menschheit schmachtet unter lauten Verirrungen und selbst

geschaffnen Qualen nach Erlösung; und, mit gereifterer Einsicht, fängt sie an, dem, was ihr Verderben gebracht, besonnen auszuweichen.

Es beginnt das Zeitalter der Halbbarbarei oder Civilisation, das ist, eines gesetzlich geregelten, bürgerthümlichen Volks- und Staatslebens zum Sicherstand und Frieden Aller, wenn auch noch nicht nach Grundsätzen des ewigen Rechts, doch, mehr oder minder klug, nach Erfahrungssprüchen geordnet. Der Mensch ist nicht mehr Leibeigner und Angehöriger der Scholle (glebae adscriptus), aber doch des Staates, und wird mit dessen Landestheilen verkauft, vererbt und vertauscht. Das Faustrecht gilt nicht mehr; aber noch nicht das Völkerrecht. Die Freiheit wird schon splitterweise in Privilegien, Rechtsamen, Erbständen u. dgl. m. vertheilt. Lebensklugheit ist noch mehr, als Vernunft. Diese wird noch von der Kirche geächtet, und der Thron gebietet, was wahr sein soll, was nicht. Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Entdeckungen und Erfindungen sind im kühnen Aufschwung, aber im Dienste sinnlicher Genußsucht, des Goldes, des Ehrgeizes, der Herrschgier. Ueberall Nebenbuhlerei von Prachtstädten, Hochschulen, Handelsstraßen, Armeen, Flotten, Fabriken; aber überall die Mehrheit des Volks, zum Vortheil des Staates, oder der Bevorrechteten, umstrickt, beengt, ausgesogen. Die Tugend wird auf Lehrstühlen, Schaubühnen und Kanzeln gefeiert; aber in der Wirklichkeit, als schlaue Heuchelei, oder fromme Einfalt belächelt. Doch gefällt jedem ihre Maske mehr, als nackte Brutalität, und jeder hält mehr auf das Urtheil der Leute, denn auf den Schrei des Gewissens, weit mehr auf feine Sitte, als strenge Sittlichkeit. So ringt die Halbbarbarei, schwankend zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben, nach Selbstrettung, unablässig von der strafenden Geißel des Widernatürlichen geschlagen.

Aber Civilisation ist schon Uebergangsstufe zum Stand-

punkt des Hochmenschlichen. Diesen hat im heutigen Weltalter noch keine Nation eingenommen. Doch der einzelnen Sterblichen Viele, unter Barbaren und Civilisirten, haben ihn schon erreicht, Andre zur Nachfolge ermuthigend.

Das ist in flüchtiger Andeutung die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes auf Erden.

---

76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung.

Und wer ist er an und für sich selber, dieser Geist? — Die Frage beschäftigte schon die Weisen des hohen Alterthums, welche noch pflanzisches Leben und seelisches Empfinden, mit Geist, verwechselten, oder nicht unterscheiden mochten. Sie beschäftigte die Denker späterer Zeiten.

Ihrer Manche meinten, er sei nur eine edlere Blüte des schaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunstreichern Fügung und Gliederung des Leibes, seiner Gefäße und Nerven und einer feinern Materie, als der von Thieren und Pflanzen. Er sei, wie Alles in der Natur, außer der nichts sei, ihr Erzeugniß, wie jede andre ihrer Erscheinungen. Die Natur selbst schien solchen Denkern, vom Sinnentrug irregeführt, in sich bloß ein Materielles oder Stoffisches, nichts Andres, indem sie den Schein für das Wesende nahmen. Aber die Antwort blieben sie auf eine andre Frage schuldig: Wodurch ist die Materie, die an sich stille und todte, zugleich die Alles in wunderbaren Ordnungen Bewegende; der in sich einfache, ungegliederte Stoff zugleich Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntnissen? Wird er es Alles durch ein unergründliches Ungefähr? So ist die Natur selber ein unergründliches Ungefähr, und von ungefähr, weiser, als der ihre Weisheit anstaunende Menschengeist; so ist die Natur, oder das Ungefähr, Gott.

Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, ein Bewußtsein des sich selbst Unbewußten: so würde er, als Naturwerk, ein bloßes Sein haben, ohne selbstständige Wesenheit; so würde nicht er, sondern die Natur, Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem sein, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtsein und Wissen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissenloses Gewußtes, ein willenloses Wählen; ein endliches Unendliches.

Der Geist aber weiß sich, als selbstständig Wirkendes, Erscheinungen der Natur in sich bedingend; als ein Beharrliches im Wechsel seiner Gedanken, Entschlüsse und Wirkungen. Wäre sein Gedankengebiet ein Bewirktes der Natur selbst: so könnte darin nichts vorhanden sein, denn Abspiegelung ihres Selbstes und was sie darstellt. Aber der Geist erblickt, was sie nirgends sinnlich offenbart: ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres, als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllt bleibt in der Welt. Ist das Ahnen des Göttlichen im ganzen Geisterreiche ihr Ahnen, und das Sehnen desselben nach Gott ihr eignes Sehnen: so ahnt sie und sehnt sie sich nach einem Andern und Herrlichern, als sie selber ist, und doch wäre sie zugleich das Einzige und Alles, außer welchem nichts vorhanden sein könnte.

Aber ich breche ab. Es gränzt an Thorheit, dem zu widersprechen, was sich selbst widerspricht.

---

77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre.

„Wohl nicht das bloße vergängliche Erzeugniß und Erscheinen aus der Natur ist der menschliche Geist," — haben andre und

scharfsinnigere Denker gemeint: — „sondern er ist gleich ewig, wie sie ist; nicht ihre Wirkung, sondern ihre eigne Wesenheit. Sie in ihrer Urheit aber ist der Urgeist, welcher, in andern Sphären ihrer Wirksamkeit, gegensätzlich in einer langen, mannigfaltigen Reihe Geistes-Artungen, oder Einzelwesen, in sich auseinandertritt, und in allen diesen doch wieder sie selbst ist und wirkt. Denn sie bleibt das Bedingende im All; und die Dinge sind nur wandelbare Formen ihres Waltens und Wirkens; das Endliche in ihrer Unendlichkeit. Das Gesetzthum des Wahren und Heiligen ist auch ihr Gesetzthum und darum in allen Geistern bestehend. Die stoffischen Lebensgestalten der Menschen vergehn im Tode; nur die Seelen oder Geister sind das Unsterbliche, und gehn in andre Menschen- oder Thierhüllen über, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan, vollkommner oder unvollkommner geworden sind.“

Sieh da, die alte Lehre von der Seelenwanderung! — Wie kindlich auch diese Vorstellungsart von ewiger Wiederkehr der Seelen oder Geister in neue Körper sein möge, ist sie doch schon eine der Höhen, zu welcher sich einzelne Forscher des Alterthums erheben konnten; eine Höhe, welche selbst den Gipfel manches spätern Lehrgebäudes überragt, in welchem die Natur, als alleinige Gottheit thront, oder das mit der Materie spielende Ohngefähr. Das Alterthum kannte kein anderes Weltall, als nur welches der enge Horizont in sich begreift, den auf unserm Erdball das Auge überschaut. Ihm mußte allerdings der Geist das Letzte und Höchste im All des Vorhandnen sein. Wer jedoch wird heut, auf Stufen vollkommnerer Kenntniß und Erkenntniß, zu behaupten wagen, daß das unendliche Universum mit all seinen unzählbaren Weltkörper-Millionen, durch den Menschengeist abgeschlossen und beendet sei?

Schon die Idee der Seelenwanderungslehre von Lohn und Strafe nach dem Tode des Leibes, spricht Ahnung von einem weit andern Dasein aus, als dem Reiche der Natur; und deutet durch

den unabwehrbaren Gedanken von bleibender Persönlichkeit der geistigen Einzelwesen zu einem erhabnern Wissen, für welches die Natur und ihr Gesetz keine Erfahrung, keinen Fingerzeig gibt. Was wäre Vergeltung, wenn sich der Geist in einem spätern Leibe nicht mehr bewußt wäre, in einem frühern heilig oder sündig, oder überhaupt schon vorhanden gewesen zu sein?

---

38. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur.

Obgleich, in der unendlichen Wesenverkettung des göttlichen Alls, der menschliche Geist mit der Natur urverwandt, ihr Nächster, ist, weiß er sich doch urgewiß nicht eins und dasselbe mit ihr; weiß er sich gleichsam in sich abgeschlossen; Selbstschöpfer inmitten seiner Gedankenwelt; unabhängig sich angehörend. Mit erstem Anglimmen vom Licht seines Bewußtseins, wird ihm auch seine unveränderliche, bleibende Selbstheit, seine Persönlichkeit hell. Jeder Menschengeist erscheint sich, geschieden von Allem, wie ein Mittelpunkt alles Vorhandnen. Sein Ich weiß, daß es nach Jahren dasselbe geblieben ist; nicht vermehrt, nicht vermindert, wie sich Stoffe, Bewegkräfte, Leben und Seelisches häufen und mehren, oder schwächen und mindern lassen in ihrem Einzelganzen. Vergrößerung der Kenntnisse ist keine Vergrößerung des Geistes; denn er ist nicht selber das Vielerlei des von ihm Gekannten, sondern er ist das dieses Kennende.

Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine vergängliche Hülle, den Leib empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt, und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Thätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren, als ihr eignes Selbst. Und

wie Herrliches dies sein möge: er weiß von Wunderbarerm und Herrlicherm, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann.

In all ihren Wirksamkeitssphären tritt die Natur gegensätzlich, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Höhern zum Tiefern, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, von Pflanzen- und Thiergattungen auseinander. Nicht also ist's im Reich der Geister. Sie sind sich insgesammt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetzthum, einerlei Erscheinungsweise. Wir kennen auf Erden keine Verschiedenheit höherer und tieferer Geister, wenn auch große Verschiedenheit der Menschen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Allein diese Mannigfaltigkeit entspringt offenbar nicht aus der Ungleichheit der geistigen Wesen, sondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zu Theil gewordnen Werkzeuge, des Nervenbaus, der Sinnen-Organe, der vollständigern, oder unvollständigern Gliederung; entspringt aus der Ungleichheit der Schicksale, Geistesbethätigungen und Verhältnisse zur Welt. Wie mag der Geist des Blindgebornen, oder des Taubstummen, in seinem Erscheinen gleichstehn dem Geist des Vollsinnigen? Oder wer läugnet, daß Tausende von denen, welche unter wilden Barbaren, oder in den mittellosen Volksklassen unsrer civilisirten Länder, erfahrungsarm und roh dastehn, unter günstigern Umgebungen, bewundernswürdig geglänzt haben würden? Der Geist des Menschen, inmitten der Natur, wird durch sie nicht in seiner Wesenheit, sondern nur in der Erscheinungsweise derselben beschränkt.

Es ist nicht zu läugnen, der Geist weset in ihr, gleichwie sie hinwieder in ihm sein Gewußtes ist. Er wirkt auf sie ein; sie hinwieder auf ihn nach unabänderlichen Weisen. Ihr Gesetzthum ist in strenger Zusammenstimmung mit dem Gesetz seiner Erkenntniß, weil sie ihm ohne diese Uebereinstimmung unerkennbar

bleiben würde (27.). Die in ihr waltende Nothwendigkeit, ist das Gleichnothwendige seines Wissens von ihr. Aber dennoch weiß er sich auch in höhern Beziehungen, und unbeherrscht von ihrem Gesetz; weiß sich nicht nur in ihr und ihr nicht nur gegenüber, sondern über sie erhaben. Sogar seine Unruhe über das geheimnißvolle Verhältniß zu ihr; alle Zweifel des Verstandes über sie und sich, beurkunden wenigstens eine Möglichkeit von seinem Hingehören zu andern Reichen des göttlichen Alls. Die ersten Zweifel des Sterblichen über Wesen und Sein alles Vorhandenen sind auch die ersten Ahnungen der Hoheit dessen, was in ihm denkt und will; sind das erste Wahrnehmen seiner Wesens-Verschiedenheit von der Natur; und sind ein Erkennen, daß sie nicht seine Heimath, er nicht lediglich ihres Geschlechts sei; wohl ihr Verwandter, aber nicht ihr Kind; wohl ihr Einwohner, aber nicht Bürger ihres, sondern eines unendlich herrlichern Reichs. Er ehrt sie daher nicht, als das vollendete All des Vorhandnen, wie sich ihm dieses durch ihr Stoffisches, Bewegendes, Belebendes und Beseelendes offenbart. Denn er ist ein Wissen, nicht von ihr nur, sondern ein gleich nothwendiges, unabwehrbares, urgewisses (13.) Wissen, von einer erhabnern Wesenordnung, von einer unaussprechlichen, in deren Herrlichkeit sie selber verschwindet; von einer andern Gesetzgebung, als der ihrigen; von einem Gebote, welches für das bloße Vorhandensein in ihr, ohne alle Beziehung, ohne Deutung dastände.

---

39. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen.

Das Unendliche, Unbedingte ist, wenn ich so sagen dürfte, der geheimnißreiche Hintergrund seines Wissens und Wirkens, aus

welchem die allumfassenden Ur-Ideen des Wahren und Heiligen hervorsteigen, und diese, vermählt mit dem Seelisch-Anmuthigen im Gemüthe, zur Idee des Schönen werden (92.). Diese Ur-Ideen sind die eigenthümlichen Triebe des Geistes, sich äussernde Forderungen seines Wesens; sind die unvergänglichen Sonnen seiner eignen, innern Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen, oder Idealen, übergeht. Sie sind das höchste Gut des Geistes in all seinem Wissen und Wollen. — Das Wahre, durchleuchtet das Gebiet seiner sämmtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse; und welche derselben nicht die auf sie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, stößt er von sich aus, als Unwahres, Irrthum und Lüge. — Das Heilige ist des Geistes Licht, aus unerforschbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen, ihn emporziehend in eine Heimath übernatürlicher Wesenordnungen. — Das Schöne ist dem menschlichen Geist der Urquell seiner vollendeten Seligkeit im Irdischen; Verschmelzung vom Glanz der Natur mit der Uebernatur: des Irdischen und Göttlichen.

Aber umsonst suchen wir, und sehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem Beginn des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt der Schatz unsers Innern. — Wie könnten wir das Unendliche ins Endliche hinausgestalten? Da wird, wie ich früher sagte, das Heilige nur zur begränzten Tugend; das Allwahre zur einzelnen Wahrheit, und das Urschöne zur beschränkten Schönheit. Und zu ihnen gesellt sich, mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrthum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menschen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien seines Geistes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abscheu vor dem, was häßlich ist, und steht bewundernd still vor dem, was schön ist. Er fordert

Wahrheit. Wer ihn mit Lügen täuscht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in sein Thierthum verlorenste Sterbliche will wenigstens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend selber fehlt; verlangt wenigstens Gerechtigkeit Andrer für sich, selbst wenn er sich eigne Ungerechtigkeit gegen Andre verzeihen mag.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigstens des was Recht ist, eine Forderung aller Sterblichen an Alle, entspringt aus der Ueberzeugung gesammter Menschheit, daß nicht nur Jeder wisse, was Recht und Unrecht sei, sondern daß er auch ein Vermögen habe, frei sich für das eine, oder das andre, zu entscheiden. Der Mensch anerkennt nur im Menschen, in keiner Naturerscheinung, in keinem Thiere, das Bewußtsein vom Recht und Unrecht und damit zugleich das Dasein eines freien Wählens oder Willens an. — Sollte darin Täuschung walten? — Fürwahr dann würde das Wissen des Geistes von sich, Trug und Falschheit werden; dann Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnsinn, einerlei Werth haben; Lohn und Strafe, Ruhm und Schande, Sache zweckloser Thorheit bleiben.

Es weiß der Geist sich frei in der Welt, weil er darin sich wählend weiß. Er kann wählen, weil er, als menschlicher, ein doppeltes Gesetz in seinen Gliedern trägt: das Gesetz der Selbstheiligung, und das Gesetz der Naturtriebe und Begierden in seinem Leibe, der ihm mit allen Thieren gemein ist. Für Pflanzen und Thiere findet keine Wahl zwischen zweierlei Gesetzen statt. Sie haben nur ein einziges. Es ist das der Natur. Sie werden von deren Trieben getrieben.

In ihrer ehernen, ewigen Nothwendigkeit steht die Natur dem Geiste schroff gegenüber, auf ihn einwirkend in allen Sphären ihrer Wirksamkeit, die sich in seiner irdischen Umhüllung vereinen. Er aber steht ihr in Freiheit gegenüber; ausgestattet mit einem andern Gesetz, das sie nicht kennt; das er in ihr nirgends wahr-

nimmt; und ihm eine Weihe verleiht, die sie nicht hat. Urfrei zwischen zwei Reichen des wesenden Alls, kann er das Gesetz des einen, wie des andern, verwerfen, oder erfüllen. Meisternd begegnet er, wenn er will, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur; und zerbricht sogar, für das Heiligthum seines Urselbstes, die Gesetze der Natur, unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele. Der göttlichere Mensch kann freiwillig für das sterben, was herrlicher ist, denn Leben und Seligkeit hienieden; kann für Tugend und Wahrheit den Verkehr mit der Natur aufheben. Kein Thier vermag es, weil es in ihrem Gesetz gefesselt geht.

So erhebt sich der wesende Geist über die Schranken der Natur. Er, mit der Leuchte der Vernunft, durchforscht sie; aber, nicht ihrer selbst, sondern seiner höheren Ziele willen. Er strebt empor in seiner Freiheit, dem Heiligen und Göttlichen zu; nicht hinab zu ihr. Er steht über der Natur. Ihr Gebiet endet, wo die Nothwendigkeit. Er ist das Verbindungsglied zwischen ihr und einem erhabnern Wesenreiche. Sein Fuß taucht in ihre Tiefen; sein Haupt in den Glanz eines übernatürlichen Wesenreiches.

---

80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligsein.

In den unerlernten Aussprüchen des gesunden Verstandes aller Jahrtausende und Welttheile, verkündet sich das Bewußtsein der ganzen Menschheit von ihrer Willensfreiheit. Diese ist nicht bloß Gedanke einer Schule, einer Kirche, einer Synagoge, einer Moschee, oder Pagode. Sie ist ausgesprochen in den Sprachen

aller Weltalter; und wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menschen. Es kann darin kein entschiedner Irrthum walten. Selbst diejenigen Schulweisen, welche sie bezweifeln, oder läugnen mochten, geriethen mit sich selber in den lächerlichen Widerspruch, daß sie, was ihnen im Forschen und Grübeln, wie ein nicht Vorhandenes, verschwand, im täglichen Handeln und Wandeln nothwendig als Wirkliches (15.) anerkennen mußten.

Wäre der Geist sich nicht seines Wissens inmitten des Bewußtlosen, der Wahlfreiheit inmitten der Nothwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, wie hätt' er zum Vermuthen einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts, gelangen können, da ihm im Reiche der Natur-Erscheinungen nichts davon belehrend entgegentritt? Wäre er in all seinem Wirken einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterthan: so würde er eine sich bewußte Nothwendigkeit sein.

Er kennt allerdings eine Nothwendigkeit: es ist die unwandelbare der Naturgesetze, welche auf ihn, durch Leben und Seele, erregend einwirkt. Er kennt noch eine andere Nothwendigkeit: es ist die in den Formen seines Denkens vorhandne; die unabänderliche Art Vorstellungen, Begriffe, Urtheile zu bilden, wodurch eben Naturgemäßes, auch Vernunftmäßiges wird; es ist die Nothwendigkeit von der Vorhandenheit seines, im Wissen und Wollen wirkenden, Selbstes, mit dem Gesetz des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen ausgestattet.

Aber inmitten dieser innern und jener äußern Nothwendigkeit, und zwischen dem Gebot des Heiligungs- und des Naturgesetzes gestellt, weiß er sich, als ein Vermögen, und Können, diesem, oder jenem, ein Genüge zu thun; als ein sich selbst Bestimmendes zum Wirken. Im ganzen Umfang der Natur herrscht der Zwang des Müssens; im Umfang des geistigen Reichs, und in der darin

waltenden Uribre des Heiligen und Wahren, nur das Sollen. Dies Sollen ist kein unabwehrbarer Zwang. Verliert doch selbst das Naturgesetz seine Gewalt und sein Müssen für den Geist, und innerhalb seiner Sphäre. Er kann den Trieben und Begierden des Lebens und der Seele Schweigen gebieten und ginge damit das Leben selber zu Grunde. Er kann seine irdische Hülle von sich abstreifen und mit ihr die ganze Welt, die ihn aussen umgibt.

---

81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall.

Im gemeinen Sprachgebrauche unterscheidet man wohl Willkür von Freiheit, und Zufall von Nothwendigkeit; aber nur wegen damit verknüpfter Nebenbegriffe. Zufall, oder Ungefähr, bezeichnet bloß unsre Unkunde von Bedingungen, durch welche ein Ereigniß nothwendig ward; und Willkür bedeutet nur ein Wählen, ohne Beharrlichkeit; eine sittliche Schwäche des Geistes; ein Schwanken zwischen Thierthum und Menschenthum. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, und sich keinem fremden unterwerfen mag, nur der ist frei; nur der von sich, aber von keinem Andern abhängig. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, handelt vernunftgemäß; denn Vernunft ist sein Gesetz. Das Thier, wie auch der menschliche Leib, hat Begierden, weil sich unbewußte und wahllose Triebe; der Geist hat Willen, weil Wahl zwischen einem Doppelgesetz, dem der Natur und des Geistes (79).

Diejenigen, welche jemals an der Freiheit des menschlichen Willens gezweifelt haben, wurden hiezu wohl weniger dadurch bewogen, weil ihnen, im Innersten ihres Selbstes, das Bewußtsein freier Entschließungen fehlte, als vielmehr, weil sie sich nicht je-

derzeit der Beweggründe zu ihren Entschlüssen und Handlungen klar bewußt waren. Sie hielten deshalb jenes Bewußtsein für eine Selbsttäuschung des Verstandes. Oder sie nahmen die Willensfreiheit zwar, als unentbehrliche Voraussetzung, an, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafen, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen, verschwinden mußte; aber sie machten diese Voraussetzung höchstens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten Vernunftglaubens, weil sich die Wirklichkeit der Geisteswahlen nicht beweisen lasse.

Das, was in sich durchaus verhältnißlos vorhanden ist (13.), kann bloß gewiesen-gewußt, aber nicht bewiesen-erkannt werden. So weiß der menschliche Geist seine eigne Vorhandenheit einzig durch sein Sichwissen, ohne Möglichkeit eines andern Beweises. In seiner Unmittelbarkeit verhältnißlos; deshalb in sich unterscheidbar (dies erst in seinem Anderssein werdend), weiß er sich dennoch mit höherer Gewißheit, als alles Beweisbare; nämlich er weiß sich urgewiß vorhanden (6.). Dies urgewisse (in allen Geistern anwesende), Sichwissen, ist eben der Ur-Grund, auf dem alles Beweisbar-Gewußte erst gebaut werden kann. So ist das Selbstbewußtsein des Wählenkönnens höher stehend, als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meinen. Zwar die Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, Zwang und Wahl, sind an sich bloße Gedanklichkeiten; aber ihr unabwehrbares, allgemeines, wesenloses Sein deutet auf das Wesenhafte im Geiste zurück. Dies Urgewisse des Wählenkönnens steht über jedes andre Fürwahrhalten erhaben; weil ohnedem Alles ungewiß bleiben würde. Zum Beweisbaren kann sich der Irrthum schleichen; zum Ungewissen nie, oder das ganze Weltall wäre ein Irres, Wahnsinniges, Zerrissenes in unsern Vorstellungen.

Der Zweifler mag fragen: „Wenn einerseits die Natur, in der unabänderlichen Nothwendigkeit ihres Wesens, wirksam sein

muß, anderseits auch der menschliche Geist nicht anders, als in der Nothwendigkeit seines Gesetzthums wirken kann; wenn jene in ihrer Wesensnothwendigkeit auf diesen einwirkt, und dieser nur nach der Nothwendigkeit seines Gesetzthums Erregungen empfängt: wie kann da Willensfreiheit, oder Wahl der Entschlüsse, statt finden?“

Allerdings ist die innere Wesensnothwendigkeit der Natur, wie des Geistes, das unänderbare Fürsichbestehn beider in eigenthümlicher Beschaffenheit und Wirkensweise, das Ursachliche zu dem in ihnen Verursachten; das Bedingende des von ihnen in der Erscheinung beider Bedingten. Allerdings ist die Selbstständigkeit des Geistes eben die Nothwendigkeit seiner so und nicht anders beschaffenen Vorhandenheit, daß er sein Gesetzthum unmöglich umstürzen, das heißt, sich nicht selber entwesen kann. Aber diese Nothwendigkeit hebt das Vermögen seines Sichselbstbestimmens zum Wollen nicht auf, sondern ist es eben, was das Vermögen begründet. Er ist nur dadurch nothwendig ein freiwesendes, nothwendig ein wollendes Wissen, und ein wissendes Wollen. Er ist in seinem Wirken nur, durch sich selbst, bedingt; nur abhängig von seinem eignen Wesenthum, wenn er wählend wirkt.

Indem Natur und Geist, als im Wesenreiche Verwandtes, sich gegenseitig erregen, stehn sie freilich in einer Verbindung, oder, wenn man will, in einer Art gegenseitiger Abhängigkeit. Damit aber wird weder die Selbstständigkeit der Natur, noch des Geistes, d. i. beider Gesetzthum, aufgehoben, mithin auch nicht das Willensvermögen des Geistes. Sie werden damit nicht zu Wirkungen von einander, sondern in den wechselseitigen Erregungen, wird das Erregte nach dem Gesetzthum des Bethätigten, in seinem eignen Wesen, gestaltet (20.). Darum sind die Einwirkungen der Natur auf unsern Geist nicht ihrem Gesetz unterworfen; sondern,

in Vorstellungen verwandelt, seinem Gesetz des Denkens und sittlichen Sollens unterthan (26.). Hinwieder besteht das freie Wählen auch nur in der Innenwelt des Geistes. Sobald er, nach gefaßter Entscheidung, erregend in die Sphäre der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte, oder das Entgegenäußern der Natur, nach ihrem Gesetz. Daher ist nur der Wille, nicht dessen Erfolg, dem Geiste angehörig. Sein Einwirken auf die Natur wird, in der Außenwelt, unabhängig von seinem Willen; wird eine Verkettung unter einander gegensätzlich werdender Naturkräfte, deren Ende er nicht berechnen kann: auch beim ungemessensten Reichthum von Erfahrungen nicht.

---

89. Bezweiflung der Freiheit des Willens.

Es ist wohl noch keinem, des gesunden Verstandes mächtigen, Menschen beigefallen, das Dasein von Gelüsten, Trieben, Aufwallungen, Begierden, Empfindungen und Gefühlen aller Art, diesen Forderungen seiner thierischen (Leibes- und Lebens-) Natur, zu bezweifeln; oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtsein des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, zu behaupten. — Wohl aber wurden, wie gesagt, die Selbstdenker an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre; besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibt, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unsern Handlungen vorwalteten, ob heilige, oder unheilige? Ob uns nicht oft, selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täuscht, und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens, ausgibt, während dabei verborgne Eitelkeit, oder Furcht, oder Trotz, oder irgend eine vorübergehende Laune, ihr Spiel trieb?

Diese Ungewißheit über Reinheit der Gründe, durch welche

wir uns zu Entschließungen bestimmen, kann nicht geläugnet werden. Niemand ist im Stande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Darf dies aber, was auch Folge augenblicklicher Unachtsamkeit auf sich selbst, oder einer Vergeßlichkeit des Gedächtnisses, oder einer geänderten Gemüthsstimmung sein kann, als Beweis gegen schlechthinigen Mangel der Willensfreiheit gelten? — Ja, der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemüthsarten auf den Geist, ist thatsächlich vorhanden; aber dadurch wird nicht die Vorhandenheit der Wahlfreiheit des Geistes vernichtet.

Es gibt Personen, deren Geist durchaus unfähig ist, sich in seiner Kraft zu äußern; nicht etwa weil ihm diese, sondern weil ihm das geeignete Werkzeug und Mittel fehlt, durch welches er sie äußern kann: nämlich ein Leib mit vollkommenem, gesundem, äußerm und innerm Geglieder. Somit fehlt auch die Möglichkeit zur Kundgebung eines geistigen Wollens, und nur die irren thierischen Begierden walten. So im Kretin, wegen gebrechenvoller Ausgestaltung seiner Lebenshülle; im Wahnsinnigen, im Fiebernden, im Berauschten, wegen zerrütteter, zerstörter, überreizter Nerventhätigkeit; im Säugling, wegen unvollendeter Bildung des zarten Körpers.

Wir nennen Kinder, wegen Erfahrungsarmuth, und daher beschränkter Urtheilsfähigkeit, unschuldig. Nur thierisches Fordern ihres Lebens an die Außendinge lenkt sie, doch ganz naturgemäß. Aber, mit dem ersten E r k e n n e n des Rechts und Unrechts, äußern sich in ihnen auch schon die Spuren eines heiligen V e r l a n g e n s nach dem, was wahr und recht ist. Sie fordern Gerechtigkeit Andrer gegen sich, wenn schon ihre thierartige Selbstsucht sie Andern noch verweigert. Indem im Jünglingsalter Gefühle und Einbildungskraft überlaut werden für das, was die Sinne schmeichelt: werden es auch Gefühl und Phantasie zugleich für die Ideale

von Heiligkeit, Freiheit und Wahrheit. Und voll begeisternden Entzückens werden, diesen Geistesgütern, jene Freuden geopfert. Das Jünglingsalter ist sich des Wollens vom Edeln, und der Kraft zur Selbstüberwindung für dasselbe bewußt.

Erziehung, Himmelsstrich, Beschäftigungsweise und Schicksale der Völker haben, auf deren geistige Freiheit und sittliche Heiligung, großen, auch mehr oder weniger beschränkenden Einfluß. Aber dieser ist nur beschränkend, nicht tödtend, für das Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem. Je weniger Bedürfnisse ein Volk, bei einfacher Lebensart, hat; oder je weniger Mühe ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse verursacht: um so leichter wendet sich sein Geist der Liebe des Himmlischen zu. Wie viel Sitteneinfalt und Rechtlichkeitssinn, verbunden mit Besiegung der zuwider strebenden thierischen Reizungen, erblicken wir sogar in den patriarchalischen Zeitaltern der erfahrungsarmen Völker!

Je mehr Anstrengung es aber den Menschen kostet, zur Erhaltung des Lebens und Wohlseins, das Nöthige zu erschwingen (sei es wegen Unwirthlichkeit des Bodens, wegen allzugedrängter Volksmenge, Gewöhnung zu erkünstelten Lebensbequemlichkeiten), um so ausschließlicher wendet der Geist seine Thätigkeit der Auffindung von Mitteln zu, das Leben zu fristen, oder sinnlich zu veranmuthigen. Der Verstand des Volks wird dann vorzüglich nur für irdisches Behagen in Anspruch genommen. Ihm lassen Arbeit und Sorge kaum Zeit zur Beschäftigung mit göttlichen Dingen und zum eignen Denken. Es nimmt dann, ohne Prüfung, und auf Treu und Glauben, von Priestern, Schullehrern oder bürgerlichen Obrigkeiten an, was sie als Wahrheit ausgeben; und Gewohnheit macht den Vorrath von falschen Begriffen und Ansichten, von abergläubigen Meinungen und Vorurtheilen, zum Heiligthum der Menge, zur Weisheit des Pöbels. — Die „materiellen Interessen" werden und bleiben dann höchste Ange-

legenheit; die geistigern Interessen Nebensache. Für jene nur werden Leibes- und Geisteskräfte vorzugsweise bewegt. Ein Bedürfniß weckt ein andres. Eine Begierde mit der andern. Erfindungen und Anstalten mehren sich. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden verwickelter. Die Civilisation (75.) macht riesige Fortschritte; und in gleichem Maße Unnatürlichkeit der menschlichen Zustände. Der einfache Nahrungstrieb wird zur Gaumseligkeit, der Geschlechtstrieb zur Wollust entstellt; durch Sättigung und Uebersättigung der Lüste, Begierdenrausch und Lebensekel erkünstelt. — Wer unbefangen, mit reinem Jesussinn, die von Natur und Vernunft abgewichenen Lebensarten, verschobenen Lebenszwecke, Verbrechen schaffenden Gesetzgebungen, Unmenschlichkeit ausbrütenden Kirchenlehren, Zwietracht gebärenden bürgerlichen Ordnungen der halbbarbarischen Nationen sieht, dem muß dann Alles nothwendig, als ein grauenhaftes Irrsal, als ein monströses Schöpfungswerk allgemeinen Wahnsinns erscheinen.

Der Zweifler fragt: „Wie kann aber Willensfreiheit bestehn bei der durch Civilisation zum Ungeheuer aufgeschwellten Selbstsucht der Menschen; bei der Uebermacht, die dem sinnlichen Bedürfniß und der Begier nach Lebensbequemlichkeiten, gegeben ist, ja, bei Verwirrung und Umkehrung der Begriffe vom Wahren und Guten?“

---

83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen.

Und dennoch, auch in diesem, „Wahnsinn der Völker“, offenbart sich der Geist in angestammter Würde. Mit falschen Vorstellungen ausgerüstet, wird er freilich falsch und verkehrt auf die Außenwelt einwirken. Und doch, obgleich er, durch Herkommen, Beispiel, Erziehung und Glauben geblendet, den Schein für Wesen,

den Irrthum für Wahrheit, die Verzerrung göttlicher und menschlicher Verhältnisse für Weltordnung hält, äußert er, inmitten irren Wissens, das freie Wählen zwischen Recht und Unrecht. Wenn Tausende hier, im frommen Sinn für ihrer Kirche Lehre, die sie kaum verstehn, Haus, Hof und Vaterland verlassen, und weinend hinaus ins Elend ziehn; wenn Tausende dort, zur Verherrlichung ihres Gottes, die Andersgläubigen zum Kerker und zum Blutgerüste schleppen; wenn Andre, getäuscht von einem schönen Wahn, für Recht und Vaterland, in der That aber nur für eines Fürsten Stolz und Ländergier, ins Schlachtfeld fliegen, um zu morden und sich morden zu lassen; oder wenn Andre hinwieder, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz, als sei es Gottes Stiftung, sich und ihr Menschenrecht vom Uebermuth erblicher Kasten mit Füßen treten lassen: — was ist es anders, als Erscheinung edeln Pflichtgefühls? Es waltet da, bei aller Verkehrtheit der Begriffe und Ansichten, ein geistiges Wollen zur Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, siegreich gegen die Lockungen sinnlichen Wohlseins. Auch im blutdürstigen Fanatismus kann, wie im Enthusiasmus des Weisesten, Tugend zum Handeln, oder Dulden rufen. Eins, wie das Andre, ist Begeisterung für das, was dem Einen oder dem Andern, als Wahrstes und Heiligstes gilt, und mehr gilt, denn alles Erdenglück. Das Wissen des Geistes kann im Labyrinth der Außendinge irre gehn; nicht im Bewußtsein des Göttlichen in ihm. Das Auge des menschlichen Richters kann eine That, als Verbrechen, strafen, die, ihm unwissend, die reinste Frucht der Tugend ist.

Daß der Sterbliche aber auch gegen das Wissen des Bessern, gegen die in ihm geworden, unmittelbare Offenbarung des Göttlichen handeln könne, ist eben, wie gesagt, das Zeugniß seiner Willensfreiheit; denn ohne dieses Können, wäre er ohne Wahl, weil nur von einem einzigen Gesetz geleitet. Doch niemand

will die Sünde, weil sie Sünde ist; niemand das Böse, wegen der Vernunftwidrigkeit desselben; niemand das Unvernünftige, der Vernunft willen. Alle Sünde ist freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen thierischen Trieb zu sättigen; ist freiwilliger Hochverrath des Geistes gegen seine Selbstheit; ist Auslieferung seines über die Natur erhöhten Wesens in die Knechtschaft der Natur; Sichselbstentwürdigung zum Werkzeug der thierischen Hülle, die sein Werkzeug sein sollte. Aber das Furchtbarste und Ekelhafteste unter allen Thieren ist das Thier mit Menschenwitz.

Lebenstriebe und seelische Gefühle stehn im Allgemeinen, und ursprünglich, mit den Vernunftgesetzen nicht immer im Widerspruch. Sie werden erst widersprecherisch durch ihre Verwilderung unter Ueberreiz und Uebersättigung. Ihre Fülle und Stärke schwillt durch Gewohnheit des Befriedigtwerdens. Die Sünde kam in die Welt, als der Mensch, die Einfalt der eignen Natur durch seinen Verstand verkünsteln lernte und diesen zum Fürsprecher des Zerrbildes machen. Die Unschuld ging verloren mit der Erkenntniß des Widerspruchs zwischen dem heiligen Sollen und der widersetzlichen Sinnlichkeit. Da ward das Bewußtsein lässiger oder feiger Dienstbarkeit, unter der Gebieterschaft thierischer Begierden und Neigungen, zur heimlichen Selbstverachtung des Geistes; das Wissen von seiner eignen Entweihung und Entzweiung, zum quälenden Gewissen; und das Heimweh des Abgefallenen nach der angestammten Würde und Selbstheit, zur Reue (oder Sinnesbesserung). — Nur vernunftlose Geschöpfe sind ohne Gewissen und kennen die Reue nicht. Eben so kann es der Mensch sein mit gestörter, ohnmächtiger Vernunft. Und diese kann allerdings gestört und ohnmächtig werden, sei es durch leibliche und seelische Erkrankungen, oder durch Gottlosigkeiten der Religion. Man zürne doch

diesem herben Ausdruck nicht! Denn es ist nur ein allzu wahres Wort: daß, mit unglaublicher Frömmigkeit, dennoch unglaubliche Ruchlosigkeit vereint sein kann. Gleichwie der Araber, in Afrika's Wüsten, die göttliche Barmherzigkeit für unendlich größer hält, als die schrecklichste Missethat des Menschen, und sich darauf hin Alles erlaubt: so wähnt manch roher Europäer durch Beichte, Ablaß und Opfer, oder durch die Genugthuung, welche Christus am Kreuze geleistet habe, seine Sündenrechnung mit Gott abgethan; sündiget weiter, und wüthet und mordet sogar aus Liebe zu Gott.

Wer in schlichter Einfalt, gleich dem unverdorbnen Kinde, den einfachen Trieben des Lebens, und eben so, wie instinktmäßig, dem innern Ruf des Wahren und Gerechten, genügt, ist der unverfälschte Naturmensch. Wer mit selbstischer Begier, im wandelbaren Spiel der Umstände, und gewandt sich in sie fügend und schmiegend, das Nützliche im Leben zum Lebensziel macht; Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht, dafür, als Mittel, verwendet, der ist und hat in sich selbst nichts; spiegelt nur die Umgebung zurück; ist todt für das Lebendige, nur lebendig für das Todte: er ist der Weltmensch. Wer, mit richtiger Würdigung der um ihn her bestehenden Verhältnisse, ihnen das Gepräge des Heiligen, Wahren und Schönen aufdrückt, er ist der Weise. Wer aber für der Menschheit schönste Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit, freudig die Dornenkrone des Lebens trägt, die ihm Haß und Hohn der Zeitgenossen bringt, der gleicht im Irdischen schon Ueberirdischem; er ist ein Mensch Gottes; er ist ein Christ, welcher der Religionen er angehöre.

---

84. Gerechtigkeit, Sündenlosigkeit, Heiligkeit, Tugend.

Denn er weiß sich „göttlichen Geschlechts“ und anerkennt keine andre Pflicht, als die der Bewahrung und Genugthuung des Gottesgebotes im eignen Geiste. Pflicht (oder Pflege und Bedienung des Geistes, durch Seel' und Leib) ist aber nichts anders, als Einssein unsers äußern Wirkens, durch Wort und That, mit dem innern Wirken durch Denken und Wollen, nach dem Heiligkeitsgesetz. Pflichtentweihung ist Geistesentweihung. „Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ lehrte Jesus Christus, der den umfassendsten Grundsatz (Moralprinzip) aller Pflichten, in den einfachen Worten, gab: „Liebet Gott über Alles und Euern Nächsten wie Euch selbst!“ Ich nenne diesen Grundsatz darum den umfassendsten, wie ihn kein Andrer der Weisen in seiner Schule je aufgestellt hat, weil in ihm, neben dem Gegenstande unsrer Verpflichtungen auch, menschlicher Weise, die reinste Quelle angedeutet ist, aus welcher sie rinnen sollen: die Liebe. In den Pflichten der Liebe, oder Güte, sind die Pflichten der Gerechtigkeit gegen sich und Andre von selbst eingeschlossen.

Gerechtigkeit ist an und für sich keine Tugend. Denn wer nur gerecht gegen sich und Andre handelt, d. i. ihnen nicht schadet, worin bestände sein Verdienst? Sündenlosigkeit an sich ist keine Tugend; sonst wären auch Pflanzen, Steine und Thiere tugendhaft. Sündenlosigkeit ist noch weniger schon Heiligkeit; denn in dieser waltet die unendliche Liebe; in jener aber nur Gerechtigkeit, oder Nichtverletzung des Gesetzes. — Tugend aber ist die Mannhaftigkeit und Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle, siegreichen Widerstand leistet. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend. So ist die

unfreie Natur sündenlos; Gott allein heilig; der Mensch im Kampfe mit der Sinnlichkeit, kann aber nur tugendhaft sein. Und wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder.

Ist die Natur sündenlos, weil ohne Freiheit: wie dürfen wir unsern Leib einen sündigen Leib heißen, er, der doch nichts anders, als die menschgewordne Natur, ist? Vergebens wirft der Sterbliche seine Schuld auf das ihm zu Theil gewordne Werkzeug; nein, er ist es, der allein dasselbe sündlich macht. Auch klagt das Gewissen, im Schmerz über verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andre Frevel, nie den Leib an; sondern es richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordnen Geist.

---

85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste. Religion.

Es herrscht vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein gewisses sittlich-heiliges Verhältniß zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unsrer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist: sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge welcher, sich bewußt oder unbewußt, Eins in Alles, Alles in Eins veredelnd einwirkt.

Freilich ziehn die sinnlichen Neigungen auch oft in andrer Richtung, als das Gesetz der Heiligung in uns fordert. Aber dieses allein soll, im Gebiet des Geistes, Macht üben; nicht die Macht jener in ihm walten. Ueberlegene Gewalt des Thierischen in uns, ist nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die

des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Uebermaß der Bethätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit; die Natur aber straft ihn. Verzärtelt und verwöhnt er Leib und Seele zu ausschweifenden Begierden: die Natur ist's, die ihn, vermöge ihrer Gesetze, wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt. Krankheit, Elend und inneres Zerwürfniß verfolgen den, der wider sie sündigte. Das Kind lernt früh, wie jede Rose ihre Dornen trägt; und Nationen werden von ihren naturwidrigen Ordnungen und Verirrungen, durch die eiserne Zuchtruthe der Noth zurückgejagt. Das Thier lebt naturgerecht; die Richtigkeit und Schärfe des Instinkts ersetzt ihm für seinen Stand den Mangel der Vernunft. Der Mensch aber erwirbt, unter Wunden und Thränen, den Schatz heilsamer Erfahrungen; Wunden und Thränen regen ihn zu höherer Selbstthätigkeit und zum Rechtthun an.

So drängt die Natur selbst den irren Geist der Sterblichen, erweckend, warnend, strafend, lohnend, zu seiner Veredlung; drängt ihn von ihr selbst zurück, daß er sie und sich heller erkenne. In dieser ihr unbewußten, heiligkeitsgemäßen Einrichtung, ist „Gottes Finger!" Die Naturstrafen rufen überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns, oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte menschlicher Begierden- und Urtheilsverwilderung. So lernt der Sterbliche von der sich unbewußten Natur, was Strafe sei und deren heiliger Zweck? Ein dem Andern zugefügter Schmerz, der nicht Besserung bezielt, ist sinnlose Grausamkeit; und der Tod, welchen die Blutrache menschlicher Strafgesetze gegen Fehlende ausspricht, ist kein Bessern derselben, sondern Unmöglichmachung des Besserwerdens; ist kein Leiden, sondern Ende alles Leidens; ist aller Sterblichen Loos.

Aber noch heller erscheint uns das sittliche Verhältniß der Natur zu unserm Geist darin, daß sie ihn, durch Be-

wunderung und Furcht ihrer Majestät und ihrer Schrecken, zu Ahnung eines überirdischen Heiligthums leitet, das höher steht, als sie und er selber. Das Vollkommenste der Thiere gewahrt ebenfalls, wie der Mensch, die Pracht des Weltbau's; sieht, wie er, den Strahlstrom der Sonne; die Glut der Sterne; hört, wie er, die Stimme des Sturms; den Ruf der Donnerwolke. Aber ohne Vorstellung von Wirkung und Ursache, ohne die ewigen Leuchten des Heiligen, des Wahren und Schönen, irrt das vernunftlose Geschöpf durchs Dasein, gleichgültig gegen den Zauber der Erscheinungen, von denen es umringt ist. Der Menschengeist aber, Alles in ursachlicher Verknüpfung denkend, steht betroffen still und staunt Wirkungen an, deren Ursache sich geheimnißvoll verbirgt. Was er nicht mit den Sinnen gewahren kann, ersinnt er; was sein leibliches Auge nicht erblickt, schaut das Auge seines Geistes. So erhebt er sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; vom Irdischen zum Ueberirdischen. Seine Verwunderung verwandelt das Unerklärliche in Wunder; seine Furcht vor dunkeln, unbezwingbaren Gewalten wird die Mutter seiner Religion.

Der erste Schritt jedes Volkes, wie jedes Kindes, aus der anfänglichen Gedankenlosigkeit des Thierthums hervor, ist der erste Schritt zum Glauben an eine höhere Macht. Möge der Mensch sich anbetend vor Gestirnen, oder Wetterwolken, vor rohgeschnitzten Fetischen, oder dem „großen Geist“ in Amerika's Urwäldern, beugen; er beugt sich schon vor Göttlichem. Mit Wahrnehmung neuer Wunder mehren sich die Altäre seiner Gottheiten; mit den Opfern aber auch die Priester. Die Erde hat noch nie einen Gottesläugner getragen, der es mit Ueberzeugung war. Wer von sich sagte: er sei es, der verstand die Andern nicht, oder ward von ihnen nicht verstanden. Die anfängliche Vielgötterei des unmündigen Menschengeschlechts, oder aber die Erhöhung der sich unbewußten Natur auf den Gottesthron, durch irren Griff

einer sich selbst verblendenden Weltweisheit, sind Anfang und Ende, Keim und Gipfel des **Heidenthums**.

Das Heidenthum beherrscht noch heutiges Tages den großen Mehrtheil der Erdbewohner, wenn es auch nicht mehr unter seinem alten Namen herrscht. Es ist die Religion der Unwissenheit und Kindheit des menschlichen Geistes, welche, bei allen Völkern, die Erde mit Wundern, den Himmel mit Göttern und Heiligen bevölkert; oder auch das höchste Wesen sogar mit Schwächen und Leidenschaften bekleidet, deren sich selbst der bessere Mensch schämt. Dies Heidenthum ist die geheime innere Religion selbst zahlloser Verstandesgebildeten, welche, obwohl reich an Wissenschaft und Kunst, zum Behuf ihrer Erwerbs- und Genußsucht, doch über das Wissenswürdigste unwissend bleiben. In ihrem unabwehrbaren Bedürfniß religiösen Glaubens, können sie sich nicht heimlicher, abergläubiger Träumereien erwehren.

Doch **Glaube**, oder **Aberglaube**, immer ist jede im Gemüth hervorgegangne Ansicht von übersinnlichen Verhältnissen und göttlichen Dingen, die **wirkliche Religion** ihres Besitzers. Das **erlernte** Glaubensbekenntniß, die Kirche, die Pagode, die Moschee, der Opferaltar, sind nur **äußere** Schaale, nur **Vorhang** ihres verborgnen Allerheiligsten. Darum sind der Religionen so viele, als Menschen. Keiner hat die gleiche gemein mit allen Genossen seines öffentlichen erlernten Glaubens; Keiner sogar hat in jedem Alter des eignen Lebens die gleiche Religion. Er ändert sie bei jedem Fortschritt seiner Erkenntnisse und Weltansichten. Anders ist die innere Religion des Kindes; anders die des Jünglings; anders die des Mannes.

Je mehr die Unwissenheit aus den Tiefen der Völker verschwindet, je mehr nehmen bei denselben die **Wunder** ab. Aber das Urbedürfniß des menschlichen Geistes, **Religion**, verharrt. Die kindische, bange **Verwunderung** vor räthselhaften Erschei-

nungen der Natur, geht dann in Bewunderung derselben über. Aus der Bewunderung quillt aber nicht mehr Furcht, sondern Liebe einer unsichtbar waltenden Allweisheit und allmächtigen Güte; und aus dieser Liebe allein endlich quillt das Jesuswort, und der Johannesseufzer!

Fast alle heutigen Nationen auf dem Erdball rühmen sich einer, durch Himmelsboten, Propheten und gottbegeisterte Seher gegebnen (positiven) oder offenbarten Religion. Die Bekenner fast jeder solchen Offenbarung verfolgen, verdammen, oder bemitleiden die der andern; so thun Christen, wie Hindu's, Griechen, wie Katholiken, Protestanten, wie Mohamedaner, Juden u. s. w. Alle blicken, im Stolz ihres erlernten Glaubens, mit Verachtung auf jenen mit dem Geist selbst gewordnen Glauben, welcher ihnen einem blinden Heidenthum gleich gilt. Und doch, was waren die Stimmen aller ihrer Religionsverkünder anders, als nur Wiederhalle der Gottesstimme, oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menschlichen Geistern im Innern ihres Wesens zu Theil geworden ist? Wiederhall, inmitten irdischer Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer, je nach den Bildungsstufen der Völker und Zeiten? Selbst das reinste Gotteslicht, aus Jesu Christo hervorgestrahlt, ward in den Nebeln der Zeitalter wieder gebrochen und in mancherlei Farbenschimmer von Kirchen zerstreut!

---

86. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste.

Was ich ein „sittliches Verhältniß zwischen Natur und Menschengeist" nannte, wird noch bedeutsamer durch den Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste (79.). Der Geist hat diese letztern nicht von den Außen-

dingen empfangen und erfahren, und sucht sie noch in der Wirklichkeit, und findet sie nicht im Gebiet des Irdischen. Er sucht das Ewige, das Unendliche, und begegnet überall dem Vergänglichen und Hinfälligen. Er sucht das Wahre, und sieht sich von Irrthümern, Zweifeln und Täuschungen umgart. Er sucht das Heilige, und erblickt Verbrechen und Sünde. Er sucht Vergeltung und Gerechtigkeit, Harmonie von Tugend und Seligkeit, und sieht die Triumphe des Lasters neben dem Dornenkranze eines Welterlösers.

Dieser Widerspruch der Welt mit dem, was sein soll, und wonach unser Innerstes vergebens ruft, erfüllt das Gemüth mit „göttlicher Traurigkeit". Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnsucht nach der wahren Geisterheimath, nach einem höhern Sein. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen. — Das himmlische Eden, Mahomeds Paradiese, die Walhalla des Nordens, das Elysium des Südens, empfingen aus jener Sehnsucht ihr Dasein. — Und aus dem Gegensatz der Mängel und Trübsale in dieser Welt, mit der Idee des vollkommensten Wesens, ihres Schöpfers, oder aus dem scheinbaren Widerspruch des Heiligkeits- und Naturgesetzes, entspannen sich jene mannigfaltigen Räthsellösungen des Alterthums, wie z. B. die Hieroglyphen vom Sündenfall Adams; Persiens Ormuzd und Ahriman; Chaldäa's und Judäa's Teufel; wie Plato's ahnungsvolle Mythen; Leibnitzens Theodicee und Alles, was je der Sterbliche über den Ursprung des Uebels in der Welt geträumt, gedichtet und gelehrt hat.

Den Geist des Bösen, welcher das Erdenleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt, ist von jeher aber, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein andrer, als der irre, von sich selber abtrünnige Menschengeist gewesen. Nicht Gott ist der Höllenschöpfer; der Mensch ist's. Nicht die Natur und der uns aus ihr gewordne Leib, mit seinen Trieben und Neigungen, ist die Quelle der Laster,

oder Verbrechen, und mit ihnen verbundnen Leiden; sondern der irre Wille des Sterblichen ist's, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt, und statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist verthiert durch das Leibliche.

Die sündenlose Natur vielmehr erzieht, wie schon gesagt (85.), durch Lohn und Strafen, den Geist zum Göttlichen. Sie erregt ihn zum Erwachen, zum Thätigwerden seines Selbstes. Sie zwingt ihn zum Beobachten ihrer mannigfaltigen Einwirkungen, zum Prüfen derselben, um sich, unter gesammelten Erfahrungen, zu entfalten. Sie warnt ihn, bei jeder seiner Verirrungen, bei jeder Selbstvergessung, durch Schmerzen. Sie stößt ihn, im Wechsel ihrer Erscheinungen, vom Endlichen und Vergänglichen alles Irdischen ab, daß er sich zu seinem Selbst, zum Wesenden, Unvergänglichen wende. Sie lehrt ihn, in einer Reihe verfehlter Wünsche und getäuschter Hoffnungen, den Blick auf das Unfehlbare, ewig Wahre und Gute richten. Ist's nun Schuld der sich unwandelbar gleichen Natur, wenn der Mensch im Eigensinn seiner Verkehrtheit, ihre Unvollkommenheit anklagt, statt die eigne Unvollkommenheit zu beobachten und zu vermindern? Unzufrieden mit der Gegenwart, hört man den Thoren die Vergangenheit rühmen, oder von der Zukunft das Schönere hoffen. Er vergißt, daß das Sein der Gegenwart nur unwahrnehmbare Gränze der Vergangenheit und Zukunft ist; und daß die Vergangenheit, diese Reihe von Augenblicken, in der Masse ihres Zusammenhanges wahrnehmbar, erst durch die Glorie der Erinnerung verklärt worden sei. Selbst der Tod, dieses Zurückgeben des Leibes an die ewigschaffende Natur, die Entfesselung des wesenden Geistes von seiner Hülle, diese Heimkehr in das ewige Reich der Geister, wird zu den Uebeln der Welt gezählt, er, welcher das Ende der vermeinten Uebel ist!

87. Ursprung des Uebels.

Gern verweil' ich bei diesem Gegenstande, wenn auch ohne Hoffnung, Neues zu sagen, oder zu belehren und zu bessern. Ich will aber meine Weltansichten geben; selbst auf Gefahr hin, wie Rousseau, oder wie mancher Edlere unserer Tage, oder der Vorwelt, oder auch nur, wie Voltaire's Candide, verlacht zu werden. Ja, es gibt kein Uebel, als die Sünde; jedes andre Leiden ist Wohlthat. Es gibt keinen Höllenschöpfer, als den Menschen!

Die Klage der europäischen Menschheit über Ungemach und Trostlosigkeit ihres Daseins war vielleicht nie allgemeiner, und ich setze hinzu, gerechter, als im gegenwärtigen zivilisirten Zeitalter. Sie äußert sich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen; in der bangen Sorge der Herrscher. Die Geschichte des Welttheils ist eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tausende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Lebens zu suchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbstmörder schwillt an. Ein Heer sonst ungekannter Krankheiten dringt ein, und zerrüttet die Gesundheiten. Die Qual freudetödtender Leidenschaften verbreitet sich immer schmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Gesellschaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz seiner Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen die Uebel seiner Zustände; denn Unwissenheit und Lebensrohheit machten ihn gefühlloser; und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordner Verstandesbildung aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heut eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall eines Kirchenglaubens, den man Religion nennt; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe; bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niedern. Alle diese und andre Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei stehender, gefunden wird. Es ist, neben dem Wissen des Bessern, neben der Erkenntniß des Ewigwahren und Ewigguten, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienst des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des innern Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigen, zum schlauesten, zum kunstreichsten Thier, mit aller Selbstsucht, erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier, das Wohlsein der Familien, des Vaterlandes, die höhern Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die andre Natur; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der Lebens-

genossen sein; von ihnen nicht zertreten werden: wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Welttheils, der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; — der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh, als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen, für reichern Genuß, zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen; zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend, durch Lehre und Beispiel, falsche Begriffe in Fülle eingeimpft; Ehre wird mehr, als Tugend gewerthet; Lebensart mehr, als Leben; Vorrecht mehr, als Recht; Titel mehr, als Verdienst; der begüterte Bösewicht mehr, als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thiernatur geweiht sind: ist mit der Verartung der Menschheit, auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verleumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen und Arbeiten für das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. Man tröstet sich mit Uebungen und Verheißungen des Kirchenglaubens, weil man nicht Muth hat, die Religion des Welthellandes

zu umarmen und mit ihm zu sagen: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen. Trachten wir am ersten nach dem Gottesreich!“ Denn wahrlich, Ueppigkeit und Sittenernst, Hochmuth und Selbstverläugnung, Eigennutz und Gemeinsinn, Christus und Belial lassen sich nicht paaren. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wiederleben. Es war für die Mehrheit nur Schein- und Thierleben.

Daher, bei allgemeiner Verstandesbildung unserer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen, und Gähren der Völker. Sie fühlen die strafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienst sinnlichen Wohlseins zur Achtung des gottgegebnen Vernunftgesetzes zurücktreibt. Sie erblicken die schwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher und mögen sie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zustände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltansichten und Gesetzgebungen wilder, oder barbarischer Jahrhunderte, drängt, von Geschlecht zu Geschlecht, ins thierische, sündliche Leben hinab, statt aus demselben zu erlösen. Geld geht vor Tugend; äußere Würde vor innerer; Selbstbetäubung vor Selbsterkenntniß. Dafür geben die Gesetze Ermunterung; dafür senden die Welttheile einander ihre süßesten Gifte; dafür werden Millionen Familien, durch Steuern und Abgaben, zur rastlosen Thätigkeit gespornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtstühle für Sünder; Zuchthäuser und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, ist der Staat zum kunstvollen Getriebe geschaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbstsucht zur Triebfeder, die Menschen zur Sache werden. Da ist kein Rechts-Staat, nur ein Sitten-Staat, wo, nach Herkommen und Sitte, sogar die freie Aeußerung der Vernunft verpönt wird und der Mensch nicht mehr ganz Mensch sein darf.

---

88. Urbedürfniß; Urgesetz; Urrecht; natürliches Recht der Menschen.

Nicht bloß Geist, nicht bloß Thier ist der Sterbliche; sondern Beides in Einem, das heißt: Mensch. Naturgesetz, wie Geistesgesetz, gebietem ihm: du sollst Mensch sein, und nicht Pflanze, nicht Thier. Diese Einheit des Doppelgesetzes in uns ist das Urgesetz des Menschen. Und der Drang dieses Gesetzes nach Befriedigung ist das erste, oder Urbedürfniß jedes Menschenkindes. Das Gesetzthum der Natur und des Geistes gibt, mit dem Bedürfniß seiner Erfüllung, Gestattung oder Befugniß zur Erfüllung desselben; und mit dieser Befugniß dem Urgesetz gemäß zu wollen oder zu handeln, das Recht zur Ueberwindung der widerstrebenden Hindernisse. Dies ist das Urrecht der Menschheit. Das Thier fühlt nur seine Lebenstriebe; der Mensch ist sich seines Rechts bewußt.

Ein Thier ist keine Person; denn es spricht aus der Körper-Larve kein Geist hervor. Nur Menschen, so lange der Geist in ihnen denkt und waltet, sind Personen. Ein bloßer Leichnam ist willenlose Sache. Sachen haben keinen Willen, also auch keine Rechte. Wird von „Rechten der Thiere“ gesprochen, gilt es von dem, was wir vernunftgemäß ihnen gestatten sollen. Sachen sind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menschlichen Geistes. Personen sind nicht Mittel, sondern Selbstzwecke. Der Mensch kennt auf Erden kein erhabneres Gottes-Geschöpf, für dessen Zweck er, nur als todtes Mittel, vorhanden wäre.

Das höchste, allgemeinste, unvertilgbarste Recht jeder Person ist also, daß sie ein Mensch sein darf, im vollen Sinn des Wortes. Dieses Recht ist die alleinige Stammwurzel aller übrigen Befugnisse, Ansprüche und Rechte, die möglich sind. Wer da spricht: „Der Mensch darf nicht Mensch sein!“ — verurtheilt sich selber zum Thier.

Hienieden, als Mensch, gleich Andern seines Gleichen zu leben, zu gelten und sich zu entfalten, scheint freilich eine sehr bescheidne Forderung zu sein; und doch umschließt sie das Höchste in sich, nämlich den ganzen Werth unsers Wesens und Daseins. Denn wer Recht hat, Mensch zu sein, besitzt damit nothwendig auch:

Recht auf eigne Persönlichkeit, auf Selbstständigkeit; Recht, für sein Selbst vorhanden zu sein, nicht, als Mittel und Sache für Andre. Jeder Mensch ist sein eigen. Wer sich nicht selber angehört, dem gehört nichts an.

Recht auf Freiheit zur natur- und vernunftgemäßen Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen, körperlicher, wie geistiger. Ohne Entfaltung unsrer Menschennatur zu dem, was sie sein und werden kann und soll, hören wir auf, Menschen zu sein. Eben diese Entwickelungs-Freiheit ist der göttliche Urschmuck des Geistes, in welchem er, auf der Leiter der Schöpfungen, über den Tiefen der Naturnothwendigkeit, glänzt.

Recht auf Eigenthum, oder auf Mittel zur Selbstentwickelung. Auch Thier und Pflanze bedarf und sucht, und eignet sich das zur Ausgestaltung seines Gebildes, seiner Kräfte, seiner Bestimmungen Nöthige an. Dieses Rechts beraubt, wäre der Mensch weder vollständiger Ausbildung, noch Wirksamkeit fähig. — Das Ureigenthum des Geistes, das ihm angeborne Mittel zu seiner Verbindung mit der Welt, ist der irdische Leib; alles erworbene Eigenthum gleichsam nur eine künstliche Fortsetzung und Erweiterung des angebornen.

Diese drei allgemeinsten, in der Gesammtnatur des Menschen gegründeten, mit der Vernunft im Einklang stehenden, vom Verstande erkannten und anerkannten Rechte, sind die ersten Quellen alles und jedes andern und besondern Befugnisses, Anspruchs und Rechtes; sind in sich das Urrecht der Menschheit selber, nur gegensätzlich, in verschiedne Beziehungen, aus

einander gegangen. Wird eins von denselben aufgehoben und vernichtet: so sind auch die übrigen vernichtet. Darum nennt man sie natürliche (unveräußerliche, angeborne) Menschenrechte. Eins, wie das andre, ist ein Schrei des Urbedürfnisses nach Befriedigung; ein nothwendiger Anspruch auf Sicherheit der Persönlichkeit, der Entwickelungsfreiheit, des Eigenthums von Mitteln, gegen die blinde Gewalt der Elemente und Thiere, wie gegen die Bestialität in Menschengestalt. Die Natur verlieh uns zur Selbsterhaltung den Trieb und alle Kraft; die Vernunft aber, eins mit der Natur, Vollmacht zum Selbstschutz. Ohne diese Vollmacht würde unser Geschlecht schon längst wieder von der Oberfläche des Erdkreises vertilgt sein.

Weil das menschliche Urrecht, ohne Ausnahme, das unentbehrliche Gut jedes vernunftbegabten Wesens ist: so stehn auch alle Sterbliche einander urrechtlich gleich. Und wo Völker, durch ihren Willensverein, zum gegenseitigen Schirm ihrer Berechtigungen, gleichsam eine einzige, gedankenbildliche (moralische) Persönlichkeit darstellen, wird das natürliche Menschenrecht zum natürlichen Völkerrecht; also, daß ein Volk zum andern, das reichste zum ärmsten, das stärkste zum schwächsten, in urrechtlicher Gleichheit besteht. Verletzung des natürlichen Völkerrechts ist das Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit.

Das Gefühl dieser urrechtlichen Gleichheit ist, in der Brust jedes Menschenkindes, unausrottbar. Es lebt auch im leibeignen Knecht, und im gefesselten Sklaven an der Ruderbank fort. Es richtet die vom Fuß der Tyrannen zertretenen Nationen wieder auf aus dem Staube. Wer in seinem Nächsten nicht das unvergängliche Menschenrecht ehrt, lästert sich selbst. Wo aber dies höchste Gut des Lebens fehlt, da ist das Leben selbst zu nichts mehr gut.

89. Das positive Recht und Gesetz.

Das ewige Recht der Menschheit ist an sich selbst unbedingt; wie denn, im Wesen des Geistes, Alles ein Unbedingtes, Unendliches ist. Es kann auch *nicht an sich selbst*, sondern nur in seiner *Ausübung* Beschränkungen erleiden; theils durch die *Naturnothwendigkeit*, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört; theils durch das *freie Wollen* des Geistes. Um die zahlreichen Hülfleistungen und Vortheile der menschlichen *Gesellschaft* zu gewinnen, *begränzen* wir willig gegenseitig unsre natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg Aller gegen Alle eintreten. Durch Ueberlegenheit körperlicher Stärke beschränken auch Thiere gegenseitig die Erfüllung ihrer Begierden; durch Vernunft begränzen Menschen die maßlose Ausübung ihres Urrechts. Denn Jeder anerkennt im Andern das Dasein des nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angebornen Befugnisse. Und das menschliche Antlitz ist ein offener Empfehlungsbrief, welchen die Natur jedem Sterblichen auf der Reise durchs Leben, wohin er komme, mitgibt; ist eine Urkunde seiner *natürlichen Rechtsgleichheit* mit Menschen des entferntesten Himmelsstriches.

Indem sich die Beisammenlebenden, nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, über *Ausübungsweise* ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der *Vertrag*, oder die Verschmelzung des Willens und Wunsches vieler, zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. Die eben dadurch beschränkte Ausübungsweise des *unbestimmten* natürlichen Rechtes, heißt ein *bestimmtes* (positives), d. i. ein durch *Einwilligung* der Vertragsgenossen *bewilligtes* Recht. In allen bewilligten Rechten ist aber jedesmal das natürliche Recht der Kern und *Inhalt*;

hingegen die Umgränzung desselben durch den Vertrag, nur Schale und Form. Die Formen können erweitert und verengert werden. Das Menschenrecht darin bleibt das Unwandelbare.

Das durch Uebereinkunft Festgesetzte, oder der Vertrag, ist das Gesetz derer, die darin übereinkamen. Und weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines Jeden sein eignes Gesetz. — Im strengern Sinn der Worte aber unterscheidet man den Vertrag vom Gesetze, obgleich auch Landesgesetze im Grunde vertragsartiger Beschaffenheit sind. — Doch bezeichnet man vorzugsweise mit dem Ausdruck Vertrag die freie Uebereinkunft zwischen Personen, Gesellschaften und Völkern, die, in Ausübung ihrer Befugnisse, von einander vollkommen unabhängig sind. So schließen auch selbstständige Staaten unter einander, gleich einzelnen Personen, Verträge und Bündnisse. Gesetz hingegen, im engern Sinn, gilt als Willensausdruck von und für Personen, welche Genossen, oder abhängige Glieder, eines und desselben gesellschaftlichen Vereins, oder Staates sind. Denn der Bestand eines Ganzen ist nur, durch Abhängigkeit seiner Theile von ihm, möglich.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem göttlichen Gesetz in unserer Vernunft, (oder dem Heiligkeitsgesetze), und dem vertragsartigen menschlichen Gesetze. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das Gleiche, und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen, der Wille vielmehr soll ihm untergeben sein. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begränzung von den natürlichen Rechten der Vereinsgenossen, zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseins. Ein solches von Menschen aufgestelltes (positives) Gesetz verhält sich zum Vernunftgesetz, wie das im Vertrag bewilligte Recht, zum Urrecht. Jedes aufgestellte Gesetz soll gleichsam nur die verstän-

dige Vollziehungsverordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers fest. Ihr festgehaltner Fortbestand aber, im Widerspruch mit veränderten Bedürfnissen und Zuständen der Gesellschaft, wird Tyrannei des Gesetzes d. i. Natur- und Vernunftverletzung.

Man spricht auch von der Heiligkeit eines herkömmlichen (oder historischen) Rechts. Gleichviel, ob es ursprünglich durch Räuber- oder Kriegsgewalt errungen, oder durch freien Vertrag begründet worden sei; es heißt ein Recht. Allerdings kann es heilig und ehrwürdig sein, wie jedes andre. Aber nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte: sondern das Vernunftgesetz allein, durch welches wir unsre Menschenwürde empfangen. Denn Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ergebniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. Es gibt kein unsittliches Recht. Und wär' es (wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, eigenthumslose Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w.), durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht: so bleibt es nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht.

Die Vernunft ist das Gottesgesetz, das ewige in allen Gestirnen; und Mensch zu sein, in persönlicher Selbstständigkeit, Entwickelungsfreiheit und Eigenthumsgewinnung, das ewig Vernunftgemäße. Aber Schicksale und von ihnen gegebne Verhältnisse sind wandelbar. Sie verewigen wollen, heißt, sich gegen Gott und Menschheit empören. Wer die Empörung wagt in seinem thierischen Wahn, ist dem Gericht der göttlichen Weltordnung, der Zuchtruthe der Natur anheim gefallen, denn er ist der Revolutionär. Revolutionen der Staaten sind gleichsam moralische Naturereignisse, wie Erdbeben, Pestilenzen u. s. w. physische sind. Nach jeder physischen Revolution muß neu angebaut, neu geschaffen; nach jeder moralischen ein neues Rechtsverhältniß

aufgestellt werden, dem veränderten Bedürfniß der Gesellschaft vernünftiger Weise gemäß.

---

90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen.

Neben der urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, von welcher Farbe sie sein mögen, besteht jedoch auch eine natürliche Ungleichheit derselben, rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Menschen verbunden werden; einer dem andern dienstbar und hülfreich wird; einer nach dem strebt, was ihm im Andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in Andern nur uns selber; aber nicht, als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam Einer durch den Andern, und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehn hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und Andern gehört.

Es glaubte von Zeit zu Zeit menschlicher Blödsinn, auch hierin die ewige Weltordnung verbessern zu können. Er versuchte künstliche Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Er führte, um Unterschied des Reichthums und der Armuth aufzuheben, Gütergemeinschaft ein; oder gleiche Vertheilung des Bodens unter den Genossen der Gesellschaft, ohne eine Gleichheit der Talente, Kräfte, Tugenden und aller Umstände schaffen zu können, aus welchen nothwendig immer wieder Ungleichheit im Besitz irdischer Glücksgüter entspringt. Man verbot das Dasein des Stroms; aber ließ dessen unhemmbare Quellen rinnen. Al-

gemeines Verarmen, bürgerliche Unruhen und Untergang der Staaten endeten die naturwidrigen Zustände. Andre Gesetzgeber führten nicht nur Gütergemeinschaft ein, sondern auch Gemeinschaft der Weiber und Kinder; aber mit gleich verderblichen Folgen. Weibergemeinschaft ward in ihren Wirkungen der Ehelosigkeit gleich. Sie entwöhnten den Mann vom edeln Genuß häuslichen Glücks, daß er, durch nichts, als Ruhm- und Ehrsucht, oder Geld- und Herrschgier gekirrt, aufhörte der Menschheit zu dienen, und nur Werkzeug seines Staats blieb.

Man ist wohl von diesen Verirrungen des Alterthums zurückgekommen; aber in nicht minder verderbliche hinübergeschweift. Man hat versucht, Gleichheit des Meinens, Glaubens und Wissens zu erzwingen. Wer anders zu denken wagte, als der Gewaltsherr gebot, hieß Feind des Staats; wer anders, als der Priester, hieß Feind Gottes. Der gesetzgeberische Wahnsinn, welcher doch keine Gleichheit des Talents, der Erfahrung und Einsicht Aller schaffen konnte, wollte fremde Ueberzeugungen abhängig von seinem Befehl machen. Er begehrte das Unmögliche, begehrte nämlich, daß jeder sich selber abthun, sein Wesen und Wissen in ein anderes verwandeln solle. Eben so leicht hätte er gebieten mögen, daß alle Thiere mit Nachtigallstimmen singen sollten. Die Frucht solcher Empörung gegen die göttliche Ordnung der Dinge ward, neben gesetzmäßiger Heuchelei und Lüge: Länder-Elend durch Verfolgungen, Kerker, Scheiterhaufen, Aufruhre und Glaubenskriege

Gewiß nicht geringer, als Gefahren künstlicher Gleichheit, sind auch Gefahren künstlicher Ungleichheit. Frevelnd wagte der Sterbliche, die ewigen Stiftungen umzukehren, welche in der Schöpfung walten, veräußerliche Güter unveräußerlich, und Unveräußerliches veräußerlich zu erklären. Doch überall, wo ein großer Theil des Landesbodens und der Glücksgüter dem all-

gemeinen Wechsel entzögen, zum unveräußerlichen Gut einzelner Familien und Körperschaften geprägt ward, kränkelte der öffentliche Wohlstand, wucherten Laster und Verbrechen des Reichthums und der Armuth wetteifernd empor, bis das Gefüge des Staats, endlich vom Sittenverderbniß zerfressen, im Sumpf des Elends und der Ueppigkeit unterging. — Anderseits entriß der Mensch den ihm gleichgeschaffenen Wesen die Ausübung ihrer unveräußerlichen, von Gott gegebenen Rechte der Menschheit (88.); schuf Leibeigene und Sklaven, ihrer Persönlichkeit und Freiheit beraubt; ohne Eigenthum, ohne Sicherheit, dem Thiere gleichgestellt; oder er gewährte die Ausübung in so beschränktem Maße, daß dieselbe nur wenigen Günstlingen des Zufalls ungeschmälert, als vererbbares Vorrecht, übrig blieb. Diese allein waren dann Menschen; waren höhere Wesen, Freie; die übrigen nur zu ihrem Dienst geboren. — Menschensatzungen stämpelten das Ohngefähr der Geburt und Herkunft zum Mehrwerth über Verdienst, Tugend und Einsicht. Würd' es unsinniger sein, wenn ein Gesetz geböte: Kinder, im Vollmond geboren, seien allein fähig, die Ersten des Volks an Tugend und Kenntniß, dessen Heerführer und Verwalter zu sein? Was haben Wappen und Stammbaum mehr, als der volle Mond, mit Würdigkeit der Person zu schaffen? Die Geschichte belehrt vom Unglück der Staaten, welche dem Sonnenblick höherer Geister mit dem Mondschimmer ihrer Hochbetitelten feindlich begegneten. — Die künstliche Ungleichheit der Rechte wird, wo möglich, noch empörender, wenn für Schooskinder des Staates mit den größern Vorrechten, die kleinern Pflichten verbunden, und den Stiefkindern des Staats mit den wenigsten Rechten die schwersten, drückendsten Pflichten zugetheilt sind. Es kann niemand erbliches Vorrecht lieben, ohne ein erbliches Unrecht.

VII. Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Sein des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebnen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoff der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder das Leben mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtsein, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden;

die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehn so schnell, daß man sie gleichzeitige, oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtsein die Vorstellung des Gewahrten.

Wenn sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewahrend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den Andern, steigert, oder lähmt. Freudigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzubelebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meinungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitsschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig

beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Beseligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen beider nach Erfüllung ihres Gesetzthums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige soll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgesetz widerstreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmuth bekleidet sein. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Wesenthum des Geistes, wie der Natur, ist nichts Begränztes, nichts Endliches, als das Anderssein im Erscheinen.

---

92. Einheit der drei höchsten Gebote: Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen.

Wir suchen irrthümlicherweise in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetste, herrschend ist; und vergebens. Wir streben, es durch Kunst in die Wirklichkeit hinauszugestalten; aber wie mag das Unendliche in der Endlichkeit erscheinen? Das Urschöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begränzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichen Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale.

höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen ist also allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst; weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unsers Gemüthes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmuthigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabscheuen. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten That ist unschön, wenn sie, mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgesetz, verworren, zusammenhangslos, unverständlich dasteht, ohne Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinung, als göttliches Geschwister.

Das menschliche Antlitz, von zartester Färbung und vollkommenster Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres seelenvolles Wesen hervorblickt. Hinwieder nennen wir auch die Rose schön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne schmeichelt, sondern weil sie, mit dieser Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunst, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorstellungen weckt, in welchen sie bald das Sinnbild der in sich verschlossenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unschuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichsten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grausen oder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Mensch

aber beseelt um sich her Felsen und Bäume, in angenehmer Selbsttäuschung, mit den ihm eignen sittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derselbe Gegenstand schön. Was diesen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geistesentwickelung haben. In Personen, welche der Thierheit noch am nächsten stehn, erschließt sich zuerst die Liebe des bloß Anmuthigen. Sie nennen schön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch sei. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geschmacklose Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch sein möge. — Der reifere Verstand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. — Der höhere, sittliche Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegen strebt.

Die Schönheit mag sie uns in Werken der Natur, oder der Kunst, erscheinen, wird in sich selber eine verschiedenartige, je nachdem sie vorzugsweise mehr den Forderungen sinnlicher Anmuth, oder denen des urtheilenden Verstandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entspricht. Welcher einzelnen von diesen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleistet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgestoßen bleiben. So empfangen wir eine Verschiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komischen, im Tragischen und Erhabnen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne schmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegensätzen verschlungen, stillheitre Gefühle des Erinnerns und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komische, weder den Sinn für gefälligeres Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Lustgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unschädlichen, aber unerwarteten Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darstellt, und dem Beschauer dabei das Gefühl eigner Verstandes-Ueberlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erscheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erstaunen oder Grausen, im Gefühl irdischer Ohnmacht, neben tröstendem Bewußtsein eigner Geisteshoheit und Gefahrlosigkeit.

Das Tragisch-Schöne hinwieder entspringt, wenn, im scheinbar ungerechten Widerspruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' seine Rosen an den Sünder, all' seine Dornen an die Tugend, oder Unschuld hingibt, und die, vom Anblick unverschuldeten Leidens, sympathetisch hervorgerufene Trauer, sich mit dem Ausblick zu einem vergeltenden ewigen Sein paart. Nichts ist tragisch schön, wie sehr es auch den Forderungen des Verstandes und sinnlicher Anmuth entspreche, wenn es den Geist nicht über das Vergängliche erhöht; sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabnen, wie das Sinnliche zum Uebersinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

---

88. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüths.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseins, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnenvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisterten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesenhaft eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebensthätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir darnach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt, gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil er schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholerisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklich Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Gegliederts, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Uebung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schleuniger; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menschengeist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirket auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsproßne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingibt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie

sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht sein möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand klügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und inmitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthuung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittlung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie

gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deßwegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, in Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

---

94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtsein des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseins; sein bestimmteres Selbstbewußtsein, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußtfühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesetzthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei: Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Trotz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Seltenheit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtsein unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, ersprießt, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese

Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert, wahrnimmt, erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtsein eigner Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigner Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Andrer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Andrer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir ebenso von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innen=Sinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65 — 67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sei es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht

wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreutheit bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehrern Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitssinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That des Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Uebung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu thun. Das ist das wahre Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseins, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Aenderns und Wechselns im Wirken des wesenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinn veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben,

Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstsache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

---

96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).

Durch keinen der sämmtlichen Innensinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außensinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks sein, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein andres dastehn, ohne Verbindung mit dem eben verschwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtnisses wird das Gewesene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorüberfliegende Augenblick lebt sogar in der Vergangenheit für ihn bedeutsamer.

Auch die unbegeisterte Seele des Thiers, zumal des Thiers höherer Artungen, freut sich dieser Eigenthümlichkeit. Wenn sie Dinge

gewahrt, die frühern ähnlich sind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von denselben auf, in denen sie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in sich gegensätzlich wird. So im Wachen; so auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außensinnen, während des Schlummers, im Traum (69.). Man nennt diese im Gedächtniß wieder erfrischten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entspricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch sie sind nur Wiedererinnerungen, aufgestört im thierischen Gedächtniß durch das Spiel der Wechselwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die sich gegenseitig rufen. Sie rufen und gesellen sich zusammen, je nachdem sie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe sind. Sie erscheinen und verschwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebnisse des zwischen Leib und Seele des Thiers bestehenden Verbandes.

Auch der Mensch hat diese unwillkürlichen Einbildungen, sowohl wachend, wie träumend, in gesunden, wie kranken Tagen. Sie steigen in ihm auf, ohne daß er sich über ihren ersten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erste Anstoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuschung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedankenspiel des Geistes gegeben ward. Und wie jede am wiederholtesten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichtesten erregbare wird: erscheinen auch im Gedächtniß die Bilder am schnellsten, welche am öftersten oder am engsten, gerufen worden sind. Die thierischen Einbildungen sind jedoch von den menschlichen dadurch sehr verschieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher sie dem Lichte seines Bewußtseins stehn. Oft, von ihnen überrascht, und uns selber noch unklar, können wir sie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespen-

stern der Abergläubigen, bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzelheiten des Gedächtniß-Organs, zu Faseleien (Allucinationen, Phantasmen u. s. w.); oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fixen Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innensinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen. So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert dasselbe auch nach eigner Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löset sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmelzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Artung seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er

sich in ihr zum Uebersinnlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was sein sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Oder er schafft, was sie ihm nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehnens bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpert; sie in sinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen Erfahrungen desselben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umflossen. Diese Art und Richtung der Geistesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken steigt der Geist von den gegebnen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt, oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebnes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur in entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen; aber verschieden, wie Imagination und Fantasie*). Dichtungen werden durch Einwirkung des sich bewußten, wählen-

---

*) Ich bediene mich dieser Worte todter Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechselungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geistesthätigkeit zu einer besondern Kraft zu machen, da doch der Geist ein und dasselbe wirkende Ursachliche ist. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzosen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Ersinnen, Dichten des Geistes; Fantasie mehr unwillkürliches, seelisches Einbilden (Fantasiren). Fantasus war ein Sohn des Schlafs.

den Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtniß; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geist, vermittelst Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. — Ohne Gedächtniß besteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist, oder wenn im hohen Alter die sprödegewordnen Organe des Gedächtnißsinns ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne, in seinem ernsten Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

---

93. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Voraussehn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungssinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70.) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Naturereignisse, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseins überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverlässig, bis die Erfüllung des-

selben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft anderer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Voraussagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantasiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien sein.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht ablängnen. Dies ist aber ein, in seinem Wissen Gewordenes; ein Vorausberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen sein müssen. Vielmals kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der Schlußreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall" gelangt sei? Es sei ihm, „wie von Gott eingegeben", meint er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser tritt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, an Vorabenden des Todes. Sie sehen heller in Vergangnes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger, selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten*).

---

*) Der durch Graf Tressan bekannt gewordene Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinky war ohne Vernunftäußerungen,

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir eben so thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharrt. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitssachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreinen Trieben äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistesthätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offnen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche Geist, gleichsam schon ohne Vergangenheit und Zukunft, in sein Ewiges eingetreten, und, eingekleidet in seine durch irdische Bande ungefesseltere Seele, zugleich Wissen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft sein? Manches bürget für das wirkliche Sein dieses Vermögens. Aber um

---

ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlußfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen oder Hundes. — Er starb im Jahr 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlicherm Bewußtsein; sprach mit Klarheit verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn standen, in Erstaunen.

unklar schauen wir Sterbliche noch Uebersinnliches in einem dunkeln Spiegel.

---

98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes sollt' ich sprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geistes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieses Urbedürfnisses Triebe, Begierden, Bestrebungen. So verschieden auch Pflanze, Mensch und Thier sind, und so ganz verschieden die Forderungen ihrer Wesensgesetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufstufend bis zum Menschengeist, eine gewisse Gleichartigkeit wahr, welche der Beachtung werth zu sein scheint. Ich will versuchen, sie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzustellen.

Leben (Pflanze)		Daseintrieb.	Entwickelungstrieb.	Nahrungstrieb.	Fortpflanzungstrieb.
Seele (Thier)		Eigengier.	Ungebundenheitstrieb.	Habgier.	Zeugungsgier.
Gemüth (Mensch)		Selbstliebe.	Freiheitsliebe.	Eigenthumsliebe.	Geselligkeitsliebe.
Geist	(Wissen)	Unendlichkeit.	Heiligkeit.	Wahrheit.	Vollkommenheit.
	(Wollen)	Persönlichkeit.	Freiheit.	Eigenthum.	Sicherheit.

Der Trieb des Lebens zum Dasein, oder zum Erscheinen, ist nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der wesenden Natur, sich, ihrer Unendlichkeit, ein Gegensätzliches, Endliches, oder, als wirkende All-Einheit, ein Andres von sich, nämlich eine begränzte Einheit des Mannigfaltigen zu sein. Im Thier wird dieser Trieb, durch seelisches Gefühl, zur Eigengier er-

hoben. Ich finde kein besseres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Instinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur seines Selbstes willen thut und ist; gleichsam keine Welt kennt, als nur eine für sein Bedürfniß vorhandne; ohne irgend eine Vorstellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für seine Selbsterhaltung kämpft. Im menschlichen Gemüth, in der Veredlung des Seellischen durch das Gesetzthum des Geistes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbstliebe erhoben. Der Geist hinwieder hat das Sichselberwollen als ein unendliches Wesendes; oder das Streben nach Unendlichkeit seines Daseins und Wirkens.

Der Entwickelungstrieb des Pflanzenlebens ist wiederum die Nothwendigkeit des Belebenden zum Erscheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menschengestalt, wäre das Erscheinen des Lebens unmöglich. Im beseelten Thier wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, seiner Leibes- und Lebensentwickelung unumgänglichen, Bedürfnisse. Jeder beschränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere ist der Stand ihrer Wildheit. — Der Geist des Menschen, diese Begierde zügelnd, veredelt sie in sich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit ist keine Entfaltung der Menschenwürde gedenkbar. Des Geistes Wollen in seiner Freiheit aber ist die Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Einwirkung des Gerechten und Guten. Er ist unfrei, wenn er der thierischen Natur zum Werkzeug wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das sich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Bewegkräfte, wird zur Habgier des Thiers, welches für seine Gefräßigkeit oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Bissen entreißt, oder darum zornig beneidet.

Der Mensch, reicher an Bedürfnissen, als das Thier, verlangt den Besitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib und Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thier zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thier aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch den Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammensein der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Dasein in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Dasein in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig gegeben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüths die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen

Verein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

---

90. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet sein sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sei, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Elends aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Afterweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Elends hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal" zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit" zu trösten: hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause", wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das summum bonum) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich ver-

können. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern, Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseligkeit und Selbstachtung. Der Genuß des letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtslose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verachtungswürdigste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren

dere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Verannuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil dies erworbne Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menschengeist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiednen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; ebenso auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und Anlagen seines Leibes und Geistes zu entwickeln; den gerechten Anspruch auf ein würdiges Dasein geltend zu machen, und stärkern Schutz für Sicherheit seiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menschengewalt, zu finden. Doch, im Zustande menschlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüstige Geilsucht; die Geselligkeit

in ausgelassene Zerstreuungssucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit in Grausamkeit; die Bestrafung des Fehlbaren in Rachsucht; die Vaterlandsliebe in Nationalstolz und Nationalhaß.

---

101. Laster-Pflege in der Civilisation.

Wird doch selbst der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüth gewordne reinste Gabe, während der Verknechtung des Geistes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden besudelt. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch sein möge, er äußert schon Lust an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für Andre sein. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, geliebkoset werde. Es empört ihn, Gegenstand der Verachtung, oder des Ekels zu sein. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu sein wünscht; oder, wenn er sich bewußt ist, das schmeichelnde Lob nicht zu verdienen, dessen er doch werth sein möchte, fühlt sich in ihm die Selbstliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leisen Schmerz der Beschämung über. Schamhaftigkeit ist das Gewissen der menschlichen Selbstliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der ersten Aeltern im Paradies; die früheste Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt sie dem Menschen, so lebt er entweder noch im Zustand unmündiger Kindheit; oder in dem noch schlimmern einer selbstverschuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für sich, gleichgültig gegen die der Andern, schamlose Frechheit für Selbstgefühl seines Werthes gibt.

Der Wunsch zu gefallen, geschätzt, geliebt zu werden, ist das natürliche Bedürfen der Selbstliebe. Die Erfüllung des Wunsches gewährt Beruhigung und Zuversicht, nicht ganz werthlos zu sein. Aber sobald Selbstliebe in Selbstsucht entartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit, zur Gefallsucht, durch Erkünstelung persönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modesucht, welche, durch Wechsel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für sich aufzufrischen hofft; durch Prunksucht, die den Vorzug des Reichthums prahlerisch zur Schau stellt; durch Originalitätssucht und Fantasterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweise u. s. w., um einiges Aufsehn zu erregen.

Ohne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menschlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig sie mir auch zu sein scheint, dennoch lauten Widerspruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Gesetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jesu Christi Lehre sind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden ist.

Jedes Laster nämlich, jede Leidenschaft, jede Sucht ist wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweise Verstandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünstigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falsche Begriffe und Ansichten, die, dem Geiste künstlich, grundsätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüste mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laster wird in barbarischen und civilisirten Staaten nicht bestraft, bis es verbrecherisch den Rechten Andrer geschadet hat. Es wird vielmehr mit schonender Nachsicht, sogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar eine

„liebenswürdige Schwäche", wenn es nicht zu ekelhaft ist, oder nicht „den guten Ton" verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laster-Schulen, nämlich in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien u. s. w. Nur erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Ueberreizungen der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinnst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüthskrankheiten und Geisteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarethe für sie.

Bequemen wir uns also nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden*).

---

102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten.

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menschen erkranken, ist es nicht das sie belebende Wesen, welches seine Gesundheit eingebüßt hat. Das Wesende ist an sich das ewig in sich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erscheinendes von sich, in seinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach

*) In allen Ländern steigt, mit der Civilisation, die Zahl der Verbrecher aus sehr erklärlichen Ursachen; eben so die Zahl der Wahnsinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichungen der Berichte von Irren in verschiednen Ländern, ist ein Viertheil derselben aus religiöser Schwärmerei, ungefähr eben so viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertheil aus Unmäßigkeit, wahnsinnig geworden.

seinem Geschlecht, können diese Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beschränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende selber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geschäften des Lebens zum Bau seines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erscheinungen desselben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht schon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt; oder durch mechanische Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: so können sie auch durch Mangel, Uebermaß oder Unangemessenheit der dem schaffenden Leben zu Gebot stehenden Stoffe und Bewegkräfte entstehn; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner Lebenswirksamkeiten und des Wechsels darin; oder auch durch jähen Ueberspruug von einer Art der Erregung zur entgegengesetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heischt.

Wirken solche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu seiner Erhaltung dienen, so treten Mißbildungen und krankhafte Zustände des Leibes ein, welche vermittelst der Arzneikunst, durch Beseitigung der Hindernisse, oder Erleitungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seelischen verkündet sich, durch Schmerz und Mißstimmung, jener unvollkommene Zustand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam sein kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Verartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß, mit Erschütterung und Verwüstung von dessen zarten Organen, selbst die Thätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrecken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für sie erregter Zorn, können zum Wahnsinn und zur Raserei

treiben; eben so der unbefriedigte Hunger, und der ungestillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können, und eben so, vermittelst des Seelischen, der Geist. Denn wie schon, bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs ꝛc. ꝛc. die Seele unvollkommner von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch diese im geistigen Bewußtsein nothwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt: eben so auch bei fehlerhaftem Zustande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derselben werden aber unstreitig durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensstörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben sowohl durch unangemessene Erregung und Bethätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele, wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen zu lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten geheißen. So wenig das wesende Leben aber in sich selbst verderben und erkranken kann: eben so wenig auch die Seele und der Geist, in eigner Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir sie nennen müssen, also ohne Mitthätigkeit des Geistes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur selten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außensinne rechnen wollen. — Es gibt also eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit

zu Aeußerungen des Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

---

103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten ist selten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zustande, ohne daß nicht auch die übrigen Innensinne, bei vollständiger Gesundheit ihrer Werkzeuge, ins Mitleiden gezogen werden sollten. Am leichtesten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißsinn bewegt; er der, möcht' ich sagen, mit dem Geiste am nächsten in Berührung steht; durch den dieser den Stoff seiner meisten Vorstellungen empfängt, und in dessen Reichthum er selbstschöpferisch, zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlsinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Lust und Unlust eben so schnell verschwunden, als vergessen sein. Aber das Gedächtniß bewahrt oft mit allzustrenger Treue, die Gegenstände des Abscheu's und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude oder Trauer, noch in späterer Zeit. Allzureger Gefühlsinn äußert sich krankhaft in Empfindelei und Empfindlichkeit; oder in jenen beständigen Aufwallungen der Enthusiasten, die bei den geringsten Anläßen außer sich, in Entzücken, gerathen; oder in der Trostlosigkeit einer zügellosen, wie einer stummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgesundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnißorgan, wahnsinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewisser innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die seltsamste Weise über die Ursach des Uebels irre führen,

sondern auch die Vorstellung von dieser Ursach in eine immer wieder tönende des Gedächtnisses umschaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuständen der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerksamkeit kann durch zu große oder zu geringe Beweglichkeit fehlerhaft erscheinen. Im erstern Fall führt er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zusammenhanglosen Geschwätzigkeit; zur Gedankenzerstreutheit und sogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtsamkeit; oder auch zu einer sogenannten Abwesenheit des Geistes, der, mit irgend einem Gedanken beschäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und sich nicht leicht in diese zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrschendem Gewohnheitssinn entspringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche selbst oft den Fortschritten der Geistesentwickelung hinderlich wird, sondern auch, rückwirkend auf Lebensthätigkeit, eine Krankheit des Heimweh's, welche meistens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einsamer Gegenden zu sein pflegt.

Lebhafter Nachahmungssinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungssucht, sondern stürzt mit seiner sympathetischen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wissen wir z. B., daß Personen, durch das Beobachten und sich in den Zustand von Fallsüchtigen hineinsinnend, selber epileptisch geworden sind, oder, daß ein glücklich erkünstelter Wahnsinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entspringt offenbar, wie schon gesagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuständen im Bau der Gedächtnißorgane. Wir wissen, daß die Gedächtnißfähigkeiten bei allen Menschen verschieden sind. Einige Personen sind fast unvermögend, sich abgezogene und reine

Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts=, andre ein schwaches Zahlengedächtniß. Doch die meisten behalten, gleich den Thieren, am leichtesten bildliche, durch die Außensinne gegebne Vorstellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: so ist damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; so fehlt zu Vorstellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derselben durch Wörter; so brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Ich habe Cretinen gesehn, die in ihrer Mißgestaltung, nur reinthierische Bedürfnisse und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu lassen, daß ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Rechts, oder Unrechts beiwohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob sie, ihrer Menschengestalt ungeachtet, wirkliche Menschen waren; ob sich in solchem verzerrten Lebensgebilde ein geistiges Wesen dem seelischen habe anschließen können? — Dumme und blödsinnige Personen, die schwer begreifen, Sachen mit einander und Wörter verwechseln, unrichtig auffassen, Aufgefaßtes wieder leicht vergessen, stehen jenen am nächsten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfängliches, oder überhaupt ein sehr unempfindliches, sprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geist auch nicht, sie zu erneuern. Bei dieser Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, ist unvermeidlich, daß der Geist nur mit den wenigen seinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen bessern Inhalt zu Vorstellungen empfangen hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächt-

nisses, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen, das ihnen Gesagte falsch und fällen sie oft irrige Urtheile.

Hinwieder treten nicht minder traurige Erscheinungen andrer Art bei Personen hervor, welche, im Gegensatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtnisses, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunsche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteste, die leiseste Berührung verjüngt in ihnen sogleich die Erinnerung an den Gegenstand, der sie beschäftigt hat. Und gleich wie eine lange gedauerte Tanzmusik, auch wenn sie beendet ist, noch immer in den Ohren fortklingt: so werden Bilder und Vorstellungen, die sonst durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erscheinen, und beharrende Einbildungen, sogenannte fixe Ideen, werden. So entspringen durch theilweise Ueberreizungen der seelischen Gedächtnißorgane krankhafte Gemüthszustände, bei sonst vollkommen gesundem Körper. Es entstehen durch theilweise Zerrüttungen jener Organe, Zustände, in welchen der Wahnsinnige zwar ganz richtig in seiner Art denkt, aber doch unter falschen, ihm durch Imagination gegebnen Voraussetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft ist die sogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachseins, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbstschaffen der Seele (69.) unter den Gedächtnißbildern, während der Geist, diese Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und seinen Willen bestimmt, wie dies zuweilen auch bei gesunden Personen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zustande völliger Betrunkenheit der Fall ist. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnsinns auseinandersetzen. Sie erleiden, je nach Verschiedenheit ihrer ersten Quellen, und nach der Mächtigkeit des sie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen

unter sich. Am meisten werden sie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung, unmäßige Selbstschätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber statt der theilweisen Anstrengung und Ueberreizung, oder Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnißorgans, kann dieses auch krankhaft, und in solchem Grade allgemein-beweglich, ich möchte fast sagen, flüssig geworden sein: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorstellung, alle zugleich laut werden und den Geist aufregen. Dann fehlt jedes Festhalten eines Gedankens; die Aufmerksamkeit wirft sich nach allen Richtungen. Es wird zusammenhangslose Geschwätzigkeit; sinnloses Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das gesammte Nervengewebe der Innensinne stürmisch erregt wird.

---

104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes.

Wohl sollt' ich auch von Geisteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mangel des Erkenntnißvermögens, vermeinte Gebrechen des Verstandes begreift. Es ist hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geist in seiner Wesenheit nicht erkranken könne; so wenig, als das wesende Seelische und Belebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntnisse nach dem gleichen Gesetzthum im weisesten, wie im gedankenlosesten und irresten Menschen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verstand liegt daher nothwendig außer ihm selbst; sei es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73.), besonders des Gedächtnisses (68.); oder im falschen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und dann

unablösbar bleibend geworden ist. Wer wird den Blindgebornen für geisteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenschall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnißnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur vermittelst seines Seelischen und dessen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in seiner Eigenständlichkeit, was ihm im Kenntnißschatz des Gedächtnisses vorräthig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht sowohl Mangel oder Krankheit des Geistes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne; ein Dasein des Stumpfsinns. Mit unvollkommnen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen. Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen" gekommen sind; sei es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnenmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Be-

griffe, Urtheile und Willensentschließungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er Wahrheit, statt Irrthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzuurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil sein; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irrthümer, in welchen der Menschengeist Sinnliches und Uebersinnliches verkehrt sieht, und verkehrt behandelt, ist er in seiner Wesenheit der Unerkannte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältnisse als solche, wie sie eben seinem Gedächtniß überliefert sind durch Schule, Kirche und Landesgesetze; er wirkt darin, wie der Wahnsinnige unter seinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irrthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbareres Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irrthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geist begleiten: um so leichter geht er zu jenen politischen und religiösen Schwärmereien über, in denen er staatsumwälzerischer Weltverbesserer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortschritt der Menschheit, rückgängig machen will; Geisterseher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker,

Scheiterhaufen, Blutgerüste, baut. — Wehe den falschen Lehrern; Gnade den Irrenden!

---

105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen seelische und geistige Krankheiten.

Die herrschendste Gemüthskrankheit ganzer Völker ist in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Dasein vergiftet. Die Menschheit wird gesunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu sein. Schwerer sind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geistesbedrängungen zu finden, die aus organischen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch ist im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beschaffenheit, Verflechtung, Bestimmung, Nährung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finsterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? Vielleicht ist eben diese ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten sichernde Mittel ergreife; naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungesunden, oder in zu naher Blutsverwandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Elend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele vollmächtige Gesundheits-

wächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Dasein segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hülfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort sein, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

---

106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setzte, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Treib- und Räderwerk, worin die ewige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Und doch ist sich niemand eines solchen Uebergangs von

auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben-, Seele, Geist, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung bewußt. Alles geschieht in uns gleichzeitig; ich sollte sagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck ist zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber schon die Bewegung selbst. In jeder Thätigkeit der Imagination ist zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerksamkeit, Nachahmungssinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. s. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Dasselbe. Wer wollte es läugnen?

Die wesende Natur, sie in ihrer Urheit, ist nur das Eine und Gleiche in sich; ist wirkend, ein sich gleichartiges Anderssein, Gegensatz des Unbestimmbaren ihres Selbstes zum Bestimmbaren; ist, im Reichthum ihres Wesens (für den Geist) in unterscheidbaren Beziehungen sich äußernd. Sie ist die in sich sachlich-allgegenwärtig-wirkende, selige Einheit; gleichwie der Geist in sich das im Wissen wollende Wirken ist. Natur und Geist sind wesend zeitlos, d. i. ewig. Zeit ist nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen sind auch zugleich das Wirkende, sondern nur das Bewirkte; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; sondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geistes, wirken in sich, und dabei zeitlos. Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind wesend untrennbar, in Einheit wirksam. Es ist nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrscht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen eine unzerbrüchliche, starre Nothwendigkeit. Aber diese Nothwen-

digkeit ist eben die Wesenheit der Natur selbst, ist ihr Wirkens-Gesetzthum, ohne welches sie nicht wesen und wirken könnte. Wie gesagt, ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menschengeist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündet sich (als Aeußerung seines Gesetzthums), ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum [illegible]igen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwickelung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatsachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Er-

kenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

---

107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Diese Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen, u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtsein des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe,

sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden. Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich, dem Geiste nach, gewesen ist. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmälig von der Thierheit entstrickt; so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert.

Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller in unsern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Saïd und Merve liegen in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker, ist nicht Untergang, oder

Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den gesittetsten Nationen unsrer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten christlicher Tempel, noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddisten u. s. w. wohnen Tausende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 35.)" Wahr ist's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich kaum der fünfte, oder sechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!

Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen, im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die Entwickelung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufsteigen des finstern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — (warum soll ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

---

108. Fortschreiten der Natur selbst.

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwickelung; oder gar an Möglichkeit einer weitern Vervollkommnung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civi-

lisirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menschengeist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die äusserften Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendetern Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht sein?

Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermeßbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen waren. Sie prangt in ehedem unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes" geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reihen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward: schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen. Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmalen und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herkulanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sei, was ewig weset, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhepunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte sein; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zu vollendeterm Sein in sich statt, — und die unwegläugbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menschengeist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen sein? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Dasein, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffnung darauf hin; wie kindlich und reinsinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehn der Geliebten u. s. w. sein mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? ist das Ahnen von ewiger Dauer und höherer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sei dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseinsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt

worden. — Sei es! — In diesem Falle wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseins; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirksamkeitssphären mit dem Gesetzthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordnen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmälig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesetzthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

---

109. Unvergehbarkeit des Geistes.

Es mag sein, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwickelungen des Daseienden und also auch des Geistes sicher sein, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach dem Leibestode keine schlechthinige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnsüchtiges Glauben?" — Und woher, frag' ich zurück, auch nur dies sehnsüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-

Unsterblichkeit, wäre sie wirklich nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fordern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseinstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseins, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseins. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwiedert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirkenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an, sondern im Gegensätzlichwerden, das Gleichartige (17—20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsere innern Gewißheiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft sein; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder das All des Vorhandnen, Ausgeburt eines öden, wilden Wahnsinns sein. Wir dürfen selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseins des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urgewisse (13.) aufhören, aus welchem doch erst alle andern Gewißheiten quellen; — so würde die unmittelbare, nicht von der Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig stehn, und hinwieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils der Ursprung der Ungewißheit ruht (14.), am sichersten entscheiden. Wenn man spricht: die Unvergänglichkeit des Geistes ist darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenseits des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner der Todten zurückgekehrt ist, uns seine Fortdauer zu verkünden: so klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrsinnigen Grüblers, der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt und Gott selber morgen noch vorhanden sei, weil niemand morgen gelebt habe, und niemand, der morgen schon war, es heut bezeugen könne. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der Blindgeborne das Dasein der Farben, und der Sehende das Dasein der, seinen bloßen Augen unsichtbaren, Aufgußthierchen, oder fernschwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwiesen aber ist, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weitaus der geringste Theil dessen ist, was wir wissen (6.).

Es gibt sogar an Zweifelsucht Erkrankte, welche die scheinbare Bewußtlosigkeit des Geistes im Schlafe, in Ohnmachten und andern Zuständen, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geistesvernichtbarkeit anrufen; wiewohl derselbe Geist, nach Vorübergang der zeitweiligen Zurückziehung des Seelischen von den belebten Organen, wieder in seiner Thätigkeit hervortritt, wie er und was er gewesen. Wenn bei vorherrschender, freierer Wirksamkeit

des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei dessen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtnisses, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepsien u. s. w.) zurückgewichen ist (65.), fehlt freilich in denselben auch Erinnerung an das indessen Geschehene; aber Geist und Seele, wenn auch vom Leben gleichsam in sich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Wesenden. Die scheinbare Bewußtlosigkeit ist nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seelische die Mittel aufgab. So erinnert sich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr seines Thuns in dem ungewöhnlichen Zustande, da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnißorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich in seinem Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, beurkunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefolgert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtsein des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Uebersinnlichen erhoben.

Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge

weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Dasein: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Andersein desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8.).

---

110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellosigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stoffischen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde, so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigner unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaun der Sin-

nenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicherweise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung, oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre bekleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinern Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicherweile Lebenden sichtbar; wieder Andre ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtsein ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Vonsichwissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen Alls, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig im Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erlernter Menschensprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern Insichseins. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren

Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstarkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Geist abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches Einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendetern, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entkörperung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Nähersein dem Göttlichern, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogene, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzten Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüch-

tigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Witz, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seelische Gedächtnißsinn mit mannigfachern Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein *Gewußtes*. Es bleibt das *Wissende* derselben. Niemand kann dem andern *mehr Geist* geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelst des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Vonsich- und Andern-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Bliebe er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

---

111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine *Todesfurcht*; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es *fühlt* sich aber in beiden, *unbewußt* beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Lieblichkeit, Todesgraun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner

Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unabänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes, ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligsein ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist, ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursach ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhandnen; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommner sein, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermeßlichen Dasein unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gränzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeist steht das Seelische, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht' ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirksamkeitssphäre sinnliches Gewah-

ren und Fühlen, als Wächter und Beseliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge. Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtungen und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mitglied sei; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffische Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung, daß auch nicht das Leben selbst in den Sinnenwerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sei, weil der Mensch, im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Aeußern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß im Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzische Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe*); daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen,

verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

Eben so bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sei, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne*), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbentbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verzückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangenes in Erinnerung zurückrufen, Bevorstehendes erahnen, selbst Gemüthsereignisse Anderer (z. B. des Magnetisirenden) wissen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, sondern vom Geisteswillen, nach bestimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun diese Zustände Nacht- oder Lichtseite der Wesen nennen: so erkennen wir in dergleichen bekannten und mannigfaltig verkannten, Erscheinungen, eigenthümliche, dem Geiste untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen

---

noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingesargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat.

*) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

Nervenleiter verlassend, gleichsam in ihrem eignen Element, dem **Urseelischen des Alls**, hinausschweifend, mit Beistand desselben wahrnimmt, was sie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was sie, ohne Hülfe irdischer Sinnwerkzeuge, vermag: wird sie auch entkörpert vermögen, nämlich den Geist im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatsache fügen. Ist die Seele, während der eben gedachten Zustände, in **halber Entbundenheit vom Leben**: so muß nothwendig auch das Geisteswesen dann zum Theil losgebundner vom Leben sein. Der Geist aber, abgelöster, als sonst, von Lebenseinwirkungen, ist an sich sodann freier von der Macht der Triebe von irdischen Begierden; in seinem heiligen Gesetzthum ungehemmter wesend. Daher bemerkt man an Personen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Sein, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thierische Neigungen und Gesinnungen Andrer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrscheinlich däuchtete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu seinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abscheiden des Lebens wieder ins **Allgemeine** des Stoffischen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung selbst wieder in das Urleben zurücktritt: so auch löse sich der entkörperte Geist, und die Seele, in den Urgeist des Alls und in dessen Urseele auf. Doch abgesehn davon, daß ein solches Verschwimmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens einem Tode des Geistes gleichkömmt, und eine solche Vorstellung im schneidenden Zwiespalt mit dem Entwickelungsgesetz der ganzen Natur und dem Heiligungsgesetz des Geistes steht; abgesehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinste und Unreinste der Geister auf gleiche Stufe gestellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig, oder

Lügnerin würde: deuten lehrend noch ganz andre Verhältnisse und Erscheinungen auf eine persönliche Fortdauer des Geistes in seelischer Hülle, nach dem Tode, hin.

---

112. Das Reich der Geister, das Tiefste eines höhern Wesenreichs.

Der Menschengeist steht, schon im Irdischen, als Einzelwesen da; mit dem hellen Bewußtsein, daß er zwar mit allen andern Menschengeistern einerlei Gesetzthum in sich trage, dennoch aber nicht der Gleiche mit allen Andern, sondern ein von allen in Stärke und Entwickelung wesenhaft verschiedenes Selbst sei. Er steht da, eingekleidet von der Natur mit dem, was sie in ihren gesammten Wirksamkeitssphären ist, und erscheint sich daher, in seiner Eigenständlichkeit, gleichsam wie im Mittelpunkt des Weltalls. Er ist sich hell bewußt, nicht mit diesem das Gleiche zu sein; aber sein Weltall ist nicht Natur und ihr Anderssein, sondern das durch ihre Anregungen aus ihm hervorgerufene Reich seiner Vorstellungen, in denen er, wie Schöpfer der eignen innern Welt, weset. Er hat die Wahrnehmung, daß, unter dem Walten der Natur, in allen ihren einzelnen Schöpfungen, ein Körper durch Zutritt oder Abnahme der Stoffe vergrößert oder verkleinert, oder Bewegkräfte in denselben vermehrt und vermindert, die Macht des Lebens in ihnen erhöht oder geschwächt, selbst das Seelische wesenhaft reicher und ärmer im Thier und Menschen werden kann; aber nicht eben so seine innere, wesende Ichheit (110.).

Noch mehr, die Natur selbst, sie seine Erzieherin, weiset ihn überall auf sich zurück, als gehöre er nicht zu ihr und ihrem Reiche. Er hat ein durchaus anderes Gesetz, als sie in der Gesammtheit ihrer Wirksamkeitssphären. Denn im Hintergrund aller seiner Ideen, seines Erkennens und Wollens, bleibt sein Verlangen des

Unbedingtwahren und Unbedingtheiligen, welches in ihr, der sich Unbewußten, nicht erscheint. Eben so drängt ihn auch das Schicksal von allen Seiten stets auf sich selber zurück.

Was die Natur in ihren Gesetzen fordert, erfüllt sie in aller Vollendung. So erscheint sie, auch im Wechsel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende; auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer besondern Gebilde, als ewige Einheit; auch im Endlichen als Unendlichkeit. Aber nicht also der Geist. Er ringt nach dem Unbedingtwahren, ohne es erringen zu können; will das Unbedingtheilige und Gerechte, und kann es nicht erstreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwischen seinem Wesensgesetz und der Erfüllung desselben! — Und eben diese Kluft deutet nicht nur auf sein Fortdauern; denn er macht keine Ausnahme in der Ordnung des göttlichen Alls von allem andern Wesenden; sie deutet nicht nur auf seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur: sondern auch auf seine Ungleichheit oder Verschiedenheit mit andern geistigen Einzelwesen. Er ist sich bewußt, daß die Tugenden andrer Menschen nicht auch zugleich seine Tugenden, und die Sünden aller Sterblichen nicht zugleich seine Sünden sind. Jeder ist sich urbewußt, was er in sich errungen habe, das habe er seiner Selbstheit, nicht der Gesammtheit aller Geister errungen.

Es besteht offenbar ein andres Walten des, was im Reich der Natur und des, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen Beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der freien Selbstbestimmung gilt. Das göttliche Wesen-All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich; ein Andres, und Verwandtes; und das Seelische bildet den in einander verschwimmenden Uebergang beider Reiche. — Jenseits in der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquell; der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Ur-

kraft, der Einzelleben in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt. In diesem Bewußtsein des unvernichtbaren Geisteseinzelnen athmen alle Völker, alle Religionen- und Philosophueme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hinwieder der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind, die nicht himmelwärts, nur erdwärts schaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majestät des Menschengeistes ahnet: so der Menschengeist, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf höhern Stufen der Wesenheit wandelt. Auch wir sehen nur gesenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forschen vergebens nach dem da droben.

118. Ahnungen der Geisteszukunft.

Es keimen die Ahnungen von jenseits aus dem Innern des Geistes hervor, der sich bewußt wird, daß all sein Wissen beschränkt, daß seine höchste Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängnisse entgegenstrahlt; daß zwischen ihm und dem Urheber des erscheinenden Alls ein unendlicher, ein größerer Zwischenraum sein müsse, als zwischen dem kleinsten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Abstufung der Wesen, wie in der Natur zum Geiste, noch von ihm zu Gott vorhanden sein müsse. Der Ruf dieser Ahnungen hallt uns aus sämmtlichen Jahrtausenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menschlichen Urzeiten, so heut noch aus Wildnissen an den Quellen des großen Maranon. So kindlich auch diese Religionen vom „Leben nach dem Tode“, von „Engeln und Teufeln“, vom „dritten, vierten und siebenten Himmel“ stammeln: in diesem Stammeln verkündet sich eine unwillkürlich im Menschengeist gewordne Offenbarung. Der Zweifler, inmitten seiner trostlosesten Verdüsterung, kann sich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigste Wüstling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten seines Sinnenrausches.

Und wenn auch der einsichtreichere Mensch jene bildlichen Vorstellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche sich in ihnen von einem stufenweisen Uebergang der Wesen zum vollkommnern ausspricht, aus der Kunde der Naturgesetze, der Geistesgesetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüssen vom Gekannten auf Ungekanntes entgegen, wo das Gleichartige und Ebenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seienden, überall Bewegung und Fort-

schreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmalen ihres frühern Wirkens und Seins, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes zu freierm edlerm Sein, in der Entwickelungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch das Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmälig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortwest?

Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendetern Dasein ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen: sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch bei weitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie beglei-

tenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch die Himmel, daß sie bloße Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreichs sei? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Dasein einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!

VIII. G o t t.

114. Der Gottgedanke.

Wohin im Ewigen der Weg der Geister, und welchen neuen Verhältnissen und Zuständen er entgegenführt, das liegt dem Spähen des Verstandes im tiefsten Dunkel. Auch ist's schlechthin Unmöglichkeit, Vorstellung von dem zu bilden, was und wie der Geist auf höherer Vollendungsstufe sein möge, ohne schon auf solcher Stufe zu stehn. So ist's auch unmöglich und vergebens, dem Blindgebornen Vorstellungen vom Eigenthümlichen des Sehens, vom Zauber des Lichts, von Pracht der Farben, Formen, Nähen und Fernen beizubringen. Er versteht uns erst, wenn er selber sehend wird. So bleibt dem vollkommensten aller Thiere die Klarheit und Macht des menschlichen Geistes, mit der er sich zum Bändiger der furchtbarsten Geschöpfe macht, die Elemente zügelt, den Lauf der Welten durch die Himmelsräume berechnet, und das erkennt, was allen Sinnen verborgen ist, ein verschlossenes Geheimniß. Das Thier müßte Mensch werden, um dessen höheres Wesenthum zu begreifen. Und würde jenseits uns im Seelischen, auch nur ein einziger neuer Sinn aufgethan: so wäre darin eine Weltverwandlung. Und entfaltete sich im Geiste ein Vermögen, weit über alle Vernunft empor: das göttliche All strahlte in anderm Glanz.

Im ersten Augenblick des Nachdenkens mag uns seltsam dünken, daß, während wir im engen Horizont unsers Wissens, von aller

Kunde höherer Zustände und Wesenordnungen über uns abgeschieden sind, wir dennoch vom Allerhöchsten der Wesen ein Wissen in uns tragen. Sollten wir denn dem allwaltenden Ur alles Daseins näher stehen, als den uns nächstverwandten Wesen in der über uns emporgehenden Geisterkette? — Allerdings! Wir stehn ihm näher, weil er uns am nächsten steht; er, der in uns, um uns, in allen höhern Wesenreichen, wie in denen der Natur unter uns, allgegenwärtig waltet und weset; Alles in ihm, er in Allem, ohne ihn nichts ist. Und eben der Gottgedanke ist die Urkunde, welche verkündet, der Menschengeist gehöre einer weit über die Sinnenwelt erhabnen Wesenreihe an. Diese Kunde ward uns nicht durch menschliche Erfindung zu Theil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffenbarung des Allgegenwärtigen*), als Urgewißheit (6.), hervorquillt; und durch Selbstoffenbarung des in sämmtlichen Reichen der Natur allgegenwärtig Waltenden**). Wir sagen wohl, die Natur sei unsre Lehrerin; aber Gott ist's, der sich in ihr uns lehrt. Darum ist diese Offenbarung ein dem Geiste unentwendbares, nothwendiges, unwillkürliches Wissen; der Schlüssel des Weltgeheimnisses. Ohne dem wäre unser eignes Dasein ein ewig unauflösliches Räthsel.

Im bildungsreichsten, wie im bildungsdürftigsten Volke entsteht der Gottgedanke aus dem Geiste. Er beginnt, als Ahnung; wird zum Glauben; erweitert sich zu hellerer Erkenntniß; verklärt sich in Gewißheit. Er ist keine nachgebetete Ueberlieferung der Familien, Horden, Nationen gesammter Zeiten. Welttheile und Inseln, die gegenseitig ohne Kunde von einander waren und sind, hatten und haben Kunde vom Göttlichen.

---

*) Röm. 1, 19.

**) Röm. 1, 20.

Das erste Erwachen des Gottgedankens in den menschlichen Geschöpfen der Vorwelt, das erste Aufleuchten desselben in den Vorstellungen noch lebender Wildenhorden, begann und beginnt zugleich mit dem Hellerwerden ihres eignen Selbstbewußtseins. Unmündige Kinder, denen jene in ihrer Erfahrungslosigkeit ähnlich sind, werden lange auf dem mütterlichen Arm umhergetragen, bevor sie ihr Ich von Andern, sich von der Welt, dann die Welt, von dem unterscheiden, was sie nicht sehn und doch Ursach der Veränderungen ist, die sie anstaunen. So werden auch die unmündigen Völker vom Mutterarm der Natur getragen, und von ihr, nach Maßgabe der vorhandnen Erfahrungen und Vorbegriffe, unterrichtet. Im Anstaunen der Naturerscheinungen und der darin regen Mächte, ahnet ihnen ein Gewaltigeres, Unsichtbares darin. Diese Ahnung ist der Gottgedanke, wie trübe er auch noch in ihnen leuchte. Unwissend, von wannen die Vorstellung von Gott oder Göttern gekommen, die sich ihnen doch nirgends zeigen, halten sie, in frommer Verehrung, ihre Altvordern selbst für edlere Naturen, und daß der Gott, oder die Gottheiten, mit denselben persönlich Umgang gepflogen haben, um sich zu offenbaren.

Man verachte die Verehrer der Fetischen, oder furchtbarer, oder wohlthätiger Thiere nicht; nicht Anbeter der Gestirne, der Quellen und Bäume; nicht das Heidenthum, wenn es guten und bösen Geistern und Gottheiten Opfer darbringt; oder seine Götter in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Leidenschaften und Begierden bekleidet. Es ist dies ein erstes Lallen der Religion im Munde der Unmündigen, wie wir es auch sogar noch in civilisirten Staaten unter denen oft vernehmen, welche sich mit dem Namen der Christen schmücken. Es ist das erste Sehnen und Suchen nach dem Draußen, was im Innern des Geistes waltet und mit dessen Wesen Eins ist.

Mit erweitertem Gebiet der Kenntnisse strahlt das Gotteslicht

der innern Offenbarung heller darüber. Die Götzenbilder fallen. Die Natur selbst wendet die Menschenkinder von der Anbetung ihrer ab. Sie selber lehrt, daß sie nicht das Höchste und Einzige sei. Sie nennt uns eine Macht und Weisheit, welche nicht die ihrige ist, und welche der Menschengeist nicht durch die Formen seines Denkens in sie hineingelegt hat, die er aber, im Bewußtsein eigner Ohnmacht, anerkennt und anstaunt. Jeder neue Blick in die endlosen Fernen des mit Welten bevölkerten Alls, und in die bodenlosen Tiefen der Natur, ihres Wesens und Wirkens, bringt ihm das Gefühl seines eignen niedrigen Standes. Aus ihren wunderbaren Abgründen steigt Weissagung; und der Geist wird in sich Gottes voll; er weiß sich in ihm, ihn in sich; sich „göttlichen Geschlechts" *).

---

115. Urgewißheit von Gott.

Wenn sich der Geist, im Zustande der Halbentwickelung, nicht mit dem Glauben an ein Dasein Gottes genügen läßt; sondern Gewißheit (13.) fordert, und Zweifel erwachsen: so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand (8.) beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl, mit kindischer Befangenheit, sichtbare Wunder und Zeichen. Dem armen Sterblichen kömmt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt; daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen Füßen liegen, und aus den Himmeln von

---

*) Ap. Gesch. 17, 28.

jedem Stern herabsinken; daß jeder seiner Athemzüge Wunder sei. Oder er fordert sogar zu seiner Ueberzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen; die Begränzung der Allgegenwart.

Diesen Kinderwünschen fast ähnlich sind die einseitigen, wenn auch scharfsinnigen, Versuche vieler Schulweisen und doch oft Unweisen, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit der Gottheit und deren Beschaffenheit ergründen und begreifen wollten. Sie verwechselten die Wirkungen mit der Ursach; oder bedachten nicht, daß das Wesende gewußt und gekannt, und dennoch schlechthin an sich unbegreifbar sein müsse (19.), weil es an sich ohne Mannigfaltiges in seiner Einheit beharrt, und das Mannigfaltige nur in seinen Erscheinungen oder Aeußerungen besteht, vermittelst deren es auf uns einwirkt; gleichwie der Menschengeist nur in seinem Gedanklichen ein Mannigfaltiges wird, und nur vermittelst seiner Gedanken auf die Natur oder auf Menschengeister erregend zurückwirkt. Daher gingen die Weltweisen des Alterthums, und selbst der spätern Zeiten, in den verschiedensten Richtungen irre aus einander, und suchten das Unfindbare; oder erfanden, was sie nicht fanden.

So hielten die Einen den sinnlich gewahrbaren Stoff, oder auch wohl eine feinere, dem Schau'n der Sinne entrückte Materie, weil sie das überall Verbreitete ist, für Urquell alles Daseienden; das Bewirkte für das Allwirkende; das Bedingte für das Allbedingende; hinwieder die wunderbare Macht des Belebenden, die Gefühle der Freude und des Schmerzes, die erhabensten Ideen des Geistes, die weisen Ordnungen des ganzen Weltgebäu's, Heiliges und Unheiliges, für Wirkungen und Eigenschaften der Materie, je nach deren verschiedner Zusammensetzung. So war die stoffische

Welt ihr Gott, oder auch der blinde Zufall, welcher nach vieltausendjährigen Bewegungen und Mischungen der Stoffe, diese unabsichtlich in solche Verbindung gerathen ließ, daß sie darin auf immer beharrten. — Diese kindlich-rohe Vorstellung von einer Gott-Welt (des Materialismus) sagte tiefern Denkern nicht zu. Sie unterschieden das in den endlichen Dingen der Welt von dem, sie aus sich, Bewirkenden; die Erscheinungen vom dahinter waltenden Wesen; die Welt, von der sie gebärenden Natur. Sie erhoben diese sich Unbewußte zur Schöpferin des wissenden Geistes; die starre Nothwendigkeit zur Ursach der Geistesfreiheit; zur Geberin eines Gesetzes, welches mit ihrem Wirken nichts gemein hat, und unter ihren gesammten Erscheinungen unerfüllbar steht. Sie machten die Natur zum Gott, der erst im Geiste ein Gewußtes werden kann, und doch nur ein mangelhaft Erkanntes; der sich in seinen Erscheinungen mit unendlicher Weisheit äußert, ohne davon zu wissen und ohne vom Menschengeist ergründet zu werden; zu einem Gott, der zugleich Vollkommenheit und Unvollkommenheit ist. — Diese Lehre (des Naturalismus), wie viel des sich Widerstreitenden sie auch darbieten möge, ist, wie schon gesagt, höchste Erkenntnißstufe eines selbstdenkenden Heidenthums. Um die Widersprüche solcher Ansicht aufzulösen, ist es nur noch ein Schritt zum Glauben an einen einzigen, über Welt, Natur und Geisterthum erhabnen, allwaltenden Gott (zum Deismus).

Ohne die in der Wesensnothwendigkeit unsers Geistes schon, vor allem Denken, vorhandene Urgewißheit eines Urwesens, der auch die ganze Natur entspricht, würde das Menschengeschlecht nie einen Gott im Weltall gesucht haben. Das Urgewisse (6.) aber versteht sich von selbst; kann nicht gedanklich bewiesen werden; bedarf keines Beweises, als sich selbst, und ist die Grundlage, auf welcher der Verstand erst alle andern Beweise baut. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), und

erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal.

Daher sind die Bestrebungen Derer vergeblich gewesen, welche das Dasein Gottes reingedanklich aus einem Hauptgrundsatze, durch Schlüsse und Folgerungen darthun wollten. Denn ihr Hauptgrund, von dem sie ausgingen, war selber nur vom Geist Bewirktes, Gedankliches. Sie bewiesen nicht ein wesendes Dasein, sondern nur Uebereinstimmung ihres Gedankenspiels mit diesem selbst und die formenhafte Richtigkeit desselben.

Andre, die zur vollendeten Gewißheit vom göttlichen Dasein ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen der Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung des Gegenstandes forderten, gelangten zu demselben Ergebniß, wie jene. Weil sie den Gegenstand, dessen Vorhandenheit sie zu beweisen trachten, nicht ur=sachlich wesend, und auch nicht sinnlich gewahrbar schauen konnten, verblieben sie im Spielraum ihrer Gedanklichkeit; fanden sie keine Brücke von dieser zur wesenden Wirklichkeit außer sich (vom Ideellen zum Reellen), und erreichten somit nichts Anderes, als Anerkennung einer unabweisbaren Nothwendigkeit, das Dasein Gottes inner ihrem eignen Gedankenthum für wahr zu halten, wenn auch nicht die wirkliche, wesenhafte Vorhandenheit. Dieser Vernunftglaube ward ein bloßer, unentbehrlicher Nothbehelf ihres Geistes, um in ihm den Zwiespalt des Heiligkeitsgesetzes und dessen Forderungen mit der ungenügenden Erfüllbarkeit derselben im Endlichen, zwischen der Sehnsucht nach Vollkommenheit und dem Unvollkommenen in dieser Welt, zu schlichten. Jene Denker endeten, womit sie hätten beginnen können! Denn die Nothwendigkeit des Gottglaubens war kein Ergebniß ihrer Schlußfolgerungen, sondern diese waren aus jener entsprungen, und konnten nichts bezeugen, als das Vorhandensein ihrer Urquelle (der Urgewißheit) im Wesen des Geistes; die unmittelbare Erfahrung (12.) in sich von Gott;

die Selbstoffenbarung Gottes*) im Geist. Und was würde auch mit jenem Vernunftglauben, oder Selbsttrost der Vernunft, gewonnen, ohne Wissen der Wirklichkeit des Ur's aller Wesen? Es wäre damit wohl ein Schlußstein des gesammten Gedankenwerks gefunden; doch wie mag dies Beruhigung gewähren, wenn dennoch in dem Draußen der Schlußstein des gesammten Wesenthums zweifelhaft bliebe?

Es kann aber in der Welt der Gedanken nichts vorhanden sein, was sich in ihr nicht entweder aus der urgewissen Wesenheit des Geistes, oder durch Erregung vom außer ihm Wesenden, als Vorstellung abspiegelt (8.). Was irgend die edelste oder wildeste Imagination Bewundernswerthes, oder Unnatürliches, zusammengestalten mag: es ist immerdar aus Einzelheiten dessen in einander gefügt, was schon im Gedächtniß aufbehalten lag. So gewinnen wir anderseits Kunde vom Göttlichen, weit über die Natur und ihre Erscheinungen, selbst über den Geist und seine Vorstellungen hinaus. Wie könnten wir den Gedanken des Unendlichen, des Ewigwahren, des Heiligen, in uns hervorbringen, wir, denen in der Welt nur Endlichkeit, Sündhaftigkeit und Täuschung begegnet, wenn das in ihr und von ihr Nie-Erfahrene nicht unmittelbar aus der Urheit und wesenhaften Wirklichkeit unsers Geistes erscheinend würde? Der unwissende Wilde mag durch Furcht oder Bewunderung inmitten der Naturwirkungen zur Ahnung höherer Mächte, der entfaltetere Geist des Denkers durch das Wunderreich der Außendinge zur hellern Erkenntniß des Göttlichen geführt worden sein. Aber die Menschheit konnte nicht finden, was nicht schon, vor aller Furcht und Bewunderung, und nicht schon vor allen Gedanken in ihrem Geisteswesen, vorhanden

---

*) Röm. 1, 19. 20.

war. Man findet nicht das Nichtvorhandne, und weiß nicht das Nichtgekannte.

---

116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unsers Geistes offenbart, er das All, und Eine in Allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; Keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Von den Urhebern der frühesten und der jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt vorausgesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Alterthums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volks von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnißärmern Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten, für allzusinnliche Zeitgenossen, die Ideen vom Uebersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten darum das Unsichtbare, in Sichtbares, ein; hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste; unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was, in jeder sich klar gewordenen Vernunft, eine selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, fordern sie Glauben, sondern für das Erlernte, und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden; gleich wie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, nothwendig Glauben an der Aeltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet sein mochte, dennoch das Ueberirdische reinsinnlich, und ihre Götter, in menschlicher Gestalt, dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehova, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit wel-

chem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden, so mit Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reifern Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden, oder doch nicht das Höchste zu sein schienen. Ueber ihren Göttern sahn Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Nicht daß ein höheres Wesen über der Welt walte, sondern was, und wie beschaffen dies Wesen sei, hat von jeher die Gedanken der Menschheit beschäftigt; und beschäftigt heut noch die Schulen der Theologen und Philosophen vieler Länder. Vergebliches Bemühn! Selbst der Menschengeist erkennt nicht die Beschaffenheit seines eigenen Wesens, sondern nur das Vorhandensein desselben durch Kenntniß (4.) seiner Aeußerungen. Ueber Beschaffenheit des Gotteswesens vernünfteln wollen, ist eitles Trachten. Wie mögen wir es ergründen, die wir uns in unsrer eignen Urheitlichkeit nicht ergründen können? Wir, die selbst in der Reihe der Wesen noch so tief stehn!

Wohl spricht man von den Eigenschaften unsers Geistes; eben so von Eigenschaften der Seele, des Lebens, der Materie, der bewegenden Kräfte des Lichts, der Wärme, Elektrizität u. s. w. Diese belehren uns aber nicht von der Insichbeschaffenheit des Wesenden, sondern nur von dessen Wirkungen, oder seinem Anderssein für uns; und da wir, in den Erscheinungen aus dem Wesen, Abspiegelungen desselben erkennen, bilden wir, durch Uebertragung, daraus Eigenschaften, d. i. besondere Wirksamkeitsweisen des uns, an sich unbekannten, Wesenden. So spricht man auch von den Eigenschaften Gottes, dessen Wirken wir, in der Natur, im Schicksal und im eigenen Geiste wahrnehmen. Aber wie wenig kennen wir von der Natur, die doch nur der tiefste Saum vom Gewande des Allerhöchsten ist! Wie wenig von ihrem

Walten und Wirken auf tausend fernen Weltkörpern, wo es ein ganz anderes, als auf dem von uns bewohnten kleinen Nebenstern einer Sonne ist.

Doch wie gering auch unser Wissen noch ist, ja, wie sehr wir uns auch noch irren können, indem wir das Vollendete in Natur und Geist zum Maßstabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen, und was wir in jenen bewundern, als Zeugnisse seiner Eigenschaften nehmen: können wir denn anders, als nach dem Abglanz seiner Herrlichkeit uns, auf menschlich-kindliche Weise, ein Bild vom ewigen Allvater entwerfen? Nicht die Urgewißheit von seinem Dasein, sondern die Vorstellung seines Wesens, ist ein Vernunftglaube, dessen Nothwendigkeit gebieterisch aus dem Gesetzthum unsrer Erkenntniß und aus der Stellung unsers Geistes im All der Wesen hervortritt.

So bietet die unbegränzte Natur, sie die allgegenwärtige Sachlichkeit dessen, was den Sinnen gewahrbar ist, die Idee der Allgegenwart Gottes; sie, in allen belebten und unbelebten Gebilden ihre unendliche Einheit ausprägend, bietet uns die Vorstellung vom lebendigen und all-einigen Gott. Unser Anstaunen ihrer unwiderstehlichen Macht, ihrer Geheimnisse und Wunder lehrt uns von seiner Allmacht, seiner Allweisheit. Ihr Beseelendes und Beseligendes spricht uns von seiner Allseligkeit. — Eben so nehmen wir aus der Herrlichkeit unsers Geistes das, wovon keine sinnliche Erfahrung Kunde gibt, und was in denselben aus Gott hereinstrahlt, die Ideen des Unendlichen, Wahren und Heiligen, und eignen es ihm wieder zu. Darum nennen wir ihn das Unbedingte (Absolute), in welchem alle Artungen des Wesens und Seins bedingt sind; darum ihn den Schöpfer; das Weltall seine Schöpfung; ihn, den Ewigen, über Räume und Zeiten Erhabnen, den Allgütigen, den Allerheiligsten.

Wenn der kenntnißdürftige, mehr nachglaubende, als selbst-

denkende Großtheil der Sterblichen sich seine Gottheit noch zu menschenartig vorbildet; sie sogar des Zorns oder der Rache fähig hält; und den Widerspruch in einer Vorstellung nicht wahrnimmt, nach welcher Gottes Allbarmherzigkeit mit ewiger Strafe und Höllenqual des Sünders vereinbar sein soll: nein, lächeln wir nicht darüber, stolz auf unser vermeintes Besserwissen. Auch die Weisesten unter den Weisen bilden sich die Gottheit noch zu menschenartig vor, und bemerken nicht Widersprüche, welche entspringen, indem sie in Gott Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, aber ins Unendliche ausgedehnte, vereinigen. Sie sprechen auch wohl von einem „Willen Gottes“, als könnte im Allerheiligsten noch, wie im Menschen, ein So- oder Anders-Beschließen, ein Wählen zwischen Besserm und Schlechterm stattfinden; oder von ihm, dem „höchsten Vernunftwesen“ und dessen „Gedanken“, als wenn das Ur des Alls nicht ein Anderes, weit über alle Vernunft erhabnes Wissen sein möge; oder sie schaffen Gott zu einem ewig in Natur, Welt und Geistern, in starrer Nothwendigkeit waltenden, sich selber dunkeln, Fatum oder Schicksal; Andre wieder anders. — Kein Wort mehr über jene Vorstellungsweisen von Beschaffenheit des göttlichen Wesens. Ich könnte Mandeville's Fabel von Bienen wiederholen, welche noch keinen Menschen gesehn hatten, und, um sich seine Erhabenheit vorzustellen, ihm ihre Formen und Eigenschaften, als ins Endlose vergrößert, beilegten, woraus freilich noch immer kein Mensch, sondern nur eine ungeheure Biene ward; oder könnte wohl mit Paulus, dem Apostel, sagen: „Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt, gleich dem vergänglichen Menschen*);“ und „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Thoren geworden.“

---

*) Röm. 1, 23.

Unter allen Lehrern der Menschheit, vom Anbeginn derselben bis heut' kenn' ich nur Einen, der, menschlicher Weise, von Dingen und dem Verhältniß der Geister zum Allerhöchsten, am würdigsten gelehrt hat. Es ist der, welcher die Selbstoffenbarung der Gottheit in uns, durch seines Geistes Licht, von den Nebeln der Irrthümer reinigte, wie Keiner vor ihm und nach ihm. Es ist Jesus Christus.

---

117. Christus.

Es sei mir erlaubt, von ihm zu reden, wenn auch nicht ganz auf die unter Schriftgelehrten der vielerlei Kirchen und Glaubenssekten übliche Weise. In Aufschließung meines innersten Seins, darf ich die eigne Ansicht der außerordentlichsten Erscheinung nicht verschweigen, welche, seit dem geschichtlichen Wissen der Menschheit, je im Geisterreich hervorgegangen ist. Nicht von seiner Person will ich reden; sondern von seiner Lehre. Er selber sprach über seine Persönlichkeit wenig; und dann nur auf bildliche Weise, um sein Erscheinen, und den Zweck desselben, mit den bisherigen Ansichten des jüdischen Volks jener Tage, und mit den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen seit Moses, in Einklang zu bringen, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen*). Mehr, als er selber, sprachen seine Jünger und die Erzähler seines Lebens (die Evangelisten), von seiner Person; Alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Aeußerungen aufgefaßt, oder dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angemessen gemacht hatten; alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesand-

---

*) Matth. 5, 17.

ten, seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr, als die Jünger, wußten die spätern Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Worte der Apostel, über die Persönlichkeit Christi, über die verschiednen Naturen in derselben, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst, zu sagen. Das Christenthum Christi selbst ward, in den Streitfragen über Christi Person, nur zu oft Nebensache; hinwieder ein menschliches Christenthum, aus Dogmen und Symbolen vieler Kirchen und Sekten hervorgebildet, Hauptsache. Wäre dieses aber die Hauptsache gewesen: so würde dem, der Jesum gesandt hatte, wahrlich es ein Leichtes gewesen sein, alle Irrthümer, abweichende Auslegungen und Zweifel der Nachwelt unmöglich zu machen.

Abgesehn von Allem, was das Priesterthum verflossener Zeiten und gegenwärtiger, über die in Sagen- und Bildersprache des Orients gehüllte Geschichte der Person Jesu mündlich und schriftlich gelehrt und geträumt hat; abgesehn von Allem, worüber Weise und Unweise, welche sich seit dem ersten bis zum neunzehnten Jahrhundert jemals mit Christi Namen schmückten, in mancherlei Behauptungen und Widerlegungen, in gegenseitigen Verketzerungen und Verfolgungen, christuswidrig, auseinander gefallen sind: bleibt immer, selbst für Juden und Heiden, selbst für den philosophischen Zweifler Eins noch, des höchstens Erstaunens würdig. Ich würde dies Eine, wiewohl es vor Augen liegt, unbegreiflich nennen, falls ich darin nicht „den Finger Gottes“ sähe, das heißt, ein wunderweises Lenken und Ordnen des Schicksals im Geisterthum, wie ich es schon im Weben und Wirken der Natur erkenne. Wenn Zeichen und Wunder, vor Alters, unter wundersüchtigen und wundergläubigen Barbaren verrichtet, den spätern Jahrtausenden nicht mehr als Urkunden einer göttlichen Sendung, genügen können: so werden Wunder andrer Art, die wir erst in unsrer Zeit verstehen und die nicht geringer sind, als die, welche wir in

Schöpfungen der Natur anstaunen, voll unerschütterlicher Gültigkeit und Kraft verbleiben müssen.

Es hat Sokrates, Plato und Zeno, alle erleuchtete, tugendhafte Weisen, die wir immer noch mit Ehrfurcht nennen, gelebt und gelehrt, bevor Christus kam. Wir kennen ihre Ideen, und bewundernswürdigen Vernunftträume von göttlichen Dingen. Sie waren Glanzpunkte im Geisterreich ihrer Zeitalter. Sie sind es nicht mehr für das heutige, in welchem wir, von höhern Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntniß, ihre Fehlschüsse nachweisen. Wer weist heut aber, in der Lehre Christi von göttlichen Dingen Irrthümer und Fehlschüsse nach, wenn dieselben nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind?

Aber jene Weisen des Alterthums, aber Moses, Zoroaster, Confutse und andre Propheten und Lehrer der Vorwelt, erscheinen dem Beobachter, im Sein der Zeiten, jeder wie ein Johannes der Täufer, nur als Vorgänger Christi, die ihm den Weg bereiteten. Was sie lehrten, war das Höchste für ihre Schule, ihr Zeitalter, ihre Nation. Religiöses Sein ist das wirkliche Geistes-Leben der Völker, welches deren Wandeln und Handeln mächtiger regelt, als das bürgerliche Gesetz. — Nach jenen Vorarbeitern kam Jesus Christus, und ward das Licht, nicht seines Zeitalters, sondern aller Zeitalter; nicht seines Volkes, sondern der Menschheit. Er ist der Vorläufer keines Weisern geworden. Und wenn noch heut Zwiespalt herrscht, trägt nicht seine von ihm verkündete Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christenthümer, sondern nur ein einziges Christenthum; und dieses ist die wahre Weltreligion; und dies ist sie, weil göttlichen Ursprungs; und sie ist dies, weil geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister.

Durch Jesus erst ward die Selbstoffenbarung Gottes, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtsein erhoben; durch ihn das Verhältniß unsers Wesens zum höchsten Wesen, durch ihn das Gebot der Geistesfreiheit und Selbstheiligung von Irrungen des blöden Verstandes, von Schnörkeln der Schulsysteme, von Sophismen irdischer Selbstsucht geläutert; durch ihn der Blick in das Ewige beseligend. Und was von diesem Allen in der Vorwelt nur stückweis, mangelhaft, oder mehr oder minder fantastisch und verworren, in Mysterien der Priester, in Schulen der Weltweisen, nur einzelnen Nationen, einzelnen Auserwählten, mitgetheilt worden war: das ward, durch ihn, was es sein sollte, Gemeingut des menschlichen Geschlechts. Er aber gewährte es in einer Vollendung, wie es die scharfsinnigsten Denker, vor und nach ihm, nicht vollendeter gewährt haben und gewähren konnten; und zugleich in einer Einfalt und Klarheit, daß selbst Unmündige und Wilde die ewigen und höchsten Wahrheiten, wie er sie, losgeschält von Kirchlichkeiten und Nationalitäten, gab, nicht bloß als Erlerntes, glaubten, sondern mit Ueberzeugung begriffen. Sein Wort war kein Räthsel für die menschliche Vernunft, sondern eben das, was sie in sich selber befriedigte; war die einzig mögliche Lösung des dunkeln Welträthsels für sie. Ein trübes Wissen und Ahnen vom Göttlichen ward, durch ihn, zum Wort.

Dies Wort der frohen Botschaft, seine Lehre, war nicht seine Lehre und Offenbarung, sondern, wie er selbst sagte*), Gottes in ihm; und war, wie er selbst sagte, eine Wahrheit, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt**), und ihn von den Fesseln des Thierthums frei

*) Joh. 7, 16. 17.

**) Röm. 2, 14. 15.

macht[1]). Und weil eine Selbstoffenbarung des höchsten Wesens in den Geistern allein eine Ur-Wahrheit ist; alles Andre nur menschlich Ersonnenes und Beigefügtes: so mahnte er, uns in ihr zu heiligen; dem Vollendeten und Vollkommnen nachzustreben, wie Gott auch das Allvollkommne ist[2]). Darum konnte schon einer der ersten Christusjünger rufen: „In allerlei Volk, welcher Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm[3])!" Die Hauptsumme der von Christo entschleierten Gottesoffenbarung ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist[4]). (Auch in den Halbwilden von Amerika's Urwäldern, wohin nie der Name Christi erscholl, spricht sich innere Offenbarung durch Verehrung des „großen Geistes" aus.) Er ist der Vater des Wesenalls[5]); in ihm leben und weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind[6]), und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden[7]). Das höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über Alles, den Nächsten als dich selbst; oder, was du willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

So stellte Christus, menschlicher Weise zu reden, die gesammte Menschheit, als eine große Gottesfamilie, dar; unter sich Brüder und Schwestern; zum Allvater, als Kinder desselben. Er

---

1) Joh. 8, 32.

2) Matth. 5, 48.

3) Ap. Gesch. 10, 35.

4) Joh. 4, 24.

5) Matth. 6, 9.

6) Joh. 14, 2.

7) Gal. 6, 8. 9.

nannte nicht seine eigne Mutter, nicht seine leiblichen Brüder nur, die ihm Verwandtesten, sondern sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter*). Wie er den Allvater seinen Vater, so nannte auch er sich hinwieder einen Sohn Gottes, wie auch alle Menschen „Söhne Gottes"**) (ὑιὸι του Θεου). Und wie er sich einen Gottessohn nannte, so auch einen Menschensohn, der nicht göttliche Anbetung und Dienst forderte***), wohl aber, daß man in ihm und seinem Wort den Vater ehre, der ihn gesandt hatte†). Wiewohl jeder Sterbliche, welcher zur Erleuchtung der Miterschaffnen, sei es in weitern oder engern Kreisen wirkt, ein Werkzeug des Allerhöchsten, ein von demselben in die Welt Gesandter genannt werden kann, ist Christus dieses doch im herrlichsten Sinn des Wortes. Seine Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste Göttliches wohnt, in ihm eine Fülle des Göttlichen war. Und wem diese Urkunde der göttlichen Sendung nicht genügt, der findet sie in den Wundern der Weltgeschichte, in der weltordnenden Gewalt über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts.

Denn Christus erschien, zum Welterlöser aus den Banden der Geistesfinsterniß und Verthierung, „als die Zeit erfüllet war"; da sein Wort Wurzel schlagen und das Senfkorn des Evangeliums zum weltbeschattenden Baum aufwachsen konnte; nicht früher, nicht später! Er erschien, als viele Propheten und Weisen der Völker schon ihm den Weg bereitet hatten; als in einem großen

*) Matth. 12, 50.

**) Röm. 8, 14—16. Matth. 5, 45.

***) Matth. 20, 28.

†) Joh. 5, 23.

Theil der Erdbewohner schon, unter tausendjährigen Erfahrungen, der Verstand zu höherer Selbstthätigkeit gestärkt worden war; als durch Centralisation der Staatsverwaltung von vielen Ländern dreier Welttheile, die alten Verhältnisse derselben erschüttert und alle dem Scepter eines einzigen Gebieters untergeordnet lagen. Er erschien, als das römische Weltreich (niemandem ahnte es damals noch) bald unter seiner eignen Last, und das Heidenthum bald unter seinen eignen Zweifeln, zusammenbrechen sollte; als die Legionen der Cäsaren, im Umtausch ihrer Standorte, vom Tajo zum Euphrat, vom Nil zur Themse wanderten und, überall andern Göttern begegnend, an den eignen irre werden mußten. Wäre Christus früher in die Welt getreten, würde sein Wort auf den Kreis einer vereinzelten Nation beschränkt geblieben sein, wie einst das mosaische Wort; nun sprach Christus zu einem unermeßlichen Weltreich.

Und er erschien inmitten eines kleinen asiatischen Volks, jedoch eines solchen, in welchem Moses schon die Idee der All- und Einheit Gottes geweckt hatte. Hier, wie nirgends noch, war das Erdreich zum Empfang des auszustreuenden Samens vorbereitet. Das Erscheinen Christi in der rechten Zeit, am rechten Ort, um mächtig in den Entwicklungsgang der Menschheit einzuwirken, war, wie jedes Geborenwerden eines Sterblichen, nicht sein Werk, sondern das einer höhern Hand. Nennt Ihr es Zufall? — so ist abermals Zufall Euer Gott. Aber der Bau der Feldblume, wie des ganzen Erdballs und der endlosen Weltenfamilie des Himmels, die Verkettung Eurer Lebensereignisse, wie der Völkerschicksale, verkünden ein stilles Werden und Ordnen nach einem Gesetz, welches weit über alles menschliche Ergründen hinaus liegt.

Christus erschien; lebte wenig beachtet; war kein Hochgestellter seines Volks; suchte nicht Umgang mit Großen und Reichen, sondern da, wo gewöhnlich Sittenreinheit und Unverdorbenheit des

Gemüths am meisten gefunden wird, in den Mittelklassen des Volks. Hier, im heiligen Wandel, lehrte er Heiligendes; verbreitete er Licht über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, wie Keiner vor ihm; war fast noch Jüngling, kaum noch in sein Mannesalter eingetreten; und, mißverstanden von Vielen der Zeitgenossen, oft selbst von seinen Blutsfreunden und Schülern*), besonders aber von Priestern, Weltgelehrten und Staatshäuptern. Durch diese ward er, drei Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten, zum Tode geschleppt. Er war nicht der Erste, welcher die Wahrheit seiner Ueberzeugungen, die Tugenden seines Lebens, mit eignem Blute besiegeln mußte; aber der Erste, bei dessen Tode der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Geisterthums zerriß, daß das Allverhüllte unverhüllt und offen vor den Augen aller Sterblichen dalag. Da erblickten sie Gott in seiner Herrlichkeit, als ihren und aller Wesen Vater; da sich selbst, als seine Kinder; da vor sich die Ewigkeit aufgethan, als ihr Vaterhaus, und die Liebe, als den Himmelsweg dahin.

Unter Allen, die je auf Erden vom Weibe geboren worden sind, hat keiner, wie Christus, so außerordentlichen Verwandlungen der Menschheit, und dadurch so ungeheuern Umwälzungen der Reiche, der Sitten, der Gesetzgebungen, der Wissenschaften, den Ursprung gegeben. Wie gar nichtig und flüchtig sind die Thaten und Stiftungen aller Pharaonen, Cäsaren und Chane geblieben, in alter und neuer Zeit, mit ihrem blutigen Schwert und ihrem verblendenden Golde! Jesu That war das Wort! Es fiel erschütternd in den Ozean der Zeiten, und die Erschütterung pflanzte sich fort in immer mächtigern Wellenschlägen, in immer ausgedehntern Kreisen; von einem Jahrtausend zum andern, und noch heut immerdar durch alle Welttheile künftigen Jahrtausenden entgegen.

---

*) Joh. 36. Matth. 20, 20—28.

Anfangs trugen nur wenige Jünger das Jesuswort durch die damals bekanntern Gegenden Asiens, Europa's, Afrika's. Jeder gab es, wie er es von dem göttlichen Meister empfangen, und sprach von ihm nach Maß eigner Begeisterung, Ansicht, Bildung und Gemüthsweise; oder mit Rücksicht auf Uebungen, Denkarten Vorurtheile der verschiednen Nationen. Sie mußten Allen Allerlei werden, um Viele zu gewinnen*). Die bildliche Sprache des Orients, der jüdische Aberglaube, oder die mosaische Offenbarung und deren rabbinische Auslegung wäre dem Römer, dem wissenschaftlich gebildeten Griechen Fremdes gewesen. So entstanden eben dadurch, unter den ersten Christen schon, unvermeidliche Mißverständnisse und abweichende Vorstellungsarten über die Persönlichkeit des Urhebers der Weltreligion. Der Eine sprach: Ich bin Paulisch; der Andre: ich bin Apollisch; der Dritte: ich bin Kephisch; der Vierte: ich bin Christisch!**) Und die Spaltungen dauerten fort. Spricht man doch heut auch noch: Ich bin Griechisch; ich bin Römisch-katholisch; ich bin Lutherisch; ich bin Reformirt, oder Pietist, Methodist, Mennonit u. s. w. Aber das Licht der göttlichen Urwahrheit, wie es Jesus ins Reich der Geister gebracht, leuchtete im Innern aller Hüllen, Sekten und Kirchen, mit denen es menschlicher Witz, oder menschliche Unwissenheit, umgab. Es leuchete, wohin es, selbst von einzelnen Kriegern, welche den römischen Adlern folgten, getragen worden war, vom Jordan bis zu den Pyrenäen und zum Indus; von Aegypten bis ins schottische Gebirg.

Dann erst, als die Funken überall still glommen, riß ein Sturm der Verhängnisse Völkerhorden aus uralten dunkeln Wohnsitzen und schleuderte sie, wie Spreu, durch einander; und die

*) 1. Kor. 9, 20—22.

**) 1. Kor. 1, 12.

Funken wurden zu lodernden Flammen, auf daß Alles in Erkenntniß des alleinigen Gottes entbrenne. Siegende und besiegte Legionen, begeisterte Jesusjünger und wandernde Barbarenstämme, alle von einer unsichtbaren Macht des Schicksals getrieben, wurden zu Werkzeugen des Jesuswortes. Selbst Stifter andrer Religionen, von Mahomed in Arabien bis Nanek unter den Shiks, kamen nur, dem Geiste der Christusreligion, durch die Wildnisse Asiens und Afrika's, den Weg zu ebnen, indem sie, wie früher Moses bei seinem Volke, die Götzen des Heidenthums von den Altären stießen, und die zwar noch blöden, aber doch schon gereiftern Geister zum unsichtbaren, alleinigen Gott hinaufwiesen.

Der Weltsturm legte sich. Zertrümmert lag das römische Weltreich. Nichts vom ehmaligen Zustand europäischer Verhältnisse war geblieben, als das Christenthum. Seit dem Tage auf Golgatha hatte eine ganz neue Geschichte der Erdbewohner begonnen. Aus den Strömungen und chaotischen Mengungen der Völker, in welchen Jerusalem, Theben, Athen und Rom versunken lagen, schien, wie aus dem Schlamm einer langsam verlaufnen Sündflut, eine neue Menschheit hervorgestiegen. Wohl sah man, durch allgemeine Barbarei, die ehmalige vielgefeierte, heidnische Civilisation überwältigt; aber sich bald auch die rohe Tugend der Barbaren mit der Sittenanmuth der Ueberwundnen schmücken. Wohl sah man den einfachen Adel des Urchristenthums, mit Lappen griechischer Schulgelahrtheit morgenländischer Fantasien, mit Ueberbleibseln des Judenthums, wie des heidnischen Götzenthums, entstellt; aber auch in den Völkern eine höhere Inbrunst für das Göttliche und Ewige entzündet. Nicht bloß der gemäßigtere Himmelsstrich Europa's führte ein schnelleres Abstreifen der Wildheit und Barbarei herbei; mehr noch das Himmelslicht der Christuslehre brachte ein geistigeres Leben. Die Verkünder desselben retteten in Kirchen, Klöstern und Schulen, die in Schrift bewahrte Erfahrung

und Weisheit der Vorzeiten. Wärme und Licht des Göttlichen im Evangelium machte die Kette der Leibeigenschaft, die Eisenscepter der Tyrannen, die Bande todten Kirchenglaubens verwittern; die Nebel des ererbten Aberglaubens nach und nach auseinanderfließen.

Und abermals „war die Zeit erfüllt", zu einem neuen Weltalter reif. Es sprengte die Kraft des Schießpulvers jetzt die Felsenburgen zwingherrlichen Ritterthums und verrückte die erschütterten Schranken erblicher Stände und Kasten. Es lüftete ein kühner Schiffer den Vorhang von unbekannten Weltgegenden, und knüpfte, rings um den Erdball, Verband und Verkehr zwischen Nationen, die von ihrer gegenseitigen Vorhandenheit, seit Jahrtausenden, nicht gewußt hatten. Das Jesuswort scholl über die Meere hinaus in die Wildnisse Amerika's und Australiens. Nun schüttete Guttenberg's Werkzeug die Schätze des Gotteswortes und des Alterthums in die Tiefen des Volks, und ward ein Sprachrohr der Geister zu Geistern, wie zu denen, die nach Jahrhunderten noch kommen sollen. Nun erst strömte der Geistesreichthum, welchen Christus gegeben, in das Leben andrer Welttheile über. In Europa selber, dem bisherigen Herde des ewigen Lichtes, hatten schon einzelne Glaubenshelden, die Tennen der Kirche, nach dem Bedürfniß ihrer Tage, gefegt, und Anfang gemacht, die Spreu des Juden- und Heidenthums vom fruchtbringenden Kern zu scheiden.

Und der Staub und Moder der verwesten Vorwelt fällt noch mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ab von den Völkern und ihren Thronen, ihren Gesetzbüchern, Kriegspanieren, Altären und Richterstühlen. Das ist der Zauber des Evangeliums! Schon sehn wir, inmitten der civilisirten Barbarei, allerorts der sittlichgroßen, hochmenschlichen Wesen, d. i. der reinen Jesusjünger viele. Diese Entwilderung der Menschheit, diese Civili-

sation, wer mag der Weltgeschichte widersprechen? ist das Werk des Christenthums! Vom Christenthum aus, weht im Verkehr der Nationen, in Befreundung der Civilisirten mit Barbaren, nun schon ein heiligender Sinn durch Glauben und Sitte selbst der Bekenner des Korans; wie des mosaischen Gesetzes, der Veda's, wie der Zendavesta. Die Religion Jesu, diese enthüllte Selbstoffenbarung Gottes, durchdringt und verklärt langsam, aber unwiderstehlich, immer mehr die andern Religionen. Sie wird derselben innerstes Leben, trotz Beibehaltung von deren äußerer, verwitternder Rinde der Bräuche und Meinungen in Tempeln, Pagoden, Synagogen und Moscheen. Sie wird deren innerstes Leben, weil das Göttliche und Heilige das innerste Leben aller Geister ist.

So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der es säete. Wäre mir zum Beweis der göttlichen Sendung Christi, oder der Wahrheit seiner Lehre, ein Wunder vonnöthen: hier ständ' es vor mir in der Schicksalsgeschichte der Menschheit. Und dies Schicksal ist Wirken des ewigen Weltordners in der Verflechtung der Ereignisse, in der Verspinnung von Ursachen und Wirkungen, in höchsten, wie tiefsten Sphären des Wesen-Alls.

Hier könnt' ich meine Ansicht des göttlichen Alls schließen, denn mir fehlen für das, was ich noch andeuten möchte, Zeichen und Worte. Vielleicht hätt' ich früher schweigen sollen, um der Verdammungsucht von Kirchengläubigen und Schulweisen zu entgehn. Mögen sie aber mir verzeihn, wie ich während des Erdelebens auch meinen Gegnern jederzeit verziehn habe. Ich folge dem Strahl der Selbstoffenbarung des Göttlichen in mir; er spiegelt sich anders in andern Geistern, wie die Sonne sich anders im kleinen Thautropfen des Halmes, und im weit-erglänzenden See

spiegelt. Religion und Philosophie aber sind, ich wiederhol' es, ein untrennbares, himmlisches Geschwister, was immerhin die unter sich hadernden System- und Glaubens-Künstler sagen mögen. Was wider die Vernunft streitet, streitet wider das Gottesgesetz in den Geistern. Was über die Gränzen der Vernunft, weil über die Gränzen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung (12.) hinausgeht, doch ohne Widerspruch des Vernunftgesetzes, wird Ahnung und Glauben. Wer aber der Vernunft in Glaubenssachen ihr Recht versagt, verdächtigt bei vernünftigen Wesen den eignen Glauben.

Und so wag' ich's, wenn auch nur unvollkommen und bildlich, aber folgerecht mit allem Frühergesagten, nach meine Ansichten vom sogenannten Gericht Gottes über die Geisterwelt, und von der sogenannten Persönlichkeit Gottes auszusprechen.

---

118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht.

Ja, es besteht eine göttliche Leitung der Verhängnisse, eine heilige Weltordnung, welche, im Natur- und Geisterreiche, fortschreitend zum Vollkommnern drängt. Deß ist Jedermann täglicher Zeuge. Er ist's, beim Rückblick auf vergangne Tage seines eignen Lebens, und auf vergangne Jahrtausende unsers Geschlechts.

Eine bedeutungslos scheinende Begebenheit, eine Umstimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt mit unberechenbaren Erfolgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln; die schlauesten Pläne zerreißen; Heere vernichten; Staaten umwälzen; Welttheile umgestalten. Niemand sieht sie vorher; niemand hat Macht, sie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft sie aus dem Gewühl allseitiger Bewegungen herbei. Sie kommen und quellen aus dem dunkeln

Schoos der Umstände, gegen ihn an. Er nennt sie Schickungen des Verhängnisses, Zufälle, Schicksale, blindes Fatum, oder aber Walten einer göttlichen Vorsehung; und unterwirft sich ihrer Nothwendigkeit. Denn die Nothwendigkeit ist das eherne Gesetz des Schicksals, weil das Gesetz der Natur (81.), in der Gesammtheit ihrer Bewegungen; das Gesetz, nach welchem sie, in sich selbst ändernd (53.), ihre Erregungen durch das Reich aller Einzelwesen, vom Verwandten zum Verwandten (77), ewiglich fortpflanzt. Daher, was heut im Innern des Erdballs und auf seiner Oberfläche geschieht: Erdbeben, wie Pestilenzen, Veränderungen der Klimate, wie der Völkerzustände, Familienbegebenheiten, wie Begegnisse des Einzelnen, sind, in der Verflechtung der Ursachen und Wirkungen, ein Nachgebornes aus der Geschichte des ersten Tages, an welchem der Erdball menschlich bewohnbar geworden ist.

Auch der Menschengeist, der Verwandte der Natur (80.), empfängt die Einwirkungen derselben. Sie setzen seiner Thätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt sich die Umstände und deren Wechsel nicht selber; er kann sie nur benutzen. Er nennt sie glückliche und unglückliche, gute und böse. Sie sind es an sich selbst aber nicht; der Mensch macht sie sich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch Tugendlichkeit oder Sündlichkeit. Die Natur ist sündenlos (84.); also auch die Verstrickung ihrer Thaten und Werke, das Schicksal. — Hinwieder wirkt auch der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunkeln Schoos der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Aenderungen und Ereignissen, ins Unendliche fort. Da liegen sie außer seinem Gesichtskreis; außer dem Gebiet und Gesetz seines Willens; im Gebiet der Naturnothwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der von seiner Hand geschleuderte Stein,

gehören ihm nicht mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheim gefallen, die nach eignem Gesetzthum verfügt. Im gehört allein die Wahl der Handlung, die in ihr gewaltete Absicht an; die gute oder böse; vernunftgemäße, oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten; das Uebel, welches er stiften möchte, segenvoll nachwirken. Doch ihm gebührt weder der Ruhm von diesem, noch der Vorwurf von jenem. Darum ist des Menschen Urtheil trüglich, der nur die That sieht; darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher!

Hat der Geist des Sterblichen keine Gewalt über das Schicksal, so ist auch er hinwieder dem Gebot desselben nicht unterthan. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren; aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eignen Gesetzthum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichthum und andre Scheingüter des Lebens nicht, als Wesentliches des irdischen Daseins, über Alles liebt, sondern Selbstheiligung, durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, steht über jedem Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben; aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmuth des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen, als das Band zwischen sich und dem Göttlichen.

Nur der menschliche Leib, dies Eigenthum und Werk der Natur, bleibt, mit Allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse. Der Geist soll es nicht sein! Wir leben wohl in der Natur, aber nicht für sie: sondern für höhere Sphären der Geister und für das Göttliche in denselben. Wer für die Natur lebt, ist, wie jedes beseelte Thier, ihr Knecht. Wir leben nicht für uns allein, sondern für Andre unsers Wesens. Wir sterben nicht allein unsrer willen, sondern auch Andrer

willen, zu deren Besten und Geistesheile. Alles lebt, alles stirbt für einander zum gegenseitigen Wohl. Denn in der Natur, wie in der Geisterwelt, und beide umfaßt das heilige Gottesreich, steht nichts vereinzelt für sich; geschieht nichts, ohne Zusammenhang mit Allem; und treibt Alles und reift Alles zum Vollkommnern empor (108.). Was wir Schicksal nennen, ist Offenbarung der göttlichen (moralischen) Weltordnung, — Gottes Finger!

Weil unsre Geburt, wie unser Tod, beides von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, nicht bloß unsre eigne Persönlichkeit allein berührt, sondern auch für Andrer Bestes stattfindet: warum klagen wir mit unsern Thränen, wenn wir auch Gott nicht nennen, doch sein Walten im Schicksal an, falls ein Vater, eine Mutter inmitten unerzogner Kinder stirbt? oder ein Liebling in der Blüte schöner Hoffnungen? oder ein Bösewicht in seiner ganzen Sündigkeit? oder ein Säugling, ein Kind, welches kaum das erste Licht erblickt hat? Sie Alle traten in die Welt und schieden aus ihr, nicht nur und ausschließlich ihrer selbst wegen, sondern auch für Andre. Der Augenblick der Geburt, wie des Todes, ist leise Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All; Uebergang des ewig Wesenden in ein anderes Sein (52.). Du fragst: Wozu ist der Mensch hier gewesen, der während, oder bald nach seiner Geburt stirbt? Er erschien und verschwand, nicht seinetwillen einzig, sondern auch einwirkend in Geistesgang und Loos Andrer; er hat seine Bestimmung im Allerheiligsten Gottes erfüllt. Du fragst, wenn unter einstürzenden Bergen, unter versinkenden Inseln, oder Schiffen, unter Gifthauch länderverödender Seuchen, Tausende hinweggerafft werden: Warum sind sie gleichzeitig, unter dem unbarmherzigen Streich ihres Verhängnisses gefallen, gleich den Halmen des Grases unter der Sichel des Schnitters; ohne Unterschied; der Säugling, wie der Greis;

der Schuldlose, wie der Schuldbeladene? — Allerdings steht der irdische Leib nicht höher, als der Lebensbau des Grashalms; beide sind Erzeugnisse der Natur; und was in beiden webete, ist, weil unvernichtbar an sich, noch immer und ewig unvernichtbar (52.). Aendern und Wechseln des Endlichen im Unendlichen, ist weder Thatsache der Barmherzigkeit, noch Unbarmherzigkeit; so wenig das bloße Aendern und Wechseln des Gedanklichen im Geiste, Thatsache seiner Barmherzigkeit, oder Unbarmherzigkeit ist; und der Tod des Menschen so wenig, wie seine Geburt, eine Belohnung, oder eine Strafe ist.

Lohn und Strafe sind Begriffe, welche wir nach Wirkungen der Natur schufen; nach Wirkungen, die nothwendig auf unsre ihr gemäßen, oder ungemäßen, Handlungen folgen. So wird Süßigkeit der Ruhe nach vorhergegangnen Arbeiten erst recht erquickend; aber Genuß unverdaulicher Nahrung erzeugt Unwohlsein. Reinlichkeit belohnt, Unreinlichkeit bestraft sich selbst. Die angenehme Wirkung, gleichsam der Lohn, oder Dank der Natur, ist nur Reizmittel, ihrem Gesetz gemäß zu handeln; ihr schmerzliches Einwirken, ihre Strafe, nur ein Reizmittel, ihr Gesetz künftig nicht zu verletzen. Selbst die Naturstrafen bezielen Besserung (85.). Thiere belohnen und bestrafen einander nicht. Sie kennen nur instinktmäßige Liebe und Nothwehr und Rache. Der Menschengeist versteht aber das Heilige und Heiligende in der Naturordnung, welches mit seinem Innersten übereinstimmt, und, als Göttliches im Wesen der Natur, doch ihr unbewußt, sie verklärt. Lohn und Strafe sind weder Dank noch Undank der Natur, oder des Schicksals, für unsre Handlungen; sondern nur auf sie und ihr Wirken übertragene Vorstellungen. Klagen über ein unverdientes Schicksal sind daher an sich thöricht. Unsre Tugenden erwirken und verdienen sich nicht sinnlich-angenehme Einwirkungen von der Natur, sondern innere Selbstachtung, Selig-

keit des Gemüths. Man sagt mit Recht: „Tugend belohnt sich selbst“; kann nicht irdisch vergolten werden.

Wenn ich einerseits wahrnehme, daß der Geist des Menschen den Lohn seines Strebens nach Vervollkommnung, nicht in Außendingen, sondern eben in dieser Vervollkommnung selbst findet; anderseits, daß weder in ihm, noch in der Natur außer ihm, ein sprungweiser Uebergang vom Tiefern zum Höhern, von minderer zur größern Entfaltung, erkannt wird, sondern ein allmäliges, stufenweises Fortschreiten vom Gleichartigen zum Gleichartigen: so erkenn' ich, daß der Geist nach seiner Trennung von der irdischen Hülle, oder nach dem Leibestode, durchaus derselbe, mehr oder minder, veredelte, bleibt, der er gewesen ist. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige, nach dem Uebertritt in andre Verhältnisse des unendlichen Gottesreichs. Der Thiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommnen Gottesmenschen; der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern, noch mit den Lehren der Natur, jener Glaube, daß der Geist nach dem Tode, durch Bitte oder Verdienste Anderer, erhöheter werde. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“ Das ist göttliches Gericht; ein anderes, als menschliches!

---

119. Von der göttlichen Wesenheit.

Jene Urgewißheit vom Dasein und Walten eines höchsten Wesens, jene unentreißbare Ueberzeugung von einer göttlichen Gesetzgebung und Ordnung, ist zuletzt die Achse, um welche sich alle Theologien und Philosophien drehen. Doch genügte auch das

noch nicht den Theologien und Philosophien der Sterblichen. Man wollte mehr wissen. Man fragte: Wo ist Gott? und was und wie ist Gott? Man forderte eine Vorstellung von der „Persönlichkeit Gottes.“

Eine verzeihliche Forderung des Sterblichen, auch des weisesten! Verzeihlich, weil auch der Weiseste nur, vermittelst seiner äußern und innern Sinne, gleichsam aus den Mutterbrüsten der Natur erst Nahrung saugt, und daher fast sein gesammtes Gedankenthum vom Sinnlichen durchflossen besteht. Selbst die so erhabene, als menschlich-schöne Idee, welche Christus von der Gottheit (117.) darstellte, genügte den Kindern des Staubes nicht immer ganz. Sie kleideten sich das Urwesen des Alls noch weit sinnlicher, noch weit menschlicher ein; oder aber, wenn ihnen die Vorstellung einer menschenhaften Gottheit zu niedrig und thöricht schien, schufen sie sich das unbekannte Höchste aus dem Bekannten, und setzten sie das gesammte Weltall, oder das hinter demselben unsichtbar Wesende, die Natur, oder die sie und sich wissende allgemeine Geistheit des Menschenthums auf den Thron des Allerhöchsten. Sowohl die Einen, wie die Andern, waren und sind in mehr oder minder sinnlicher Denkweise bestrickt und gefangen. Sie tummelten sich entweder im geschlossenen Kreise ihrer abgezognen und reinen Begriffe umher; oder im schönen Irrgarten der Fantasien und Gefühle, in welchem sie Gottes Persönlichkeit, nach dem Ebenbilde irdischer Fürsten, mit Hofstaat von Engeln, Erzengeln, Heiligen und Heiliginnen umringten. Was vermochten sie anders? Sie konnten nicht aus sich, nicht über sich hinweggehn.

Denn ihr Wissen von dem, was weset, hatten sie zwar durch dessen Einwirken empfangen, aber darum noch keine Vorstellung von dem, wie das Wesende in sich beschaffen, oder was es an sich sei. Der menschliche Geist sogar besitzt eigentlich nur ein halbes Wissen seines Selbstes, nämlich das Bewußtsein des

eignen **Wirkens**; aber die andre Hälfte seines Wissens fehlt, nämlich das Bewußtsein der innern **Beschaffenheit** und **Eigenthümlichkeit**, durch welche er wirkt. Schon diese Wahrnehmung führt ihn mit Nothwendigkeit zu der Gewißheit, daß weder der **Geist** für sich, noch die **Geistheit** des gesammten Menschengeschlechts, noch die mit ihr engvereinte, sich unbewußte **Natur** des sich durch die Sinne verkündenden Alls, **Gott** sei; daß noch ein höheres Andre auch außerhalb unserm Bewußtsein wesen müsse, in welchem, wenn man so sagen dürfte, jene erhabnere Hälfte jenes Wissens wohnt, die uns fehlt: **Gott**, aus dessen Licht das Geisterthum hervorstrahlt, ohne mehr, denn Ausstrahlung zu sein, **nicht das Licht in seiner Urheit** selbst. — Vielleicht klingt diese Sprache mystisch; aber eben das **Unwißbare**, über Welt, über Natur, über alle Vernunftmacht des Geistes Schwebende ist das größte und anbetungswürdigste Mysterium, zu dem wir nur, wie ich hier, in mangelhafter Bilderschrift hinausdeuten können.

Es sei fern von mir, die religiösen Vorstellungen der verschiednen Kirchen- und Glaubensparteien unter den Völkern, oder die der Philosophen von den ältesten Zeiten, bis **Spinoza**, **Schelling**, **Hegel** u. a. m. von Gott, und seiner Persönlichkeit und Nichtpersönlichkeit, bestreiten und widerlegen zu wollen, was sie ja ohnehin schon gegenseitig selber zur Genüge thun. Ich ehre, in ihnen allen, mehr oder minder edle Geistesblüten, die in mannigfaltiger Verschiedenheit doch immer das Eine und Selbe künden: Dasein einer allwesenden Gottheit. Nicht das Mangelhafte, selbst nicht das Unwürdige in menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen ist das Tadelnswürdige: sondern allein der stolze Dünkel dabei, und die häßige Leidenschaftlichkeit der Sterblichen ist's, welche sich ausschließlich, als Inhaber des vollendetsten, besten Wissens, geltend machen wollen, und was ihren erlernten, oder selbstgefundnen Ansichten widerspricht, verhöhnen,

oder versuchen. Während ihr Denken gottesvoll ist, erscheint ihr Wollen und Wirken gottlos.

Das kindliche Verhältniß der Menschen zum Allvater der vorhandnen Wesen hat Jesus Christus in unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit ausgesprochen. Und er heiligte sich in dieser Wahrheit, wie er auch jeden in ihr heilliget, der sie in sein Selbst aufnimmt. Und jeder empfängt sie in sich, wie aus dem eignen Selbst Hervorgetretenes, weil das Höchste unmöglich menschenthümlicher ausgesprochen werden kann, für den scharfsinnigsten, wie für den ungeübtesten Denker.

Doch will ich, um die Welt- und Gott-Anschauung in sich selber abzuschließen, auch die Idee vom Verhältniß des Allerhöchsten im und zum unendlichen All des Vorhandnen darstellen, wie sie aus dem bisher Gesagten, hervortritt.

---

190. Gott das Höchste und Eine des Alls.

Die Meisten derer, welche sich der Erforschung von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts zuwandten, scheinen mir darum oft irre gegangen zu sein, weil sie, schon in Vorbereitung ihrer Untersuchungen, einseitig verfuhren. Die Einen begnügten sich mit dem Schatz von Kenntnissen, welchen sie, auf dem Wege der Erfahrung, über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetzthum und eigenthümliche Verfahren des Geistes in seinen gedanklichen Wirksamkeitsweisen zu kümmern: Sie gelangten auf ihrem Erfahrungswege zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus), und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick: die Heiligthümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantome, oder bloße Erzeug-

nisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Sie waren, in eigentlicher Wortbedeutung, bloße Weltweise. — Andre hinwieder, ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrung von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlicher mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnißgesetze, Ideen und Bestimmungen von Thätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm, in seiner Gedankenwelt, die Gesammtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum chaotisch Fremden, welches nur im Kaleidoskop des Geistes, durch Nothwendigkeit in demselben, geordnetes Dasein empfing. So ward ihnen die gesammte Wirklichkeit zu einem Reich von Ideen und Begriffen; der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reichs; er, oder der Gesammtgeist der Menschheit, der Gott darin; Wesen und Sein das Gleiche; und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten nothwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur sich selbst Vergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen, und, mit der Wirklichkeit außer dem Geiste, auch einen höhern Gott verlieren; weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für eins und dasselbe (identisch) halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise.

Widerspruch und Unzureichendes, welches in den Ansichten der Einen, wie der Andern, unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung, von Außen, oder reinbegrifflicher Vorstellungsweise, führte andre Denker zum Zweifeln an der Wahrheit (zum Skepticismus), zum Mißtrauen gegen Möglichkeit unbedingter Gewißheit. Dies war einst mein Loos, bis ich die Aufmerksamkeit, aus dem Gebiet des Unbedingten der Ideen und des Reingedanklichen, auch dem ewigen Walten der Natur, und dem wun-

derhaften Schicksalsgang der Sterblichen zuwandte. Dann erst ward mir die Verwandtschaft und Verbrüderung der wesenden Natur mit dem Geisterthum (27.), und eine heilige, das All durchherrschende, Ordnung heller; ein Ahnen und Wissen dessen, was erhaben über Natur und Geist, im Unendlichen weset. Und ich ward inne, daß der gesunde Verstand der Menschheit, im Allgemeinen, von jeher das Wahre vollständiger erfaßt habe, als jene einseitige Weltweisheit, oder einseitige Schulweisheit.

Ohne Anwendung der Vernunftgesetze wäre keine Erkenntniß der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen möglich, ohne Erregung des Geistes, durch Einwirkungen der Natur aber würden die Denkformen des Geistes ohne Inhalt, er selbst ein nichtswissendes Wissen sein. Eins ist dem Andern schlechthin Nothwendiges; Eins vollendet das Andre. Die Natur, im wesenhaften Verband mit dem Geiste, lehrt ihn, durch ihr eignes Wesensverhältniß, und wieder in dem seinigen zu ihr, auch jenes Verhältniß erahnen, in welchem sie und er zur in ihm geoffenbarten Gottheit, und hinwieder das Höchste des Wesenden, zum All der Wesenden aus ihm, stehe. Die Natur bezeugt, der Geist weiß in sich urnothwendig, daß im unendlichen, ewigen Wesenall keine Zusammenhangslosigkeit, kein Zwiespalt walten könne, sondern nur Einheit in Allem, und Alles in Einem; wohl Mannigfaltiges im Bewirkten, aber das Bewirkte im Wirkenden nur Selbsterfüllung (20.) von diesem.

Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie wesend, in sich gegensätzlich zu verschiednen Wirksamkeitsweisen (22.), zwar in ihr selber ungetrennt, aber unterscheidbar, aus einander geht. Der Geist weiß sich urheitlich einzelwesend (79.), als Ich, und als solches wissend und wollend im Wirken. Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie in den Wirksamkeitssphären ihrer Wesenheit, wie in deren Erscheinungen, dort als Unendliches, in diesen als Endliches, sich

stufenweis zu größerer Herrlichkeit erschließt. Eben so weiß sich das Geisterthum auf Erden, nicht nur im Vonsich- und Andern-Wissen, lichter werden, sondern auch in Selbstheiligung empor-gehend (75.). Die Natur bezeugt, der Geist erkennt, in ihren Erscheinungen, als Welt, in seinen Erscheinungen, als Gedankliches, als unwandelbares Gesetz, daß aus dem Allgemeinen und Einfachen des Seins das Besondre und Einzelne quelle. Die Natur bezeugt, daß sie, als das sich Unbewußte, — der Geist weiß, daß er, als kein Allwissen und nicht Allvermögen, im ewigen Reich der Wesen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetste und Höchste sei (106.). Es durchleuchtet ihn ein Licht andrer Sphären, als der Sphären der bewußtlosen Natur. Er trägt in seinem Ich eine über-natürliche Offenbarung (114.), ein Wissen von Gott (115.). Ihm ist, außer dem Naturgesetz, ein anderes, neben Wahlfreiheit, geworden, welches ein Dasein und ein Reich fordert, welches über das Irdische hinaus liegt (80.).

Wo und wie dies unbekannte Reich sei, wer und was Gott sei, ist, wie alles Wesende an sich, obgleich Urgewußtes (6.), dennoch Unbegreifbares (19.). Aber, so weit jetzt schon unser Horizont in der Unendlichkeit des Wesens und Seins reicht, spiegelt sich uns, im Bekannten, das Unbekannte entgegen. Und jenes Grundgesetz des fortwährenden Ueberganges vom Gleichartigen zum Gleichartigen, vom Einfach-Allgemeinen zum Besondern und Reicher-Vollendeten, welches in dem schleierlos vor uns liegenden Theil des Weltalls gilt: berechtigt es nicht, an Geltung für das im Ewigen noch Verschleierte zu glauben? Die menschliche Vernunft sucht, inner ihrer Begränzung, vergebens einen andern Maßstab für das, was jenseits ihrer Gränzen wesen mag, während der Geist doch Offenbarung seiner ewigen Unvernichtbarkeit und der ewig waltenden Gottesmacht in sich trägt. So darf er, nach Gleichmaß (Analogie) und Aehnlichkeit dessen, was er schon

auf seinem gegenwärtigen Standpunkt kennt und erkennt, hinauf folgern zu dem, was seinem Blick noch entzogen ist. Und wer anders, als Gott selbst, legte, wie in die entfaltete Natur, so in den entfalteten Geist, das Wahrzeichen vom Anfang der Wesen über Wesen zum Herrlichern und Vollkommnern?

Ich sehe das Sachliche der Natur, die bewegenden Kräfte beschränken, und wieder von diesem beherrscht, zu Atomen und Weltkörpern verdichtet, in wunderreichen Gestalten und Ordnungen; sehe, waltend über beide, die Macht des Belebenden, wie sie beide gewältigt und in sich, als Abspiegelungen der Natur-Einheit, zu Einheitsgebilden gliedert, zu Pflanzen- und Thierschöpfungen, deren Heimaten Milliarden Sonnen, Erden und Monde des Universums sind; sehe, wenn auch in mindrer Allgemeinheit, aber höher und anstaunenswürdiger, das Reich des Seelischen, und wie die Natur in ihm zur eignen Gewahrung ihres Wesens sich erhebt, ihr Selbstgefühl wird; sehe, über sie erhaben, eingekleidet in den Reichthum aller ihrer Wirksamkeitssphären, die Fülle der sich, und sie, und Gott wissenden Geister, mit einem Gesetz, welches nicht das der Natur, und doch mit ihm im Einklang ist. Sie bezeugt, und der menschliche Geist weiß, er sei unmöglich selber das Allerhöchste in der Wesenkette; sondern etwa nur wieder ein Mittelglied, welches die Natur mit dem Reich des Allerheiligsten verbindet. Er ist gleichsam Bürger zweier Welten, die beide in seiner Sphäre schon in einander rinnen.

Und wo endet diese unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Wesen mögen über Wesen emporgehn, deren Vollkommenheit und Reichthum wir so unfähig sind zu ahnen, als die Thierseele die Hoheit unsers Geistes; Wesen, deren Vermögen so erhaben über das Vermögen unsrer Vernunft ist, als die Vernunft über das sinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehn vom Herrlichen, bis sie sich im Allerherrlichsten verlieren, — in

Gott, der das Eine und Höchste seines ewigen und unendlichen Alls ist, das Ur aller Wesen in ihm, und von dessen Majestät wir, in unsrer Tiefe nur, die Natur, als Saum seines Gewandes, anstaunen.

Alles ist gotterfüllt; Alles göttlich, weil Gottes. Nicht Einzelnes, oder für uns Unterscheidbares ist Gottheit. So ist, — wie mag ich das Unaussprechliche anders, als nur von Ferne, und gleichnißweise andeuten? — so ist nicht ein Theil des Menschen, nicht das einzelne Haar seines Hauptes, der Mensch selbst, sondern, nur menschliches. Gleichwie im Menschen aber der Geist, als sein Höchstes, den umhüllenden Wesenverein der Natur (Seele, Leben, Bewegkraft und Stoff des Leibes) durchherrscht, leitet, veredelt: so durchherrscht und durchwest Gott, der Allerhöchste das unendliche Reich seines Alls.

Vielleicht mag dies Gleichniß unangemessen scheinen. Ich selber erkenn' es, als solches, weil es offenbar ein vermessenes ist. Aber von wannen sollen wir einen andern Maßstab nehmen, als den, welchen uns der Urgeist des Geisterthums selber verliehn, aus Bekanntem das Unbekannte zu ermessen? Ist dieser Gedanke nicht schon der älteste Gedanke der Menschheit: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde?“

Ich schweige! Kein Bild, kein Gleichniß bezeichnet das Ueberirdische wahr und würdig. Ich richte in demuthsvollem Gefühl, aus dem Abgrund des All's, den Geistesblick durch die Sphären der Wesenordnungen, anbetend zum Allerhöchsten; und der Gedanke an ihn wird zum Seufzer: „O, was bin ich, daß er mein gedenkt?“ — Und doch durchbebt mich zugleich heiliges Entzücken, daß ich auch in Ihm, daß Er auch in mir ist; daß ich mit Christus zu ihm rufen darf: „Abba, lieber Vater!“ daß sein All mein Vaterhaus ist; daß ich, wenn auch noch auf einer untern Sprosse der himmlischen Wesenleiter, höherer würdig werden;

schon auf dem Erdball Vollendetern im Ewigen entgegenreifen kann, gleichwie ja der Erdball selber nicht mehr der Gewesene, sondern in den aus Ewigkeit hervorgetretenen Zeiten, vollendeter in Fülle des Reichthums geworden ist.

Nein, der Menschengeist ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus! Er, in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird sein andrer Welten Genosse, die insgesammt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend, im engen Wechselverkehr, im All-Leben, All-Seelischen schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön: aber ist sie die schönste unter allen Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar: ist sie aber schon das Wunderbarste? Mag die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen. Wohl ist das Licht des Bewußtseins ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet: aber ist es das hellste, in welchem übre uns andre Wesen Gottes glänzen? — Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärtern Gottesreichs. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte, als Vernunft, wird im Allerheiligsten, — selig sind, die schon hienieden reinen, geheiligten Herzens sind; denn sie werden Gott schaun!

Ich suche Dich, mein Vater, nun nicht länger;
Im Erdenstaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall ist mein Haus;
Und deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten,
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen, sind.
Ein Gott ist nur;
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen:

Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit.

Ich jauchze weinend, in das Halleluja
Der Geisterwelt, mein Halleluja!
Ich bin; weil Gott;
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm Allseligkeit!
Ihm Halleluja!

Inhalt.

V. Das Seelische.

VI. Der Geist.

VII. Das Gemüth.

Gedruckt bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

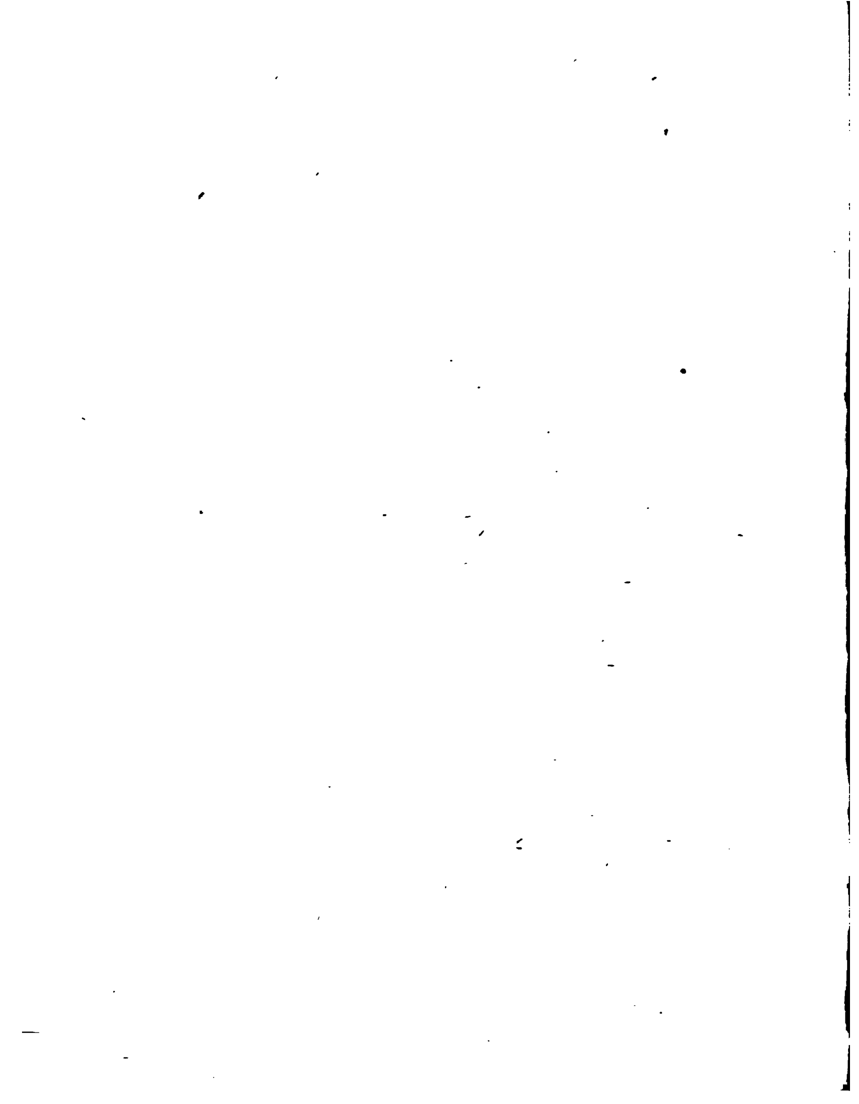
Zweite vermehrte Ausgabe.

Zwanzigster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1858.



Inhalt
des ersten Theils.

Seite

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

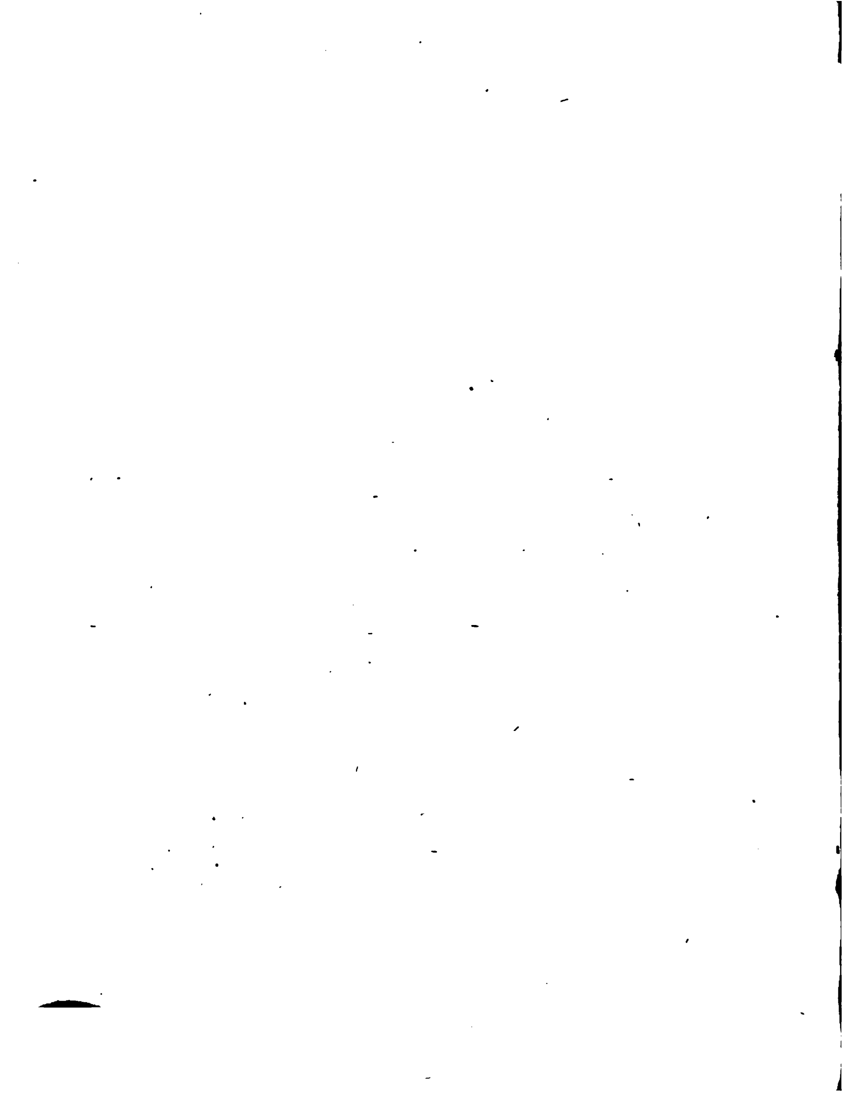
und

häuslicher Gottesverehrung.

Erster Theil.

Vollständige Original-Ausgabe
in zehn Theilen.

Aarau, 1858.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
Frankfurt am Main,
Johann David Sauerländer.



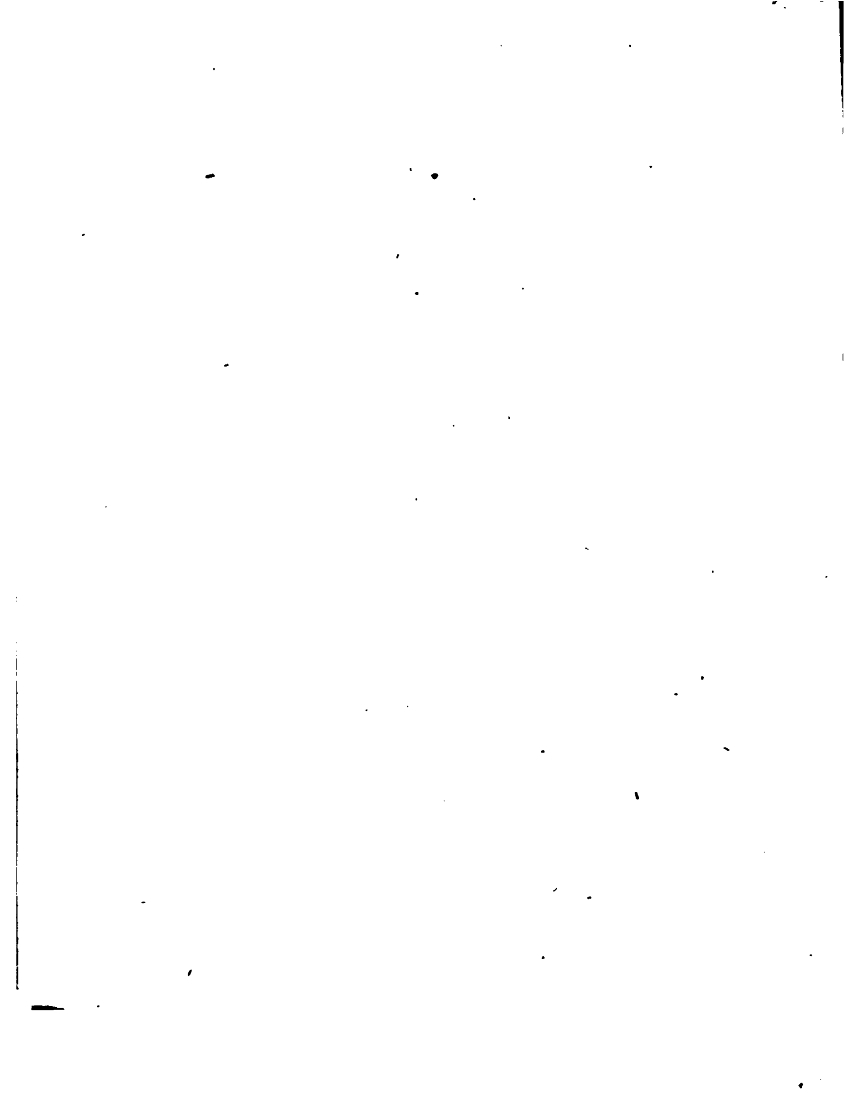
Zweite Abtheilung.

Lebensweisheit und Religion.

In zwölf Bändchen.

Inhalt:

Dritter Theil.



Vorrede
zu den ersten Ausgaben.

Ich war in den Palästen der Großen, in den Feldlagern der Kriegsheere, in den Werkstätten friedlicher Bürger, in den Hütten der Armuth. Ueberall fand ich Gemüther, bereit und geneigt zu heiligen Unterhaltungen; überall Sehnsucht zur Besserung des Herzens, Hinstreben einer bekümmerten Seele zur Versöhnung mit sich selbst, zur Vereinigung mit Gott; überall das ewig laute Bedürfniß, nicht dieser Welt allein, sondern auch den Tagen einer künftigen Welt zu leben, welche unfehlbar uns erwartet nach den großen Verwandlungen, die wir in der Todesstunde erleiden.

Aber jene Sehnsucht der Menschen war leider nur Sehnsucht und Bedürfniß des Augenblicks. Es kam ein zweiter Augenblick, und die heiligen Entschlüsse waren im Gedränge anderer Umstände und Zerstreuungen verloren und vernichtet. Ein anderes Herz schien oft der Mensch in seiner Brust zu tragen, wenn er im Tempel sich vor dem Allerheiligsten beugte; ein anderes, wenn er aus den Pforten der Kirche in das Geräusch des alltäglichen Lebens hinaustrat.

Ich fand überall zwar Religion, aber selten Religiosität; Gottesfurcht, aber selten Gottesliebe; heiligen Vorsatz, selten heilige That; Christi öffentliche Bekenner, selten Christi Jünger und Nachfolger.

Nicht vergebens erheben sich tausend Stimmen klagend über den Verfall des Christenthums in unsern Tagen. — Sie klagen mit Recht. — Ich sehe von der einen Seite nur Leichtsinn, Gespött, Eigendünkel und seltsames Bemühen, die warnende Stimme des innern Richters durch schlaue Entschuldigungen zu entkräften, oder in Lustbarkeiten und Tändeleien zu verscherzen; von der andern Seite Jünglinge und Männer und Greise, von bangen Zweifeln über Gott und Ewigkeit, über das einstige Loos ihrer Seelen, über die Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes gequält. Und schauderhafte Verkettung öffentlichen und bürgerlichen Elendes, geheimer Ruin manchen Familienglücks, ist die Folge dieser Umstände.

Viel mögen zum Verfalle des wahren Christenthums und zur Zerstörung sittlicher Ordnung die Kriege letzter Zeiten gewirkt haben; — viel manche Schriften mit oberflächlicher Weisheit hingeschrieben, und mit oberflächlichem Verstande gelesen. Aber noch hundert andere Quellen liegen verborgen, aus denen unser Elend strömte. Ich werde sie nicht nennen; ich will Niemanden kränken. Mein Zweck ist ein anderer und schönerer, und mit Freudigkeit will ich im Arme des Todes einst mein Auge schließen, wenn ich auch nur einen geringen Theil meines Ziels erreicht haben werde. Und dieses Ziel ist: Beförderung des wahren Christenthums durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit.

Denn nichts stimmt unser Herz so sehr zu bleibenden frommen Gesinnungen, zu schönen und christlichen Thaten, als Unterhaltungen mit Gott in einer Stunde der Einsamkeit, wo die Seele, losgehoben von allen Sorgen, allen Zerstreuungen des Lebens, ihrem ewigen Vater zukehrt und ihm allein angehört; nichts vermehrt so sehr häusliche Glückseligkeit, als wenn der Vater oder die Mutter im Kreise der lieben Ihrigen sich mit den erhabensten Gegenständen, mit dem Heiligthume jeder Seele, mit Gott und seinen Schöpfungen, mit den Wahrheiten der Religion Jesu Christi,

mit der Ewigkeit und den Erwartungen des für die Ewigkeit erschaffenen Geistes unterhalten. Ein stiller Friede verbreitet sich nach solchen Unterredungen über die Gemüther der Familie, — eine Thräne der Rührung versiegelt oft den Bund der hier vereinten Herzen: göttlich auf Erden zu handeln, um ewig Gottes würdig zu sein. Wer diese Seligkeit schon empfunden hat, fühlt die Wahrheit meines Wortes; — und wer sie nie empfand, warum strebt er, der nach allerlei Glück dürstet, nicht nach dem Einen, was ihm kein Uebel des Lebens rauben, sondern nur erhöhen kann?

Zur Beförderung solcher Stunden stiller Andacht und häuslichen Glückes will ich durch diese Blätter versuchen beizutragen.

Sie sollen euch geweiht sein, Jünglinge und Mädchen, die ihr, mit frohen und bangen Ahnungen in die Welt hinaustretend, euerm bessern Selbst noch nicht treulos geworden seid. Mögen sie euch stille Würde bewahren in den Freuden des Glücks, religiösen Muth in der Stunde des Kummers.

Sie sind euch geweiht, Gatten, die ihr vereint des Lebens Bahn hinabgeht, eure Seelen gemeinschaftlich zu Gott erhebet, und eure Kinder in christlicher Einfalt auferzieht, eine Gabe Gottes, sie Gott wieder zuzuführen.

Sie sind dir geweiht, Greis, der am Abend seines irdischen Lebens den Blick zum Morgenroth eines ewigen Lebens emporhebt über die verschwindende Erdenwelt.

Vorrede
vom Zwecke und Gebrauche dieses Andachtsbuches.

Als Gott in den Tagen furchtbarer Schickungen und Trübsale, unter vieljährigen Kriegsstürmen, zu den Völkern der Erde sprach, und seine Stimme mächtiger, denn einst in den Donnern und Blitzen auf Sinai, scholl: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ (2. Mos. 19, 6), da fühlte sich der Verfasser dieses Werks ergriffen, und er schrieb dasselbe zur Erweckung der Andacht, zur Erhebung der Gebeugten, zur Belehrung der Irrenden. Es erschien damals als Wochenblatt, in einer Zeitfolge von acht Jahren*). Nachdem er seine Arbeit geendet hatte, wurden auch von dem Wochenblatt neue Auflagen veranstaltet, ungeachtet ein Werk in solcher Form viel Unbequemes für die Leser haben nnd mancherlei enthalten mußte, was unter veränderten Zeitumständen nicht mehr verständlich oder passend war.

Dies hat ihn bewogen, dem Werk eine zweckmäßigere Gestalt und Eintheilung zu geben, sowohl um vielen Haushaltnngen und Einzelnen die Anschaffungen zu erleichtern, als auch um das Ganze an sich für einzelne Stände brauchbarer zu machen. Daher sammelte er aus den acht Jahrgängen diejenigen darin zerstreuten Betrachtungen, welche für christliche Haushaltungen im Allgemeinen erbaulich sein konnten; und wieder besonders, was für den Jüngling und die Jungfrau in ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen, — oder für den frommen Betrachter der Natur, — oder für den Leidenden, welcher seinen Blick auf die Ewigkeit richtet, — oder für den lehrreich sein konnte, welcher sein Gemüth in der Betrach-

*) Nämlich in den Jahren 1809 bis 1816.

tung von den Schicksalen der Religion Jesu Christi erheben und heiligen wollte. Er ließ Wiederholungen hinweg, welche in der Art, wie das Werk zuerst erschien, unvermeidlich eintreten mußten; ließ Anspielungen auf die Tage und Umstände hinweg, in denen ehemals die Blätter wöchentlich ausgegeben wurden, und fügte Manches hinzu, wo sich Lücken darzustellen schienen.

So ward denn auch das gegenwärtige Andachtsbuch für eine christliche Haushaltung gebildet. Es ist recht absichtlich geschehen, daß darin die Betrachtungen in mannigfaltiger Abwechselung unter einander stehen, und nicht in strenger Ordnung und Folge eines Lehrbuches der Christenpflichten. Eben dieser Wechsel ist für das Gemüth des Lesers erfrischend; und eben das oft Unerwartete wirkt mächtiger, zumal wenn der Inhalt desselben mit seinem Seelenzustande mehr oder weniger zusammenklingt.

Freilich kann es geschehen, daß in demjenigen, was du, mein christlicher Leser, zu deiner Erbauung, Belehrung oder Beruhigung zu lesen empfängst, nicht immer ganz dasjenige enthalten ist, was für deine augenblickliche Gemüthsstimmung paßt. Aber selbst dies kann nur Gewinn für dich sein, niemals Verlust. Es ist immer vortheilhaft, wenn unsere Seele plötzlich zur Aufmerksamkeit auf Dinge hingeleitet wird, an die sie im gegenwärtigen Augenblicke am wenigsten dachte. Vielleicht ist es ein Gegenstand, der längst vergessen und versäumt war; — desto nützlicher wird uns die Erinnerung daran. Vielleicht, wo unser Gemüth durch irgend ein Unglück am tiefsten betrübt ist, wird es zur Betrachtung der Größe und Majestät Gottes aufgefordert; es wird eben darin den vollsten Trost finden. Vielleicht, wo wir bei angenehmen Vorfällen uns der unbefangensten Freude überlassen hatten, wird unsere Andacht zur Hinfälligkeit des Irdischen aufgerufen. Wo könnten wir besser lernen mit Mäßigkeit Freude zu genießen?

Nicht das Wort, was diese Betrachtungen dir sagen, mein

Christ, sondern die Art und Weise, wie du es in den verschiedensten Lagen deines Lebens liesest, und was du dabei denkest und empfindest, — das kann deine Weisheit, dein Lebensglück befördern.

In einer christlichen Haushaltung soll Christus Jesus der erste Hausfreund sein. Sein Wort, sein Rath soll unsern Geist in den Geschäften des alltäglichen Lebens leiten. Wie lieblich ist es in dem Hause wohnen, wo der Gedanke an Gott und das Göttliche die Tagewerke eröffnet und beschließt! Wie schön ist der Anblick der Familie, in welcher der ehrwürdige Hausvater, die fromme Hausmutter, umringt von den Kindern, Hausgenossen und treuen Dienstboten, Gottes Wort lehret und ausspricht! Wie viel Gutes, Segenbringendes wird da erweckt, wie viel Sündliches, Unheilvolles wird da im Stillen, und ohne daß es ein Anderer ahnet, unterdrückt!

Nicht wird damit gesagt, daß man sich tagtäglich zu einer feierlichen Stunde der Andacht im Hause versammele. Das Schönste wird durch Alltäglichkeit ermüdend und gemein; das Rührendste verliert durch Gewohnheit die Gewalt. Aber immer wird sich doch im Laufe der Woche wenigstens eine Stunde finden, wo ihr in der Einsamkeit euch selber angehören dürfet. Dies sei die Stunde eurer geheimen Andacht. Da vereinigt euch zur ernsten Selbstbetrachtung; — da ergreifet diese eurer Erhebung geweihten Betrachtungen, oder jedes andere, zur Religiosität begeisternde Buch, und bereitet euch durch dasselbe zum Gespräch mit Gott, zur Selbstprüfung eurer reinen oder unreinen Neigungen, zur Auswahl künftiger Grundsätze, nach denen ihr handeln wollet.

Es ist wohl möglich, daß man nicht zu allen Zeiten aufgelegt ist, sich mit den ernsthaften Gegenständen der Religion zu beschäftigen. Du hast angenehme und unangenehme Ereignisse in der Familie, die dich zerstreuen; du denkst an verschiedene Unternehmungen und Entwürfe, die sich jetzt deiner ganzen Seele bemächtigt

haben; du hast gewisse Arbeiten vor, welche dir alle Zeit rauben, dich zu sehr ermüden oder deine Aufmerksamkeit verschlingen.

Doch, Lieber, täusche dich nicht selbst! — Wahr ist's, die Neigung mag dir fehlen, dich mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen. Aber sollen deine Neigungen dich beherrschen, oder sollst du Meister derselben sein? — Du hast vielleicht keine Neigung, einen König oder Fürsten, oder jeden andern deiner achtungswürdigen Obern zu sprechen. Aber wenn er vor dir steht, wirst du darum nicht mit ganzem Gemüth und mit aller Ehrfurcht vor ihm erscheinen? — Gott, der Allmachtvolle, steht vor dir jeden Augenblick deines Daseins; die Ewigkeit umfaßt dich in jedem Augenblick deines Denkens und Wollens. Kannst du vor ihm nicht, was du jederzeit vor jeglichem deiner Vorgesetzten kannst? — Nein, diese erhabenern Beschäftigungen soll man nie aufschieben, wenn man nicht endlich Wohlgefallen an dem Allerniedrigsten finden will. Der Gedanke an Gott, und daran, daß du seiner würdig sein sollst, muß dir zur Gewohnheit, zum unentbehrlichsten Bedürfnisse werden; außerdem wirst du nie die Palme der innern Vollendung gewinnen. Religion und Tugend müssen deiner Seele so unentbehrliche Bedürfnisse sein, als Speise und Trank es für deinen Leib sind. Außerdem ist dein Christenthum Scheinheiligkeit; dein Gebet, in welchem du dich Gott zu weihen glaubst, äußeres Zeremoniel.

Darum überlasse die Wahl der Stunden, in welchen du dich allein oder mit deinem Lebensgenossen göttlichen Betrachtungen weihen willst, keineswegs ganz dem Zufalle, der Gelegenheit oder deiner besondern Neigung. Diese Stunden möchten sonst seltener schlagen, als deinem Herzen wohlthätig wäre. Du gehst ja auch zu einer bestimmten Stunde an deine häuslichen und Berufsgeschäfte, ohne dich zu fragen, ob du große Lust zur Arbeit habest. Kannst du dies nun für dein Brod, für deinen irdischen Erwerb thun: warum willst du dem Edlern in dir, deinem unsterblichen Geiste,

weniger dienen? Verschiebe die Stunden heiliger Betrachtungen nicht auf eine Zeit hinaus, wo du nichts Besseres zu thun weißt. Ach, der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Bestimmung der Seele ist nicht geschaffen, nur die Langeweile zu verkürzen, oder uns in einem müßigen Augenblicke zu unterhalten.

Wähle die Zeit, da du, von übrigen Geschäften los, dir selbst überlassen sein kannst — dir selbst in tiefer Einsamkeit, oder umgeben von deinen Hausgenossen, deinen Kindern, die zu der gleichen Absicht versammelt sind. Stelle, wenn es sein kann, sogar die Stunde fest unter deinen andern Beschäftigungen; denn schon die Gewohnheit hat eine große Macht über das Gemüth und erleichtert uns Vieles. Am vortrefflichsten ist dazu der Sonntag geeignet, dieser allgemeine feierliche Ruhetag der christlichen Welt. Er gehört der Stille, der Andacht, der Ueberlegung. Man sieht an ihm auf das Tagewerk der vergangenen Woche gern mit prüfenden Augen zurück, und nimmt für die bevorstehende Woche neue Beschlüsse und Vorsätze. Da ist's, wo die Seele am unwillkürlichsten zum Lenker des Schicksals, zum großen Anordner unsers Wohls emporblickt. Vernachläßige den schönen Zweck dieses Tages nicht, unterlaß es nicht, eine Stunde der Andacht deinem Gemüthe zu gönnen. Denn vielleicht wird dir durch eben diese Stunde eine Wahrheit vor die Seele gehalten, die auf dein Glück in der Woche unvermuthet den wichtigsten Einfluß haben dürfte.

Was du aber liesest oder lesen hörst: gewöhne dich nie, dabei an Andere zu denken, sondern wende Alles auf dich selbst an. Stelle Vergleichungen an zwischen dem, was da gesagt worden ist, mit dem Zustande, worin du dich befindest, oder mit deiner Denkart, mit deiner Handlungsweise. Dann wirst du bald wahrnehmen, wie weit es mit dir gekommen sei, und wie viel dir noch fehlt, um ein ächter Jünger Jesu, ein würdiges Kind Gottes zu sein, um glückselig zu leben, und gelassen einst zu sterben.

Diejenigen Stellen aber, welche dich ganz vorzüglich trafen, welche gleichsam ganz besonders für dich dazustehen schienen, diese bezeichne vor allen andern. Es sind die auserwählten Worte an dein Herz. Mache ihren Inhalt zum bleibenden Schatz deines Gemüthes, zur Richtschnur für die ganze künftige Woche, und wo möglich für's Leben.

Aber freilich, das Gedächtniß ist oft treulos. Man erinnert sich nicht jedesmal des Guten wieder, wenn es nöthig wäre. Geschäfte und Verdrießlichkeiten, Sorgen oder Lustbarkeiten im Laufe der Woche verdrängen den schönen Gedanken des Sonntags, den heiligen Entschluß, welcher im Schooße der Einsamkeit und Ueberlegung gewonnen worden ist. Darum komme dir selbst zu Hilfe. Nimm jene auserwählten Stellen, die dich vorzüglich trafen oder rührten, jeden Tag einmal zur Hand; lies sie noch einmal in der Morgenstunde, wenn du dein Lager verlässest, und ehe du zur Arbeit des Tages gehest. Solch ein, in dir erneuerter, Gedanke wird gleichsam zum guten, freundlichen Schutzengel deiner Seele werden, und sie bei Anlässen, wo sie sonst ihrer selbst vergäße, an ihren eigenen Werth erinnern; wird dich bewahren vor Uebereilungen und nachtheiligen Schritten; wird dir eine Erhabenheit und Kraft geben, welche endlich zur Gewohnheit der Tugend und zum bleibenden Seelenadel führen.

Denn woher kommt es, wenn wir so viel Vortreffliches anhören oder lesen — daß wir oft in frommen Augenblicken so göttliche Vorsätze fassen können, und dann nach einigen Tagen und Wochen wieder so schlecht und schwach einherwandeln, als wäre alles Vergangene niemals geschehen? Man sagt dann wohl: es fehlt uns an Kraft; oder: der Mensch bleibt immerdar sündig; oder: die Gnade ist noch nicht wirksam in uns; — und tröstet sich also über seine eigene Unwürdigkeit, die man dann wieder vor Gott bereuet; tröstet sich über Vergehungen, die man oft schwer zu büßen hat; oder ver-

zweifelt wohl gar an der Möglichkeit, überhaupt so gut zu werden, als man zu sein wünschen möchte. — Nein, unsere meiste Fahrlässigkeit und die Unfruchtbarkeit guter Vorsätze entspringt aus der Schwäche unsers Gedächtnisses, und daß wir uns nach einer gewissen Zeit das Gute, das wir lasen, hörten oder uns vornahmen, nicht mehr lebhaft genug vergegenwärtigen können. Daher dient die Auszeichnung vorzüglich wichtiger Stellen, und ihr öfteres Wiederzurhandnehmen und Wiederlesen zur Erhaltung in edeln Entschlüssen und zu einem großen, heiligen Leben.

Soll euer Wohnzimmer zum Gottestempel sich verwandeln, soll eure Hausgenossenschaft eine Versammlung aufrichtiger Gottesverehrer sein; soll häuslicher Friede, häusliche Liebe bei euch einkehren, und Christi Wort erfüllt werden: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich mitten unter ihnen sein; — so leget, was ihr gelesen habet, nicht zuletzt mit einem todten Lobspruche bei Seite, oder mit einem Ausrufe: Diese Betrachtung war schön und gut! wenn die Macht des göttlichen Wortes an euer Herz schlug. Nein, denket über die Empfindungen nach, die es in euch erweckt hat; machet diese Empfindungen deutlicher. Oder wenn eure unerwachsenen Kinder zugegen sind, fraget sie über das, was sie beim Vorlesen angehört haben; erklärt ihnen einfach, ohne Schmuck der Rede, was ihnen allenfalls unverständlich gewesen ist. Lasset sie einen gelegentlich eingestreuten, für ihre Seele passenden Vers auswendig lernen; nicht aber, um ihnen daraus ein Gebet zu machen, welches ihnen durch öftere Wiederholung endlich alltäglich und gleichgültig werden muß, sondern weil es jederzeit für junge Leute vortheilhaft ist, wenn sie ein gute Lehre dem Gedächtnisse einprägen. Oft, wenn im Augenblick der nahen Verführung ihr Herz schlummert, wacht ihr Gedächtniß noch, und weckt ihr Herz wieder und rettet es!

So lebet denn wohl, ihr meine Leser, ihr Geliebten! Mit euch sei Gott! Vielleicht gehört es zu den Seligkeiten eines künftigen Seins, daß uns Gottes Huld gewährt, lichtvoll über das Ehemalige hinzublicken und zu erkennen, welches die Folgen und Wirkungen des Guten waren, so wir zu thun liebten. Vielleicht erkenne ich auch dann Diejenigen, bei denen ich nicht vergebens war. Vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Mühselkgen und Gebeugten, denen in einer schweren Stunde durch meine Worte Erquickung und Trost von Gott kam; vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Theuren, die ihr in gefahrvollen Augenblicken, da ihr zwischen Sünde und Tugend wanktet, durch die Leitung der ewigen Vorsehung vorbeigeführt wurdet, und in diesen Betrachtungen einen neuen Reiz fandet, die Welt mit ihrer Lust zu vergessen und Gottes heiligen Willen zu halten. Vielleicht erkenne ich dann Diejenigen, für die ich ein Werkzeug des Herrn wurde, sie des Bessern in Zweifeln zu belehren, damit sie auf den rechten Weg des Lebens zurückkehrten, und sie dem ewigen Vater wieder zugeführt würden.

Lebet wohl, ihr meine Brüder, meine Schwestern! In Gott sind und bleiben wir vereint; in Gott finden wir uns wieder.

Und Du, o mein Gott, mein Vater, segne sie mit Deiner Gnade! Sei mit ihnen, so lange sie auf Erden wallen! Erfülle sie mit der Kraft Deines heiligen Geistes! Ziehe sie zu Dir, durch die Offenbarung Deines ewigen Sohnes! Sei ihr Trost, sei ihr Leben!

Und ist das, was ich zur Verbreitung Deines heiligen Reiches zu wirken trachtete, auch mangelhaft und unvollkommen gewesen: ach, wie gern hätte ich wohl Besseres geleistet! wie heiß war meine Sehnsucht, das auf eine würdige Weise auszusprechen, was mein ganzes Inneres mit heiliger Glut erfüllte! — Aber Du, vor dem nichts groß und nichts gering ist, der aus dem Nichts Welten hervorruft, und mit dem Kleinsten die erstaunenswürdigsten Werke bewirkt; Du, in dem Schwachen Mächtiger, kannst und wirst auch

in dem, was ich nach Kräften leistete, für manche Seele mächtig sein. Mein war dabei wohl der Wille, denn Du gabst mir Freiheit des Wollens, aber die That ist Dein! Ich habe nichts gethan. Der gewisseste Segen meiner Bemühungen war für mich selber meine eigene Besserung, meine eigene erhöhtere Liebe zu Dir, meine eigene Stärkung im Kampf gegen die Sünde!

Und die Geliebten, nahe und fern, für die Du mich erkoren hast, ihnen ein Verkünder Deines beseligenden Willens zu sein — o, noch einmal: segne sie! Vater, ihr und mein Vater, segne sie! Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

1.

Erste Neujahrsbetrachtung.

Philipp. 4, 4—7.

Wenn Andre sanken, stand ich doch;
Des Todes Hand schlug meine Brüder,
Ich aber bin, ich lebe noch,
Und freue mich des Daseins wieder.
Wer bin ich? wozu aufgespart? —
Der Du, o Gott, mein Schicksal lenkest,
Und mich so wundervoll bewahrt:
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest?

Nichts bin ich; — Alles, Alles Du! —
Werthlos bewohnt' ich Deine Erde.
Ach, decke, was ich lebte, zu;
Regiere, was ich leben werde.
Dies neue Jahr — Dir will ich's weih'n.
Nie handeln, ohn' auf Dich zu blicken;
Will nur des Guten Samen streu'n,
Das Edle nur soll mich entzücken.

Sei, was du willst, o fremdes Jahr:
Gott wacht um mich und meine Lieben.
Rauscht in der Zukunft mir Gefahr?
Wird Kummer meine Stunden trüben?
Wie, oder strahlt mein beff'rer Stern?
Wird mich des Glückes Zufall heben?
Gleichviel! Ihr Sorgen, bleibet fern!
Was gut ist, wird mein Gott mir geben.

Etwas ungewöhnlich Feierliches liegt für uns in dem Beginn jedes neuen Jahres. Es ist gleichsam der Festtag, den wir unsern stillen Hoffnungen, unsern geheimsten Wünschen weihen. Hier verkündet der Glocken feierlicher Frühklang den Anfang des Zeitraums, dort begrüßen Posaunen und Trompeten und heilige Gesänge den ersten Morgen des Jahres. Frohlockend jauchzt die muntere Schaar der Jugend ihm entgegen. Freunde und Bekannte wünschen sich

liebreich Glück. Fromme Kinder beten lauter für das Heil ihrer Aeltern, Leidende für das Leben ihrer Wohlthäter, Völker in den Tempeln für ihre Regenten.

Allen ist die Grenzscheide zweier Jahre wichtig: dem Könige auf dem Throne, wie dem Bettler unter dem Strohdache; dem fleißigen Hausvater in der Mitte seiner Arbeiter, wie der Mutter neben ihren Kindern; dem Greise auf seinem Ruhesitze, wie dem Jüngling, der erwartungsvoll in die stürmische Welt hinauseilen will.

Wie ein großer Traum steht hinter uns das vergangene Leben; wie undurchforschlicher Nebel über ein nie gesehenes Land ruht der Rest unserer Tage vor uns. Den Schwermüthigen quälen bangere Sorgen, den Frohmüthigen umschwärmen schönere Hoffnungen. Jeder richtet den Blick auf das Loos, welches ihm die nächsten Tage und Monate bringen sollen; Jeder möchte von seinen Schicksalen etwas errathen, die noch in der finstern Zukunft verborgen, wie die Saaten jetzt im winterlichen, verschlossenen Schoos der Erde, keimen.

Mit ungewissen Erwartungen und Besorgnissen nimmt Jeder seine Geschäfte wieder vor, und macht seine Entwürfe und Plane. Auch der Christ erneuert seinen Lauf; auch ihn umspielen Furcht und Hoffnungen. Aber mit welchen Gesinnungen tritt er beim Anfang des neuen Jahres der finstern Zukunft und seinen unbekannten Schicksalen entgegen?

Er sucht einen Augenblick der Einsamkeit, in welchem seine Seele sich selbst angehört. Er erhebt seinen Geist im stillen Gebet zu dem allmächtigen Vater und zu seiner unendlichen Liebe. Sein Mund stammelt den Dank seines Herzens. Er spricht: Ich bin nicht werth all der Barmherzigkeit, Liebe und Treue, die Du mir erwiesen hast. Denn daß ich bin, und was ich habe, es kommt durch Dich! — Du hast mich durch tausend Gefahren geleitet, die ich alle nicht einmal kannte. Du warst gegenwärtig, wenn meine Noth und Verlegenheit am größten war. Du

wachtest über mich und die Meinigen, wenn wir schliefen. Wir sahen Deine warnende Hand, wenn wir fehlten. Und was mir geschah im vergangenen Jahr, ich fühle es, das geschah zu meinem Wohlergehen; und was ich jetzt noch nicht einsehe, daß es also zu meinem wahren Besten kam, ich werde es in der Folge begreifen lernen. Denn diese heilige Ordnung, in der Du die Welt regierst, ist weise, wunderbar, und auf die höhere Seligkeit derer gerichtet, die Du hast erschaffen wollen. — Ja, auch ich gehöre zu dieser heiligen Weltordnung, die ewig und unzerstörbar ist, wie Du; auch ich bin von Dir als Glied in dieselbe gezählt. Und selbst die traurigen Schicksale, wenn ich sie mir auch nicht durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, Schicksale, die ich nicht verwehren konnte, Schicksale, unter denen mein Herz geblutet hat — selbst sie waren in Deine Weltordnung von Ewigkeit her eingerechnet. Und was Du thust, das ist wohlgethan.

Ach Gott, mein Gott, voll unerschöpflicher Gnade! ach Vater, mein Vater, voll namenloser, unaussprechlicher Güte, verlaß mich nie! Verlaß mich nie, und die lieben Meinigen! Verlaß uns nie, auch wenn wir fehlen sollten. Deine Kinder irren; weinend kehren sie immer wieder zu Deiner Barmherzigkeit zurück.

Ja, Herr, mein Gott, bis hieher hast Du mir geholfen; Du wirst auch ferner helfen. Siehe, vertrauensvoll richte ich meine Blicke nach Dir. Wie ein schwaches Kind sich voller Liebe und inniger Zuversicht an die Hand seines Vaters und seiner Mutter hängt, so hänge ich mich an Dich. Ich will den Lehren Deines heiligen Sohnes, den Lehren meines Erlösers Jesu Christi, folgen, denn es ist Dein Wort, das er uns gebracht hat: und dann mit stiller Ergebung das Verhängniß erwarten, wie Du es mir und den Meinigen im künftigen Jahre bereitet hast.

Dir vertraue ich, darum wage ich auch keine Bitte zu Dir. Du allein weißt es, was mir und den lieben Meinigen heilsam ist,

und Du wirst uns geben und begegnen lassen, was uns wohlthätig werden kann.

Freilich, o mein Gott, o Du Allwissender! mancher heiße, innige Wunsch bewegt mein Herz, mancher kleine stille Wunsch, welchen ich fast Niemanden entdecken möchte, um nicht verkannt zu werden; mancher Wunsch, den ich laut und mit Thränen ausrufen möchte; ach, wenn dieser mir erfüllt würde! O Du kennst ihn; ich darf ihn Dir nicht nennen; — ach, es wäre mein höchstes Glück.

Nein, nein! was habe ich gesprochen? Bin ich denn weiser, als die ewige Weisheit? Kann ich voraus wissen, was mein Glück sein würde, der ich nicht einmal kenne, was in den nächsten Tagen geschehen wird? Nein, nein, allweiser, liebender Vater, ich stammle Dir, wie ein unwissendes Kind, meine Wünsche vor; Du aber wirst nur diejenigen endlich in Erfüllung gehen lassen, die mir wahrhaft nützlich sein können. In Deine treuen Vaterhände gebe ich mich hin, und alle die Meinigen, Alle, die meinem Herzen lieb und theuer sind. Wir gehören Dir; nur Du — Du bist unser Gott!

Wohlan denn, mein Herz, entferne die vergeblichen Sorgen, und alle eiteln Hoffnungen, und erwarte mit stillem Vertrauen die Gaben der freundlichen Vorsehung, welche über dich und die Deinigen wacht.

F ü r c h t e v o n d e r Z u k u n f t n i c h t z u v i e l, u n d h o f f e v o n i h r n i c h t z u v i e l! Beides kann dir gleich schädlich werden, und auf die Vorsätze, auf die Plane, die du dir machst, allzugroßen und verderblichen Einfluß haben.

H o f f e n i c h t z u v i e l! Das eben führt den Menschen in unangenehme Lagen, daß er sich allzuvertrauensvoll seinen Erwartungen überläßt; daß er gar nicht zweifelt, Dieses oder Jenes, was er wünscht, werde auch wirklich geschehen, weil vielleicht einige Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Er richtet sein ganzes Betragen allzuvoreilig darnach ein; er macht darnach schon alle Entwürfe,

und läßt sich, von seinen Hoffnungen geblendet, zu thörichten Unternehmungen verführen. Was das Herz wünscht, das hofft es; es erinnert sich nicht mehr, wie oft es schon in Erwartungen betrogen wurde.

Hoffe nicht zu viel! Denn es wird dich verstimmen und deinen Muth allzusehr niederschlagen, wenn es nicht erfüllt wird. Du bereitest dir damit selbst nur bittere Augenblicke vor, die du hättest vermeiden können. Verfehlte Hoffnungen lassen immer einen Schmerz zurück, der uns ungerecht gegen Mitbrüder, ungerecht gegen die Vorsehung machen kann. Und wen sollen wir denn anklagen, als uns selbst, die wir uns mit vergeblichen, thörichten Träumereien schmeichelten und eitle Luftschlösser bauten?

Hoffe nicht zu viel! Denn dies macht dich gegen allerlei mögliche Unglücksfälle unvorbereitet, die dich doch auch treffen könnten. Wer seine Seele mit allzuschönen Erwartungen liebkoset, macht sie gleichsam weichlich; er verzärtelt sie, daß sie den Sturm nicht ertragen kann, wenn er unversehens von allen Seiten einbricht. Der Weise, das heißt der Christ, geht, auf Alles gefaßt, bewaffnet mit Ruhe und Ergebung, in die dunkle Zukunft hinein, wie der Soldat gegen den unbekannten Feind. Den Blick gen Himmel gerichtet, nimmt er sein Schicksal, das Gute wie das Böse, von der Hand des ewigen Weltregierers dankbar an. Ob der nächste Monat ihm einen Kranz von unerwarteten Freuden windet, oder ob er ihm einen Sarg zeigt, worin ein geliebter Todter schlafen wird: er erwartet Beides mit christlicher Fassung.

Hoffe nur so viel, als du dir Angenehmes durch einen gerechten, tugendhaften Wandel erwerben kannst. Diese Hoffnung wird dir selten fehlschlagen. Die Tugenden, welche du übst, bringen auch schon in dieser Welt ihre Freuden. Die übeln Gewohnheiten, die Fehler, welche du ablegst, werden Diejenigen mit dir versöhnen, welche dich jetzt verachten oder hassen. Die gu-

ten Eigenschaften, welche du annimmst; dein freundliches Wesen; deine Begierde, Andern ohne Eigennutz zu dienen; dein Bestreben, von Andern immer das Beste zu reden; dein Eifer in den Geschäften, die dir anvertraut sind; deine Entfernung von allen unanständigen Dingen — werden Jeden für dich mit Liebe einnehmen, der jetzt noch gleichgültig auf dich hinschaut. Denn worin besteht doch zuletzt das dauerhafte Glück des Menschen? Darin, daß man zufrieden mit sich selbst, zufrieden mit seinem Betragen sein kann, und die Hochachtung und Freundschaft aller guten Menschen gewinnt. Bist du noch nicht glücklich: wer hindert dich denn, es zu sein? Warum willst du nicht manchen Fehler ablegen, den du wohl an dir kennst, womit du Andere von dir zurückstößest, und womit du dir selbst die Ruhe des Gemüths, den stillen Frieden Gottes raubst? Warum hoffest du thörichter Weise von Andern her ein Glück, das du besser und dauerhafter mit eigenen Händen schaffen kannst? Es wird dir vielleicht zu schwer, dich in diesen und jenen Stücken zu ändern; du hast nicht den Muth, damit anzufangen. Nun, so beklage dich nicht länger; du hast nicht den Muth, glücklich zu sein.

Hoffe nur so viel Ansehen oder Wohlstand, als du dir durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit verschaffen kannst. Zähle überall nur auf dich selbst und auf Gottes Segen; nicht auf den Beistand anderer Menschen, nicht auf glücklichen Zufall, nicht auf blindes Ungefähr, das dich wie eine unvermuthete Erbschaft, ein Loos in der Lotterie, mit Reichthum überschüttet. Je mehr der Mensch sich auf sich selbst verlassen kann, je weniger er von andern Menschen und ihrer Gnade abhängt, desto größer ist er, desto freier, desto edler und desto fähiger zu allem Guten. Warum hoffest du denn so gerne auf ein höheres Ansehen unter den Menschen, oder auf Erwerb großen Reichthums? Ist es nicht darum, weil es deiner Eitelkeit schmeichelt? Wie, du Unwürdiger, deinem

heimlichen Stolze zu Gefallen soll Gott Wunder thun, und die Schicksale der Welt darnach ordnen? — Wer nicht glücklich und zufrieden werden kann durch das, was er mit eigenem Fleiße und freudiger Arbeit erwerben kann, wahrlich der ist keiner größern Glücksgüter werth!

Hoffe nur so viel Freuden in der Welt, als du dir durch deine Klugheit im menschlichen Leben vorbereiten kannst. Immer weise ich dich auf dich selbst zurück. Du sollst der Schöpfer deines Glückes sein; darum rüstete dich Gott mit Vernunft und Verstand aus. Vermeide mit Klugheit alle gefährlichen und gewagten Unternehmungen, richte dein Hauswesen mit Klugheit ein, wähle mit Klugheit deine Freunde, benutze mit Klugheit und Eifer jeden Anlaß, dein Gewerbe auf rechtliche Weise zu verbessern; betrage dich mit Klugheit gegen Menschen von anderer Denkungsart und von andern Ständen; so wirst du dir unzählig viel traurige Stunden ersparen, und dir in deinem Lebenskreise, worin du jetzt stehest, ein stilles Paradies bauen, das dich mehr entzücken wird, als alle Traumbilder deiner Hoffnungen.

Betrachte die Zeit als ein leeres Feld, worauf weder Glück noch Unglück von selbst wachsen. Du mußt es erst mit eigener Hand bestellen und anbauen. Was du in diesem Felde säest, das wirst du dann auch ärnten. In diesem Felde bete, in diesem Felde arbeite, und der himmlische Segen wird sich zu der Mühe gesellen.

Fällt dir dann ein unverhofftes Glück zu, eine Freude, die du nicht erwarten konntest: wohl, desto anmuthiger wird sie dich überraschen, desto mehr dich beseligen. Ach, wie reich ist Gott, wie überschwenglich seine Güte! Auch im künftigen Jahre wird er dir ohne dein Erwarten und Bitten der unvermutheten Freuden viele senden.

Fürchte nicht zu viel! Die Furcht vor den Uebeln der Zukunft ist selbst schon das größte Uebel. Du leidest schon durch

die Furcht jetzt mehr, als von dem Unglück, wenn es einmal da ist. Du vergiftest damit deine Gesundheit, und tödtest damit manche kleine Lust, die dir auch jetzt noch gern entgegenblüht. Furcht ist bei verschiedenen Menschen nur zu oft eine üble Gewohnheit. Sie mögen gern beständig klagen, und über alle Dinge sich Besorgnisse erwecken. Sie foltern sich selbst, und zerstören, wie im Wahnsinn, die wirklichen Freuden der Gegenwart.

Fürchte nicht zu viel! Denn es macht dich muthlos, und gerade dadurch wirst du zu einer falschen Handlungsweise verleitet. Rechne dir deine Angst, deine Besorgnisse nicht für Wirkungen deiner Klugheit an; denn die Klugheit hat ein gelassenes Gemüth, sie genießt mit Unbefangenheit den gegenwärtigen frohen Augenblick, tödtet die überhandnehmende Furcht mit der Hoffnung des Bessern, und äußert sich endlich, wenn die drohende Stunde des Leidens kommt, durch besonnenes Thun und Handeln, um die Größe des Uebels zu verringern. — Ruhig schwebt der Schiffer auf den Wellen des Meeres, und erfreut sich des günstigen Windes und des heitern Sonnenscheins. Soll er Stürme befürchten und Schiffbruch ahnen, während es ihm wohlgeht? Aber der Himmel bewölkt sich, und ein wüthender Sturm empört das Weltmeer, zerreißt seine Segel, droht mit schrecklichem Untergang. Furcht und Muthlosigkeit würden diesen Untergang noch schneller herbeiführen. Aber getrost auf Gott vertrauend, der ihn auch in den Stürmen über das einsame Meer begleitet, sammelt der Seemann die letzten Kräfte, eilt hin, wo Hilfe noth ist, und ringt mit Wind und Wellen, und rettet sich mit Klugheit aus der Gefahr.

Fürchte nicht zu viel! Sondern denke, wenn du bisher nicht ganz glücklich warst, es ändert sich Alles. Bist du jetzt in einer trostlosen Lage: fasse Muth, es bleibt gewiß nicht, wie es ist. Kennst du aus deinen Erfahrungen noch nicht den ewigen Wechsel der Dinge? Ist es jetzt finster um dich: sei getrost, es wird heller

werden nach wenigen Tagen; hienieden hat das Unglück keinen langen Bestand, so wenig als das Glück. Warum sollen wir verzweifeln, wenn eine Sonne untergeht? Lächelt nicht jenseits der Nacht uns wieder ein Tag? — Ueberdenke den ganzen Umfang deiner gegenwärtigen bösen Lage, deiner Widerwärtigkeiten, und sage dir selbst: hast du denn Alles verloren? — Nein! und hättest du Alles verloren, du hast doch Gott nicht verloren! Warum willst du verzweifeln? (Hebr. 13, 5. 6.)

Fürchte nicht zu viel! Denn Gott geht mit dir durch jede Zukunft. Und wenn dich alle Hoffnungen, alle Lebensfreuden verlassen hätten: du bist noch nicht ganz verarmt, denn die unerschöpfliche Quelle aller Freuden, aller guten Gaben, die Güte Gottes ist noch nicht aus der Welt gewichen. Hat die Hand des Todes dir einen Schatz geraubt, einen Liebling deines Herzens, einen Freund, eine Freundin — warum soll dein Herz vergeblich und immer über dem Grabe des geliebten Todten bluten? Wanderer zur Ewigkeit! du wandelst an Gottes Hand dem Liebling wieder entgegen, den du hier verlorst. Hat dich irgend menschliche Ungerechtigkeit gekränkt, hast du durch Bosheit roher Seelen, hast du durch das Verderben des Krieges Vieles von deinem Vermögen, vielleicht Alles eingebüßt: richte dich muthig empor, ein Vergelter richtet über den Sternen, und auch deine Thränen sind von ihm gezählt.

Fürchte nicht zu viel, und denke, die Leiden, welche dich im vorigen Jahre trafen, und dir jetzt den Muth und die Hoffnung für bessere Tage nehmen, — denke, sie waren eine Prüfung deines Christenthums, Prüfung und Weisung, wie du dich bei künftigen Unfällen benehmen sollst. Du bist für eine andere Welt geboren, nicht für diesen vorübergehenden Traum des Erdenlebens. Nur durch reife Tugend, durch geprüfte Weisheit, durch Seelengröße wirst du einst der würdige Genosse einer bessern Welt. Darum sind die Uebel vorhanden, daß wir die Kraft unseres Gemüthes

daran üben und stärken sollen. (2. Kor. 4, 17. 18.) Du hast gelitten; wohlan denn, wo ist deine Stärke, deine Uebung? Was hast du in der Schule deines Leidens erlernt? Bist du der bessere Mensch geworden? — Bist du es, so zagst du vor keiner Zukunft, vor keinem Verlust mehr; du rufst mit freudigem Vertrauen gen Himmel: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gebenedeiet sei sein herrlicher Name!

Fürchte nichts, als was du dir Böses durch dein eigenes Verschulden zuziehen kannst. Nur jeder Mensch ist sich durch seine Fehler, durch seine Unklugheit, durch seine Leidenschaften am meisten furchtbar. Fürchte dich also nicht vor deiner Zukunft, sondern vor dir selbst. Die Zukunft sendet Gott, die meisten Unglücksfälle und mißvergnügten Stunden sendet sich der Mensch. Lebe christlich, und was dir auch begegnen mag, du wirst glücklich leben!

Fürchte nichts, wenn du dich selbst nicht zu befürchten hast. Arbeite dich mit männlichem Christensinne aus deinen gegenwärtigen kummervollen Verhältnissen hervor, die dir vielleicht drückend sind. Ueberlege reiflich deine gesammten Umstände, denke über die besten Mittel nach, die dir helfen können; fasse Muth genug, um sie auch mit ganzem Ernst und mit ganzer Klugheit anzuwenden. Und wohin zuletzt deine Kräfte nicht reichen, und was du nicht thun kannst, das wird Gott thun!

Ja, das wirst Du thun, göttlicher Vater, der Du auch den kleinsten Wurm im Staube versorgst und bedenkst. Vertrauensvoll will ich mich Dir hingeben, und was mir auch in diesem Jahre begegne, nichts soll mich abwendig machen von meinem Vertrauen und von Jesu, Deines Sohnes, heiligem Wort! Welche Zukunft kann mich schrecken, wenn ich Dich darin finde? Welcher Verlust kann mich muthlos machen, wenn ich Dich nicht verliere?

Frommer, edler, vorsichtiger, als im vergangenen Jahre, will

ich in dem künftigem Jahre vor Dir wandeln, und mit dem neuen Jahre ein neues Leben anfangen. Und kostete es mich dann auch noch so viel Mühe, noch so viel Ueberwindung: ich will meine Fehler, meine lasterhaften Neigungen, die mich heimlich verderben, ablegen.

Und — sollte ich dieses Jahr nicht überleben, wäre es mein Todesjahr, — ach, daß dann auch mit den Thränen meiner Freunde und Freundinnen auf meinem Grabe ein frohes Gewissen mir gutes Zeugniß von Dir gäbe! — Ich will mich darauf vorbereiten. Ist dies mein Todesjahr, so ist es auch mein Geburtsjahr für eine bessere Welt. Lächelnd und selig in Dir, mein Gott, möchte ich einst sterben, und lächelnd in die Ewigkeit eintreten, wo neue Seligkeiten Deiner wundervollen, unendlichen Schöpfung meiner harren.

2.

Die häusliche Andacht.

Ephes. 5, 15 — 21.

Erhab'ner Gott, den tausend Welten preisen,
Und dessen Ruhm der Wurm des Staubes singt;
Um dessen Thron des Himmels Sonnen kreisen,
Vor dem der Seraph betend niedersinkt:
Auch meine Hütte will ich, Herr, Dir weih'n,
Sie soll Dein Heiligthum und Tempel sein.

Und Deine Gegenwart wird sie verklären;
Wer mit mir wohnt, der soll Dein Priester sein.
Aus unsern Herzen flammt, statt von Altären,
Der Andacht Feuer hoch empor und rein.
Dem strahlt schon hier des Himmels Seligkeit,
Der Deinem Dienst sein ganzes Leben weiht.

Es ist ein rührender, herzerhebender Anblick, in dem Kreise einer frommen Familie zu stehen, wenn sie sich mit dem Heiligsten und Erhabensten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhält. Wen

läßt die Thräne unbewegt, welche in dem zum Himmel gewandten Blicke einer Mutter zittert, wenn sie für das Leben, für die Gesundheit, für die Unschuld, für das Wohlergehen ihrer theuern Kinder betet? Wer kann gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von seinen Hausgenossen, das Haupt entblößt, und nun, flehend für das Glück seines Hauses, sich zu dem König der Könige, dem allmächtigen Gott, wendet? Wem bebt in seiner Brust nicht die schönste aller Empfindungen, wenn ein unschuldvolles, aufblühendes Kind mit gefalteten Händen zu dem unsichtbaren, ewigen Vater ein Gebet für seine Aeltern, für seine Geschwister, für seine Gespielen stammelt?

Ehemals — wer wird, wer kann es läugnen? — war in den fürstlichen wie in den bürgerlichen Familien noch mehr häusliche Andacht zu finden, als gegenwärtig. Aber es läßt sich auch nicht läugnen, ehemals war auch mehr männliche Kraft, Rechtlichkeit und Großsinn; es war im Leben weniger Tändelei, weniger Leichtsinn, gehässiger Umtrieb und widerliche Selbstsucht; aber mehr stilles, häusliches Glück, froher Muth, Lust zu großen und gemeinnützigen Dingen.

Mit der sogenannten Verfeinerung der Sitten verschwand aus vielen Familien der schöne religiöse Sinn der Aeltern; man wählte wilde Zerstreuungen an die Stelle des ächten Lebensgenusses. Man jagte nach Glück in Außendingen, und hatte es schon in seiner eigenen Brust verloren. Man wollte mit unverständigem Wesen eine gewisse Geistesgröße zeigen, und verachtete, wenigstens öffentlich, seine religiösen Gefühle zu äußern. Man schämte sich nicht, bei unanständigen, ausschweifenden Gesellschaften gewesen zu sein, wohl aber im Tempel gesehen zu werden; man schämte sich nicht, schlüpfrige, Geist und Sitten verderbende Bücher gelesen zu haben, wohl aber beim Lesen eines Andachtsbuches, eines moralischen Werkes oder der heiligen Schrift ertappt zu werden. So verwilderte all-

mälig manches Herz, indem es sich zu veredlen wähnte; es trachtete nach dem Umgang mit Großen und Vornehmen, aber schien sich des Umgangs mit Gott zu schämen; es schloß sich an Dinge, welchen sich auch das vernunftlose Thier anschließt, und vergaß, daß der Mensch auch Bürger der Geisterwelt sei, und sich nur durch Verbindung mit Gott, dem höchsten aller Geister, veredle.

Aber der Leichtsinn und die Unsittlichkeit vieler Hausväter und die Thorheit vieler Mütter hat inzwischen das Glück, den Frieden und den Wohlstand angesehener Familien zerstört. Viele werden vorsichtig zu der einfachen Lebensart der Väter zurückkehren: möchten sie doch auch zu deren Tugenden zurückkommen! —

Auch die von Vielen vergessene häusliche Andacht wird dann wieder in den Kreis guter Familien zurückgeführt werden, und häuslichen Frieden, Trost im Unglück, und Frohsinn über jedes Tagewerk verbreiten.

Zwar hat die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln ihren hohen Werth; aber wie bald wird sie oft zur todten Gewohnheitssache, weil in den Zerstreuungen des alltäglichen Lebens das Herz endlich erkaltet, das sich außerdem nicht mit den höchsten Wesen beschäftigt! Wie bald verfliegen die schönen Eindrücke, welche ein göttliches Wort auf unser Gemüth macht! Wie bald sind die heiligsten Gelübde vergessen und die Thränen, welche sie begleiten, wenn man aus der Kirche wieder in die alten Verhältnisse, wie in eine ganz andere Welt, zurücktritt, und eine lange Woche hindurch nicht mehr daran denken kann und mag? Wie? sollen wir denn nur am Sonntage Christen sein? Ist nicht ein jeder Wochentag ein Tag Gottes, ein Feiertag?

Doch weichen wir mit Vorsicht jedem Mißverständnisse, jeder falschen Deutung aus, wenn wir von der häuslichen Gottesverehrung reden! Es ist und soll nie damit auf Stiftung größerer oder kleinerer Zusammenkünfte verschiedener Personen und Familien

abgesehen sein, welche gemeinschaftlich einen häuslichen Gottesdienst verrichten. Denn wiewohl dergleichen Zusammenkünfte an sich keinesweges tadelnswürdig und unerlaubt sind, führen sie doch gar oft in der bürgerlichen Gesellschaft üble Folgen mit sich, denen der Christ, als Bürger des Staates, ausweichen soll.

Der Christ muß die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ehren, und das Urtheil und Gefühl derer schonen, mit welchen er Verbindung zu haben genöthigt ist. Nie findet die Welt, nie auch der roheste Mensch, die Verehrung Gottes anstößig, wohl aber oft die Art, wie sie geübt wird. Das Ungewöhnliche, Ausgezeichnete, erregt Aufsehen, und oft den Argwohn. Christliche Demuth will ihre Gefühle nicht kund werden lassen vor Jedermann. Einsam steht sie im Winkel des Tempels, während der Pharisäer Aufsehen erregt durch sein Gebet an den Ecken der Straßen. (Matth. 6, 6.)

Wie schön, harmlos und jedes Vorwurfs frei ist dagegen die tägliche Andacht im engern Kreise jeder einzelnen Familie! Hier wird der Vater des Hauses, hier wird die fromme Mutter Priester und Priesterin des Allerhöchsten; und dasselbe Zimmer, in welchem wir die Gaben des ewigen Vaters genießen, dasselbe Zimmer, welches unsere Thränen, unsere frohen Stunden sieht, dasselbe Zimmer, in welchem wir den Wechsel der Krankheit und Gesundheit empfangen, und das vielleicht einst unser Sterbebett enthält, wird ein Tempel des Allerhöchsten.

Hier versammelt sich die kleine, durch die heiligsten Bande des Blutes vereinte Gesellschaft, wenn ein süßer Schlaf der Nacht ihre Gebeine erquickt hat. Sie bringt in goldener Morgenstunde dem gütigen Schöpfer das Opfer ihres Dankes im leisen Gebet; oder sie tritt noch am Abend zusammen, ihres vollbrachten Tagewerks froh und der Ruhe bedürftig. Ihr letzter Blick ist auf den erhabenen Beschirmer ihres Daseins gerichtet, und während am nächtlichen Himmel tausend entfernte Sonnen als glimmende Sterne die Herr-

lichkeit Gottes verkünden, während vielleicht in tausend uns fremden Welten sein heiliger Name gefeiert wird, steigt auch unser Gebet durch die Stille der Nacht empor zu ihm, und er vernimmt's!

Diese Stunden der Andacht wirken selbst auf das Herz des unmündigen Kindes, wenn es Zeuge derselben wird. Es kennt noch keinen höhern Gebieter, als seine Aeltern, und sieht dieselben voll demüthiger Ehrfurcht beim Namen des unsichtbaren Gottes. Die gleiche Ehrfurcht durchdringt sein Herz, und die Gewalt des Beispiels impft seiner Brust religiöse Gefühle ein, ehe sein Verstand fähig ist, sich von den Bewegungen Rechenschaft zu geben, die in ihm vorgehen. Daher gewöhne man auch die Unmündigen frühe zur Ehrfurcht im Aeußern während des Gebets. Denn es ist eine Rede zum unsichtbaren Schöpfer und Erhalter alles Lebens. Das Kind begreift vielleicht noch nicht den Inhalt des Gebetes, aber den Sinn, welchen die ehrerbietige Stellung ausdrückt. Nur durch das Aeußere und Sinnliche wirkst du zuerst auf das zarte kindliche Gemüth. Es wird schon die süßen Gefühle der Gottesliebe kennen, wenn sein nachmals erwachender Verstand erst die Ursachen und die Wichtigkeit der Religion Jesu Christi erfährt.

Soll das Gebet fruchtbar auf die Herzen wirken, so sei es nicht immer und jeden Tag das nämliche Gebet. Nie muß dasselbe ein Spiel des Gedächtnisses werden, sondern aus dem Herzen und aus dem vollen Bewußtsein entflammen. Was aber das Gedächtniß einmal ergriffen, das kann der Mund leicht hersprechen, ohne daß der Geist dabei gegenwärtig ist.

Wie? und heißt es nicht Gottes spotten, wenn du ihn anredest, ohne an ihn zu denken? Die Andacht verschwindet, wenn das Gemüth zerstreut ist, und die Zerstreuung findet sich oft wider unsern Willen ein, wenn der Geist nicht zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit gelockt wird. Lieber ein einziger, inniger Gedanke an Gott, lieber ein stummer Seufzer zu ihm, als ein andachtloses Gebet.

Ist der Vater oder die Mutter nicht immer fähig oder gestimmt, ein Gebet aus dem Herzen zu sprechen, wie es ihre jedesmaligen Empfindungen mit sich bringen, so fehlt es nicht an trefflichen Gebetbüchern, von würdigen, frommen, geistvollen Männern geschrieben. Diese erleichtern und verschönern durch die Anmuth und Kraft ihrer Gedanken unsere Andacht. Ihre Empfindungen werden zu unsern Empfindungen, ihre Gedanken zu unsern Gedanken. Das gemeinschaftliche Gebet in dem Kreise unserer Verwandten und Hausgenossen läßt in der Seele einen schönen Nachklang zurück. Auch einsam werden wir für uns in der Stille noch manche einzelne leise Bitte dem allwissenden Gott vortragen, der den Zustand unsers Herzens und die Angelegenheit desselben kennt.

Eben deswegen ist es schön, wenn fromme Mütter früh anfangen, ihre Kinder zu lehren, einige Worte des Gebetes aus freiem Herzen zu Gott zu sprechen; nicht etwa eine auswendig gelernte Rede, sondern den Ausdruck einer eigenen Empfindung. Nichts kann einer Mutter, nichts einem Vater rührender sein, als wenn ihr Kind am Abend auch nur eine einzelne Bitte zu Gott stammelt; wenn es mit gefalteten Händen zu seinem himmlischen Vater nur wenige Worte spricht.

Doch nicht aufs Gebet allein beschränkt sich die häusliche Andacht christlicher Familien; es gibt unzählige Anlässe, Gottesverehrung in lieblicher Einfalt zu üben. Es ist zu dem Ende nicht nöthig, daß man den Namen Gottes beständig und bei jeder Gelegenheit im Munde führe. Dies Herr! Herr! sagen kann zuletzt, wie Alles, Gewohnheitssache werden, die immer schädlich ist. Bei der Arbeit sollen wir ganz der Arbeit, bei unsern Geschäften und Verrichtungen inner oder außer dem Hause, sollen wir ganz diesen, aber beim Gebete auch nur ganz dem Gebete angehören. Der menschliche Geist ist zu beschränkt, er kann sich im gleichen Augen-

blick nicht vervielfältigen, und während er die häuslichen Geschäfte betreibt, kann er sich nicht den überirdischen weihen.

Das beständige Immundeführen des göttlichen Namens ist gewissermaßen eine Entweihung desselben. Zartfühlende Christen pflegen dies eben so sehr zu vermeiden, als die Juden ihrerseits den Namen Jehova's viel zu heilig halten, um ihn durch das Aussprechen mit irdischen Lippen zu entweihen. Statt Gottes preisen wir die Natur oder die ewige Vorsehung. Und wen denken wir unter Natur, Vorsehung, Schicksal und Verhängniß anders, als immer nur Gott?

Wenn mit dumpfen Tönen die Sterbeglocken hallen, und der Leichnam eines Nachbars vor unserer Wohnung vorübergetragen wird, drückt der fromme Gatte des frommen Weibes Hand mit wehmüthiger Ahnung, und der Gedanke an die Ewigkeit umfängt beide lebhafter. Ihr Glaube, ihre Hoffnung erhebt sich zur allwaltenden Vorsehung empor — hier ist häusliche Andacht! —

Der Frühling streuet seine tausend Blüthen über die Welt; Lerchen singen über den Wolken, Nachtigallen in dunkeln Gebüschen, und eine wunderbare Verklärung glänzt durch die ganze Landschaft. Der entzückte Vater deutet dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung an, und erklärt ihm die Spuren höchster Weisheit, und wie die Natur Alles so gütig geordnet. Ein frohes und heiliges Gefühl ergreift im Anblick dieser Wunder die Seelen von den Werken der Allmacht gerührt — — hier ist häusliche Gottesverehrung!

Wie manche einsame Stunde genießt die Familie unter sich! Schön ist es, sie mit frohen Unterhaltungen zu versüßen, aber auch schön, sie zuweilen mit höhern und erstern Dingen zu benutzen. Ein gutes Andachts- oder Predigtbuch, eine erbauliche Schrift, zur Verbesserung des Herzens und der Sitten geschrieben, oder allgemein verständliche Stellen aus der Bibel, oder Psalmen des königlichen Dichters, oder eine der Lebensbeschreibungen Jesu Christi werden vorgelesen. Horchend umgibt die Familie den Vorleser, und

die Andacht Aller wird entzündet, der Verstand eines Jeden belehrt; die Tugend erscheint in ihrer Schönheit, die Thorheit in ihrer Lächerlichkeit — wir werden besser, indem wir hören und lernen; wir treten im Herzen der Gottheit näher — — hier ist häuslicher Gottesdienst!

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie mannigfaltig die Anlässe sind zur häuslichen Gottesverehrung. Darum aber ist es nicht nothwendig, immerdar zu ermahnen, zu lernen, zu erbauen, zum Guten aufzumuntern. Auch dies kann durch Einerlei und Uebertreibung ermüden. Nein, o Vater, nein, o Mutter, und ihr Alle, denen Religion und Gottesliebe heilig ist, die schönste Lehre, die wirksamste Predigt ist in jeder Stunde — euer Lebenslauf; — euer Beispiel wird mächtiger sein, als euer Wort; eure That fruchtbarer, als eure Lehre. (Koloss. 3, 17.)

Der fleißige, ordnungsliebende, zärtliche Hausvater; die treue, sorgfältige, freundlich-ernste Hausmutter; die gehorsamen, edelmüthigen Kinder; die arbeitsamen, getreuen Dienstboten: diese sind beständige Priester und Priesterinnen Gottes. Ihr ganzer Wandel ist offen und rechtlich, und eine Frucht der innern Gottesverehrung. Die Andacht ihrer Seelen glänzt aus ihren Thaten, wie von einem Spiegel, zurück. Wenn in andern Menschen längst im Getümmel des Lebens jene heiligen Empfindungen verdrängt sind, welche der öffentliche Gottesdienst am Sonntage gab, dauern sie bei uns in stiller häuslicher Andacht fort. Wenn leichtsinnig ein Anderer selbst die großen Entschließungen, die edeln Vorsätze wieder vergißt, welche er mitten unter Unglücksfällen faßte, pflanzen sie sich in unsern Gemüthern durch den einsamen Gottesdienst fort.

Mit sanfter und doch erhabener Macht wirkt die häusliche Andacht auf alle Seelen. Sie ist es, welche uns den rechten Standpunkt verleiht, den wir in der Welt haben sollen; wir stehen durch sie eben so sehr mit den Geschäften und Ereignissen des Lebens, als

mit den Hoffnungen der Ewigkeit in Verbindung. Wir erscheinen, wenn wir uns zu unserm Gott wenden, nicht mehr als Fremdlinge vor ihm, sondern als Kinder, die täglich um ihren Vater sind.

Man fühlt sich durch die Verehrung Gottes, welche wir ihm im Kreise unserer Verwandten oder in der Einsamkeit darbringen, jedesmal stärker, besser, zu allem Guten entschlossener; man handelt edler; man bereitet sich und Andern mehr Glück, und fühlt den Himmel des häuslichen Friedens. Man vermeidet mit größerer Sorgfalt Unanständigkeiten, die demjenigen leicht begegnen, der selten daran denkt, dem Allerheiligsten zur Rechenschaft zu stehen. Ein vorwurfloses Gewissen verbreitet unaussprechliche Heiterkeit über das ruhige Gemüth. Man genießt freudiger das Leben, weil man es reiner genießt.

Ja, mein Gott, mein Vater, mein Alles; ja, ich empfinde das Glück, vor Dir kein Fremdling zu sein; ich wäre unwürdig, einen Tag zu leben, an welchem ich nicht Deiner gedacht hätte. Nicht im Tempel allein betete Dein Sohn Jesus Christus, auch in der Wohnung seiner Lieben, auch in der Einsamkeit Gethsemane's betete er. So will ich, Dein Kind, auch in meiner Wohnung, auch auf dem einsamen Felde, auch fern von meiner Heimath Dich verehren. Deine Allgegenwart macht mein Zimmer zur Kirche. Auch hier kann ich Dich anbeten im Geiste und in der Wahrheit.

Einem frommen Sinne heiligt sich Alles; und wo Du bist, sollte das Unheilige verschwinden. Du wohnest bei mir: wie sollte nicht Dein seliger Frieden in meiner Wohnung herrschen? Könnte ich die stille Kammer, in der ich oft zu Dir mit Inbrunst flehte, mit Sünden entheiligen? Könnte ich auf der Stelle, wo ich betete, fluchen? auf der Stätte, wo ich vor dem Richter der Gedanken erschien, Betrug und Unwahrheit reden? Könnte ich da, wo ich Deine ewige Liebe anrief, die schändlichen Ausbrüche des Hasses, des Neides, der Verleumdung, des Zornes gestatten?

Nein, mein Gott, wohin sollte ich mein schuldbewußtes Herz, wohin meinen Blick voll Scham wenden, wenn ich in meiner eigenen Wohnung, im einsamsten Winkel derselben vor Deiner Gegenwart erröthen müßte? Wo sollte mir auf Erden wohl sein, wenn ich mir mit Sünden in meiner eigenen Hütte eine Hölle bereitete?

Ich kenne den schönen Segen häuslicher Andacht; ich will desselben theilhaftig werden. Dadurch, daß ich immer Gottes bin, ist Gott auch immer mein Gott.

Wenn ich erwache und wenn ich entschlafe, bist Du mein Gedanke. Und einst, wenn ich früh oder spät in eben dieser Wohnung, wo ich so oft im Gebet Dir nahte, zum letztenmal entschlafen werde — in Deinem Arm, o ewiger Vater, entschlafen werde, sollst Du mein letzter Gedanke sein. Und in einem andern Leben, in einer schönern Welt, wo ich wieder zum Bewußtsein erwache, dort wirst Du wieder mein erster Gedanke sein. Wenn dort mich eine fremde Welt mit ihrer Herrlichkeit umringt, wird doch kein fremder Gott mein Gott sein. Hier entschlummere ich, dort erwache ich in Deinem Arm. Hier der liebevolle Vater, an den sich mein Geist mit kindlicher Einfalt schloß, ist dort auch mein Vater!

3.

Der öffentliche Gottesdienst.

Psalm 43, 3. 4.

Ja, mit den heiligen Gemeinen,
Die heut' vor Deinem Antlitz steh'n,
Soll meine Seele sich vereinen,
Herr, Deine Liebe zu erhöh'n.
Wo sich die Heiligen versammeln,
Will ich Dein Lob mit Ehrfurcht stammeln;
Dort sing' ich in der Engel Chor
Ein Herzenslied mit Lust empor.

An diesem Gott geweihten Orte
Erschallt der Gnade Stimme mir.
Ich höre, Jesus, Deine Worte,
Und stille seufzt mein Herz nach Dir.
Da wirst Du Lehrer mir und Tröster,
Da kann ich mich, ich, Dein Erlös'ter,
Gott, Heiland, Deiner Liebe freu'n,
Da lern' ich, Dir ergeben sein.

Es ist auf Erden unter allen Nationen keine Religion ohne öffentliche Gottesverehrung und ohne damit verbundene feierliche Gebräuche. Niemand, und nicht der König, und nicht der Aermste des Volkes, schließt sich von der Theilnahme an der Anbetung aus.

Wie? und unter den Christen, unter den Völkern, welche sich die erleuchtetsten zu sein rühmen, kann die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und die Vernachlässigung desselben Beifall finden? Unter Christen kann es allein Einzelne geben, welche eine Art Ansehens in der Auszeichnung suchen, nicht zu thun, wie Millionen ihrer Brüder und Schwestern? Wie, ist unsere Religion minder heilig, minder beseligend, als die Religion der barbarischen Völker? Sind unsere Kirchen weniger fähig, erhabene Gefühle zu erwecken?

Prüfe dich selbst, der du dich der öffentlichen Gottesverehrung entziehest oder sie vernachlässigest, ob deine Gründe so edel, so weise sind, als du meinest? Ist es nicht der Mangel an religiösen Gefühlen deines Herzens, das dir das Erhabene, Heilige und Schöne als ein todtes, leeres, überflüssiges Gewohnheitswerk vorkommt? Ist es nicht Eitelkeit, die dich leitet, daß du vor manchen Leuten als aufgeklärter, einsichtvoller gelten möchtest? Ist es nicht eine unzeitige Scham, die dich zurückhält, weil du bei Personen, die den gemeinschaftlichen Gottesdienst vernachlässigen, und denen du hohe Einsichten zutrauest, auch für etwas mehr angesehen sein möchtest, als das gemeine Volk? Ist es am Ende vielleicht nicht bloß dein

Leichtsinn, oder dein Hang zur Bequemlichkeit, den du mit Einwendungen gegen den Nutzen gemeinschaftlicher Gottesverehrungen beschönigen möchtest?

Du sprichst: „Ich kann Gott eben so gut in meinem Hause, in meiner Kammer verehren, als in der Kirche.“ Wohl kannst du es; aber geschieht es? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hunderterlei andere häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen, wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den Höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst?

Du sprichst: „Die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend. Was ich in der Kirche hören kann, das weiß ich schon.“ Es sei; aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge; und wie manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die du in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt!

Du sprichst: „Man würde lächeln, wenn ich wieder zur Kirche ginge, und mich für einen Heuchler halten.“ Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück? Einer Pflicht, sage ich, die du deinen Mitbürgern zu erfüllen schuldig bist, unter denen du wohnst. Sei du immerhin gelehrter, immerhin kenntnißreicher als sie, so daß du in der Kirche des Neuen wenig mehr erlernen könntest: warum gibst du, wenn du glaubst, man sehe auf dich, man schätze dich, warum gibst du den Unwissendern, den Rohern das erste und schlechte Beispiel, daß sie die oft für sie einzige Gelegenheit versäumen, ihr Herz zu verbessern? Tadelst du selbst nicht denjenigen, der das Ansehen der Regierungen und Gesetze schwächen will, ohne welche keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre: warum tadelst du dich nicht, der du das Ansehen der öffentlichen Gottesverehrung schwächst, ohne welche das Volk in zügellose Verwilderung zurücksinken würde?

Der Sonntag ist allen Christen ein heiliger Tag. Tausend Völker in tausend verschiedenen Sprachen verehren Gott und beten vor seinem Throne; nur du stehest einsam, als gehörtest du nicht zu der großen, heiligen Familie. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand in deinem abgesonderten Wandel, als der wilde Indianer, der noch keinen Gott kennt, und seiner Nahrung und seiner Lust nachgeht, während in der gleichen Stunde Millionen Wesen im Staube vor dem Ewigen den Unendlichen anbeten!

Wenn der Glocken Feierklänge von den Thürmen aller Tempel hallten: drangen sie nicht oft mit ehernen Stimmen mahnend an dein Herz? Und war dir's nicht oft wie ein Ruf: „Warum schließest du dich von der Gemeinschaft der Christen aus?"

Wenn dein Blick zufällig durch die Dämmerung des Tempels schweifte, und in der Ferne den einsamen Taufstein sah, wo du als Säugling einst die Weihe des Christenthums empfingst; wenn du die Stellen sahest am Altare, wo du mit frommen Rührungen das erstemal in die Vereinigung der Christen tratest, und Theil nahmst an dem Gedächtnißmahle deines göttlichen Lehrers und Seligmachers; wenn du die heilige Stätte sahest, wo du einst in einem wichtigen, großen Augenblicke standest, als unter dem Anruf des Himmels eine Gattin dir zur Gefährtin des Lebens anvermählt ward — machte dies Alles, machte nichts dir diesen Tempel heiliger? —

Unglücklicher, wenn du hier nichts empfandest, so dringt mein Wort umsonst zu dir. Deine Aufklärung hat dich ein gefühlvolles Herz, des Menschen höchstes Gut, gekostet; unter deiner Erleuchtung starben deine edlern Empfindungen.

Die Feier des Sonntags ist eine so ehrwürdige Stiftung, als wie das Christenthum selbst. Der Türke hält den Freitag heilig; der Jude feiert den Sonnabend; der Christ begeht an jedem Sonn-

tage das Fest, durch welches die Hoheit seiner Religion siegreich bestätigt ward: die Auferstehung Jesu.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn, das heißt, der Ruhetag aller Völker von den irdischen Geschäften und Gewerben, um von niedrigen Nahrungssorgen die Seele emporzuheben zur Quelle ihres Ursprungs, zur Gottheit und zu Betrachtungen ihrer ewigen Bestimmung. Der Pflug des Landmanns ruht, die Werkstätten sind stille, die Schulen der Kinder sind verschlossen. Jeder Stand, jedes Alter schüttelt den Staub des Wochentages ab, und sucht die Feierkleider hervor. So geringfügig auch diese äußern Zeichen der Achtung für den Tag des Herrn sind, wirken sie doch mit hoher Gewalt auf des Menschen Gemüth. Auch sein Inneres wird feierlicher und froher. Er wird geneigter zu stillen Selbstbetrachtungen, und selbst seine Erholungen von des Wochentages Mühe führen ihn zu Gott.

Lasset den Sonntag und die öffentliche Gottesverehrung aus der Welt verschwinden, und ihr werdet binnen wenigen Jahren die Verwilderung der Völker erleben. Von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, oder von der Habgier unaufhörlich zur Arbeit gespornt, wird der Mensch selten einen Augenblick finden, der ihn an seine höhere Bestimmung ernsthaft denken läßt. Nichts fordert ihn mehr auf, für sein besseres Selbst und für das Ziel seiner Unsterblichkeit zu leben; er wird nur für den flüchtigen Tag der Erde vorhanden sein. Er wird weder aus Liebe zu Gott groß und edelmüthig, noch aus Furcht vor dem Vergelter gerecht handeln; seine Religion wird fortan kluge Arglist, sein Himmel wird befriedigter Eigennutz sein.

Die Geschäfte des Wochentages zerstreuen das Gemüth; der Sonntag sammelt dasselbe wieder. Die Sorge um Nahrung verwandelt sich in Sorgfalt für die Seele. Alles schweigt, Alles ruht, nur die Pforten des Tempels stehen offen.

Und selbst wenn das Herz zu keiner frommen Betrachtung ge-

neigt wäre, es wird durch die sanfte Macht des Beispiels in der großen Versammlung der Christen hingerissen. Wir sehen um uns Hunderte und Tausende derer versammelt, mit welchen wir an einem und demselben Orte beisammen wohnen, mit welchen wir Freude und Leid, das allgemeine Glück und Unglück des Landes tragen; wir sehen um uns her diejenigen, welche früher oder später unsern Sarg zu Grabe begleiten, und uns die Thränen der Freundschaft nachweinen.

Wir stehen unter ihnen da vor dem Allgegenwärtigen versammelt als Mitglieder einer einzigen großen Familie. Hier scheidet uns nichts mehr, was in der bürgerlichen Welt trennt; der Hohe ist in der Nachbarschaft des Niedrigen; der Arme steht und betet an der Seite des Reichen; wie vor Gott nicht der Rang, nicht das Ansehen der Person gilt, so auch hier in der Zusammenkunft seiner Familie. Wir Alle sind hier nur Kinder des ewigen Vaters.

Schon daß der öffentliche Gottesdienst uns die ursprüngliche Gleichheit aller Sterblichen so lebhaft darstellt, erhebt die Seele des Christen. Er mahnt den Stolzen zur Demuth, den Niedergebeugten zum Muth. Keine andere menschliche Anstalt wirkt dies; nur die Kirche und einst der Tod führt die Sterblichen in die Gleichheit vor Gott zurück.

Wenn aber auch endlich dieser Anblick einer betenden Menge, dieser Tausende, welche mit tausend verschiedenen Angelegenheiten des Herzens vor Gott erschienen, dich nicht zur Andacht locken könnte; wenn der feierliche Gesang, welcher von den frommen Lippen einer ganzen Gemeinde zum Himmel steigt, dein zerstreutes Gemüth noch nicht sammeln könnte, denke: an diesem Tage, in dieser Stunde liegt auf dem weiten Kreis der Erde jeder Verehrer Jesu betend vor Gott; zahllose Nationen beten zugleich mit dir; Fürsten sind von ihren Thronen gestiegen, und beten im Gefühle ihrer Sterblichkeit zur Majestät des Unendlichen, selbst wo auf den Wel=

len entfernter Meere einsam ein christliches Schiff schwebt, erhebt sich über dem Abgrund des Meeres Gesang und Verherrlichung Gottes. Wie? und du allein könntest heute schweigen? kannst nicht in das Halleluja des ganzen Erdbodens einstimmen? —

Denke: auf dieser Stätte, wo du im Tempel stehest, standen vor dir einst alle deine Vorfahren. Hier betete dein Vater, hier betete deine Mutter einst für dich, da du noch Säugling warst, oder da du auf dem Krankenbette seufztest, oder da du entfernt von ihnen und der väterlichen Wohnung wandeln mußtest. Hier beteten deine Vorfahren, die nun von der Welt längst verschwunden, Gott in andern Verbindungen verherrlichen.

Denke: auf dieser Stätte, wo du in der Kirche stehest, werden einst deine Enkel, deine Nachkommen anbetend stehen, wenn du nicht mehr bist. Auch sie werden noch hier dein gedenken! Vielleicht wird die Stelle, welche jetzt dein Fuß berührt, noch die Thräne eines treuen Sohnes, einer zärtlichen Tochter, eines freundlichen Bruders, einer liebevollen Schwester benetzen, wenn das Gedächtniß deiner in ihrem Herzen rege wird. Kannst du, umgeben von so großen Beispielen, durchdrungen von so großen Erinnerungen, gleichgültig bleiben im Tempel Gottes?

Denke, indem dein Blick über die andachtvolle Versammlung hinfliegt, wo der Betagte neben dem Kinde, das bleiche Antlitz eines Kranken neben der aufblühenden Gesundheit, der Ernst des geschäftvollen Mannes neben dem Flattersinn der Jugend, der trübe Blick des Bekümmerten neben dem lächelnden Auge des Zufriedenen erscheint, — denke, in hundert Jahren sind alle diese blühenden und welkenden Gestalten von der Erde weggegangen, und ganz andere Gestalten füllen diese langen Reihen aus, unter denen auch du nicht mehr sein wirst. — Auch du nicht mehr! —

Von Erinnerungen dieser Art ergriffen, wirst du unwillkürlich zu dem erhabenen Zwecke hingerissen werden, zu welchem der öffent-

liche Gottesdienst eigentlich bestimmt ist. Sage nicht länger: auch in meiner einsamen Kammer kann ich Gott verehren; wozu bedarf es für mich des Besuchs einer Kirche? Nein, diese Empfindungen, diese Begeisterung kann dir nur der Gott geweihte Tempel gewähren!

Aber das göttliche Wort wird hier von erhabener Stelle herab zu dir gesprochen. Ermahnungen und Beispiele eines gottgefälligen Wandels bringen an deine Seele, oder die Geheimnisse der Religion werden deinem Gedächtnisse zurückgerufen. Sei es auch, daß diese Vorträge nicht immer ganz dem gegenwärtigen Bedürfnisse deiner Seele angemessen sind; sei es auch, daß ein oder der andere Vortrag nicht die Erbauung in dir weckt, die du wohl wünschtest: er wirkt dafür auf andere Gemüther; er ist für Andere berechnet; warum willst du unzufrieden sein? Wie kann in einer gemischten Gemeinde Alles Allen gleich werth und wichtig werden? Es kommt auch ein Tag, da zu deiner Seele gesprochen wird.

Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen, so erinnere dich, daß du doch in der gleichen Zeit Andern nützlich warst durch das Beispiel, so du ihnen gegeben hast. Du warst zugegen; du verführtest nicht, durch das üble Vorangehen in Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung, schwächere Gemüther, gleich wie du zu thun. Sie haben Erbauung, Lehre, Trost gefunden in den angehörten heiligen Vorträgen. Ihnen ist es nützlich geworden und dein Beispiel ward ihnen heilsam.

Bist du darum ein Heuchler, daß du zur Kirche gekommen bist, ohne Erbauung durch die Predigt des göttlichen Wortes zu erwarten? Du, der das Glück hat, erleuchteter zu sein, als Andere; der Gott in den Wundern seiner Werke noch erhabener erblickt, als Andere, — du verehrst Gott im Tempel nach deiner Weise, Andere ihn auf andere Weise: bist du darum ein Heuchler? Stammelt nicht der Mund der Kinder und der erfahrnen Greise das Lob Gottes auf verschiedene Art? Sind sie darum Heuchler, weil ihre

Sprache verschieden tönt? Das Lallen des Kindes und der inbrünstige Seufzer des Greises sind Gott gleich angenehm; schäme dich nicht, Gott in Gesellschaft derselben nach deinen besten Einsichten zu verehren, und schon Verehrung ist es, wenn du durch dein Beispiel auch Andere zu derselben hinführst, Andere, die nicht so viel Kraft des Geistes haben, als du; Andere, die auf dich sehen, und immer geneigt sind, dir zu folgen, wie deine Kinder, deine Zöglinge, dein Gesinde.

Schon darin verehrst du Gott, daß du die Liebe, das Vertrauen deiner Mitbürger zu dir erhältst, ohne welche du nicht im Stande bist, das Gute Alles zu thun, was du thun könntest und möchtest. Wer sich schämt, zur öffentlichen Gottesverehrung hinzutreten, entfernt das zuversichtvolle Herz der Mitbürger von sich. Wessen schämt sich der Verächter des öffentlichen Gottesdienstes? Schämt er sich der Religion Jesu, oder schämt er sich seiner Mitbürger und ihrer Einsichten? Das Erste ist eine Abscheulichkeit, das Andere ein beleidigender Stolz.

Du schließest dich von den heiligen Versammlungen der Mitbürger aus; sie schließen dich als einen Verächter der Gottesverehrung von ihrem Vertrauen aus. Wer ist sicher mit dem, der unsere heiligsten Ueberzeugungen verachtet? Wovor endlich will der sich noch schämen, es sei so schlecht als es wolle, der sich der Religion Jesu schämt? Sprich nicht: aber ich verehre meinen Gott im Stillen! Wer sah deine Andacht dort, wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben?

Nicht aber allein die kurze Stunde des öffentlichen Gottesdienstes, sondern der ganze Sonntag soll der Veredlung deines Gemüths gewidmet sein. Der Tag des Herrn ist ein Ruhetag. Du sollst die gewöhnlichen Geschäfte bei Seite legen; dein Körper soll sich erholen, und dein Geist neue Kraft sammeln. Desto muthiger und fleißiger wirst du nach der Erquickung die dir anvertrauten

Arbeiten wieder vornehmen. Du sollst deinem Gesinde eine Erholung gönnen, damit es des mühevollen Lebens auch in seiner Art froh werden könne. Du sollst von Allem ruhen, nur nicht vom Gutesthun. Eile immerhin, wo dich die dringende Noth deines Nächsten ruft, zu seiner Hilfe; Wohlthun ist der schönste Gottesdienst. Wer an einem Sonntage barmherzigkeitlos einen Bruder verderben ließe, spottete der Heiligkeit des Tages und stände als ein verabscheuungswürdiger Heuchler vor Gott und Menschen da. (Luk. 6, 1 u. f.)

Die Entfernung deiner gewöhnlichen Wochengeschäfte gibt dir im Kreise deiner Familie und außer demselben manche einsame Stunde. Eben diese ist dir vonnöthen. Du sollst sie heiligen Betrachtungen weihen, um dich für die vorliegenden Tage der Woche in guten Entschlüssen zu stärken. Wiederhole mit den lieben Deinigen das Merkwürdigste einer angehörten Predigt; oder nimm ein Andachtsbuch, und lies für dich lehrreiche Worte für dein Herz; oder Einer lese Allen aus einer erbaulichen Schrift oder aus der Bibel Lehren, Warnungen, Aufmunterungen und Beispiele eines heiligen Wandels vor. (Ephes. 5, 19. 20.)

So wird der Sonntag wahrhaft ein Tag des Herrn, das heißt, dem Herrn geheiligt. Diese frommen Unterhaltungen werden eine heitere Stille in dein Herz gießen. Du wirst ein besserer Mensch geworden sein, und dich getrösteter in übeln Tagen, besonnener in frohen Stunden fühlen, und freudiger wird dich immer die Erinnerung an deinen Gott überraschen.

Es ist damit nicht gesagt, daß du am Sonntag, unaufhörlich mit frommen Betrachtungen beschäftigt, allem andern Genusse und allen andern Freuden entsagen sollest. Nein, der sterbliche Mensch hat nur ein gewisses Maß von Kraft.

Gehe hin und nimm Theil an erlaubten Ergötzlichkeiten, auf welche du wegen deiner Arbeiten und anderer Verhältnisse in der Woche Verzicht thun mußtest. Auch du bist zur Freude geboren,

wie jeder Wurm. Nur dann rette dein besseres Selbst, wenn diese Ergötzungen in rauschende Wildheit, in Anlaß zur Zwietracht, in Gelegenheit zur Sünde, zur Verführung, in Ursachen der Reue entarten. Dann sei Gebieter deines Leichtsinns, dann Meister deiner aufwallenden Empfindungen, und du hast mit keiner schändlichen Lustbarkeit deine Seele befleckt, nicht den Tag des Herrn besudelt! Das ist die Frucht der reinen Gottesverehrung, daß sie unser Gemüth heiligt, damit es vor rohen, thierischen Freuden zurückbebt, sich nicht wälzen mag im Schlamme niedriger Lüste und Leidenschaften.

Nie will ich Gott, meinen Herrn, entweihen am Tage des Herrn; nie will ich an einem Tage, da ich ausging, Gott zu verehren, mich durch einen schlechten Wandel entehren. Mein Mund nicht allein, mein ganzes Thun und Lassen muß Gott verherrlichen. Und insbesondere die hohen Festtage der Christenheit, die heilige Feier der Weihnachten, der Ostern und Pfingsten, seien in reinster Andacht ganz dem Dienste des Herrn geweiht, und in christlicher Frömmigkeit zugebracht.

Dein heiliger Geist, o Gott, o Unaussprechlicher, durchdringe mein Herz, wenn ich in der Versammlung der Christen stehe, und tausend Seelen in Anbetung vor Dir niedersinken. Wo kann uns wohler sein, als da bei Dir? Wo fühle ich lebhafter Deine Majestät und unsere menschliche Nichtigkeit, als da, wo Fürsten und Bettler neben mir anbetend sich vor Dir hinneigen? Wo kann mich Alles mehr als in Deinem Tempel daran erinnern, daß wir Sterbliche nur Kinder eines Vaters im Himmel sind, zu dem wir Alle Abba, Abba! rufen?

Ja, die Stätte, wo meine Voraltern zu Dir beteten, wo meine Nachkommen wieder zu Dir sich wenden werden, sei mir ehrwürdiges Heiligthum! So oft es mein Fuß berührt, blicke mein Geist preisend zu Dir empor; und so oft die heiligen Gesänge um mich her ertönen, erhebe sich meine Seele zu Dir auf Flügeln der

Andacht, und von der Ahnung durchschauert: einst, wenn diese Lobgesänge über meinem Grabhügel hinwegschallen, verherrliche und preise ich Dich, Du Namenloser, Du Ewiggütiger, in schönern Welten und vereint mit höhern Wesen, deren Halleluja durch die Himmel dringt!

4.

Der Hausfriede.

Ephes. 6, 1. 9.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch der Purpur deckt oft Schmerz.
Wohnt es bei des Goldes Fülle?
Sorge quält da oft das Herz.

Wohnt es in den Fürstenzimmern,
Bei der Erdengötter Macht?
Auch der Glanz, worin sie schimmern,
Trübt gar oft des Kummers Nacht.

Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Such' es in der Edeln Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Aeltern, Kinder, Hausgenossen
Machen sich die Stunden süß;
Da, im engen Kreis geschlossen,
Blüht der Gottheit Paradies.

Die Bande des Blutes, welche Gatte und Gattin, Aeltern und Kinder, Bruder und Schwester zusammenknüpfen, sind auf Erden die innigsten und ehrwürdigsten. Wehe dem, der sie entweiht durch Lieblosigkeit. Er geht einsam durch die Welt, wie Kain.

Wo können wir wohl nach allen Mühseligkeiten und Sorgen freudiger ausruhen, als im Schoose der Unsrigen? Welche Hand trocknet uns sanfter die Thränen von den Wangen und den Todesschweiß von der Stirn, als die Hand der ehelichen Liebe?

Sei mir gegrüßt, glückselige Hausgenossenschaft, in welcher die für einander geschaffenen Herzen friedlich und liebend beisammen wohnen, ich will dein beneidenswürdiges Loos rühmen! Wenn das Kriegselend weit umher die Freude verbannt: sie hat bei dir eine Zuflucht. Wenn draußen der Sturm wüthet: in deiner Mitte lächelt die Ruhe.

Der arbeitsame Hausvater tritt sorgend in das Gedränge des Lebens hinaus; sein Fleiß muß Wohlstand in das Haus bringen. Und wenn der mühevolle Tag überstanden ist, dann kehrt er in den frohen Kreis derer zurück, die ihn mit Sehnsucht erwarten, ihm mit zärtlichen Blicken danken. Mag ihn die ganze Welt verkennen, er wird von den Seinigen nicht verkannt.

Und was er draußen gewann und erwarb, das erhält die Sparsamkeit der treuen Gattin. Sie beachtet das Größte und Kleinste, und findet in ihrem Kreise nichts zu gering. Sie pflegt daheim sorgsam die zarte Blume des häuslichen Glücks. Sie wacht über Alle, die ihr angehören, mit freundlicher Theilnahme, und Jedem gehört sie ganz an, Jedem in anderer Art. Sie schmückt das Leben Aller mit einer täglichen Freude aus.

In blühender Unschuld prangen die Kinder. Der enge Raum des väterlichen Hauses begrenzt die ganze Seligkeit ihrer Jugend. Ihr Bestes ist froher Gehorsam. Mit liebender Ehrfurcht hängen sie an den guten Aeltern.

Selbst die Dienstboten gehören zu dem Kreise dieser Glücklichen. Sie sorgen mit treuer Anhänglichkeit für das Haus, das so aufmerksam für sie sorgt. Sie haben keine Herrschaft, nur neue Aeltern. Jeder Zufall, den die Familie erfreut, beglückt auch sie.

Die wechselseitige Liebe verbreitet einen wunderbaren Reiz über die alltäglichen Dinge, und gibt auch dem Unwichtigsten einen höhern Werth und Bedeutung. Wer da leidet, den umringen Alle mit sorgsamer Pflege, und das Glück der Einzelnen ist die große Angelegenheit Aller.

Sehet jene arme Wittwe, die in ihrem Winkel vergessen von aller Welt lebt. Sie sah den Leichnam eines geliebten Gatten und Freundes zu Grabe tragen. Nun blieb sie ohne Beistand und aus den Reihen der Fröhlichen verdrängt. Niemand will sie jetzt in ihrer Armuth kennen, Niemand ladet sie ein. Aber beklaget sie nicht! Sie ist reicher, als ihr glaubet. Eine fromme Tochter arbeitet am Tage und beim Schimmer der nächtlichen Lampe für die gute Mutter; eine Tochter, die der Pracht und den Vergnügungen ihrer ehemaligen Gespielen entsagt, um ganz der theuern Mutter eigen zu sein, sie zu ernähren, zu erheitern. Beklaget sie nicht! Sie schwelgt in himmlischen Gefühlen, die man mit keinem Golde bezahlt.

Warum beweinst du den Greis, der im Gefängnisse schmachtet, weil das treulose Glück ihn seines Vermögens beraubte, und er nicht die Schulden tilgen kann, die ihn drücken? Er ist schon befreit. Ein dankbarer Sohn verkaufte sich dem Kriegsheere und bezahlte mit seiner Freiheit die Schuld eines geliebten Vaters.

O wie manche große unnennbare Seligkeit, mitten im Drange der schwersten Schicksale, quillt aus dem Heiligthume der Familieneintracht! Wie göttlich sind oft die Folgen derselben! Wie dauerhaft ist die Erinnerung daran! Hausfriede ist ein Himmel, aber Unfriede bringt die Hölle ins Haus.

Wahrlich, beweinenswürdig ist, wem in der Mitte seiner Angehörigen nicht wohl sein kann, der seine besten Freuden außer dem Hause suchen muß! Wohin er kommt, ist er überall doch nur Fremdling; ach, Fremdling ist er auch in seiner Wohnung, wo er wie ein Gast bewirthet und übernachtet wird. Seine Schmerzen muß er in sich selbst verschließen. Kein Herz legt sich theilnehmend an das seinige. Seine fröhlichsten Stunden muß er mit Fremden theilen, und die Welt gibt ihm Höflichkeiten zurück. Er beklagt den Tag, da er seine Hand zur ewigen Verbindung hingab und seine Kinder umringen ihn wie selbstgepflanzte Dornen ohne Früchte.

O Gott, Du weißt es, wie der frohen Familien immer weniger werden, und der Unglücklichen Anzahl immer zunimmt! —

Schon bei der Stiftung vieler Ehen wird oft der nachfolgende Unfriede des Hauses gegründet. Ohne Vorstellung der Wichtigkeit ehelicher Verbindungen treten Personen in dieselbe, ehe sie sich einander und ihre Eigenschaften, Fehler und Denkarten kennen. Um einen Familiennamen und doppeltes Vermögen wird der Friede und die Freudigkeit des ganzen Lebens verkauft. Ach, kein Familienname versöhnt nachher das verwaisete Herz mit der Bitterkeit des Schicksals, und das zusammengetragene Geld wird von den Thränen unzähliger Stunden zu bald aufgewogen.

Nur derjenigen Ehe ist ein glückliches Schicksal zu weissagen, wo aus der Liebe, der Denkart und den Eigenschaften der Verlobten erkannt wird, daß sie auch ohne fremden Beistand, selbst im Fall unvermutheter Verarmung, stark genug sind, sich emporzuhalten, froh zu leben und glücklich zu sein.

Wir sahen dunkle Geschlechter groß und herrlich werden, und aus der ursprünglichen Armuth reich hervorgehen durch des Mannes Tugend, Thätigkeit und Kraft; durch des Weibes Unschuld, Seelengüte und Häuslichkeit. Wir sahen blühende Familien verderben durch der Aeltern Zwietracht, welche auf die Kinder hinabwirkte, und Hauswesen und Gesundheit zerrüttete.

Auch darin liegt ein Same des häuslichen Unfriedens, daß die Neuvermählten, von falschen Begriffen irre geführt, anfangs sich einander selbst zu wenig angehören und ihr Glück in bunten Zerstreuungen außer dem Hause suchen. Ehe sie sich gegenseitig an ihre Schwächen gewöhnen, oder sie einander abgewöhnen lernten, waren sie durch das Getümmel der Gesellschaften schon verderbt. Der Durst nach Zerstreuungen macht ihnen die einförmige Ruhe des Hauses fade, und erzeugt den flatterhaften Leichtsinn. Der Leichtsinn leitet zu Verschwendungen, welche den Wohlstand des

Hauses erschüttern, oder zu gefährlichen Bekanntschaften, welchen nur zu oft Reue mit ihren blutigen Thränen nachschleicht.

Zuletzt noch, und furchtbarer als alles Andere, vernichtet Verachtung der Religion das häusliche Glück. Mit frommen Gefühlen in der Brust kann kein Sterblicher ganz elend werden; er wird nur Liebe geben, nur Liebe fordern; er wird die Fehler Anderer mildern, manche Schwäche mit Sanftmuth ertragen lernen, und das Schwerste überwinden. Forschet nach, und wo der Friede in einem Hause fehlt, da wird die Religion mangeln, und die beseligende Lehre Jesu verdrängt sein durch elende Leidenschaften, die deren Stelle einnehmen. Wo ihr ein zartes Pflichtgefühl suchet, werdet ihr nur kalt berechnende Klugheit, gegenseitigen Eigennutz unter den Hausgenossen finden; statt des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werdet ihr Treulosigkeit bei Unglücksfällen sehen; statt der Liebe zu dem Allerheiligsten werdet ihr an den Kindern Liebe zu eitler Pracht, Eigendünkel und Keckheit, die selbst der Aeltern spottet, erblicken; nirgends feste, fromme Grundsätze und zur Gewohnheit gewordenen Christensinn.

Willst du in deinem Hause Frieden bewahren oder die verlorne Ruhe vielleicht wieder dahin zurückführen, so sei dein Erstes: die Gefühle der Religion in der Brust deiner Angehörigen wieder zu erwecken; zufällige Unterhaltungen über das Dasein der Seele nach dem Tode, die Hoffnungen von unsern Schicksalen jenseits des Grabes, und hundert andere kleine Gelegenheiten bahnen dir dazu den Weg. Ist es dir einmal gelungen, lebendigen Sinn für Gottesverehrung und häusliche Andacht in den Kreis deiner Hausgenossen zu bringen, o so ist der Grundstein zum Friedenstempel gelegt.

So sei nun selbst der Erste, dessen Wandel ein Beispiel den Uebrigen wird. Leuchte du selbst nun mit immerwährender Gleichmüthigkeit und freundlichem Wesen den Hausgenossen

vor; gib Allen deine Liebe, und fordere, statt kalter Pflicht, ihre Liebe zurück. Schone du zuerst ihre Schwachheiten; muntere ihre Tugenden auf; verbanne deine Launen, und werde Allen Alles. So ist die Religion Jesu in dein Haus eingeführt, selbst wenn du ihren Namen nicht nanntest; denn diese Religion ist die Liebe. (1. Joh. 16.) Und wo sie die Herzen beherrscht, da fliehet der finstere Zank aus dem Hause, und die Unverträglichkeit, die niedrige Schadenfreude, die sich selbst marternde Eifersucht.

Es kann ferner aber keine häusliche Eintracht bestehen, ohne **gegenseitige Hochachtung in Worten und Handlungen.** Kommet einander, sagt **Paulus**, mit Ehrerbietung entgegen!

Der Ursprung häuslicher Uneinigkeit liegt meistens in der Abwesenheit gegenseitiger Achtung. Dies ist die Ursache, daß bei manchen Eheleuten, welche sich in den Tagen des Brautstandes zärtlich liebten, schon wenige Wochen nach der Hochzeit Unfriede und Zwistigkeiten den Anfang nehmen. Indem sie mit einander in der Ehe allzuvertraut werden, sind sie nachlässiger in der Anständigkeit ihres Betragens geworden; jene angenehmen Aufmerksamkeiten, durch welche sie sich sonst einander verbindlich zu machen suchten, werden vergessen; man wird unbesorgter um sein Aeußeres; man ist gleichgültiger, ob man auch noch gefalle. Grobheiten löschen endlich den letzten Funken der Achtung aus; man entzweit sich über Kleinigkeiten, macht größere Ansprüche als sonst, und sucht kleine Rachen auszuüben, um Genugthuung zu haben.

Ist dies nicht die Geschichte mehr als einer unglücklichen Ehe? Wie vor andern Leuten, soll auch in der Einsamkeit unter den Gatten freundliche Achtung des Andern beibehalten werden; wie vor Fremden, soll auch in der Einsamkeit eine unverletzliche Schamhaftigkeit der schönste Schmuck der Liebe sein. Jede unanständige Behandlung des Andern ist eine Sünde gegen die häusliche Glückseligkeit, und hinterläßt eine Wunde, welche lange blutet.

Die gleiche Freundlichkeit und Würde des äußerlichen Betragens herrsche in der christlichen Familie auch gegen Kinder und Gesinde. Jeder Tadel, jede Forderung, jede Weigerung sei mit Schonung ausgedrückt, nie von einer niedrigen Grobheit begleitet. Willst du deinen Kindern, deinen Dienstboten Liebe zu ihrer Pflicht in eine Ehrensache verwandeln, tadle sie nie vor Andern, wenn sie fehlen, sondern stelle ihnen unter vier Augen die Unwürdigkeit ihres Betragens vor. Sie werden dich wegen dieser Schonung lieben; sie werden mit Freudigkeit dir folgen; sie werden nie vor den Uebrigen von ihrer Achtung einbüßen, und durch Gespött und Ungezogenheiten erbittert werden.

Willst du häusliches Elend bereitet sehen? Gehe hin, wo die Aeltern das Gefühl der Zucht und Anständigkeit schon so weit verloren haben, daß sie sich schamlos vor ihren eigenen Kindern gegenseitige Fehler vorwerfen. Gutmüthige Kinder werden schweigen, und vor ihren Aeltern erröthen; aber dies Schweigen, dies Erröthen schließt nicht eine innerliche Verachtung derselben aus. Gehe hin, wo Geschwister ihre Freude daran haben, einander Beleidigungen zuzufügen, und Aeltern gleichgültig daneben stehen, oder dazu lächeln. Hier scheiden die für einander gebornen Seelen auf immer von einander. Gehe hin, wo eine unzufriedene Hausfrau das Gesinde mit grämlichen Blicken verfolgt, und immer tadelt, und immer mit Schmähworten bereit ist — da wird kein Segen im Hause wohnen, der Dienstbote die Herrschaft verachten und verleumden, das Hauswesen zu Grunde gerichtet.

Nur der empfängt Hochachtung, der sie Andern gibt. Nicht der höhere Stand, sondern die höhere Tugend erweckt Ehrfurcht in den Untergebenen.

Ein anderes Mittel zur Bewahrung des häuslichen Friedens ist die Ausrottung alles gegenseitigen Mißtrauens. Wir bringen Jedem Achtung für sich selbst bei, wenn wir ihm nur das

Gute zutrauen. Und wer Achtung für sich selbst hat, wird errö-then, Fehltritte zu begehen.

Gatten, die ihr den heiligen Bund für lebenslang geschlossen habt, euer ganzes Wesen gegen einander sei Wahrheit; stellet euch nie, auch nur zum Scherz, böse gegen einander; hintergehet euch nie, auch selbst im Scherze nicht, mit einer kleinen List, mit einer Unwahrheit. Redet nie zu einander ohne die vollste Offenheit des Herzens: so ist eure Gemüthsruhe für immer gesichert, euer Gewissen rein und froh. Es kann sich keine dritte Person zwischen euch drängen; es kann das Gift der Zuträgerei nie die Eintracht eurer Seelen verderben; es kann nie Argwohn, nie Eifersucht euch scheiden. — Wehe, wenn man dem nicht vertrauen darf, an dessen Brust man ruht! Brennt einmal die Hölle der Eifersucht und des Verdachts, so löscht sie nichts wieder aus, und die Brandmale schimmern überall hervor.

Eben so raubet den Kindern durch keine Uebereilung das Vertrauen zu euch. Lasset sie mit allen ihren Fehlern beständig offenherzig gegen euch sein. Bildet durch voreilige Strenge keine Heuchler. Wohin sollen denn Kinder mit ihrem Vertrauen, wenn sich ihr verkanntes Herz vor dem Vater und der Mutter verschließen muß? Haben sie einmal den Muth verloren, euch in ihr Herz sehen zu lassen, so haben sie den Glauben an die Liebe der Aeltern eingebüßt.

Ist es euch aber ein Ernst, das wechselseitige Zutrauen zwischen Gatten und Gattin, Aeltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Dienstboten und Herrschaften sorgfältig aufrecht zu erhalten, so ehret das Gute, welches sie gegenwärtig an sich haben, ehret ihre jetzigen lobenswerthen Eigenschaften, und hütet euch, einen von ihnen begangenen Fehler aus alter Zeit vorzuwerfen. Da stirbt die Zuversicht, wo eine lieblose Hand uns ein Vergehen wieder aufdeckt, welches wir selbst gern vor unsern Augen auf immer verhüllen

möchten. Verbannet, ihr Aeltern, unter euch selbst dies Vorrücken einer unangenehmen Vergangenheit, und duldet dies Nachtragen begangener Unvorsichtigkeiten nie unter euern Kindern und Dienstboten. Endlich, die letzte Schutzwehr des häuslichen Friedens, welche ich nennen will, ist Liebe zur Verschwiegenheit über die innern häuslichen Angelegenheiten.

Es sei unter den Gesetzen jedes Hauses eines der ersten, nichts von den Geheimnissen der Haushaltung und den Familienangelegenheiten bekannt werden zu lassen. Da ist die Ruhe verrathen, wo man Fremde, und wären es auch Verwandte, auch Schwiegerältern, um ein Vertrauen anspricht, das man nur sich selbst schuldig ist! Nur Verschwiegenheit zieht eine feste Mauer und Schutzwehr um das Heiligthum unsers häuslichen Glücks; ist diese Mauer gebrochen, dann dringen Neugier, Bosheit, Schadenfreude und Klügelei der Welt unaufhaltsam durch unsere Thüren; unsere Geheimnisse werden auf Markt und Straßen behandelt; wir stehen, wie Entblößte, schamlosen Gaffern zur Schau, und die Schmach folgt uns auf allen Schritten mit dem Hohngelächter. Unser Geheimniß in fremde Hand gelegt, endet unsere Herrschaft bei uns selbst, und Fremde regieren.

Unsere Dienstboten, unsere Kinder sollen auch das Geringste, das Schuldloseste, so in unserm Hause geschieht, keinem fremden Ohr anvertrauen, nicht weil immer damit Gefahr verbunden wäre, sondern daß sie sich in der Kunst des Schweigens üben, und darin geprüft werden. Den Schwätzer, den Zwischenträger verbannet von euerm Angesicht; denn die nichtssagendsten Klatschereien haben oft den heillosesten Unfrieden verursacht. Wollt ihr aber eure Geheimnisse geachtet wissen, so achtet die der Andern. Forschet nicht selbst mit lüsterner Begier nach dem, was in andern Häusern gesprochen und gethan worden, nicht nach den Verhältnissen der Eheleute, der Aeltern und Kinder.

In welchem Stande des Lebens ich aber auch sein möge, o mein Gott, laß mich vorsichtig und weise handeln, daß nie durch mich der Friede eines Hauses, dies höchste Gut der sterblichen Geschlechter, gestört werde. Ja, Dir sind Glück und Ruhe Deiner Erschaffenen theuer, o Vater Aller! sie sollen auch mir immerdar ehrwürdig sein, auf daß ich mit freudigem Bewußtsein vor Dir stehen könne.

Und unter meinen Verwandten, meinen Hausgenossen, unter denen, die uns die Theuersten sind, will ich selbst der Erste sein, der allgemeine Liebe, inniges, gegenseitiges Vertrauen und das Glück der Eintracht befördert. Es ist mein Erdenhimmel, den meine Hand bauen und zerstören kann. Wie, sollte ich mein eigenes Elend begehren? Ich will meine Fehler, meine übeln Gewohnheiten abwerfen und um Deinen Segen flehen.

Ja, Du Einziger, Du Allesbeseligender Vater der Welt, sei auch Vater und Führer der Meinigen. Leite Du sie mit Deiner Weisheit! Segne Du ihr Thun und Lassen! Nimm Du unsere Angelegenheiten in Deinen Schutz! Beseligt durch Dich, beseligt durch uns selbst, haben wir dann hienieden schon den süßen Vorgenuß des Himmels.

5.

Zufriedenheit mit unserm Stande.

Jes. Sirach 3, 19 — 30.

Eine sehr gewöhnliche, oft aber geheim gehaltene Quelle des bürgerlichen Leidens und des häuslichen Uebels ist das Mißvergnügen vieler Menschen mit ihrer Lage, in welche sie, vermöge ihres Berufs und Standes gebracht sind. — Einige nehmen zwar öffentlich eine sehr zufriedene Miene an, um ihre geheime Schwäche nicht vor den Leuten zu zeigen, um ihren Stolz nicht demüthigen

zu lassen; aber im Herzen denken sie anders; bei ihren vertrauten Freunden verwünschen sie eben das, was sie gegen Andere aus Klugheit hochpreisen. Sie sehnen sich mit Ungeduld nach einem andern Zustande, und finden ihre Lage oft unerträglich.

Es gibt wieder Andere, die noch in ihrem Leben mit keiner Lage zufrieden waren, in der sie sich befanden. In jedem Verhältnisse erblickten sie unerwartete Unannehmlichkeiten, wodurch ihnen dasselbe verleidet war. Bald hatten sie Verdruß an der Art der Geschäfte, die ihnen aufgetragen waren; bald Verdruß an den Menschen, mit welchen sie in ihren Verbindungen leben mußten. Sie fanden nie, was sie suchten, und suchten, was sie nie finden konnten, nämlich Gemüthsruhe, bewirkt durch ihre äußern Umstände. — Wir hören solche Menschen beständig klagen; sie werden mürrisch, sobald sie an ihre Lage denken. Sie trachten immer nach andern Verhältnissen; sie wechseln ihren Stand, so oft sie es können; unternehmen vielerlei Dinge; werden des neuen Zustandes bald wieder überdrüssig, und kommen am Ende zu nichts.

Sie suchen ihr Glück überall, nur nicht da, wo es gesucht werden muß: im Innern eines guten Herzens. Sie möchten die ganze Welt verbessern, welche für sie nichts taugt. Warum fangen sie die Verbesserung nicht bei sich selbst an? Warum vergessen sie über das Unmögliche, welches sie begehren, das Mögliche, was sie vollbringen könnten?

Der Unzufriedene ist der Selbstmörder seiner eigenen Glückseligkeit. Er vergißt das Gute unter seinen Händen über das Bessere in der Ferne. Ihn quält der immerwährende Durst, weil sein Eigensinn die Quelle verschmäht, welche zu seinen Füßen rinnt. Er zerstört mit unbesonnener Blindheit den Himmel seiner Gegenwart; seine Thorheit wird ihm selbst eine Last, und Andern ein Spott.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. (1. Tim. 6, 6.)

Es gibt in der Welt kein Glück ohne Zufriedenheit; Zufriedenheit aber ist das Glück selbst. Willst du in deinem Stande vollkommen glücklich werden, lerne mit demselben zufrieden sein.

Die Zufriedenheit mit unserm Stande, mit unserer äußerlichen Lage besteht in der Genügsamkeit mit den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche wir daraus empfangen; in der herrschenden Ueberzeugung, daß wir durch Fleiß und Sparsamkeit hinlänglich erübrigen können, unser Leben auf eine anständige Art zu erhalten; in der Ueberzeugung, daß nicht ein größerer Glanz, ein höheres Ansehen, ein ansehnlicheres Vermögen, sondern die vollkommenste Erfüllung unserer Berufspflichten uns die Achtung der bessern Menschen erwirbt; in der Ueberzeugung, daß jeder Stand seine Widerwärtigkeiten hat, und wir dieselben durch eigene Kraft vermindern können, wenn wir mit Klugheit, mit Schonung Anderer, mit Verträglichkeit leben wollen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir unsern Zustand nicht verbessern sollen, wenn wir es auf eine anständige Weise können; oder daß wir Aemter, Ehren, einträglichern Verdienst ausschlagen sollen, wenn sich die Gelegenheit freundlich anbietet; oder daß wir uns keine Mühe geben sollen, unsern Wohlstand, unser Ansehen, unsern Wirkungskreis zu vergrößern. Denn das hieße die gerechten Mittel verschmähen, wodurch wir sowohl Andern als uns größern Nutzen stiften, und Andern und uns auf mannigfaltigere Weise Wohlsein bereiten können. Aber um der bessern Mittel willen, die wir noch nicht haben, die geringern verachten und nicht gebrauchen, in deren Besitz wir wirklich sind, das heißt Thorheit.

Woher aber kommt es, daß so viele Menschen ungenügsam mit dem sind, was ihnen Gottes Gnade verliehen hat? Und besonders,

warum sind ihrer heutiges Tages so viele mit ihrer äußerlichen Lage oder mit ihrem Stande unzufrieden?

Nicht selten ist daran schon das Vorurtheil und der Eigensinn der Aeltern oder derer Schuld, welche junge Leute zu einem Stande zwingen, zu welchem dieselben weder die gehörigen Anlagen noch Neigung haben. Aeltern und Erzieher stehen bei den Kindern an Gottes Statt; ihre Pflicht ist, diejenigen, welche ihrer Fürsorge anvertraut sind, in eine solche Lage zu bringen, daß sie einst sich ohne Hilfe Anderer ihre Bedürfnisse erwerben können. Aber darum ist es Pflicht, daß man die Fähigkeiten, die Eigenschaften und Neigungen des Kindes mit zarter Vorsicht wohl prüfe, ehe der Entschluß genommen wird, welcher über das Schicksal des ganzen Lebens entscheidet. Zwar ist die Jugend nicht im Stande, sich selbst ihren künftigen Beruf zu erwählen; sie hat weder Erfahrung genug, noch urtheilt sie über ihre eigenen Kräfte immer richtig. Zwar fehlt es auch den besten Aeltern oft an Mitteln und Gelegenheit, Kinder einem Beruf zu widmen, für welchen dieselben vorzügliche Geschicklichkeit und Vorliebe zeigen. Allein es ist schon genug gethan, wenn junge Leute wenigstens in keine Lage hinein gezwungen werden, gegen welche sie die offenbarste Abneigung und durchaus keine Anlage beweisen, darin einst glücklich zu werden.

Inzwischen fehlt es leider nicht an Personen, welche ein Opfer des Eigensinns oder der Eitelkeit oder des Eigennutzes ihrer Aeltern und Versorger geworden sind. Ihr Schicksal ist nun für immer entschieden, und ist es gleich nicht nach ihren Wünschen, so sollen sie als Christen mit Ergebung und Muth dasselbe nehmen, tragen und aufs Beste benutzen. Die Gewohnheit versöhnt uns auch mit dem, was uns anfangs unerträglich schien, und jeder Stand, jeder Beruf hat seine besondern Reize und Vorzüge. Was nun nicht unser Hauptgeschäft sein kann und darf, das darf vielleicht unsere ein-

samen Nebenstunden versüßen. Unser Verdienst vor Gott und Menschen ist um so größer, je mehr wir uns selbst überwinden, je wohlthätiger, nützlicher und musterhafter wir auch in derjenigen Lage sind, die unsern Neigungen nicht entspricht. Es ist ein Gott, es ist eine Zukunft, es ist eine Vergeltung! Und der du über das Wenige treu warst, und auch das schlechte Loos, was dir zugefallen ist, weise anzuwenden wußtest, sei froh, Gott wird dich erheben, deinen Kräften ein besserer Wirkungskreis werden. (Matth. 25, 21.)

Eine andere und weit gemeinere Ursache zur Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande ist verborgener Stolz und Ehrgeiz, dem nichts genug ist. Nicht also ihr Stand, sondern ihre eigene Fehlerhaftigkeit macht sie unglücklich. Die Blödsinnigen! statt sie von sich zu schleudern, möchten sie nur ihre bürgerliche Lage verändern. Und ständen sie auf einem Throne, die Natter der Eitelkeit würde sie auch dort verwunden! — Warum betest du so inbrünstig, und trägst Gott die thörichten Wünsche deiner Eitelkeit vor? Soll der allerhöchste Regent ein Diener deiner kleinen Begierden sein, und die weise Weltordnung nach deinen Planen ändern? Vielleicht kränkt es dich, verkannt und zurückgesetzt zu sein; vielleicht sagt dir dein Selbstgefühl, du habest mehr Geschicklichkeiten, mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung, mehr Verdienst, als mancher Andere, der dir vom Glück vorgezogen ist. Wohlan, dies kann Wahrheit sein. Aber bist du der Einzige, welchen das Glück vernachlässigt? — Hast du überall den rechten Weg eingeschlagen, um dein Glück zu verbessern? — Bist du in deinem Stande der Beste, der Ausgezeichnetste? — Ist dein Ehrgeiz, mit welchem du Andere beneidest, auch in der That ehrenvoll für dich?

Wenn du das Bessere nicht erhalten konntest, warum bist du unzufrieden mit dem Guten, was dir wirklich schon in deiner Lage zu Theil geworden ist? — Wenn dich ein rühmlicher Ehrgeiz beseelt, so sei froh, der Erste, der Vorzüglichste in deinem Beruf,

statt ein Mittelmäßiger, oder vielleicht der Letzte in einem andern zu sein! Wenn dein Selbstgefühl dich nicht betrügt, so preise dein Glück, daß du einer bessern Lage würdig bist, die du nicht hast, und beneide nicht den, welcher dir vorgezogen ist, ohne des Vorzugs würdig zu sein. Wisse, es schlägt manches königliche Herz unter dem schlechtesten Gewand, und manchen niedrigen Menschen deckt der Purpur der Hoheit. — Aber vor dem bessern Theil der Welt und vor des erhabenen Gottes Augen gilt der Mensch nach dem, was er werth ist durch sein Inneres, nicht nach seinem Kleid und Rang. Liebe deinen Stand, und mache ihn durch deine Kenntnisse, durch deine Verdienste ehrenvoll; der Stand muß dich nicht ehren.

Wieder Andere sind mit ihrem Berufe unzufrieden, weil sie darin keine Aussicht haben, großes Vermögen einzusammeln. Sie wünschen Reichthum, um sich gute Tage zu machen, um Aufsehen erregen zu können. — Ungenügsamer, aber dennoch lebtest du bisher, und mehr soll dein Stand nicht, als dir Mittel an die Hand bieten, dich und die Deinigen zu erhalten. Gott hat uns Alle zum Glück berufen, aber nicht Allen gleiche Mittel gegeben. Er war es, der Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Herren und Knechte schuf, auf daß sie sich unter einander dienen. Wenn Andere reicher sind, als du, bist du nicht auch wieder reicher, als viele Andere, die im tiefsten Elend schmachten? Kannst du es selber wollen, daß ein Mensch so vermögend sei, als der andere? Und warum begehrst du nur für dich den Vorzug und nicht für alle Andere, die noch weniger haben, als du? — Bist du dieses Vorzugs würdiger, als die Uebrigen?

Wohl kann der Fall eintreten, daß dein Erwerb geringer wird, ungeachtet du gern arbeitest. Krieg und Theurung können dir schaden — doch der Arbeitsame verdirbt nie. Wenn du in bösen Zeiten nicht genug hast, so war es deine Schuld, daß du in den guten Tagen nicht für die schlechtern spartest. Du büßest jetzt nur für dei-

nen Leichtsinn. Wenn du nicht genug hattest, war vielleicht dein Aufwand Schuld. Du wolltest es Andern gleich thun, oder mehr thun, als sie. Nicht dein Stand, sondern dein Mangel an Sparsamkeit und häuslicher Ordnung richtete dich zu Grunde. Aber die guten, wie die bösen Tage kommen von Gott dem Herrn; o Christ, lerne sie beide mit Weisheit benutzen! Liebe den Herrn, und er wird dich froh machen. Gibt er dir keine großen Erdengüter, so gibt er dir viele Freuden, die du ohne ihn nicht genössest. Lerne genügsam sein, und du wirst reich sein, und selbst noch das nicht alles verbrauchen, was dir dein Stand und Beruf erwirbt.

Mancher ist mit seiner äußern Lage unzufrieden, weil sie ihn in Berührung mit Personen setzt, die ihm durch ihre Denkart verhaßt werden. Sie verbittern ihm das Leben durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre Launen, durch ihren Stolz, durch ihren Haß. — Es mag sein. Doch du, der du unter diesen Umständen klagest, sei auch gerecht gegen die Vortheile, welche eben dieser dein Stand dir gewährt. Vergiß es nicht, daß er dir so viele angenehme Bekanntschaften erwarb, die du ohne ihn nicht gewonnen hättest; daß er dir so manchen Freund, so manche Freundin gewonnen, die du ohne dem nie gekannt haben würdest. Siehe, so wird das Uebel immer wieder mit dem Guten ausgeglichen.

Und endlich, sei redlich gegen dich selbst und gegen die, welche dir zuwider sind: hast du auch schon Alles gethan, um ihre Feindschaft von dir abzuwenden? Hast du schon den Versuch gemacht, sie mit Großmuth zu besiegen? Bist du nicht vielleicht selbst durch dein Betragen Ursache zu ihrer Kälte, zu ihrem unfreundlichen Verfahren gegen dich? Bist du es, o so klage deine Thorheit, deine Schwäche, dein Herz an, nicht deine Lage. Du selbst hast dir das Unangenehme in deinen Verhältnissen zubereitet. Es hängt ja nur von dir ab, Alles zu verändern, und mit Klugheit den Dornen

auszuweichen, welche die Rosen begleiten. Kannst du es nicht hier, du wirst es auch in keiner andern Lage des Lebens können.

Ueberhaupt ist es der allgemeine Fehler der Menschen, daß sie nicht genug überzeugt sind, daß jeder Stand, jeder Beruf, jede Lage des Lebens ihr Gutes, wie ihr Böses haben; daß wir immer nur die schimmernde Außenseite dessen sehen, was wir wünschen, nicht aber die verborgenen Mängel; daß wir eben so von Andern beneidet werden, die das Verdrießliche unserer Verhältnisse nicht kennen, wie wir Andere beneiden, deren geheime Lasten aber uns nicht drücken.

Wir quälen uns also durch Unzufriedenheit mit unserm Stande eben so thöricht als vergeblich. Wir beweisen mit diesem Fehler, wie wenig wir die Welt kennen; wie verbessernswürdig nicht unsere Lage, sondern unser Herz sei; wie wenig Zuversicht wir auf die Führungen Gottes haben; wie wenig wir wahre Nachfolger Jesu sind, der durch Tugend groß, durch Demuth erhaben war.

Der Mensch hat auf Erden keinen größern Verfolger als sich selbst. Kein anderer Feind kann uns so viel Schmerzen zufügen, als wir uns selbst, durch unsere thörichten Neigungen, durch unsere heimlichen Laster, oder durch die Fehler, welche wir frech genug sind, vor Andern zur Schau zu tragen.

Sehet den Menschen, welchem sein Stand nicht genügt, den sein Beruf verdrießt, der seine Lage verwünscht: wie plaget er sich in der Stille mit tausend Plagen, ohne daß ihn seiner Thorheit willen Jemand bemitleiden möchte! Er hat nicht Muth genug, seiner selbst Herr zu werden, und den Fehler der Unzufriedenheit abzuwerfen; darum ist er unglücklich, und ist es durch seinen Wahnsinn.

Sein mürrisches Wesen, sein unfreundlicher Blick hält die Fröhlichen von ihm zurück, und beleidigt die, welche mit ihm leben müssen. Er ermüdet uns mit seinen Klagen, mit seinem beständigen Tadel alles dessen, was ihm begegnet. Seine verborgene Ehr-

sucht und Eitelkeit wird wider seinen Willen, in Allem, was er thut, der Welt verrathen, und sie verachtet den, welchen sie nicht ehren kann; sie verspottet den, der durch wahre Bescheidenheit, durch ungeheuchelte Demuth die Liebe und Hochachtung Aller an sich ziehen könnte.

Er ist unzufrieden mit seinem Stand und Erwerb, weil derselbe seinem Hang zum Großthun und Glänzen kein Genüge thut. Wir sehen den Thoren, wie er einen Aufwand über seine Kräfte macht, wie er sich zu Grunde richtet, während er bei stiller Genügsamkeit die reinsten Lebensfreuden genießen könnte; wie er selbst mit Unbesonnenheit das Gute vernichtet, was ihm sein Stand verschafft.

Seine Wünsche, seine Neigungen gehen immer über seine Berufsgeschäfte hinaus; darum vernachlässigt er diese, weil sein Herz nicht bei ihnen ist. Er wird unbrauchbar zu seinen Arbeiten, welche ihm sein Stand auflegt. Er flößt mit Recht Verdacht gegen sich ein, und wir bezweifeln seine Brauchbarkeit in wichtigern und größern Geschäften, da er nicht den kleinern vollkommen gewachsen ist.

O mein ewiger, himmlischer Vater, Du Schöpfer der Stände und Ordnungen, Du Geber des Reichthums und der Armuth, der Du die Könige vom Throne stoßest, Fürsten als Bettler in die Fremde jagst, und die Niedrigen erhebest — nein, ich flehe nicht um Reichthum und Würde, nicht um Ansehen und Macht, sondern nur um ein zufriedenes, auf Deine weise Vorsehung vertrauendes Herz!

Der Stand, welchen Du mir in dieser Welt angewiesen hast, reicht hin, um mir, so lange ich mäßig bin, was ich bedarf, zu geben; reicht hin, mir und auch den Meinigen manche frohe Stunde zu verschaffen. So will ich denn, was ich durch Deinen Willen habe, mit stiller Dankbarkeit genießen, und mir nicht durch Unzufriedenheit auf kindische Art verderben, was ich besitzen und genießen kann. Ich will mit dem Guten vorlieb nehmen, wenn mir das

Bessere fehlt. Denn wer weiß, wie lange ich lebe; wer weiß, ob ich lange dessen froh sein würde, was ich wünsche, wenn ich es endlich erreicht hätte.

Hat gleich auch meine Lage ihre Unannehmlichkeiten, die ich bei aller Vorsicht, bei allem guten Willen nicht vermeiden kann: Gewohnheit wird mich endlich mit denselben aussöhnen. Um meine Zufriedenheit recht dauerhaft zu machen, will ich mich üben, mehr an das Gute in meinen gegenwärtigen Umständen, als an das Böse derselben zu denken. Dies will ich bei jedem Anlaß auch meinen Freunden, meinen Hausgenossen fühlbar machen. So verliert das Uebel seinen schärfsten Stachel, wenn ich weniger empfindlich gegen dasselbe bin. So wird mir ein immerdar heiteres Gemüth gehören, welches mit Freudigkeit die Sorgen des Lebens trägt und die heiligen Pflichten des Berufs erfüllt. So werde ich mir selbst das Leben in meinen Verhältnissen verschönern können, sie mögen auch sein, wie sie wollen.

Nackt und arm trat ich in diese Welt; arm und bloß werde ich sie wieder verlassen. Nichts nehme ich einst mit mir, als das Zeugniß eines guten Gewissens, daß ich in jeder Lage meines Lebens nach Jesu Vorbild gut und nützlich war. Ach, nach diesem Schatz, der nie verschwindet, nach diesem Segen, der für mich durch die ganze Ewigkeit fortwährt, laß mich trachten. Dazu segne meine Anstrengung, meine Sorgen, o Gott, um Jesu und Deiner Liebe willen. Amen.

6.

Vom Genuß der Freude.

1. Theſſ. 5, 16.

Wie herrlich, Gott, iſt Deine Erde,
Wie wundervoll ſchon dieſe Welt!
Ach, was ich war und bin und werde,
Bezeugt, daß Deine Hand mich hält;
Bezeugt: daß ich vom Glück berufen,
Zur Seligkeit geboren bin.
Der Seraph jauchzt auf höhern Stufen,
Der Wurm im Staube ruft: Ich bin!

Ich bin! — das Daſein ſchon iſt Freude!
Ich bin! — wie könnt' ich elend ſein!
Was Du erſchufſt, riefſt Du zur Freude,
Der Menſch nur ſchafft ſich ſeine Pein.
So will ich denn in Dir nur leben,
Und ganz dem Lebensglück mich weih'n;
Das heißt, ich will als Chriſt nur leben,
Und mich in Gott als Weiſer freu'n.

Wenn Alles zur Freude wach wird, ſollte ich mein Herz dem ſchönſten Gefühle verſchließen? — Ich habe meine Tage der Thränen gehabt: ſollte ich den Stunden der Heiterkeit abſchwören? Ich bin nicht geſchaffen zu ewiger Trauer, auch nicht zu ununterbrochenem Vergnügen. Die wechſelnden Stunden bringen Schatten und Licht, Sonnenſchein und Gewitter, Thränen und Entzücken. Aber Gott ſendet dieſe Stunden, und ſeine Hand will mich durch dieſen Wechſel der Dinge veredeln, erziehen.

Ja, auch ich bin zur Freude geboren. Gott, voll ewiger Liebe, ſchuf dieſe Welt; darum kann ſie kein bloßer Aufenthalt des Jammers und der Trübſal ſein. Gott, voll ewiger Liebe, will unſer Glück — warum ſollen wir uns einen Vorwurf daraus machen, unſer Wohlſein zu empfinden, das er mit väterlicher Huld uns, ei-

nen Kindern, bereitet! — Und das lebendige Gefühl unsers Wohlseins heißt — Freude.

Darum irren Diejenigen, welche einen beständigen Ernst empfehlen wollen, und die Fröhlichkeit heiterer Gemüther tadeln. Sie verkennen die Güte des liebenden Schöpfers, und ihr Trübsinn empört sich wider die wohlthätigen Einrichtungen der Natur. Ihr verstimmtes Herz möchte die ganze Welt in dieser Verstimmung sehen, damit sie nicht allein ständen. Aber Gott ist ein Gott der Liebe, nicht ein Gott des Hasses; Gott ist ein Gott der Seligkeit, und nicht ein Gott des Jammers. — Ihn verherrlicht am schönsten das Glück und die Seligkeit seiner Geschöpfe; ihn verherrlicht am schönsten die Thräne der Freude.

Seid allezeit fröhlich! ermahnte einer der vornehmsten Boten Jesu seine Freunde. (1. Theff. 5, 16.) Ein fröhliches Gemüth, ein heiterer Sinn sind die sichersten Kennzeichen eines gesunden Leibes und einer gesunden Seele. Der vergnügte Mensch kann nicht leicht darauf ausgehen, Andere mißvergnügt zu machen; der frohe Mensch sieht nie gern Andere leiden. Stände es bei ihm, er würde seine angenehmen Empfindungen der ganzen Welt mittheilen, er würde alle Thränen abtrocknen, die geweint werden. Der Bösewicht kann zwar auch lustig sein, aber nicht froh und heiter. Der Lasterhafte kann sich eines gelungenen boshaften Streiches freuen, aber die Sorgen des bösen Gewissens verfinstern ihn bald wieder. Seine Freude ist kein reiner Himmel, sondern ein augenblickliches Wetterleuchten zwischen schwarzen Wolken. Wahre Heiterkeit ist nur eine Gesellschafterin der Unschuld. Daher sehen wir die Jugend in fast beständiger Fröhlichkeit, weil sie ein freies Herz, ein unbefangenes Gemüth hat. Aber die harmlose Empfindung ihres Wohlseins verschwindet, sobald die Leidenschaften erwachen und Sorgen erwecken. — Seid allezeit fröhlich! heißt dies etwas anderes, als: seid allezeit tugendhaft, seid immerdar unschuldig in Ge-

danken und Thaten, wandelt beständig mit reinem Herzen vor euerm himmlischen Vater?

Wohin geht denn all unser Streben und Bemühen? Um glücklich zu sein. — Wofür tragen wir des Tages Last und Hitze? Um der süßen Ruhe desto ungestörter zu genießen. — Wofür sorgen und arbeiten wir? Um Freude zu ärnten.

So wie eine beständige, stille Heiterkeit das Gemüth des Menschen am empfänglichsten für das Gute macht, die schönste Anlage zur Tugend ist, eben so sind Vergnügungen überhaupt gleichsam eine Arznei für den Körper, wie für den Geist. — Wie Schwermuth und Trübsinn die Gesundheit des Leibes schwächen, so stärkt die Freude unsern Körper. Mancher Kranke, an dessen Bette die Kunst der Aerzte verzweifelte, ward durch eine kleine Freude gerettet! — Der Geist würde zuletzt verderben unter der Last der Sorgen, wenn er nicht durch angenehme Zerstreuungen neue Kraft gewinnen könnte. Der frohe Mensch ist zu allen Geschäften am meisten aufgelegt.

Doch bewunderswürdig, wie der ruhige Muth des wahren Christen unter den Stürmen des Lebens ist, soll auch seine Besonnenheit in den Stunden der Fröhlichkeit sein. Und wahrlich, es ist vielen Menschen leichter, standhaft und entschlossen im Unglück zu bleiben, als Maß und Ziel bei Anlässen der Fröhlichkeit zu halten. Denn im Unglück fassen wir unsere Kräfte zusammen, und gebieten über dieselben mit Vorsicht; in der Freude aber überlassen wir uns nur zu gern aller Macht derselben, und geben uns dem Strome des Vergnügens ohne Vorbedacht preis. — Christliche Weisheit erscheint daher noch glänzender im Genuß der Freude, als im Kampf gegen die Noth.

Den gewöhnlichen Menschen reißt die Gewalt des Vergnügens fort; der Christ, Herr seines bessern Selbst, führt die Freude an seiner Hand. Der gewöhnliche Mensch sinkt entnervt im Taumel der Zerstreuungen unter. Der wahre Christ erhebt sich und veredelt

sich durch den Genuß glücklicher Stunden. Den Freuden des gewöhnlichen Menschen folgen Erschöpfung, Uebersättigung, oft Reue; der wahre Christ fühlt nur das stille Entzücken der Erinnerung; ihn verklärt nach jedem schönen Tage eine schöne Abendröthe.

Weit entfernt also, daß der Christ das Vergnügen und die Anlässe desselben fliehen sollte, wird er gern sich mit den Fröhlichen freuen. (Röm. 12, 15.) Es erquickt sein gutes Herz, frohe Menschen zu sehen und Fröhliche zu machen. Jesus mied den Anblick der zur Freude gestimmten Menschen nicht; er floh nicht von dem heitern Mahle der Hochzeitfeier zu Kana, und da es am Weine gebrach, verwandelte seine wohlthätige Hand das Wasser. (Ev. Joh. 2.)

Aber wie in jeder Angelegenheit des Lebens sich der Weise unterscheidet vom Thoren, unterscheidet sich auch im Genuß der Freude und ihrer Art der Christ vom Leichtsinn des großen Haufens, der keine Religion hat, als die in äußern Zeichen und erlernten Gebeten besteht.

Der Christ liebt Freuden und Vergnügungen, aber nur die erlaubten. Und ihm sind alle Freuden erlaubt, nur nicht diejenigen, deren Genuß Andern oder ihm selbst Nachtheil bringen und die Würde seines Herzens verletzen können.

Ach, wie groß und unermeßlich ist das Reich der Freude, welches uns Gott aufschloß, da er uns die Pforten seiner unendlichen Schöpfung öffnete, — da er unsern Seelen rief: tretet ins Leben! da der bunte Wechsel der Jahreszeiten mit Blumen und Früchten und Winterstürmen an uns vorüberzog; da die Familien der Menschen uns freundlich in ihren Schoos aufnahmen; da die Hoffnung in ewiger Jugend unsere Lebensbegleiterin ward; da die Freundschaft uns in seligen Stunden an ihre Brust schloß; da unsere Arbeiten uns und Andern segenvoll in Früchten glänzten; da uns die Tugend ihr stilles Entzücken gab; da die Gottheit sich in den Wun-

dern unserer Schicksale offenbarte; da die Strahlen der himmlischen Gestirne uns Ahnung ewiger Freuden ins Herz gossen!

Es ist eine Verirrung des Geistes, es ist eine Seelenkrankheit, es ist ein Wahnsinn, neben dem unerschöpflichen Reichthum der Freuden Gefallen an solchen finden zu wollen, durch die wir uns selbst oder Andern Pein und Schmach bereiten. — Denn wer, dessen Verstand nicht verdunkelt ist, wird Vergnügen daran finden, gegen die Brust seiner Freunde oder fremder Menschen den Dolch zu zucken? — Dies thut die boshafte Schadenfreude, dies thut der niedrige Betrug, dies thut der wollüstige Verführer, oder der entehrende Verleumder; der Elende, dem nach fremdem Eigenthum gelüstet; der Undankbare, der Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergilt; der Rachsüchtige, dem nur wohl ist in der Qual und Vernichtung des Verhaßten, u. s. w.

Oder ist es keine Geistesverwirrung, wenn der Mensch, um sich angenehme Empfindungen zu verursachen, Gift trinkt? — Und was thut der offenbare oder heimliche Hochmuth, wenn er, um sich vor Andern auszuzeichnen, mit verderblichem Aufwande sein Hauswesen zu Grunde richtet, und mit Entehrung seiner und seiner Familie endet? — Was thut der Schlemmer, wenn er seinen Himmel nur am köstlich besetzten Gastmahl findet, und seine Tage mit naschhafter Gefräßigkeit abkürzt? Was thut der üppige Wollüstling, wenn er seine edelsten Kräfte schwächt, um vor der Zeit als ein bleiches, ekelhaftes Gerippe umher zu wanken zwischen Leben und Sterben? Was thut der Trunkenbold, wenn er in berauschenden Getränken täglich seine Vernunft verirrt, und in den Rang roher Thiere niedersinkt? Die Elenden, sie zerreißen muthwillig die Rosen, die ihnen blühen, und bekränzen sich nur mit den Dornen derselben.

Die Freude ist nur Gefährtin der Unschuld. Bloßer Sinnenkitzel ist keine Freude, sondern nur Kitzel. Der Christ flieht jedes Vergnügen, hinter welchem die Reue hergeht. Und jedem

Vergnügen folgt die Reue unfehlbar, welches sich auf die Zerstörung fremden Glückes oder eigener Zufriedenheit gründet.

Der Christ genießt nur erlaubte Freuden. Er will, als Weiser, nur reine Seligkeit, — nicht seiner selbst unwürdig; nicht die rohe Lust theilen mit Thieren, die unter ihm stehen; noch minder gelüstet es ihm nach den Vergnügungen der Hölle am Leiden Anderer.

Doch nicht alle erlaubten Freuden sind ihm gleich werth. Wenn er durch die Freuden, so er genießt, auch weder Andern noch sich selbst unmittelbar schadet, kann er durch Unbehutsamkeit in ihrer Wahl an der Achtung seiner Nebenmenschen einbüßen.

Der Christ genießt deswegen nur die anständigen Freuden, das heißt, nur solche, die ihm nichts von dem Ansehen rauben, dessen er bei seinen Mitbürgern theilhaftig sein möchte. Er vergißt es nie, daß er eben so viel von dem Wirkungskreise verliert, worin er Gutes stiften könnte, als er von dem guten Rufe aufopfert, den er erworben hat.

Selbst bei dem Genuß unschuldiger Freuden müssen wir daran denken, daß sie unserm Alter und Geschlecht, daß sie unserm Stande und Berufe nicht unangemessen sind. Unser Zartgefühl ist es Andern schuldig, daß wir zu unsern Vergnügungen keine Zeit wählen, die ungeschickt ist, oder keinen Ort, der Andern Anstoß geben könnte. Wir sollen durch unsere Klugheit zu verhüten suchen, daß wir die Meinung anderer Menschen über unsern eigenen Werth nicht irre leiten, und daher vorsichtig sein in der Wahl der Gesellschaft, mit welcher wir unsere Vergnügungen theilen.

Darin fehlen auch die besten Menschen, daß sie glauben, wenn sie an sich nichts Unrechtes begehen, sie auf das, was man Anständigkeit heißt, keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Aber sie haben durch ihre Erfahrungen nachher nicht selten die wichtige Lebensregel theuer bezahlen müssen: der Mensch soll sich eben so sehr hüten,

schlechter zu scheinen, als er ist, wie er sich hüten muß, Heuchler zu sein.

Wenn bejahrte Personen sich den Ergötzungen der lebhaften Jugend überlassen, deren Gefallsucht, jugendlichen Schmuck und selbst ihre kleinen Unbesonnenheiten annehmen wollen; — oder wenn Mütter, wenn Töchter das Zartgefühl ihres Geschlechts, jene Sittsamkeit, und das holde, bescheidene Wesen vergessen, das ihnen allein die Achtung der Bessern erwirbt; wenn sie an Lustbarkeiten und Freuden Geschmack finden, die man sonst nur gern den Männern allein überläßt: so sind diese Vergnügungen gegen den Anstand und die gute Sitte Verläugnungen unseres eigenen Werthes und unserer Würde. — Wenn Personen, die durch ihren Beruf, durch ihren Stand Ehrfurcht von Untergebenen fordern, sich Lustbarkeiten überlassen, die mit der Ehrfurcht, welche ihnen gezollt wird, schlecht zusammenstimmen, — wenn Aeltern Possen treiben, durch welche sie ihrer eigenen Kinder Spott und Gelächter werden; — wenn wir Zerstreuung und Vergnügen an Orten suchen, oder in Gesellschaften, welche durch die Art ihrer Unterhaltungen, durch den daselbst herrschenden Ton nicht im besten Rufe stehen: so sind diese Sünden gegen das Schickliche Herabwürdigungen des eigenen Werthes, Aufopferungen jener öffentlichen Achtung, die uns um des Einflusses willen theuer sein muß, den sie uns auf Andere, und besonders auf Untergebene, gewährt.

Auch die erlaubten und anständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, an welchen wir Freude finden, sollen wir nur in Mäßigkeit genießen, das heißt: sie sollen uns Erholungen sein, nicht alltäglich und bis zur Leidenschaft genossen werden. Sobald gewisse Vergnügungsarten uns zum nothwendigen Bedürfniß werden, verlieren sie den schönsten Theil ihrer Wohlthätigkeit. Wir machen uns von ihnen abhängig, statt daß sie von uns abhängig sein müssen; sie beherrschen uns, und wir verlieren von unserm

Glück, von unserer Ruhe, wenn wir sie verlieren. Wir sind auf dem Wege, leidenschaftlich zu werden und, ohne auf Vernunftgründe zu hören, uns dem Strome der Lust zu überlassen; wir sind auf dem Wege, unsere heiligsten Pflichten gegen unsere Gesundheit, gegen unsere Vorgesetzten, gegen unsere Untergebenen, gegen unsere Geschäfte zu vernachlässigen. Wir hören auf, gute Menschen zu sein, und sind von der Stunde an auch nicht mehr glückliche Menschen.

Das Vergnügen ist für Geist und Körper nur Arznei. Durch Uebermaß verwandelt unsere Thorheit die köstlichste Arznei in tödtendes Gift.

Das Vergnügen soll uns nach der Arbeit erquicken, soll uns zu unserm Berufe stärken. Tägliche Lustbarkeiten, tägliche Zerstreuungen und Feste werden uns, statt zur Erquickung, eine Arbeit, ein ermüdendes, erschlaffendes Tagewerk, und enden damit, daß sie unsern Sinn für den Genuß der Freude abstumpfen.

Auch mitten im Taumel des Vergnügens, mitten in der Fröhlichkeit der Gesellschaft, behält der Christ seine besonnene Fassung. Er vergißt sich selbst nie zu sehr, und tritt leise zurück, sobald er fühlt, seine Freude entarte in eine wilde Lustigkeit, in eine Ausgelassenheit, worin er selbst weder seiner Zunge noch seiner Thaten Herr bliebe.

Obgleich er nicht die Anlässe flieht, von Herzen fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, haben doch allezeit diejenigen Freuden für ihn den höchsten Werth, welche, ohne eben rauschend zu sein, die längste Dauer haben; ohne eben das Gemüth zu außerordentlicher Lustigkeit zu stimmen, einen stillen, reinen Genuß geben, und noch lange nachher durch die Anmuth der Erinnerung wohlthun.

Und dahin will ich die stillen Freuden des häuslichen Lebens, das Vergnügen an nützlichen Arbeiten, die Lust des stillen Wohlthuns zählen, überhaupt das himmlische, reine Entzücken zählen,

welches aus der Begehung tugendhafter Handlungen, aus dir, o Religion Jesu, meines Beseligers, quillt. Die Zufriedenheit, welche ich Andern bereitete, ich habe mir sie selbst bereitet; die Freude, welche ich Andern machte, ich habe sie mir selbst gemacht; die Thränen, welche ich von fremden Wangen trocknete, ich habe sie mir selbst abgetrocknet. Ja, die Hand voll Freuden, die ich auf der Laufbahn meines Lebens ausstreute, sie kehrten nach Jahren und Tagen als ein Meer von Seligkeiten zu mir zurück.

Warum denn, da meines Gottes Güte mir schon in dieser Welt so tausend Freuden zum Genuß darbietet, warum sollte ich nicht die edelsten, die ungetrübtesten, die dauerhaftesten für mich erwählen? — Warum denn, da ich Mittelgeschöpf, das zwischen Thier und Engel schwebt, zwischen den Vergnügungen des Thieres und des Engels wählen kann, sollte ich nicht die Freuden höherer Geister vorziehen? Und welches können die Freuden höherer Wesen sein, als diejenigen, welche sie empfinden, weil sie edler, vollkommener, weiser und der Gottheit ähnlicher werden? Es ist die Freude, welche Jesus Christus empfand (Luk. 10, 21), da er die Wirkungen seines himmlischen Wortes auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wahrnahm.

O Gott, o unendlich gütiger Geber der Freuden! — Dir ähnlich werden! — zu Dir emporringen durch Nachahmung Deines heiligen Sohnes! — zu Dir emporsteigen durch die Ewigkeit in Werken der Liebe und Güte! — zu Dir emporsteigen durch Veredlung meines Gemüths, durch Aufhellung meines Verstandes, damit ich Dich immer würdiger erkenne und verehre — ach, diese Freude sei die höchste unter allen irdischen, nach der ich schmachte. — Nein, solche Freude ist nicht mehr irdisch; sie ist schon himmlisch. Ich wandle zwar noch auf Erden, aber mein Name steht schon im Buche des Lebens, steht schon im Himmel geschrieben. (Luk. 10, 20.)

Du, höchste Liebe, für die ich keinen Namen weiß, Du hast

mir zur Seligkeit gerufen — zur Seligkeit hienieden, zur Seligkeit droben. Nie, nie will ich meiner herrlichen Bestimmung unwürdiger werden! Mein ganzes Leben, mein Denken, mein Thun, sei das Dankopfer für die Unendlichkeit des Glückes, dem Du mich geweiht hast. Du hast den Wurm des Staubes, Du hast den Seraph, der vor Deinem Throne betet, zur Freude geschaffen. Das Jauchzen der Unschuld, der Gesang der Lerche, die zum Himmel steigt, alle Welten des unendlichen Himmels, die strahlend in ewiger Uebereinstimmung durch einander kreisen, verherrlichen Dich, unendliche Liebe. O, so fliehe der Mißmuth, die kleinliche Sorge von meinem Herzen. Ich will jeden Tag mit einer tugendhaften That schmücken: so werde ich unveränderlich froh sein können. Ich will die Freude genießen, um Dich in ihr preisen zu können, Du, dessen unergründliche Liebe alle Schöpfungen Deines Weltalls, alle Jahrtausende der Ewigkeit segnen! — Halleluja, dem Höchsten, dem Ewigen, dem Allesfreuer unendlichen Dank! Ewiges Halleluja!

7.

Falsche Haushaltung.

1. Tim. 6, 9—11.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
  Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder, was wir haben,
  Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Laß uns in unsers Glücks Gefahren
  Durch Demuth und durch Mäßigkeit
Vor seinem Mißbrauch uns bewahren,
  Vor Geiz und schnöder Ueppigkeit:
Daß Jeder seinem Rufe treu,
Nie unwerth seiner Gabe sei.

Die Grenzlinie zwischen dem, was gerecht ist, und dem Zuviel oder Zuwenig, der Scheidewand zwischen einer Tugend und den ihr entgegenstehenden Fehlern, ist so zart, daß der Mensch zuweilen noch auf der Bahn seiner Pflichten zu sein wähnt, wenn er schon mit großen Schritten auf Irrwegen zu seinem Verderben eilt. Wir können daher niemals aufmerksam genug auf uns selbst sein, nie oft genug unsere Handlungsart prüfen, wenn es uns im Ernst an Vollkommenheit und Veredlung der Seele gelegen ist.

Wie Mancher hält sich nur für freigebig, wohlthätig, menschenfreundlich, der schon ein tadelhafter Verschwender seines Vermögens ist! Wie Mancher nennt sich nur sparsam und vorsichtig, der schon alle Spuren eines der ekelhaftesten Laster, des Geizes, an sich trägt! Ja, wie gewöhnlich ist es, sogar in einer und derselben Person die doppelten Laster, des Geizes und der Verschwendung, beisammen zu finden!

Gewöhnlich? — Wie? sollte auch ich mich in meiner Haushaltung solcher Fehler schuldig machen? Ich kann es kaum glauben. Dennoch will ich diese Stunde der Einsamkeit und Andacht einer Selbstbetrachtung weihen, die vielleicht auf die Einrichtung meines Hauswesens Einfluß haben kann. Es ist mir nicht gleichgültig, ob ich mit dem mir von Gott verliehenen irdischen Segen wahrhaft weise haushalte.

Ich thue recht daran, ich übe meine Pflicht, wenn ich, als Mensch, mein irdisches Vermögen zu vergrößern suche. Wer es unterläßt, fällt zuletzt Andern zur Last, wird ein unnützes Mitglied in der Gesellschaft, und zehrt von fremdem Eigenthum. Ich muß arbeiten und mein Eigenthum vermehren, da ich noch Kräfte habe und Gelegenheiten. Ich bin verpflichtet, mich so sehr als möglich von drückenden Nahrungssorgen frei zu machen, damit ich desto mehr den edlern Sorgen um meinen Geist nachhängen kann. Habe ich ein genugsames Einkommen: so bin ich unabhängig von der Gnade und

den Launen anderer Menschen, die oft unedel genug denken, uns unsere Armuth hart empfinden zu lassen. Habe ich etwas mehr, als ich bedarf, so habe ich sogar Mittel, Andern ohne meinen eigenen Schaden nützlich zu werden, und meinen Wirkungskreis für alles Gute zu erweitern. Denn wer reich ist, oder auch nur wohlhabend, den ehren die Menschen; aber die Achtung, das Zutrauen, welches mir durch mein Vermögen erwächst, ist ein neues, ansehnliches Eigenthum, durch welches ich vielen meiner Nächsten ungemein wohlthätig werden kann. Zudem, bin ich nicht auch schuldig, an meine ärmern Verwandten und deren Unterstützung zu denken? — an die Erziehung und Versorgung der Kinder, die mir Gott gab oder geben könnte.

Die Vermehrung des Eigenthums und Besitzes, durch Fleiß und sparsames Haushalten, gehört also zu den ersten Pflichten des Menschen, der unter Menschen leben will. Sinnlose Verschwendung ist gewissermaßen eine Selbstverstümmelung. Wer sein Gut verschleudert, beraubt sich der nächsten Mittel der Selbstvervollkommnung und Wohlthätigkeit; schlägt seine Freiheit in schwere Fesseln; wird der verachtete Sklave fremder Launen, und bereitet seinen Angehörigen, wie sich, eine Zukunft voller Sorgen, Schmach und Noth zu.

Das Schutzmittel des Weisen gegen den Druck eigener Armuth ist: Arbeitsamkeit, um Vieles zu erwerben; Mäßigkeit, um wenig zu genießen; Freude am Ueberflusse, den er gewonnen hat, um denselben zum Besten seiner höhern Bedürfnisse, oder zum Vortheil der Seinigen und jedes Nothleidenden anzuwenden. Alles dies liegt in dem Worte: Sparsamkeit.

Aber ihrer Viele halten sich auch für sparsam, wenn sie ihr Eigenthum unvermindert bewahren, und nur dasjenige verzehren, was davon alljährlich ohne Nachtheil des Ganzen erübrigt werden

kann. Sie tadeln den Verschwender, dessen Vermögen sichtbar kleiner wird; daß sie selbst aber Verschwender sind, halten sie für Unmöglichkeit. — Und doch sind sie es, wenn sie ihren Ueberfluß, statt damit zum Wohl ihrer Kinder oder zur Unterstützung nützlicher Dinge hauszuhalten, leichtsinnig in den Strom oder in die verzehrende Flamme schleudern, um ein elendes, augenblickliches Vergnügen dabei zu haben. Wer ist aber thöricht genug, sein Geld in Flammen und Strom zu schleudern, wo es Niemanden zu statten kommt? Was thut denn derjenige anders, welcher seinen Gewinn an Spieltischen, oder bei prunkenden Festgelagen, oder in Leckerbissen des Gaumens und auf ähnliche Weise versplittert? Er ist Verschwender, weil er sein Gut nicht auf die nützlichste Weise, weder für sich noch für Andere, anzuwenden verstand.

Wieder Andere dünken sich sparsam, indem sie diese Lebensart verabscheuen, und das erübrigte Geld sorgfältig zusammenhalten, um ihr Eigenthum zu vergrößern. Aber ihre einzige Lust am Vergrößern des Besitzes ist zuletzt das Vergößern selbst. Sie sammeln Vermögen zu Vermögen, ohne Zweck. Sie wollen Reichthum, ohne ihn anzuwenden. Sie lieben ihn nicht mehr als Mittel, sich angenehmen Lebensgenuß oder ihren Nächsten Nutzen zu schaffen, sondern um seines Selbstes willen. Sie stürzen in die Fehler des Geizes. Ihr Fleiß ist eine ungenügsame, rastlose Erwerbungssucht, eine immer geschäftige Begierde nach größern Vortheilen. Ihre Sparsamkeit ist eine selbstverderbende Genauigkeit, eine gegen das Wohl oder Weh des Andern gefühllose Kargheit.

Der Geiz ist ein von der Mehrheit des menschlichen Geschlechts mit Recht am meisten verspottetes oder gehaßtes Laster, besonders wenn er, was leicht geschieht, in seiner ekelhaften Größe dasteht. Allein auch hier gibt es mannigfaltige Abstufungen. Nicht alle Arten des Geizes, nicht alle Gehässigkeiten desselben sind Jedem gemein. Bei dem Einen kämpft noch das Gefühl des Bessern,

natürliches Wohlwollen für Andere, gegen die ängstliche Sparsucht; bei dem Andern paart sich noch prahlerischer Stolz und Aufwand mit der Genauigkeit und Kargheit im Hauswesen; ein Dritter hat noch Gelüste zum körperlichen Wohlleben, zum Zeitvertreib und geselligem Umgang, und dabei Schmerz über jeden kleinen Aufwand, mit dem er solche Genüsse erkaufen muß; ein Vierter ist nicht ohne Mitleiden gegen alle Arten fremden Elendes, und doch ohne Kraft, den Forderungen seines Mitleidens zu genügen; es thut ihm weh, Andere leiden zu sehen, aber er mag doch selbst nicht helfen.

So hat der Geiz noch vielerlei Abstufungen; immer aber bleibt er — Geiz, das heißt, vorherrschende ängstliche Neigung, Vermögen zu sammeln, von dem er sich selbst und Andern den Genuß versagt; leidenschaftliche Liebe des Reichthums um des Reichthums willen.

Nie hat der Sparsüchtige genug; karg mit seinem Vermögen gegen Andere, darbt er selber, wenn er nicht die Annehmlichkeiten des Lebens unentgeldlich genießen kann. Immer sieht man ihn in gewinnsüchtiger Arbeitsamkeit; begehrlich lüstern nach Geschenken; absichtlich gefällig gegen Reiche; ängstlich gegen Arme; mit bedachtsamem, vorsichtigem Wuchergeist beim Ausleihen; klagend über die schlechten Zeiten; gleichgültig, oft hart gegen Blutsverwandte, die er unaufhörlich vor Verschwendung warnt; andächtig in den Kirchen, um himmlischen Segen zu erfröhnen; kindisch furchtsam vor dem Tode — absterbend für Alles, nur in seiner Selbstsucht noch lebendig für Geld und Eigenthum. Er entzieht sich und den Seinigen gern Alles, was nicht unumgänglich nothwendig ist; er hält sich für arm, oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu werden; er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Jahren zu darben, darbt er durch sein ganzes Leben! So ist der Geiz der Gipfel der Armuth.

Welch ein unruhiges, angstvolles Leben führt der Unglückliche,

welchen diese Leidenschaft foltert! Er sitzt an den Quellen der Lebensfreuden, und dürstet; die Sorge um Geld und Gut lähmt seinen Geist zu allem Edlern, und schwächt die Gesundheit seines Leibes; er ist dürftiger, als der Bettler, welcher freudig an dem ihm zugefallenen Almosen schwelgt; er stirbt, und sah von dem ganzen Leben nichts, als Geld und Pfand- und Zinsbriefe, und verging unter beständigen Entbehrungen und Versagungen, um die todte Frucht seiner Mühen und Sorgen seinen Erben zu überlassen, die ihn nicht hochachten konnten.

Nur der Zufriedene ist reich; darum ist der Geizige eines der unglücklichsten Wesen, weil er nie zufrieden sein kann. Nur der Wohlhabende ist geehrt und geliebt, welcher Freuden um sich zu verbreiten weiß; darum ist der Geizige verachtet, weil er in der Fülle seines Reichthums dürftig ist, und die Kunst, Glückliche zu machen, nicht erlernen kann.

Die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit, welche ihn beherrscht, verbreitet sich über Alles, was von ihm abhängt. Zänkisch im Hauswesen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürrisch und hart gegen Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird er Allen eine Plage oder Abscheu. Er sieht nicht ohne bittere Empfindung den wachsenden Wohlstand des Nachbars, und der Neid verschlingt seine Seele. Er sieht einen Gewinn, der durch Unredlichkeit zu machen wäre, — die Gelegenheit ist zu reizend, besonders wenn die Schlechtigkeit des Mittels nicht leicht in die Augen fällt: — so wird ihm eine Falschheit verzeihlich, seine Treue wird verkäuflich, Wort und Eid werden umgangen. Für einen Vortheil, für eine Erbschaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Versprechungen, Freundschaft, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Wahrheit und Unschuld hin; wird er Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles was man will, und bestürmt er den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Besuchen. Ihm gilt nichts für Tugend, als was

ihm Zuwachs des Vermögens bringt; alle Laster werden von ihm entschuldigt, bald Nothwendigkeit, bald Klugheit geheißen, wenn sie ihm zur Vermehrung seines Gutes helfen. So ist der Geiz eine Wurzel alles Uebels. (1. Tim. 6, 10.)

Wie mit der untergehenden Sonne die Schatten wachsen, so wachsen mit den zunehmenden Jahren die Neigungen des Geizes. Die natürliche Besorglichkeit des spätern Alters vermehrt den Reiz zur Sparsucht und Kargheit.

Nicht Jeder, in welchem schon jetzt unmäßige Begehrlichkeit nach größerm Vermögen wach geworden, wird sich in jenem Bilde des vollendeten Geizes erkennen. Aber dahin wird sie, ohne ernstliches Ankämpfen, ausarten.

Es ist noch viel gewöhnlicher, daß mehrere Laster sich in einem und demselben Menschen das Gleichgewicht halten, wodurch er zuweilen den Anschein von nicht gänzlicher Verdorbenheit bekommt, als daß eine einzige ungeheure Leidenschaft den ganzen Menschen verschlingt.

So gibt es Viele, welche karg sind gegen ihre Hausbedienten, unbarmherzig gegen Leidende, gleichgültig gegen die bedrängte Lage ihrer Blutsverwandten, ohne Schonung gegen ihre Schuldner — Alles nur um Geld zu erwerben; dann aber hingegen mit diesem ruhmlos erworbenen Gewinn Pracht und Aufwand zu treiben, oder sich einen Namen zu machen, oder unter den Spielern zu glänzen, oder Wollüste zu befriedigen, und den Gaumen mit köstlichen Gewürzen zu kitzeln. Hier ist also eine Sünde nur Gehilfin und Magd der andern, und ihrer beider verabscheuungswürdiger Knecht ist der Mensch!

Dergleichen Fälle sind aber im alltäglichen Leben nicht selten. Mit welcher Begierde und auf wie unrühmliche Weise wird hier und dort Geld zusammengescharrt, bald durch unläugbaren Betrug, der aller Gesetze spottet; bald durch listige Erbschleicherei; bald

durch Bedrängung der Schutzlosen — Alles nur, damit Hoffart und Hochmuth getrieben werden könne! — Mit welcher Grausamkeit wird Unglücklichen oft die nöthige Hilfe versagt, mit welcher Genauigkeit und Sparsucht das Gesinde behandelt, die ganze Haushaltung beschränkt und dann ein üppiges Gastmahl gegeben, wo in wenigen Stunden verschwelgt wird, was das Glück einer armen Familie auf mehrere Monate gemacht haben würde! Wie mancher Vater, wie manche Mutter geizen gegen ihre eigenen Kinder, verwahrlosen deren Erziehung und spenden die mit niedriger Erwerbsucht auf ungerechten Wegen zusammengesparten Summen für Kleiderglanz und prächtiges Hausgeräthe hin!

Jedem gab Gott sein Pfund, mit dem er hienieden wuchern sollte, zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit; Jeder wird von der Anwendung der ihm anvertrauten Mittel einst Rechenschaft zu geben haben. Wehe den treulosen Haushaltern, welche unempfindlich gegen das Unglück hilfsbedürftiger Brüder, ihren Reichthum zusammenhäuften oder ihn nur auf dem Altar ihrer Leidenschaft opferten!

Die gemeinste Quelle des Geizes liegt in der fehlerhaften Erziehung der Jugend, da man sie nicht mit dem rechten und würdigen Gebrauche irdischen Vermögens bekannt machte; da man sie nicht lehrte arbeiten, um wenig für sich selbst, vieles für Andere zu gewinnen; da man sie mit Lobsprüchen überhäufte, wenn sie ohne Zweck sparsam, ohne Nutzen für sich und Andere karg waren. Oft bewirkt die dürftige Lebensart in Kinderjahren die allzuängstliche Sorge um die Tage der Zukunft, den unmäßigen Hang zum Vermögensammeln. Oft fallen die unbesonnensten Verschwender in den Fehler des Geizes, wenn sie sich plötzlich von Armuth und Schande bedroht sehen, und nun in Verzweiflung ein gewaltsames Gegenmittel ergreifen zu müssen glauben. Oft artet das hohe Vergnügen, welches anfangs die Sparsamkeit gewährte, in alle Un-

tugendenv:des Geizes aus, wenn die gesammelten kleinen Schätze immer lüsterner nach den größern machen, und durch die Gewohnheit beständiger Nahrungssorgen das Gemüth unempfänglich für reinere Freuden geworden ist.

Daher wird es weiser Aeltern Pflicht, schon früh über die Neigungen ihrer Kinder zu wachen. Hütet euch, ihrer Sucht nach Mehrhaben als Andere euern Beifall zu geben; junge Leute, welche schon so früh über dem Wohlgefallen an todten Gütern die Freuden der Mittheilung, die Lust ihres harmlosen Alters vergessen, sind gemeiniglich in spätern Jahren kleinliche, selbstsüchtige, hartherzige Menschen, ohne Liebe für Andere, und ungeliebt von Andern.

Lehret früh eure Kinder genügsam sein mit Wenigem, und Freude darin suchen, durch Mittheilung ihres kleinen Ueberflusses dankbare Herzen zu machen. Lehret sie sparsam sein in dem, was ihnen nothwendig ist, aber freigebig und hilfreich sein gegen diejenigen, welche weniger haben als sie.

Der Weise, der ächte Christ, weit davon entfernt, den Besitz zeitlicher Güter für eine Sünde zu halten, sieht das Eigenthum vielmehr als ein großes Beförderungsmittel menschlicher Glückseligkeit an. Er sucht daher durch Sparsamkeit sein Vermögen zu erhalten, und durch rühmliche Arbeitsamkeit es zu vermehren; aber nicht, um es als einen todten Schatz zu bewachen, oder zum Kitzel seiner sinnlichen Gelüste anzuwenden. Er meidet daher den fruchtlosen Aufwand und die Verschwendung für eitle, sinnliche Genüsse, die seine Denkart verderben könnten; er ordnet sogar durch gewisse männliche Grundsätze seinen Hang zur Freigebigkeit und zum oft unzeitigen Mitleiden; aber alles dies, um desto schneller bereit zu sein, da mit Nachdruck zu helfen, und ohne Rechnung auf Dank, wo Hilfe wohl angebracht ist; wo Pflicht, wo Großmuth, wo Wohlanständigkeit ihn auffordern, freigebig zu sein; wo er Andern Freuden bereiten oder gemeinnützige Anstalten begünstigen kann.

Er betrachtet das zeitliche Vermögen nicht als den Zweck seines Hierseins, sondern als das Mittel, sich künftigen Bestimmungen jenseits des Grabes würdiger zu machen. Dort ist sein hohes Ziel, dort sein Schatz, dort auch sein Herz! Für dieses opfert er seine Ersparnisse; nicht Schätze will er sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen! (Matth. 6, 20.)

Vater im Himmel, auch mir gabst Du Eigenthum! War ich immer weise im Gebrauch desselben? Hatte ich immer Muth genug, mir selbst oft Gelüste und Bequemlichkeiten zu versagen, wenn ich mit dem, was ich wohl entbehren konnte, Andern ein Engel des Trostes zu werden fähig war? Opferte ich nicht oft die ersten Pflichten gegen leidende Mitmenschen meinem Hange zur Eitelkeit, zum sinnlichen Wohlleben auf? Ach, habe ich das, was ich einem Weinenden abschlug, nicht zuweilen mit Lust verschwendet, allerlei unnütze Gelüste zu stillen? War ich immerdar ein weiser Haushalter über das, worüber mich Deine Gnade setzte?

Allwissender Gott, ich war noch nicht, was ich sein sollte! Darf ich es läugnen vor Dir? — Wie wankte ich oft zwischen unzeitiger Kargheit und unzeitiger Freigebigkeit und Verschwendung! Wie selten ging ich den goldenen Mittelweg der Mäßigung, wie selten wog ich mit Besonnenheit im Gebrauche meines Vermögens die höhern Pflichten gegen die geringern ab; wie oft gebrauchte ich mit Selbstsucht zu unnützen Dingen, was zum Segen von unübersehbaren Folgen für Andere hätte werden können!

Ach, ich erkenne mit Scham meine Schwächen; ich erröthe und zittere vor ihnen! — Nicht ferner soll es also sein. Ich will auch auf diesen Theil meines Lebens und meiner Denkart aufmerksamer werden. Alle meine Habe ist ein Darlehen von Deiner Hand, daß ich dadurch mir und den Meinigen ein heiteres Loos auf Erden bereite, und meine Glückseligkeit erhöhe, indem ich Anderer Glück-

seligkeit bewirke. Ach, daß ich es so betrachte, so benutze, dazu verleihe mir Kraft, Vater und Geber aller guten Gaben! Amen.

8.

Der Hausvater.

1. Tim. 3, 4. 5.

Vater, bis auf diese Stunde
  Führtest Du mich väterlich;
Aus dem Herzen, aus dem Munde
  Ström' ein dankbar Lied für Dich!

Du bist's, der uns Alles geben,
  Alles wieder nehmen kann!
Dich, Du Quell von allem Leben,
  Bet' ich täglich froher an!

Alles steht in Deinen Händen,
  Reichthum, Armuth, Kleid und Brod;
Gott, von Deinem Himmel senden
  Kannst Du Freuden oder Noth.

Alles ist an Dir gelegen,
  Menschen richten wenig aus;
Kommt von Dir nur, Herr, der Segen,
  So ist wohlbestellt mein Haus.

Ehe Völker, ehe Könige und Fürsten große Staaten errichten konnten aus der Vereinigung vieler tausend Familien, waren diese Familien vorhanden, und jede derselben für sich gleichsam ein eigener Staat, deren natürliches Oberhaupt der Vater derselben, oder nach seinem Tode der älteste Verwandte gewesen ist. Nach seinem Namen ward das ganze Geschlecht oder der ganze Stamm genannt. Er unterhandelte und sprach allein für die Rechtsame desselben. Er sorgte für dessen Erhaltung, Schutz und Glück. Er war die barste Person unter den Seinigen, und wenn er gebot, geh freudig alle seine Angehörigen.

Unter allen Völkern ist die Würde des Hausvaters ehrwürdig gewesen und geblieben; noch heutiges Tages ist dieselbe geachtet in allen Welttheilen, unter allen Nationen. Denn sie ist in jedem Staate die erste und natürlichste jedes Bürgers. Der Fürst bekleidet sie, wie der Aermste von den Unterthanen. Das Gesetz aller Länder gibt dem Hausvater, der als Fürst unter den Seinigen stehen soll, höhere Rechte und höhere Pflichten. Er handelt noch jetzt als Stellvertreter der Seinigen; ist der Vertheidiger ihrer Rechtsame; hat von ihnen, als Ernährer und Versorger, Gehorsam zu fordern; er steht unter den Bürgern des Staates in Verehrung, und hat in freien Ländern seine Stimme zur Gesetzgebung und Ernennung der Obrigkeiten.

Diese älteste und erste Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft wird auch fortwährend bleiben; denn sie stammt nicht aus menschlicher Klugheit und Erfindung, sondern sie ist Sache der Natur, das heißt, Werk Gottes. Jeder, der mit dieser Würde bekleidet ist, sollte daher ihrer allezeit eingedenk sein, und sie weder mit leichtem Sinn übernehmen, noch durch eigenen Unwerth entehren.

Der Mann, so lange er allein dasteht, ist ungebunden, und um nichts, als um sich selbst bekümmert. Hat er für seine eigenen Bedürfnisse gesorgt, so ist er frei. Mißfällt ihm sein Stand: er verläßt ihn. Mißfällt ihm sein Vaterland: er vertauscht es mit einem andern. Ein Anderes ist es mit dem Verhältnisse des Hausvaters. Ihn fesseln viele neue Pflichten, von denen er sonst keine kannte — aber Pflichten, die an sich zu schön und durch sich selbst zu belohnend sind, als daß er sie nicht mit Freudigkeit übernehmen sollte. Er nennt unter allen seinen Sorgen jetzt die Sorge für sich selbst die geringste; seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen fordern von ihm größere Aufmerksamkeit. Er soll der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen sein. Wohl werden ihm oft sein Stand, sein Amt,

Gewerbe und Beruf zur Last, wenn ihn die Härte und Ungerechtigkeit seiner Obern quält, oder wenn er mehr Verdruß und Schmerz als Gewinn von seinen Arbeiten zieht. Aber was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde, das erträgt er nun geduldig um der Seinigen willen; er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihren Wohlstand, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre. Wäre er allein, er würde vielleicht das Land meiden, in welchem Ungerechtigkeit herrscht, oder Kriege sein Eigenthum unsicher machen, oder allzugroße Auflagen ihn um den bessern Theil der Frucht bringen, für die er ein ganzes Jahr lang sich abmühete im Schweiße des Angesichts. Aber ein Blick auf den hilflosen Zustand der Seinigen fesselt ihn wieder an den Boden des undankbaren Landes. Er bleibt demselben getreu, und macht sich gern zum Opfer für seine Lieben.

So ist der Hausvater um seiner Stellung willen ein Gegenstand höherer Achtung, als der Ungebundene, Unvermählte und Kinderlose; der Staat zählt auf ihn mit größerer Zuversicht, als auf denjenigen, welcher in Fällen der Noth eine andere Heimath suchen kann. Es ist genug, im gemeinen Leben von Jemanden zu sagen: er sei der Vater von mehrern Kindern, deren Erzieher und Versorger er ist, um schonender gegen ihn zu sein und unwillkürliche Ehrfurcht für ihn zu empfinden.

Aber diese erhabenste Würde des Mannes in der Gesellschaft, wie oft wird sie entweiht! Und weil die schönsten, die zärtlichsten Pflichten mit ihr verbunden sind, fällt mit Recht auf den sorglosen und schlechten Hausvater auch immer die größte Verachtung. Es kann Jemand sein öffentliches Amt schlecht verwalten, es kann Jemand seine Berufsgeschäfte mit Ungeschicklichkeit treiben — man wird ihn bemitleiden oder mit Glimpf tadeln können. Aber wer

seinem Hauswesen auf eine üble Weise vorsteht, wer Weib und Kind versäumen, elend machen kann: wider solchen empört sich das menschliche Gefühl. Man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Gesellschaft. So Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen? (1. Tim. 2. 3.) wie darf er hoffen, das Vertrauen seiner Obern, die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, die Achtung und Freundschaft seiner Mitbürger zu haben? Wer seinem Hause nicht weiß vorzustehen, wo ihn die heiligen Bande der Natur binden sollten: wie kann der mit Würde und Zuverlässigkeit andern Einrichtungen vorstehen, die in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustande sonst noch stattfinden?

Und wer ist ein wahrhaft weiser, christlicher Hausvater? Der ist's, welcher in seinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht zu erhalten weiß. Denn diese Tugenden sind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückseligkeit.

Und unter allen diesen Tugenden ist Ordnung die erste. Das Haupt der Familie ist es, welches, als Fürst unter den Seinigen, Alles mit Zweckmäßigkeit einrichten und regieren soll. An ihm ist es, den Blick auf Alles zu haben. Nicht daß er Alles selbst machen soll; sondern darüber wacht er, daß Jeder dasjenige wohl verrichte, was ihm anvertraut ist. Jeder von den Hausgenossen muß den Kreis seiner Geschäfte kennen, jeder für die Besorgung derselben verantwortlich sein.

Wo ein christlicher, verständiger Vater sein Haus wohl geordnet hat, vollzieht sich jedes Tagewerk ohne Stockung und mit Freudigkeit. Jeder wartet seines Berufes. Es bedarf nur freundlicher Zurechtweisung, liebevoller Aufmunterung, um das Ganze in regsamer Thätigkeit zu bewahren. Vielerlei Befehlen bewirkt nur Zerrüttung; vielerlei Tadel bewirkt Verdrossenheit und Muthlosigkeit.

Wo Ordnung des Hauswesens besteht, da ist kein Wider-

spruch bei jedem Anlaß; da ist kein Zwist über das, was geschehen und nicht geschehen müsse; keine Entzweiung der Gatten um jede Kleinigkeit; kein übles Beispiel für Kinder und Gesinde. Die Zwietracht der Gatten ist der erste Anlaß zum Zwiespalt des ganzen Hauses. Denn indem jeglicher Hausgenosse sein Urtheil im Stillen fällt, kann es nicht fehlen, daß er bald seinen Tadel auf jene wendet. Wo aber die Untergebenen in der Stille tadeln, da verschwindet die gebührende Hochachtung.

Daher wacht der Familienvater als Mann und Christ über Eintracht unter Allen. Nie erscheint er, selbst bei getheilten Ansichten und Meinungen, mit seiner Gattin öffentlich im Widerspruch vor den Kindern und dem Gesinde. Die Eintracht der Aeltern bewahrt die Ehrfurcht Aller unverletzt, und macht den Zank von Seite der Uebrigen zu einem Verbrechen gegen den Hausfrieden.

Damit aber die Ordnung des Hauswesens wohl bestehe, ist es der Vater der Familie, welcher sich selbst, ein Beispiel Aller, den eingeführten Einrichtungen und Gesetzen der häuslichen Zucht willig unterwirft, selbst dann, wenn sie ihm zuweilen lästig sein könnten. Es soll Alles seine Zeit, seinen Ort haben. Er verlangt für sich keine Ausnahme. Er will nicht der einzige Ungebundene in seinem Hause sein und willkürlicher Despot. Schweigend und gern gehorchen ihm Alle, wenn er selbst den Hausgesetzen pünktlich zu gehorchen weiß.

Als Haupt der Familie sorgt er, neben seinen Berufsgeschäften, für das Allgemeine. Er übersieht seine Einkünfte und bestimmt danach seine Ausgaben; der Stand seines Vermögens soll ihm immer klar vor Augen liegen, um zu wissen, ob Einschränkungen vonnöthen sind, oder ob man sich, ohne Gefahr, manchen kostspieligern Genuß erlauben darf. Die Gattin sorgt um das Innere, der Gatte um das Aeußere des Hauswesens; die Gattin um zweckmäßige Anwendung, der Gatte um den Erwerb; die Gattin um das gegen-

wärtige Bedürfniß, der Gatte auch um die Zukunft des Hauses. Ihm vor Allen liegt die Versorgung der Seinigen ob, wenn seine Gattin einst Wittwe, seine Kinder einst Waisen werden sollten. Ihm liegt die spätere Erziehung und Ausstattung der Söhne und Töchter ob, wenn seines Herzens Ruhe nicht gebrochen, nicht seine Sterbestunde bitter, nicht seines Namens Ehre nach dem Tode vernichtet werden soll. So aber Jemand, spricht die heilige Schrift, die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger denn ein Heide. (1. Tim. 5, 8.)

Daher ist die zweite Hauptstütze der häuslichen Glückseligkeit — Arbeitsamkeit. Nur durch diese ist Erweiterung unsers irdischen Wohlstandes möglich. Und irdischer Wohlstand — nicht Reichthum, nicht Ueberfluß — ist die erste Bedingung, ohne welche keine Freude, kein reiner Lebensgenuß, keine Unabhängigkeit möglich ist.

Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was man besitzt zu vermehren, als auch es nur zu erhalten. In einem wohleingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben. Jeder soll zum Wohlsein Aller, sei es auch noch so wenig, beitragen. Der Fleißigste ist der Verdienstvollste. Wer sein Tagwerk glücklich vollbracht hat, ist mit sich selbst der Zufriedenste und darum der Heiterste.

Und die Seele aller Thätigkeit im Hause ist der Vater der Familie. Er hat die schwerere Mühe, die schwerere Sorge; er erhält sein Gesinde. Er muß, wenn es gebricht, Rath zu schaffen wissen. Er muß, wenn die Noth einbricht, den sauern Gang antreten. Aber er hat auch dagegen das lebhafteste Vergnügen, wenn er endlich sein Eigenthum mit zufriedenem Blick überschauen, wenn sein Bewußtsein ihm sagen kann: dies ist die Frucht meiner Anstrengungen, dies das Werk meiner Unverdrossenheit und Mühe.

Er hält seine Kinder zu nützlichen Beschäftigungen an, die ihnen entweder in spätern Jahren selbst heilsam werden können, oder wodurch sie das Wohlsein, die Freude, die Bequemlichkeit der Haus-

genossen vermehren. Müßiggang ist eine Schande am Fürstensohne; Trägheit führt auf die offene Straße der Armuth hinaus.

Aber wo Arbeit ist, da soll auch Erholung und Ruhe sein. Der christliche Hausvater kann wohl die Mühe seines Gesindes mit Geld erkaufen; aber nicht durch den Lohn, welchen er hinwirft, Liebe für sich und sein Haus erkaufen. Und doch wird nur das gut und vollkommen gethan, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung gethan wird. Alles Andere ist Miethlingsarbeit. Daher gestattet ein kluger Hausvater seinen Angehörigen nicht nur gern erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern er theilt mit ihnen seine häuslichen Feste; er veranstaltet selbst zuweilen für ihre Ermunterung ein kleines Vergnügen, daß sie des Lebens unter seiner Herrschaft froh werden; daß sie auch in spätern Zeiten sich noch gern an die glückseligen Stunden erinnern, die er mit väterlicher Güte bereitete; daß sie an seiner Art und Weise ein Beispiel erhalten, wie sie ein Hauswesen wahrhaft christlich regieren und beglücken sollen.

Erst wenn er Zutrauen, Liebe und Ehrfurcht Aller besitzt, — und o wie leicht, mit wie geringen Mitteln können diese im häuslichen Kreise erworben werden! — erst dann hat er das Recht, strengen Gehorsam gegen seine Vorschriften und Befehle zu fordern. Ohne Gehorsam ist kein Reich, kein Hauswesen dauerhaft.

Zwar läßt sich wohl äußerlicher Schein des Gehorsams erzwingen; aber dies ist nicht ein solcher, der segenvoll und fruchtbringend ist. Wo nur das gethan wird, was nothwendig ist, da wird wenig gethan! Wo das Gesinde nur seine Schuldigkeit leistet, so weit das Auge der Herrschaft reicht, da ist Zeitverlust, Nachlässigkeit, Untreue daheim. Da wird beim äußern Schein guter Ordnung verwahrloset, verschwendet, ohne daß es Diesem oder Jenem zugerechnet werden kann. Darum muß in keinem Hause Gehorsam herrschen aus Furcht, sondern nur aus Liebe. Nur die Liebe hebt den verlornen Brosamen auf, daß nichts umkomme; erhält das

Veraltete neu; zollt Ehrfurcht auch im Geheimen, und wendet Schaden und Gefahr ab, wo es sonst Niemand bemerkt. Dies ist der ächte christliche Gehorsam, welchen das göttliche Wort allen Untergebenen empfiehlt. Nur diesen wünscht der weise Hausvater unter den Seinigen zu empfangen. Aber ihm ist auch wohl bekannt, daß Liebe und Ehrfurcht nicht geboten werden können, sondern durch eigenes Bemühen erworben werden müssen. Denn der Mensch kann zwar seine Arme vermiethen, aber sein Herz bleibt frei. Auch der Gewaltigste auf Erden kann den Aermsten auf Erden nicht zur Liebe und Freundschaft nöthigen, er gebe denn Liebe und Freundschaft zuvor.

Das Beispiel des Gehorsams im Hauswesen sollen vor allen Andern die Kinder geben gegen ihre Aeltern. Wehe der Familie, in welcher der Wille des Sohnes oder der Tochter wagte, sich gegen den Willen der Aeltern zu empören! Und wenn dies Verbrechen begangen wird — wem soll es zugerechnet werden? Ist es nicht die Frucht der schlechten Erziehung? Trug nicht vielleicht allzugroße Nachsicht und Zärtlichkeit der Mutter die erste Schuld an diesem Unglück, oder die Sorglosigkeit des Vaters?

Wie groß und vielfältig auch die Berufsgeschäfte des Hausvaters sein mögen: die Erziehung seiner Kinder bleibt sein heiligster Beruf. Und kann er sie selbst nicht von Stunde zu Stunde leiten, er soll sie doch im Ganzen mit scharfem Blick beobachten. Er ist's, dem sie untergeordnet sind; von dem ein Wort hinreicht, sie zu allem Guten zu ermuntern, und der das Strafamt über sie übt. Aeltern! liebet eure Kinder mit aller Zärtlichkeit, welche die Natur euern Herzen einflößt, aber von ihrer Wiege an fordert festen Gehorsam. Und sie werden ihn gern zollen, diese Hülflosen, wenn ihr ihnen schon von ihrer Wiege an keinerlei Herrschaft über euch gestattet; wenn ihr weder durch ihre Thränen, ihren kindischen Trotz, noch durch ihr kindisch-schlaues Schmeicheln

bewogen werdet, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharren möchte! Aller Ungehorsam der Kinder entspringt aus dem befriedigten, ungebrochenen Eigensinn der ersten Lebensjahre. Wo Aeltern Schwächen zeigen, entflieht die Hochachtung der Kinder und wächst ihre Macht. Zu spät ist oft allzugroße Sicherheit bereuet worden. Gehorsam ist eine von den Tugenden, die mehr durch Gewohnheit gegeben, als durch eigenes Nachdenken oder durch Ueberzeugung erlangt werden kann.

Es kann manches Weh über ein Haus gehen — langwierige Krankheiten, Theurung, Kriegsschaden, Verfolgung, Betrug können allen Wohlstand zerrütten; Verleumdung, Neid, Schadenfreude können die Ehre des Mannes angreifen — aber das größte Weh, das tiefste Herzeleid bringt ein ungerathenes Kind. Und den ersten Grund zu dem namenlosen Uebel legte der Aeltern sträfliche Nachsicht gegen die Unfolgsamkeit der Kinder, oder — noch schlimmer als Alles — der Aeltern böses Beispiel und Schwäche.

Darum ist des Hausvaters erstes und allgemeinstes Hausgesetz Unverdorbenheit und Einfalt der Sitten. Ohne sie wohnt bei uns kein Frieden, kein Segen. Was Räuber, Mörder im Staate, das sind einzelne Lasterhafte in der Familie. Sie bekriegen die Glückseligkeit aller Bessern.

Die Tugenden, welche der Hausvater selbst übt, kann er mit Strenge von den Andern fordern. Ist er selbst Trunkenbold: wie mag er demjenigen Vorwürfe machen, der sich durch Unmäßigkeit zum Gespött oder Scheusal Anderer macht? Ist er selbst Ehebrecher: wie mag er ohne Gewissenspein das Wort gegen den allzufreien Lebenswandel der Seinigen erheben? wie mag er das Entsetzen der Eifersucht von den Schwellen seines Hauses verbannen? wie sich die Ehrfurcht des höhnenden Gesindes bewahren? Ist er selbst launenhaft, zänkisch, mürrisch: wie kann er von Gattin, Kindern und Hausgenossen freundliche Blicke fordern, da er selbst der Störer

ihrer Heiterkeit ist, und oft aus bloßem Eigensinn gegen sie hart und ungerecht war? Ist er selbst Verschwender, liebt er Zerstreuungen und Vergnügen mehr als anhaltenden nützlichen Fleiß und Erwerb; liebt er einen Aufwand, eine Pracht in Geräth und Kleidern, welche seinen Vermögenszustand zerrütten können; Gesellschaften und Lustbarkeiten, die ihn von der sorgfältigen Verwaltung seines Hauswesens abziehen; ist er Spieler, der den größten Theil seines Erwerbes, statt ihn zweckmäßig anzuwenden, dem blinden Glück anvertraut; ist er prahlhaft und stolz, daß er für mehr gehalten werden möchte, als er wirklich besitzt und ist: wie kann er verhindern, daß seine Kinder nicht dem gefährlichen Beispiele folgen? — wie verhindern, daß seine Untergebenen nicht Mißbrauch von seiner Sorglosigkeit machen, ihn übervortheilen, sich auf seine Kosten bereichern und den Untergang seines Vermögens und seiner Ehre öffentlich und heimlich befördern helfen?

Wehe, wo in einem Hause das Haupt der Familie fehlt; wo der Erste zugleich der Schlechteste unter den Genossen ist; wo, wer die Ehre Aller schirmen sollte, derjenige ist, welcher sich zuerst befleckt! Da wohnt Gottes Segen nicht; da herrscht zerstörender Fluch!

Wehe, wo der Familienvater seine tiefe Unwürdigkeit in jedem ruhigen Augenblicke empfinden muß, und den einzigen demüthigenden Trost hat, daß seine Gattin, seine Kinder besser, edler als er sind! Mag er die Schmach lange ertragen, ohne daß sie ihn erdrückt? Muß das Gefühl seiner schmählichen Verworfenheit nicht zuletzt schmerzlicher werden, als die Wollust süß ist, die er aus der Hand seiner Laster genießt.

Einfalt und Lauterkeit, ein Wandel ohne Tadel, voller Ehrbarkeit und Zucht, bringen den Himmel in das häusliche Dasein. Wenn es auch draußen stürmt, wenn auch der Wohlstand wankt: nur Frieden im Herzen Aller, die den Vater umringen, nur die

Tugend der Hausgenossen nicht wankend! Dann läßt sich jedes Unglück leicht ertragen, und selbst das größte Uebel wird durch den Gedanken versüßt: „Wir haben es nicht verschuldet noch verdient! Dies Uebel ist nur ein Gesandter Gottes an unser Haus. Wir können wohl noch ärmer werden an Gut und Vermögen; aber unsere Herzen bleiben reich an frohem Bewußtsein, reich an Trost und gegenseitiger Liebe, reich an Zuversicht zu Gott!“

Wohl mir, auch ich kenne noch Familien, in welchen dieser beseligende Geist waltet, der über alle Ungewitter des Lebens emporhebt. Auch ich kenne noch Familien, deren Haupt unter seinen Lieben gleichsam als ein Hoherpriester Gottes dasteht, um seiner Tugendopfer willen gesegnet, und Alle, die ihm angehören, zu Gott hinanführend.

Religiosität, ächte Gottesfurcht, beständige Achtung und Liebe gegen das höchste Wesen, ist die Vollendung und Krone des christlichen Hausvaters. Alle seine Hausgenossen sehen und vertrauen auf ihn; er mit Allen fleht und vertraut auf den Vater aller Wesen. Er soll der Stellvertreter Christi sein. (Eph. 6, 23, desgleichen 6, 1.) Dankbar empfängt er alle guten Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung; denn auch diese sind nothwendig, unsere Karft zu stärken, unsern Glauben zu erhöhen, unser Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit dessen zu mahnen, was wir auf Erden besitzen.

Und was kann allen Gliedern einer Familie innigern Zusammenhang geben, als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen? Was kann ehrwürdiger sein, als der Hausvater, still betend im Kreise seiner Kinder? Was kann rührender und zugleich beruhigender sein am Sterbebette eines der Getreuen von der Hausgenossenschaft, als der wehmüthige Abschied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuversicht zum Himmel, der da spricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander ver-

loren! Die Hand, welche uns hier zusammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieses Lebens geleitet hat, sie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wiederzugeben!"

Das ist das Bild des christlichen Hausvaters.

Mit Liebe herrscht, mit Klugheit regiert er. Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht sind die Schutzgeister seines Hauses, die durch ihn Freude, Wohlstand, Zufriedenheit und Segen über einen Kreis guter Menschen verbreiten.

Und du, der selbst Hausvater ist und dieses Bild erblickt, vergleiche dich mit ihm und frage dich: Warst du im Kreise deiner Hausgenossen, was du ihnen, als Weiser und deinen schönen Bestimmungen gemäß, hättest sein können? Frage dich: Hast du Alles, was in deiner Macht lag, zum Glück, zum bleibenden Glück der Deinigen gethan? Vielleicht danken sie dir Wohlstand, Vermögen, Ansehen, Kenntnisse und so viel Sittlichkeitsgefühl, daß sie nicht ganz schlechte Herzen haben: aber haben sie Sinn für Einfalt der Sitten, jene Begeisterung für Tugend, jene feste, innige, durch Wort und Leben hervorstrahlende Religiosität, die, auch nach dem Verlust alles Andern, nie mehr unglücklich werden läßt? — sie nie wieder sinken läßt, auch wenn du nicht mehr über sie wachest? — Antworte dir! Antworte dem allwissenden Richter! — —

9.

Die Hausmutter.

Tit. 2, 5.

Geist der Weisheit, gib uns Allen
Durch Dein Licht
Unterricht,
Wie wir Gott gefallen!
Lehr' uns froh zum Vater treten;
Zuversicht
Mangl' uns nicht,
Wenn die Deinen beten!

Hilf uns nach dem Besten streben;
Schenk' uns Kraft,
Tugendhaft
Und gerecht zu leben!
Gib, daß wir nie stille stehen;
Treib' uns an,
Froh die Bahn
Deines Worts zu gehen.

Kennst du des Menschen höchsten Werth, und was ihm das Schwerste ist zu erfüllen?

Es ist: sich selbst verläugnen, und nur nach Jesu Willen, in Jesu Geist, im Geist der Alles umfassenden, Alles verzeihenden, Alles duldenden Liebe zu leben. Es ist: für sich selbst nur wenig, Alles für Anderer Glück zu thun und zu bedürfen. Es ist: nicht für sich allein sorgen und dasein, nein, vielmehr zum Besten Anderer dasein.

Mit dieser erhabenen Selbstaufopferung lebte Jesus auf Erden — mit dieser Selbstaufopferung für fremdes Glück lebten die Apostel hienieden. Was allen großen, guten, edeln Menschen möglich war — ist es dir unmöglich?

Viele zweifeln, daß eine so großmüthige Selbstverläugnung bei Menschen stattfinden könne; daß sie zu schwer sei, diese Pflicht. Wo aber die Liebe ist, o da ist nichts zu schwer! Und wo hat Gott jemals von uns Sterblichen zu viel gefordert? Aber Gott forderte es durch seinen Sohn Jesum Christum. Wer mich lieb hat, sprach er, und an mich glaubet, der verläugne sich selbst und folge mir nach. Und es ist nicht unmöglich, ihm, dem Sohne Gottes, nachzuahmen.

Du sprichst: es sei zu viel gefordert! Siehe, es gibt Menschen, deren Beruf, deren süßestes Geschäft es ist, aus Liebe sich selbst zu vergessen, und alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen; nichts für sich, Alles für Andere zu sein.

So ist es schon durch ihren Stand die christliche Hausmutter; sie wird es noch mehr durch die eigene fromme Neigung ihres Herzens, wenn sie den schönen, ehrwürdigen Namen ganz verdienen will, welchen sie trägt.

Sie sorget Tag und Nacht — aber nicht für sich, sondern für das Wohl der ihr Anvertrauten. Sie arbeitet unablässig; aber es ist nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern für das Wohlsein der Ihrigen. Sie sinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte, nicht für sich, nein, für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgesinde, ihre Angehörigen sollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Leben keine andere Belohnung, als den Anblick, derer, die sie zufrieden macht. Dafür spart sie, dafür kümmert sie sich, dafür entbehrt sie so Vieles.

Sie selbst gehört sich nicht. Sie hat ihr Schicksal, Glück und Unglück an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Was er ihr für ein Loos bereitet, mit dem nimmt sie in dieser Welt vorlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt sein, und leidet mehr, als er selbst. Sie ist nichts für sich, Alles für einen Andern.

Sie gehört sich nicht selbst. Sie ist Mutter; sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben; mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie deren Gesundheit. Sie wachte, wenn alle Andern schlafen konnten, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütete das holde Kind am Krankenlager, und horchte auf dessen Athemzüge, und betete in der Einsamkeit. — Niemand weiß, was sie that; Niemand weiß es, was sie litt; Gott dem Allwissenden nur ist es bekannt. Sie hat Alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben wieder geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht

an, was sie duldete. Kein Sterblicher spricht davon; Keiner lohnt es ihr. Nur Du, o ewiger gerechter Gott, nur Du hast ihre Thränen, ihre Sorgen nicht vergessen; Du rechnest es ihr an.

Sie selbst gehört sich nicht — sie ist Hausfrau. Sie hat für Andere zu denken, und ob sie auch erkranke: sie muß für die Gesundheit Anderer wachen; und ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorget erst, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet, und vergißt deren keines. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Muttersorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller Andern, und glaubt, sie könne nicht genug thun, während sie doch die Wohlthäterin eines Jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist, welche ihr zu Theil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie ist schon wieder glücklich und fährt unverdrossen in ihrem Tagwerk fort, wenn sie nur von einem Einzigen mit freundlichem Lächeln belohnt wird. Sie fordert keinen Lohn — es kann ihn Keiner geben — ihr Herz findet ihn in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen.

So die Hausmutter — die christliche Hausmutter, dies schöne Bild der edelmüthigen Selbstverläugnung aus Liebe! Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tief wirkenden Beruf! Der Mann kann glänzendere Dinge thun; er kann durch seine Kunst und sein Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich in der Stadt, im Lande, unter fremden Völkern einen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern, — aber unmittelbarer, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

O himmlischer Beruf, mit einem Herzen voller Liebe auch nur einen kleinen Theil der Welt, nur eine einzige Familie zu beseligen! Wer so viel gethan hat, o der hat in seinem Lebenslauf genug geleistet — der lebte in Gott, der wird leben mit Gott.

So wie alles Wohl eines Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, hängt auch nothwendig an ihren Fehlern das Weh der Familie. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denk- und Handlungsart gemeiniglich einen richtigen Schluß über die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger ihrer Fehler oft alle ihre Tugenden verdunkeln kann; daß ihre lasterhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen desselben zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Fluch der Mutter wieder niederreißt.

Leider, daß jenes Bild der ehrwürdigen Hausmutter nicht auf jede passend ist, welche den Namen einer solchen trägt, und wir im gemeinen Leben weniger glückliche Haushaltungen finden, als unter einem Volke gefunden werden sollten, welches sich zu der erhabenen Weisheit und Lehre Jesu Christi bekennt! Oft freilich ist daran die Unwürdigkeit des Hausvaters Schuld; aber weiß die Mutter ihren Kindern und Angehörigen wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, was er verursacht, durch Liebe und verdoppelte Sorgfalt; so wird sie der Schutz und der Trost derer, die er bedrängt; sie übernimmt von Allen das Leiden und trägt es allein in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei des Mannes und Vaters Fehlern noch nicht so elend, als es durch die Schwachheiten und Fehler der Hausmutter ist. Denn sie ist fast immer und bei Allem nahe; ihr kann nicht ausgewichen werden; sie wohnet und wirket beständig in den wichtigern und in den geringsten Geschäften der kleinen Familie.

Umsonst ist des Mannes Fleiß und Thun, wenn sie zerstreuungs-

süchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; wenn sie, um ihren Gelüsten ein Genüge zu leisten, was sie mit der rechten Hand erspart, mit der linken heimlich verschwendet; wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor Andern zu glänzen oder doch nicht verächtlich zu werden, hingegen da, wohin nicht leicht der Blick der Fremden dringt, Unordnung befördert, und den Fremden, sogar den eigenen Gatten, betrügt. Daher entspringt so manches geheime Familienweh, woran Alle kränkeln, und was man doch Andern nicht gern offenbar werden läßt. Daher weicht von so mancher Haushaltung der Segen, und ist oft Mangel, wo man Wohlhabenheit oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt sein sollte.

Umsonst ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundlichkeit, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemüths die Heiterkeit Aller zu erhalten und zu nähren weiß; wenn ihr Wort nicht den Betrübten beruhigen, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung bewegen, ihr liebevoller Wink mehr ausrichten kann, als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechts geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemüthes. Aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichen Grunde im Herzen des Weibes die übeln Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meisterin zu werden vermag; es ist gewiß, daß diejenige eine gleich heitere Gemüthsstimmung beibehalten könne, welche vernünftig genug und entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finstern Launen nachhängen und angehören zu wollen; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahrlosete Erziehung in ihrer Jugend genossen.

Dem Manne mag im Drang der Umstände und im stürmischen

Verhältniß des Lebens oft der Ernst anstehen, und Kraft und Gewalt geziemen. Das Weib empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die Alles leitet; als freundliche Klugheit, die Allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch den Ungestüm des Wütherichs endlich bändigt. Das Weib verläugnet seine von der Natur empfangenen Vortheile, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertrotzen will, durch zänkisches Wesen seine Anmuth und Würde entstellt, und männlich handeln will, wo ihm nur die Milde der Weiblichkeit geziemt. Es sinkt aus seiner angebornen Hoheit zum Gespött oder zur Verachtung herab, und wird Allen und sich selbst durch Bosheit und Groll zur Qual und Verabscheuung.

So wird die Hausmutter, aus deren Tugenden die Glückseligkeit aller ihrer Angehörigen hervorgehen kann, der Unsegen und die Marter Aller durch ihre Fehler, selbst durch scheinbar geringe Fehler, weil diese zu tragen, und jeden Tag, jede Stunde zu ertragen, oder ihnen doch ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmüthigsten das Dasein verbittert.

Darum, o du, welche zu den Edlern deines Geschlechts gehören möchtest, nicht zu den Verworfenen; du, welcher der Name einer liebenswürdigen, einer christlichen, einer weisen Hausfrau der glänzendste aller Namen ist, wie er es sein sollte — erforsche: ist Jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waltest und lebst, so glücklich, als er's sein könnte? Und wenn es ein Einziger unter Allen nicht wäre: woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du Alles gethan, um Jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du dir immerdar in Liebe, Freundlichkeit und Güte gleich, oder warst du oft das verachtungswürdige Spiel deiner Einbildungen und Launen?

Kennst du das treue Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: Du sollst sein sittig, keusch,

häuslich, gütig, dem Mann unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verlästert werde. (Tit. 2, 5.) In diesem Wenigen liegt der Kern aller deiner Pflichten und die Quelle deines irdischen Glücks, wie deiner Vollendung für das Ewige.

Sittig sein sollst du; durch die Holdseligkeit deines Wandels allen den Deinigen ein nachahmungswürdiges Muster derjenigen schönen Eigenschaften sein, die du an Andern bewundern möchtest; die Seele deiner Familie sollst du sein, aber eine göttliche Seele! — Doch ohne Religion ist keine Tugend im vollen Sinne des großen Wortes, sondern nur Verhältniß- und Klugheitssache. Erst Religiosität verbreitet über unsere Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

So wie in der menschlichen Gesellschaft kein verächtlicheres Geschöpf dasteht, als ein Frauenzimmer, welches mit einiger Halbwisserei und leichter Belesenheit die Aufgeklärte, die Zweiflerin, den Freigeist spielen möchte, mehr aus Eitelkeit, als aus verständiger Prüfung und aus Bedürfniß: so ist ein Frauenzimmer, neben aller übrigen Anmuth, erst dann ehrwürdig und zwiefach geehrt, wenn es, ohne Gepränge, ohne Vielbeterei, Frömmelei und Schwärmerei, mit gottergebenem, religiösem Sinn denkt, handelt, lebt; wenn es innig und freudig hält an dem Glauben, den Jesus gab, an den Hoffnungen, die er uns offenbarte.

O Mutter, Mutter! an diesem Glauben halte fest; nur er kann dich aufrecht halten in den Gewittern dieses Lebens; ohne ihn bist du dir selbst ohne Werth! — Mutter, o Mutter! diesen einfachen, beseligenden Glauben präge früh dem weichen Herzen deiner Kinder ein; ohne ihn verlierst du früh oder spät die Herzen deiner Kinder! Mutter, sei ihnen das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche, wie in der stillen Schlafkammer; — so führst du sie zu Gott, so führt sie Gott dir einst wieder zu!

Keusch sein sollst du, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit in

Tagen, da viehische Wollust das Angesicht frech über Märkte und Straßen trägt; da die Mode oft gewaltiger als die angeborne Schamhaftigkeit ist. Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren ward, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemüths ohne Heilung verwundet, wenn du dich von den Pfaden der Treue entfernst, die du am Altare geschworen.

Es ist nicht genug, im Umgange durch Klugheit sorgfältig Alles zu vermeiden, was auch nur leise die Eifersucht erwecken kann, diese entsetzliche Störerin häuslicher Glückseligkeit — schwer ist dieses Gespenst zu bannen, wo es einmal eingekehrt ist! — sondern selbst den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch die Strenge deiner Sittsamkeit wirst du deinen Hausgenossen als ein ehrwürdiges, höheres Wesen erscheinen, und mehr als durch Worte und Lehren die lieblichste der Tugenden im Gemüthe deiner Kinder einheimisch machen.

Häuslich sein sollst du; denn nur was deine Sorgsamkeit erspart, ist der wahre Gewinn von dem, was des Hausvaters Fleiß erwirbt. Dein Gedanke hält die Ordnung des Ganzen empor, und Reinlichkeit ist die liebenswürdige Stellvertreterin oder die anmuthigste Gesellin der Pracht. „Wer sich von dem Werth und der Vollkommenheit einer Hausmutter belehren will, trete nur in ihr Haus, und Alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschack, von der Rechtschaffenheit der guten Wirthin; und nicht, daß man ihr gehorcht, sondern wie man ihr gehorcht, spricht für ihren Verstand und für die Vortrefflichkeit ihres Herzens. Mit Würde und ruhigem Gemüth leitet sie Alles, was zu ihrem Geschäftskreise gehört. Nie verliert sie das richtige Ebenmaß ihres Betragens gegen den Hausgenossen wie gegen den Fremden. Ohne

mit dem Gesinde allzuvertraulich und gemein zu werden — denn nie vergißt sie, daß, wer anordnen soll, Würde und Ansehen haben müsse — weiß sie doch die Herzen der Dienstboten durch Leutseligkeit zu gewinnen und zu führen. Ohne mit den Untergebenen zu grollen, zu zanken und sich in unedeln Ausdrücken zu verirren, weiß sie durch die Achtung, welche sie einflößte, Gehorsam zu erzwingen und Nachlässige zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Haushälterisch soll sie sein, und daher dem häuslichen Leben so viel Anmuth verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht hinaus nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten in der Umgebung der Ihrigen leben. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe Alles umfaßt, was zu ihr gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen Alle; gütig gegen den Gatten, und Alles meiden, was die schöne Freundschaft und gegenseitige Vertraulichkeit unterbrechen könnte, ohne welche das eheliche Leben eine Hölle wird. Und die Bande der Liebe und Zuversicht auf das festeste zu knüpfen, ist der sicherste Weg, dem Gatten ein immer offenes Herz zu haben; keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, für ihn zu haben; nichts zu thun, das sie vor ihm zu verhehlen Ursache hätte, und selbst den Fehler, wenn er begangen wird, ihm nicht zu verbergen — dies Alles, um nie seinen Argwohn zu reizen, nie seine Zuversicht wankend zu machen. Ein einziges Mal das Vertrauen getäuscht, macht Jahre lang Mißtrauen. Oft ist ein geringes Mißverständniß, weil man zu schüchtern, oder zu stolz, oder zu eigensinnig war, sich einander offenherzig mitzutheilen, der erste Grund zu einer lebenslangen, unglückseligen Ehe geworden. Denn ein einziger falscher Schritt zieht oft auf beiden Seiten den zweiten und dritten und tausendsten nach sich.

Gütig sein soll sie gegen die Kinder. Ach, einem Mutterherzen darf ja die Liebe nicht empfohlen werden gegen diejenigen,

welche ihm Gott gab. Aber wohl Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährliche Nachsichtigkeit gegen Fehler entarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem andern begünstige und größere Zärtlichkeit einem allein gewähre. Diese Vorliebe für ein Kind ist, zumal wenn sie auf unkluge Weise geäußert wird, ungerechte Härte gegen das mindergeliebte, ist das erste Verderben in der Kinderzucht, und hat auf die Gemüthsart der Jugend, ohne daß man es leicht bemerkt, den nachtheiligsten Einfluß. Oft sind auch die verständigsten Mütter schwach genug, diesen Fehler zu begehen — um so sorgfältiger muß das Herz gegen ihn bewacht werden.

Gütig sein soll sie gegen die Dienerschaft, ohne Heftigkeit und schnöde Aeußerungen des Stolzes oder der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches sich gern dafür erkennen läßt, daß es Alles thue, Alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, denn Jeder sucht sich derselben zu entziehen, weil das Gefühl und der Selbstwerth eines Jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den Unfrieden im Hause, weil Jeder statt Liebe innern Widerwillen zurückgibt, und zwar vielleicht gehorcht, um öffentliche Ruhe zu erhalten, aber im Stillen wieder anders thut. Aus diesem Grunde sind allgemein die eiteln und herrschsüchtigen Weiber die schlechtesten Wirthinnen. Es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können.

Gütig soll sie sein auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgend einiger Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll die mit dem Hause versöhnen, welche wider Einen in demselben etwas haben. Ohne Liebe von außen, wie will da Wohlsein und Glück im Innern blühen? Darum ist sie es, welcher am meisten an Eintracht mit allen Nachbarn gelegen ist; sie opfert lieber an Kleinigkeiten auf, um das größere Gut, allseitige Hochachtung und Zuneigung gegen das Haus, zu bewahren. Darum

ist sie es, welcher am meisten daran gelegen ist, daß nicht durch Klatschereien und Zwischenträgereien der stille Friede ihrer Lieben gestört werde. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinnen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtniß und nennt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und boshaften Bemerkungen, wohl aber denselben ihre Zunge entziehen. Sie will das Glück ihres Hauses, darum möchte sie die Liebe der ganzen Welt auf dasselbe sammeln.

Dies ist das Bild der christlichen Hausmutter, wie es die heilige Schrift darstellt. So sei jegliche, auf daß durch ihren Wandel nicht das Wort Gottes verlästert, sondern geehrt werde!

10.

Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben.

Jes. Sir. 29, 29.

In Deinem Reich,
Gott, sind die Geister vor Dir gleich,
Sind alle Menschen Brüder,
Und Christi Glieder.

Wer seinen Werth,
Als Mensch, nicht selber kennt und ehrt,
Raubt Macht sich und Vermögen
Zu Andrer Segen.

Nur der ist gut,
Der wenig fordert, Vieles thut.
Von fremden Launen nie geleitet
Sein Glück bereitet.

Drum, daß ich frei,
Von Andern unabhängig sei,
Dies gib, damit ich Deinen Willen
Kann frei erfüllen.

Man möchte reich sein, und macht sich doch selber arm. Man möchte etwas bedeuten, eine gewisse Achtung unter den Leuten genießen, und bringt sich doch selber um alle Achtung und Bedeutung. Man möchte höher stehen, als viele Andere, und erniedrigt sich doch gar oft unter die Niedrigsten. Man möchte Herr sein, und verkauft sich für Spottgeld in Sklaverei.

Diese Widersprüche in den Handlungen eines und desselben Menschen sind so gemein und alltäglich, daß wir sie kaum noch der Aufmerksamkeit werth finden. Woher entspringen sie? Aus dem Gegenstreite zwischen gewissen Forderungen, die wir als vernünftige Wesen machen sollen, und der Elendigkeit unserer irdischen Gelüste. Wir möchten gern Vieles haben, Vieles gelten, Vieles sein, aber mit weniger Anstrengung, weniger Aufopferung, weniger Selbstbeherrschung.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir unsere Glücksumstände verbessern, für uns und die Unsrigen einen gewissen Wohlstand bereiten, nicht um damit großzuthun oder uns gütlich thun zu können, sondern auf daß wir die nöthigen Mittel in Händen haben, unsere bessern Wünsche sowohl für eigene Veredlung, als für Anderer gute Erziehung und Glück zu erreichen. Wer unter täglichen Sorgen leidet, wie er das Allerunentbehrlichste aufbringe, sein Leben zu erhalten, ist sehr zu beklagen. Er ist der Sklave seines Leibes. Er kann an nichts Besseres denken. Er ist vom guten Willen und der Gnade oft der schlechtesten Leute abhängig, und muß oft seine Grundsätze, seine Tugend verkaufen oder verläugnen, um Brod, Obdach und Kleider zu haben.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir uns bemühen, selbstständig zu sein, nicht um über Andere nach Willkür schalten und verfügen zu können, sondern um nicht der Willkür eines Andern zu Gebote zu stehen. Der Trieb nach Unabhängigkeit und sein eigener Herr zu sein, liegt tief in des Menschen Brust, und kann

durch kein Mittel ausgerottet werden. Es ist nichts, was so sehr schmerzt, als an sich selber nichts und nur der Schatten eines Fremden zu heißen, keinen eigenen Willen haben zu dürfen, und sich jede Demüthigung gefallen lassen zu müssen. Jeder Mensch, auch der allerärmste, fühlt es, er sei Mensch, so gut wie jeder andere; er sei ein Kind des Schöpfers im Himmel, ein eigener Zweck zu eigener Bestimmung: nicht Sache und Werkzeug nur für anderer Sterblichen Launen geschaffen.

Bei dem Allem sind doch Viele durchaus nichts Besseres, als todte Werkzeuge, willenlose Wesen und Spiele von willkürlichen Einfällen derer, die sie oft an Geistesgaben weit übertreffen. Sie machen sich selber abhängig, und sind Diener, während sie Herren sein sollten und könnten.

In einer gewissen Abhängigkeit freilich stehen alle Menschen zu einander; denn Einer ist des Andern Beistandes immer bedürftig. Gott wollte dies, vertheilte darum seine Gaben ungleich, damit Einer dem Andern recht unentbehrlich sein solle, und daß die Geselligkeit unter einzelnen Menschen, Familien und ganzen Nationen aufs engste geknüpft werde. Daher ist der Fürst mehr oder weniger abhängig von seinem Volk, der Unterthan eben so von seiner Obrigkeit, der Dienstbote von seiner Herrschaft, der Künstler, Handwerker und Kaufmann von seinen Kunden. Einer wetteifert mit dem Andern um die Gunst des Dritten. Kinder, bis sie, laut Gesetzen, das volle Alter der Mündigkeit haben, sind von ihren Aeltern, Erziehern und Vormündern abhängig. Diese Art der Abhängigkeit kann nie aufgehoben werden, weil sie die Auflösung der menschlichen Gesellschaft, die Zerrüttung alles Glücks und Wohlseins zur Folge haben müßte.

Aber wir sollen unsere Abhängigkeit von Andern nicht ohne Noth und in dem Grade vergrößern, daß wir damit aufhören, für uns selbst als eigene Zwecke zu bestehen. Der Unterthan ist zu

Allem frei, was nicht gegen die landesobrigkeitlichen Gesetze verstößt; das unmündige Kind ist zu Allem frei, was nicht die Ehrfurcht gegen den Willen der Aeltern verletzt, die besser wissen, was zu seinem Besten dient; Knecht, Magd, Taglöhner, haben ihrer Herrschaft nur in dem zu gehorchen, was die Hausordnung mit sich bringt, oder wozu sie ihre Kräfte und Einsichten auf eine gewisse Zeit vermiethen.

Hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat es mit denen, die sich in solche Lage bringen, daß sie, ob sie gleich erwachsen genug sind, freien Willen zu haben, blindlings auch den elendesten Geboten, den willkürlichsten Einfällen Anderer folgen müssen; daß sie Befehle und Wünsche erfüllen müssen, gegen welche sich ihr Herz empört und durch welche das Gefühl ihres Selbstwerthes fast ganz vernichtet werden muß; daß sie die Achtung für sich selbst vernichten müssen, und empfinden, keines Andern Achtung zu verdienen.

Und in diese, die Menschenwürde in uns vertilgenden Verhältnisse werden wir nicht durch Obrigkeiten, nicht durch Aeltern, nicht durch Herrschaften, nicht durch die Gunst derer gebracht, die unserer Arbeiten und Dienste bedürfen: sondern durch unsere Schwächen, Thorheiten und Fehler. Niemand glaube, dahin könne es nie mit ihm kommen. Es ist nur allzuleicht möglich! Und daher sollen wir die Gefahren kennen lernen, die unserer Tugend drohen, um nicht von denselben das Opfer zu werden.

Oder ist es denn so unerhört, daß allzuleichtsinnige, unvorsichtige, treuherzige Personen ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit von Menschen setzten, die sie erst nachher von einer bösen Seite kennen lernten? Dadurch, daß sie solche Leute zu Mitwissern eines oft wichtigen Geheimnisses machten, begaben sie sich in die schmählichste Sklaverei von deren Launen. Sie mußten entweder deren oft niederträchtige Forderungen eingehen, oder sie als Feinde fürchten, und sich ihrer Rache und der Verrätherei des Geheimnisses

preisgeben. Nur allzuoft geschah schon, daß aus Furcht vor Schande, vor Unglück derer, die das Geheimniß zunächst anging, der Redliche ein Diener fremder Laster wurde, weil er zu feige war, lieber Unglück zu tragen, als das zu thun, was Religion und Gewissen begehrten; weil er mehr die Menschen fürchtete, als Gott.

Weit gefährlicher noch ist es, wenn unser Geheimniß eine eigene schlechte Handlung ist, die wir um Alles gern in der Welt verborgen hielten, davon aber irgend eine unzuverläßige, zu aller Niederträchtigkeit fähige Person weiß. Damit haben wir unsern guten Ruf und Namen, unsere Ehre, unser Amt, vielleicht unsern ganzen Wohlstand in die Hand eines Bösewichts überantwortet, und uns in Knechtschaft bei ihm gegeben. Schlechte und verschmitzte Menschen sind immer bereit, unsere Schwächen auszuforschen, denselben zu schmeicheln, sich zu Thorheiten, zu unerlaubten Schritten zu verführen, um dadurch Botmäßigkeit über uns zu gewinnen. So hat oft allzugroße Vertraulichkeit zwischen Herrschaften und Dienstboten für das Glück einer Familie die betrübtesten Folgen gehabt, und diejenigen zu sklavischen Dienern derjenigen erniedrigt, denen sie gebieten sollten. So ist mancher Untergebene der Tirann seines Vorgesetzten geworden, weil er ein Mitwisser von dessen Leichtsinn oder Bosheit gewesen. Wer gefehlt und einen Zeugen seiner Schuld hat, der vielleicht noch schlechter ist, als er selbst, kann leicht aus Furcht vor Schande und Strafe in noch größere Verbrechen willigen, um damit das Geheimniß seiner Schändlichkeit zu erkaufen.

Es gibt Andere, die aus Trägheit, oder weil sie gute Tage lieben, und doch nicht Vermögen genug haben, die Gelüste ihres Gaumens zu stillen, sich freiwillig in die entehrendste Knechtschaft reicherer Personen hingeben. Man nennt sie in der gemeinen Lebenssprache Schmarotzer. Wer für einen Leckerbissen Schmeichler und Augendiener des Vornehmern werden kann, ist jeder Nieder-

trächtigkeit fähig, wenn der, welcher ihn füttert, nur aufgelegt ist, sie zu begehren. Aber auch wenn er sie nicht begehrt, ist der Schmarotzer, dieser Sklave des eigenen Gaumens und Magens, ein verächtliches Wesen. Denn wie mag der Achtung erwerben, der einer Bequemlichkeit willen Verzicht auf seine Selbstständigkeit thut? Es ist besser, sagt die heilige Schrift, geringe Nahrung unter einem bretternen eigenen Dache, denn köstlicher Tisch unter den Fremden. (Sir. 29, 29.) Wer gibt, fordert Vergeltung. Wer nicht vergelten kann, muß sich jede Demüthigung gefallen lassen, die man über ihn beschließt; wer dergleichen duldet, ist ihrer würdig. Der aber ist weit entfernt, ein Nachfolger Jesu zu sein, und keiner höhern Pflichtübung fähig, der seinen Selbstwerth nicht kennen will.

Es gibt Schmarotzer anderer Art, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit zur Augendienerei und Speichelleckerei der Vornehmen und Großen feil machen. Um einen Strahl fremden Glanzes zu erborgen, und in diesem Widerschein vor Andern zu glänzen, werden sie Söldner fremder Launen, und halten sich durch die Niederträchtigkeit ihrer Verrichtungen noch hochgeehrt. Sie haben keinen eigenen Willen; was der Gebieter heischt, das Edle wie das Schändliche, es ist ihr Gesetz. Die herabwürdigendsten Zumuthungen sind ihnen werthvoll. Sie sind nur Mittel und Werkzeuge; sie haben kein eigenes Leben, ihr Dasein ist nur der Schatten eines Andern. Um diesen Preis erkaufen sie die Freude, vor geringern Personen zu prunken, die doch erröthen würden, an ihrer Stelle zu sein.

Nicht ganz unähnlich sind denselben andere Menschen, deren Eitelkeit sich zu angesehenen oder berühmten Personen drängt, Umgang mit ihnen oder wenigstens Briefwechsel sucht, um sich dessen rühmen zu können. Die Thoren ohne eigenen Werth schmeicheln sich, der erborgte leiste ihnen dieselben Dienste, und bemerken nicht,

daß der wenige, welchen sie haben mögen, zu nichts wird, indem sie sich durch Großthuerei verächtlich machen.

Doch wer könnte oder möchte alle die verschiedenen Fälle aufzählen, wo Menschen, durch ihre Schwächen und Leidenschaften verführt, ihren eigenen bürgerlichen und sittlichen Werth aufopfern, Knechte fremder Willkür, anderer Leute Sündendiener und selbst Verbrecher werden! In allen Ständen gibt es dergleichen, an den Höfen der Fürsten, in den Gassen der Dörfer.

Mit dem Zustande solcher schimpflichen Abhängigkeit ist aber das wahre Christenthum unerträglich. Die Ausübung der Gebote Jesu ist in ihm größtentheils unmöglich.

Frei muß sich der Christ inner den Schranken bürgerlicher Ordnung bewegen und seinen bessern Willen vollstrecken können. Wehe dem, welchen ein böses Gewissen, knechtische Furcht, Eitelkeit, Bettelstolz, Hunger oder Faulheit zum Sklaven eines fremden Willens macht! Er muß die Thorheiten und Sünden Anderer mittragen helfen, und kann nie die Süßigkeit des Triumphes genießen, welchen die Tugend bereitet.

Das ist die Hoheit des Christen in der bürgerlichen Welt, daß er Jeden liebt, Jeden nach seinem Verdienste schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Auge kühn seinem Feinde ins Auge schauen; ohne Furcht vor dem Throne der Könige, und unverzagt vor jedem Richterstuhle stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: „Ich will nicht!“ und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: „Ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als all' dein Gold!“ und der Reiche muß vor der Tugend des Aermsten hochachtungsvoll verstummen. Sein Wort gilt, sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unlauterer Menschen; im schlechtesten Gewande geht er mit edelm Stolze neben den Schwächlingen hin, die in Seide und

Leute würden in der That wenig gebrauchen, wenn sie nicht mehr um Anderer, als ihrer selbst willen, Aufwand machen wollten. Es ist nur Einbildung und falscher Stolz, was uns zu Verschwendern macht, nicht unser Bedürfniß selbst. So gebrauchen wir viel, ohne daß Andere auch nur den geringsten Vortheil davon haben. Wir selbst haben keinen größern Nutzen dadurch, als den, sagen zu können: Wir stehen keinem Unsersgleichen nach. — Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du bist reich genug, noch für Andere Vieles von dem Deinigen zu erübrigen. Nicht der Reichthum, noch die Menge des Besitzthums, sondern der Ueberfluß macht wahrhaft reich. Wem Millionen zu Gebote stehen, der kann sehr arm sein, weil er noch daneben Schulden machen muß, um seine eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Taglöhner kann sehr reich sein, weil er noch weniger gebraucht, als er verdient, und mit seinem Ueberflusse Andern hilft, die vielleicht nichts verdienen können; oder Andern damit Freude macht, deren er selbst entbehren kann. Wer sich auf solche Art Ueberfluß zu verschaffen weiß, ist unter den Reichen reich, so gering auch seine Einnahme sein mag. Sie seufzen vielleicht unter Schulden und Sorgen, weil sie nicht genug haben; er geht frohen Muthes und theilt noch Hilfe mit. Sie haben ein glänzendes Elend; er hat ein scheinloses, aber wahres Glück. Sie müssen, um den Aufwand zu bestreiten, weil ihn ihre Thorheit und Verwöhnung nun einmal fordert, ihre Freiheit und Unabhängigkeit veräußern, um Gnade der Großen buhlen, oder vor ihren Gläubigern kriechen, oder einer Erbschaft wegen den süßesten Lebensgenuß fahren lassen, wohl gar in manche schimpfliche, das Gemüth befleckende Bedingung willigen. Wer genügsam mit Wenigerm ist, als ihm durch seinen Fleiß und Gottes Segen zu Theil wird, steht unabhängig; hat auf keine fremde Winke zu horchen; darf sich nicht scheuen, dem Einen zu begegnen, der von ihm Geliehenes zu fordern hat, oder die Unbilligkeit des

Andern zu verwerfen, der ihm geben könnte. Er bedarf nur seines Fleißes, seiner Tugend und der Gnade Gottes, keiner menschlichen Gnade.

Sei bescheiden! Dies ist das dritte und unfehlbare Mittel zur Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben. Viele Menschen sind nur darum Sklaven von oft noch unwürdigern Leuten, als sie selber sind, weil sie herrschen wollen; sie entehren sich erst durch Niederträchtigkeiten, um dadurch zu Ehren vor der Welt zu gelangen. Daher geschieht es, daß Mancher die allgemeinste Verachtung trägt, ohne es zu wissen, der mit der allgemeinsten äußerlichen Ehrerbietung umringt wird. Sei bescheiden! Fordere in der bürgerlichen Gesellschaft keine Auszeichnung, als welche dir durch deine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zu Theil wird. Lerne nur klar erkennen, wie nichtswürdig die Gunst der Großen oder die Ehrenbezeugung des Volkes ist, und wie da im Grunde Einer den Andern zu täuschen pflegt, und du wirst keinen Augenblick anstehen, diese Herrlichkeit, der so manche Tugend geopfert wird, zu verachten. — Du weißt es, du fühlst es, du siehst es an Andern, daß keineswegs der Vornehme, der im hohen Rang, in Ehrenstellen Lebende die aufrichtige Hochachtung der Menschen genießt, sondern sowohl bei Hohen als Niedern nur derjenige, welcher durch unbescholtene Tugend, durch vorzüglich edelmüthige Handlungsweise bekannt ist. Dahin lenke sich dein Ehrgeiz. Bist du aber von solchen Ansichten der Welt geleitet, ist christlicher Edelsinn dein Stolz: wahrlich, dann wirst du am wenigsten nach menschlichem Beifall und Lob schmachten; dann bist du unabhängig vom Urtheil der Menge, denn du kennst ein Urtheil, einen Beifall, an dem dir mehr gelegen ist — Gottes Urtheil, Gottes Beifall.

Wie könnte ich, mein Schöpfer, mein Vater, Dir anhängen, wenn ich von den Vorurtheilen oder Bosheiten der Welt abhängig bin! Und doch bin ich elend genug, daß mich meine Leidenschaften

von Dir und meinem ewigen Glück entfernen, und mit knechtischen Ketten an den Dienst der Welt fesseln. Vater, mein Vater, ich bin nicht würdig, Dein Kind zu heißen! Noch war ich zu selten durch Gewissenhaftigkeit erhaben, durch Genügsamkeit reich, durch Bescheidenheit ruhmvoll. Der Geist deines göttlichen Sohnes war nicht in mir. O Geist Gottes, meines Vaters, Geist Jesu Christi, heiliger Geist, heilige auch mich, daß ich entschlossen und muthvoll die entehrenden Bande breche, die mich an das Nichtswürdigste des Lebens und an mein Unglück festketten! Amen.

11.

Wenn unser Wohlstand abnimmt.

Hiob 2, 10.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag' ich nicht; mein Vater wacht,
Er wacht, mich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zählen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer quälen.
Er sandte mir das Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh'
Des Ewigen vergesse.

Gesegnet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Gewöhnlich machen sich die Menschen ihre meiste Sorge über die Aufnahme oder Abnahme ihrer Glücksumstände, und woher sie Geld genug nehmen werden, um ihre verschiedenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man aber alle Jahre den Wechsel der Glücksumstände bei so vielen Tausenden sieht; wenn man sieht, wie nichts Ungewisseres als Geld und Gut ist, und wie doch endlich, wenn die Umstände auch noch so schlimm werden, kein Einziger ganz verloren geht, sondern immer wieder, wenn die Noth am allergrößten wird, durch Gottes besondere Leitung und guter Menschen Beistand Rettung findet: sollte man da nicht glauben, der Kummer um kleines Hab und Gut, und wovon wir leben, müsse der allergeringste sein? — Aber dennoch ist er es keineswegs. Denn an unserm Mehr- oder Wenigerhaben hängt noch manches Andere, als die Sorge, wovon wir leben, uns nähren und kleiden wollen. Daran hängen noch die Besorgnisse unserer Eitelkeit, die kleinen Gelüste unserer Bequemlichkeit, die Aussichten für unsere Kinder oder Freunde, und eine zahllose Menge von sich alltäglich verändernden Wünschen und Planen für die Zukunft.

Es ist in unsern Tagen unter tausend Haushaltungen vielleicht kaum eine einzige, welche nicht von Nahrungssorgen mehr oder weniger gedrückt würde, oder doch ihr Besitzthum und ihre ehemaligen Einkünfte nicht sehr geschmälert sähe.

Und unter diesen Tausenden mache auch ich keine Ausnahme.

Doch den Muth darf ich nicht sinken lassen. Wer seine Standhaftigkeit aufrecht erhält, hat noch die Möglichkeit, sich aus seinem bedrängten Verhältniß wieder hervorzuschwingen. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, noch weniger an der Vorsehung, der tausend uns unbekannte Mittel und Wege zu Gebote stehen, uns wieder in eine andere Lage zu versetzen, wenn es die rechte Zeit für uns ist. Das haben ja Millionen schon vor mir erfahren; das erfahren Millionen noch alle Tage.

Ich will standhaft sein, unerschrocken ausharren, wie es dann auch kommen möge. Mir gleichviel! Ich kann es nicht ändern. Alles hängt ja von der Hand des Allerhöchsten ab. Ihm müssen wir uns schweigend unterwerfen.

Doch diese Ergebung in Gottes Willen soll und darf mich nicht in Unthätigkeit gerathen lassen. Will ich den Segen des Herrn hoffen, so muß ich mich durch Anstrengungen desselben wenigstens würdig machen. Ein fauler Knecht wird auch vom besten Herrn verstoßen. Nur dem, der keine Mühe spart, sich selber nach allen Kräften zu helfen, hilft Jedermann freundlich. So will auch ich mit Gottes Beistand thun. Er wird mich nie ganz verlassen.

Es ist Zeit, daß ich einmal recht ernsthaft überlege, wie mir zu helfen sei. Und will ich das, so muß ich ohne Schonung meine Eigenliebe prüfen, woher die Abnahme meiner Glücksumstände rührt. Bin ich nicht vielleicht selbst zum Theil Schuld daran? War ich nicht vielleicht in meinen Unternehmungen zuweilen unvorsichtig? War ich nicht vielleicht in meinen Ausgaben reichlicher, als ich nach Maßgabe meiner Umstände hätte sein sollen? Verleitete mich nicht mitunter falscher Stolz, falsche Scham zu unrechten Schritten? — Wenn dies war, so trage ich jetzt nur die Schuld meiner Fehler. Und ich werde sie so lange büßen müssen, als ich nicht Muth habe, sie abzulegen, und ganz das tugendhafte Gegentheil von dem zu werden, was ich bisher war.

Ist aber die Verschlimmerung meiner Vermögensumstände hauptsächlich nur die Folge der schlechten Zeiten; ist meine gegenwärtige bedrängte Lage nicht eigentlich mein eigenes Verschulden, mein eigenes Werk: o so ist es Gottes Werk! Dann kann ich schon ruhiger, ja sogar freudiger sein. Ich habe nicht Ursache, mich vor mir selber zu schämen, oder vor andern Leuten meine Verhältnisse zu verbergen. So spreche ich mit dem ebenfalls viel geprüften

Dulder Hiob: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse auch nicht annehmen? (Hiob 2, 10.)

Freilich, das Böse fällt uns schmerzlich auf. Aber worin bestände denn ein gottergebenes Christenthum, wenn ich nicht getrosten Muthes Alles tragen könnte, was der Herr der Schicksale mir zu tragen gibt? So lange dem Menschen Alles nach Wunsch geht, kennt er sich selbst noch nicht ganz. Erst in bösen Tagen erfährt er deutlich, was an ihm selber sei. — — Freilich, unserer Eitelkeit, unsern gewohnten Bequemlichkeiten geschieht Abbruch. Aber eben dies war auch vielleicht der Grund, warum durch Gottes Fügungen unsere Glücksumstände in Verfall gerathen mußten. Wir sollten nicht eingebildet und hoffärtig sein; wir sollten uns nicht in Bequemlichkeiten verweichlichen, nicht alle Sorge für die Lust des Leibes verwenden. Was hälfe es dem Menschen, spricht der göttliche Heiland, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele?

Ertrage freudig deinen Zustand — er ist ja Gottes Werk. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch an dir liegt viel, deine Lage zu verbessern, wenn du es mit rechtem Ernst willst, und es auf die gehörige Weise anfängst. Dann tritt auch deines Gottes Segen hinzu. Und woran du manches Jahr verzweifelst, kann dir ein einziger Tag verschaffen.

Verschaffe dir vor allen Dingen die genaueste und deutlichste Erkenntniß vom gegenwärtigen Zustande deines Vermögens. Ohne diese Einsicht, welche dir täglich klar sein muß, stehst du in einer fortwährenden Ungewißheit und Unruhe, und deine Maßregeln werden schwankend, weil du nie zuverlässig weißt, ob du zu viel oder zu wenig thust. Verhülle und verhehle dir nichts; verschönere dir nichts. Baue auf keine Hoffnungen, sondern siehe an, was ist. Rechne auf nichts, als was du wirklich

hast und dir unwidersprechlich gehört. Und wäre es noch so wenig, viel weniger, als du selbst glaubtest: genug, daß dich schon die Gewißheit davon ruhig und fest in deinen Entschlüssen macht. Je größer das Uebel, je größer der Muth. Nur hüte dich vor falscher Scham. Ergreife einen ächten Stolz; den Stolz, daß du dein Schicksal unverschuldet trägst. Was Gottes Werk ist, dessen darf der Mensch sich nicht schämen.

Und von diesem Augenblick an entwirf deinen Lebensplan. **Entferne Alles, was entbehrlich genannt werden kann,** ohne Zeitverlust. Begnüge dich mit dem Wenigsten. Deine Kraft sei größer als Alles, dein Vertrauen auf Gottes Beistand am allergrößten. Dieser Muth in bösen Umständen wird dich mit ungewohnter Heiterkeit erfüllen. Deine kaltblütige Entschlossenheit wird dir selbst ein Gefühl eigener Größe geben, das du noch nie hattest. Du wirst zuletzt über dein Schicksal erhaben hinblicken, und über mancherlei Entbehrungen sogar scherzen können, über welche die Schwächern seufzen.

Laß dich von diesem Entschlusse durch keine falsche Scham abwendig machen. Sei nur wahr gegen dich und Andere. Nenne die Dinge, wie sie sind, und du wirst nichts mehr fürchten. Wer aber ohne Furcht lebt, der ist schon ein halbbeglückter Mensch. Deine Festigkeit, deine Offenheit werden von allen Rechtschaffenen geachtet sein, und selbst ihr Mitleiden wird sich gegen dich mit einer gewissen Ehrfurcht vermischen. Wer aus Eitelkeit nicht gern Andern wissen lassen will, wie übel es mit ihm stehe, muß sich in jeder Stunde zum Heuchler machen; ein frohes Gesicht machen, wo er seufzen möchte; Ausgaben thun, wo er nothwendig sparen sollte. Er verschlimmert seinen Zustand mit jeder Woche, und lebt doch dabei in beständiger Angst und in der Ueberzeugung, daß seine Lage früher oder später dennoch kund werden müsse. Wozu also diesen Zustand von Bangigkeit verlängern?

Man sieht doch sehr bald durch die angenommene äußere Herrlichkeit das innere Elend, sieht die mühsam zusammengesetzte Miene, und vermuthet eben darum weit schlimmere Dinge, als wirklich vorhanden sind.

Warte nie bis zum letzten Augenblick mit Anwendung deiner Hilfsmittel, die dich, wo nicht aus der Verarmung, doch aus der Verlegenheit retten können, reicher zu scheinen, als du bist. Wer reicher scheinen will, als er ist, ist in der That ärmer, als er selbst scheint. Warum zögerst du mit deinen Einschränkungen? Was du heute noch, um die Leute zu täuschen, ausgibst, könnte dich, wärest du ehrlich gegen dich und die Welt, nach mehrern Wochen noch aus großen Verlegenheiten ziehen. Für wessen Glück lebst du? Ist es nicht für das deinige? Für wen machst du Aufwand, der dir überflüssig, wohl gar schädlich ist? Geschieht es nicht für Andere, ohne daß sie davon einen Nutzen haben?

Werde genügsam mit dem Wenigsten. Deine Einkünfte verringern sich; es steht nur bei dir, sie durch hohe Sparsamkeit wieder zu vergrößern. Armuth ist keine Schande; aber Hang zur Bequemlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung ist Schande; Verschwender ist aber auch der Dürftigste, sobald er genießt, was er wohl entbehren könnte, und ausgibt, was er nicht eingenommen hat. Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du wirst dich plötzlich reich sehen. Du wirst noch immer mehr haben, als du vonnöthen hast, während du in glücklichen Tagen, wo du mehr besaßest, oft weniger hattest, als du gebrauchtest. Dies Entbehren wird deinem Körper Gesundheit, deinem Geist eine höhere Kraft verleihen. Siehe da schon ein Segen Gottes, der jeder Tugend nachfolgt! Was du deinem Körper versagst, hast du deiner Seele gegeben.

Aber hüte dich, darum in den Fehler des Geizes zu fallen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß schwache Menschen, erschreckt durch den Verfall ihres Vermögens, in Kargheit übergehen,

und sich und Andern das Nothwendige versagen, um Geld zu häufen. Sie nennen es Sparsamkeit; aber sie sparen auch da und dann noch, wo und wann es ihnen nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar nachtheilig wird. Verschwender, wenn sie sich plötzlich bekehren wollen, sind am meisten der Gefahr ausgesetzt, Geizige zu werden. Sparsamkeit will nur sammeln, um nicht Mangel zu leiden, und Mittel zu haben, sich und Andern zu helfen. Kargheit aber will selbst da sparen, wo die Pflicht es verbietet. Geiz will Vermögen sammeln, weder um es selbst zu genießen, noch Andere davon genießen zu lassen, sondern aus bloßem Wohlgefallen am Gelde.

Deine Genügsamkeit entarte aber auch nicht in Unanständigkeit, wodurch du deine Nebenmenschen von dir zurückstößest. Du mußt selbst deine Armuth ehrenvoll, und dich in deiner Lage liebenswürdig machen können. Du bist freilich nicht vermögend, in deinem Hause zu glänzen mit theuerm Hausgeräth; aber deine Wohnung kann durch geschmackvolle Ordnung gefallen und durch strenge Reinlichkeit. Du kannst freilich nicht in kostbaren Kleidern erscheinen; aber eine hohe Sauberkeit derselben schafft dir bei allen Personen Achtung und Zutritt. Reinlichkeit ist eines der wichtigsten Mittel für Jeden, der im Hauswesen zu ersparen gedenkt. Unreinlichkeit ist eine der gewöhnlichsten Verschwendungsarten dürftiger Familien. Sie bilden sich ein, was ihnen nicht kostbar sei, bedürfe auch keiner ausgezeichneten Sorgfalt. Aber ihre Nachlässigkeit und Verwahrlosung dessen, was sie haben, vergrößert ihre Verarmung, und deutet denen, welche helfen könnten, an, daß hier nicht mehr zu helfen sei, weil man nicht hauszuhalten versteht.

Verdoppele deine Arbeitsamkeit. Den Fleißigen segnet Gott. Verdoppele deine Aufmerksamkeit, sowohl um dasjenige, was du besitzest, unverletzt zu behalten, als es mit neuem Erwerb zu vermehren. In deinem Hauptberuf und Geschäft hindern dich

vielleicht die Zeiten, hinreichend für deine Bedürfnisse zu gewinnen. Denke nach, wie du dir auf irgend eine andere Weise neue Gewinnsquellen eröffnen kannst, wären sie endlich auch noch so klein. Verschmähe das Geringere nie; denn es wird nichts groß, ohne aus der Zusammensetzung vieler kleiner Theile. Mit dem Fleißigen ist Gott!

Laß dich durch deine beschränkten Umstände nicht mürrisch machen, nicht neidisch, nicht ungefällig gegen Andere. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Nimm es mit Zuversicht auf Gottes Weisheit und Liebe; nimm es mit Dankbarkeit. Hebt dich dein Glaube an Gott, so wirst du nie aufhören, heiter zu sein. Der Heitere ist jederzeit geneigt, andern Menschen gefällig und dienstfertig zu sein. Dem Dienstfertigen wieder zu dienen, ist Jedem ein Vergnügen. Siehe, das wirkt der Glaube an Gott! — Verlasse das Vertrauen nicht auf Gott, und die Menschen werden dich auch nicht verlassen. Kommen die Stunden des Trübsinns, laß sie kommen. Sie sind dir heilsam. Aber überlasse dich ihnen nicht ganz, sondern schwinge dich aus ihnen auf den Flügeln der Andacht und des Gebets zu dem Ewigen empor, der dich noch immer liebt, und dein Geist wird von seinem Thron erheitert zurückkehren. Du wirst freilich manche ehemals gewohnte Lustbarkeit entbehren müssen; nie aber, wenn du nur selbst willst, die Lust. Sie lächelt Jedem, der reinen Herzens ist und seine Pflicht thut. Es werden dir scheinbar kleine Freuden aus Umständen erblühen, die du ehemals kaum der Aufmerksamkeit würdig hieltest, und sie werden dich mehr erquicken, als vormals die kostspieligsten Zerstreuungen.

Dies sind deine Pflichten; dies sei deine Weisheit! Auf diese Art wirst du dich, bei aller Zerrüttung deiner Vermögensumstände, Gott gefällig und den Menschen achtungswürdig emporhalten, und nicht untergehen.

Dies sind deine Pflichten. Aber eine hängt in der andern. Wähle nicht die eine und versäume die andern. Dir würde nur halb geholfen sein; und du selbst begehrst nicht halbe Hilfe. Halte an Gott, und er wird auch dich halten!

An Dir, Vater der Welt, Allbarmherziger, der Du Keinen verlässest, will sich auch meine bekümmerte Seele festhalten. Ich erkenne auch in diesen trüben Tagen, wo mein irdischer Wohlstand weicht, Deine väterliche Weisheit, und verzweifle an Deiner Liebe nicht. Haben wir Gutes empfangen von Dir, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Ich erkenne, was ich in diesen meinen Umständen zu thun schuldig bin mir und den Meinigen. Und ich will es thun. Gib Du mir nur Kraft und Deinen segensvollen Beistand. Ich werde mit Dir Alles, auch das Schwerste, überwinden. Ich werde meine Freudigkeit nicht verlieren, die denen bleibt, die Dich lieben. Hilf mir, Vater, Deinem Kinde; mit Inbrunst flehe ich Dich an, hilf mir! Amen.

12.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Röm. 8, 28.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Hilfe senden,
Wenn schon mein Muth verzagt.

O so gescheh' Dein Wille!
Er ist der beste doch;
Und aus des Kummers Fülle
Rufst Du mir Freuden noch.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von ängstlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben sei.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehre immer bewußt zu bleiben, und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmüthig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig bedacht auf Alles, was ihnen schon die Vergangenheit sagte, so wenig mit muthiger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung hinblickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht gerathen.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmüthige Sterbliche es zum Uebel macht. Denn jeder Gedanke an die Zukunft und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die Pflicht des Christen, der einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt.

Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen; keiner ist davon befreit; denn jeglicher richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten; aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Die Sorgen wachsen, wie die Erkenntniß der Menschen von der Unzuverlässigkeit der äußern Glücksgüter wächst. Das unwissende Kind sorgt am wenigsten, weil es noch mit dem Wechsel der Dinge zu unbekannt ist. Es glaubt, was es hat, zu haben, so lang es ihm gefällt; es fürchtet keine bösen Ereignisse, weil ihm noch keine erschienen sind.

Die Sorgen wachsen, wie die Anhänglichkeit der Menschen an äußere Glücksgüter wächst. Wer die meisten leidenschaftlichen Neigungen hat, der hat die meisten und schwersten Sorgen. Wer von

unmäßiger Ehrliebe beherrscht wird, und zu viel Werth auf das günstige Urtheil des großen Haufens setzt, wird beständig vor der Möglichkeit zittern, durch irgend einen Umstand sein bisher genossenes Ansehen zu verlieren. Wer zuviel auf Erwerb oder Besitz zeitlichen Vermögens hält, wird beim leichtesten Anschein von Gefährdung desselben in Schrecken gerathen. Willst du weniger von Sorgen gequält werden, so mindere nur deine allzuheftige Neigung für das, was dir am liebsten ist. Brich die Macht der dich beherrschenden Leidenschaft. Lerne den Werth dessen richtiger schätzen, was für dich bisher einen übertriebenen Werth hatte. Was uns jeder Zufall rauben kann, darauf müssen wir nicht das gesammte Gebäude unserer Glückseligkeit errichten. Kinder sind darum am glücklichsten, weil sie ihr Herz noch nicht fest an gewisse Dinge hängen. Sie beweinen und vergessen, und finden wieder neue Freuden auf. Sie betrachten die Veränderlichkeit der Umstände wie ein Spiel, das nur flüchtig ergötzt. Der Weise muß aus Grundsätzen werden, was sie von Natur sind. Wenn ihr nicht umkehrt, und werdet wie die Kinder, sprach Jesus, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Die Sorgen wachsen, wie die Zahl der Berührungen wächst, in welche wir mit der Welt treten. Je zurückgezogener der Mensch von mancherlei Verhältnissen lebt, je weniger Bedürfnisse er sich macht, je leichtern Herzens kann er sein; wenigstens hat er den Vortheil, nicht durch das Schicksal von allzuvielen Seiten her bedroht zu werden. Aber darum hat er nicht weniger Sorge, wenn er einen schwachen, kleinmüthigen Sinn hat. Auch in der tiefsten Einsamkeit ereilt ihn der Schwarm von Bekümmernissen, wenn er das furchtsame Gemüth mit sich dahin bringt. Er zittert da freilich keineswegs vor der Mannigfaltigkeit der Unglücksfälle, aber desto tiefer vor den wenigen, die ihn noch bedrohen. Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, und jedes Uebel

ist uns das, wofür wir es halten. Was man für kein großes Unglück hält, ist auch keins. Darum geschieht, daß der Eine sehr gleichgültig bei Dingen ist, die den Andern in Angst und Noth bringen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht bloß für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder, Dienstboten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Ehre, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht Mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das Alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte; aber das Schicksal der Meinigen liegt mir am Herzen! — Aus eben diesem Grunde sieht man in unsern Tagen, besonders in Städten, wo viel Aufwand herrscht, wirklich viele Personen die eheliche Verbindung scheuen und im unvermählten Stande bleiben.

Diese Gesinnungen entspringen aber offenbar aus einer falschen Ansicht des Lebens, und aus einem Mangel wahrer Religiosität. Aus Mangel an wahrer Religiosität, weil dergleichen Aeußerungen ein Geständniß von gewissen geheim gehaltenen Leidenschaften sind, die mächtiger selbst als der Naturtrieb wirken, und ein schwaches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, so wie auf die Worte der heiligen Schrift, verrathen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Ein Wort, dessen tiefen Sinn dergleichen Menschen selten ergründet haben.

Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Auf vielerlei Dinge Bedacht nehmen müssen, ist kein Unglück; aber mit beständiger Aengstlichkeit, mit immerwährender Furcht auf etwas Bedacht nehmen, das ist Unglück! Und dieses kann der Mensch eben so sehr im vermählten, als im unvermählten Stande haben.

Wer aus Furcht vor der Last der Sorgen das eheliche Leben

meidet, ergibt sich all den traurigen Erwartungen und Bekümmernissen, welche der Stand der Unvermählten bringt: Schwächung der Gesundheit; einsam stehen mit seinen Leiden und Freuden; beständig ein Fremdling in der Welt sein; Verzicht thun auf das Glück, geliebt zu sein; erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand; Einsamkeit in alten Tagen, ohne alle Erquickung der Zärtlichkeit der Unsrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Freilich nicht Jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne Jesu das Leben betrachtet, und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben. — Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme auch über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß, daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Warum sollte er also ein Raub des Kummers werden? Wer will sich denn also über das betrüben, was gewiß sein und der Seinigen Glück ist? Er weiß ja, ohne den Willen Gottes kann auch das Kleinste nicht geschehen; er weiß es, Gottes Weisheit ist höher, als aller Menschen Vernunft; er weiß ja, daß dieser Weisheit nichts gleich kommt, als die göttliche Liebe zu uns.

Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Räthseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel, als die Sünde, die Pflichtverletzung, die allzugroße Einwurzelung unserer Neigungen in das, was zeitlich und unabänderlich ist.

Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das unhäusliche, einsame Dasein. Je mannigfaltigere Sorgen, je öftere Hinblicke auf Gott. Wer nur

für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu trauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurtheilung und Behandlung, je mehr sind wir zärtlichen Gefühlen offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Unthaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Muthe verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnsucht des Sterblichen am öftersten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt, und vor beiden mit Jesu großem Sinn wandelt: kann der wahrhaft unglücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern zu sorgen, er, dem gewiß Alles, was geschieht, zum Besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Würze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir athmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht stillstehen in todtenhafter Unthätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Bessern. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äußerlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung; wer über den Besitz einer einzigen Sache alles Uebrige vergißt: der rennt mit strafbarem Leichtsinn in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude macht, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Loos zu bereiten, oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vortheil, so uns ohne unser Zuthun erwächst, macht nicht den zehnten Theil des Vergnügens, als was die Frucht

unsers Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung für uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus uns hervorgegangen, es ist Eins mit uns. So liebt auch Gott seine Geschöpfe.

Je mannigfaltiger daher häusliche Sorge ist, je häufiger wir bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns oder dem Haupte der Unsrigen abzuwenden haben; je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier, bald da aus dem Wege räumen müssen; je öfterer uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rath, unser Anschlag gelingt: um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches wir genießen. Wir leben doppelt selig im Anschauen unserer Werke; denn es sind unsere Werke, sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: „Sorget nicht für den andern Morgen," wollte er uns damit nicht zur Unthätigkeit verdammen, oder den Leichtsinn empfehlen. Er selbst bewies von diesem in seinem ganzen Lebenslauf das Gegentheil. Er sorgte für das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinn, Wohlleben und Müßiggang. Er empfahl, wie jeder seiner Jünger, wie Paulus (2. Thess. 3, 6 f.), die Tugend der Arbeitsamkeit, und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge, welche einen Mangel des Vertrauens auf Gott verräth; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte

des Geistes und der Gesundheit verzehrt, und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut, sie stählt unsern Muth; aber bange Besorgniß ist schädlich, sie schwächt unsern Muth und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, oder, wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachtheiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Muth nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf Alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Ueberwinde dich selbst, und du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in deinen Wünschen, und deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit allzuunbegrenzter Liebe, als deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist, und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird dich weniger erschrecken. Was würde dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn du es einbüßen solltest? Sind es deine Kinder? Ist es dein Gemahl? Ist es dein Freund, dein Vermögen oder dein Stand, oder dein Ansehen, oder dein Vaterland? Worüber würdest du am alleruntröstlichsten sein? — Gut, denke, daß es dir nach Gottes Rathschluß genommen werden könne; mache dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist du bestimmt, das einzubüßen, woran dein Herz am allerfestesten hängt, weil es dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hangen; dich hindert, dein Glück durch Tugenden in dir selbst unerschütterlich zu gründen. Es ist der Gottheit Wille, deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite dich also auch auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst du Gott, so bist du überzeugt, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen müssen.

Prüfe dich selbst, du Vater, du Mutter, wenn du nun plötzlich

kinderlos daständest — würdest du ganz elend sein, oder noch in deinem Innern eine Freudigkeit behalten, mit der du in jenes bessere Leben hinüberblicken, und ruhig und einsam deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? Prüfe dich selbst, wenn unvermuthet alle deine Stützen fielen, wenn du unausweichlich in die größte Armuth eingehen, vielleicht dein dürftiges Brod mühsam auf andere Art oder in andern Ländern suchen müßtest: würdest du darum in deinem Innersten vollkommen unglücklich sein, oder noch einen aufrechten Muth behalten? — Der Weise, der wahre Christ, trägt noch etwas in seinem Gemüth, das ihn von allem äußern Unglück unabhängig macht, und nicht auf die Urtheile der Welt achten läßt. Er steht wie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer, als jedes Schicksal. Denn in ihm ist ein Glaube an Gott, eine Hoffnung des bessern Seins, eine Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd, aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugniß seines Gewissens gilt ihm mehr, als das Reden der Menschen. Er befiehlt dem Herrn seine Wege; er weiß, der wird's wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum Besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüthe bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemälde seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert, oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, werthvoller. Was uns einen kleinen Kummer machte, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja Niemand seiner eigenen Gesundheit, und freut sich Keiner derselben so herzlich, als wer sie bedroht sah. Wie Vieles würde gleichgültig bleiben, und uns arm an Vergnügen lassen, wenn es nicht auch unsere Theilnahme und Besorgnisse erregen könnte. Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgten und pflegten, macht uns mehr Lust, als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben, als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte die Sorge um die theure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? Liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der schönere Theil unseres Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unsern Wünschen — Alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter, was Andere freudig mit uns tragen. Man sendet sich durch Wort und Blicke gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme thut wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammensturz des Unbeständigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht abwenden kann, das ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserm Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Aengstlichkeit vergebens. — Es gibt nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Gegen Begehung des Fehlers können wir Sorge tragen, aber gegen die Wirkungen des schon begangenen ist unser Sorgen zu spät. Hier helfen auch keine Trostgründe. Wer will uns trösten, da unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt? Was hilft, daß uns Andere lossprechen möchten, da uns das eigene Bewußtsein verdammt? — Sollen wir jemals Angst und Schrecken fühlen vor dem Untergang unsers häuslichen Glücks oder eines Theils von demselben, so sei es, insofern wir selber auf dem Wege sind, es durch eine leidenschaftliche Uebereilung, durch eine strafbare Begierde, durch eine Verletzung göttliche und menschlicher Ordnungen zu zerstören.

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt, und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht Alles zum Besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Muth und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüthe angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigenwille, oder allzuinbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll, oder allzugeringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? — Ich will meine Pflichten erfüllen, für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stande thun muß, Sorge tragen — alles Andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorgen auf Dich, o Herr, Du wirst es wohl machen! Amen.

13.

Gefahren der Armuth.

Jes. Sirach 11, 11.

Gott der Schwachen, Gott der Armen,
Freude des Bedrängten, gib
Leidenden Du dein Erbarmen
Und erhab'nen Glaubenstrieb,
Dem Vertrauen kühnen Schwung,
Dem Verlangen Sättigung.

Gib dem, der Dich bittet! Wende
Dich nicht, fleht man Dich, zu leih'n;
Voll sind Deine Vaterhände,
Gern gibst Du den Kindern Dein!
Und Dein treues Vaterherz
Sieht der Armuth bittern Schmerz.

Den Vorzug und Werth einzelner Menschen, so wie ganzer Völker, nach dem Reichthum beurtheilen, den sie besitzen, ist eben so verkehrt, als gewöhnlich. Die edelsten und weisesten Völker waren nicht immer die reichsten, so wenig es die edelsten und weisesten Menschen waren; und umgekehrt waren die begütertsten Völker und Menschen nicht immer die preiswürdigsten.

Ob ein Volk reich sei, darauf kommt zu seiner Glückseligkeit wenig an, wohl aber darauf, ob es eben genug habe, ohne mit einem allzugroßen Aufwand von Zeit und Kräften seine dringendsten Lebensbedürfnisse bestreiten zu müssen. Je mehr Sorge das Volk wie der einzelne Mensch für die allerdringendsten und ersten Mittel seines Daseins verwenden muß, je weniger froher Genuß, je weniger Sorge für Gemüthsveredlung kann stattfinden. Je mehr der Mensch genöthigt ist, die kurzen Stunden seines Lebens dem zu widmen, was Kleider, Nahrung, Hütte und äußere Bequemlichkeit und Behaglichkeit fordern, desto weniger lebt er für edlere Genüsse, für Geistesfreuden. Mehr Mittel zum Leben haben, als man gebrauchen kann, ist kein Glück, kein Vorzug. Ein Quell, der genugsam fließt, dient zum Löschen des Durstes so trefflich, als ein breiter Strom. Aber weniger haben, als nöthig ist, um zu leben, dies ist Unglück. Es ist Armuth!

Man hat Unrecht, den Armen deswegen zu beklagen, weil er auf Stroh schlafen, mit schlechter Kost sich sättigen, in Lumpen gewickelt gehen muß. Denn es gibt Völker, wo der bei uns arm Gehaltene für beneidenswürdig reich geachtet werden würde. Aber

darin ist er zu beklagen, wenn ihm auch dies Wenige bisweilen fehlt, folglich die Gesundheit seines Körpers verletzt werden muß; oder wenn er, um dies Wenige zu gewinnen, so anhaltend arbeiten muß, daß ihm keine Zeit zur Erholung seines Geistes übrig bleibt, folglich die Gesundheit seines Geistes verwahrloset, und der Mensch zum dienstbaren, gedankenarmen Thier, zur Maschine wird. In beiden Fällen wird der hohe Zweck seines irdischen Daseins vernichtet. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die Armuth sowohl ganzer Völker als einzelner Personen beurtheilen. Völker, die auf kargem, unfruchtbarem Boden kaum ihr Leben fristen können, und vom Morgen bis zum Abend mit dem Aufsuchen ihrer ersten Nothwendigkeiten beschäftigt sein müssen, sind wahrhaft arm. Ihr gedrücktes Leben ist ein thierisches Dasein; sie sind geistlos, träge, wie das ausgehungerte Thier, oder wild und kriegslustig, wie das hungernde, noch seiner Kraft sich bewußte Raubthier. Derselbe Fall findet bei einzelnen Familien statt. Aus ihnen gehen kranke Bettler oder Räuber hervor.

Aber auch diejenigen Völker sind nicht weniger arm, die an künstliche Bedürfnisse gewöhnt sind, daß sie unaufhörlich arbeiten müssen, um die große Menge derselben zu stillen, also daß ihnen für den edlern, bessern Genuß des Lebens kaum Zeit und Sinn übrig bleibt. In diesem Falle befinden sich heutiges Tages viele Nationen unsers Welttheils, die reich sind an Gewerb und Handel aller Art, Ackerbau und Viehzucht in Fülle betreiben, aber an solchen Aufwand, an so vielerlei Bedürfnisse gewöhnt sind, daß das ganze Leben mit Arbeit verschwendet werden muß, um dieselben zu befriedigen. Sie sind durch die ungeheure Menge selbsterfundener Lebensnothwendigkeiten arm.

Im gleichen Verhältniß steht jeder einzelne Mensch, der, wollte er sich nur mit den ersten Nothwendigkeiten begnügen, Ueberfluß haben würde; aber weil er an feinere Kleider, bessere Wohnung,

köstlichere Nahrung, theurere Belustigungsarten gewöhnt, oder durch Vorurtheil gezwungen ist, mitzumachen, kaum durch die anhaltendste Arbeit die nöthigen Mittel dazu herbeischaffen kann. Auch er ist wahrhaft arm. Er schleppt sein Leben in beständiger Dienstbarkeit und Sorge hin; sein Geist kann sich selten zum Bessern erheben.

So kann in reich genannten Städten tödtliche Armuth herrschen bei aller Fülle des Gewerbes, und der zur Unentbehrlichkeit gewordene Aufwand so drückend werden, daß viele Menschen, die bei mehr Genügsamkeit Ueberfluß hätten, jetzt doch kaum wagen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, aus Furcht, Weib und Kind nicht ernähren zu können. So ist das Landvolk, welches sich fruchtbaren Bodens und reicher Aernten freut, bei aller seiner Wohlhabenheit an Mitteln arm, wenn es mit diesen Mitteln nichts anzufangen weiß, als seine leiblichen Bedürfnisse zu steigern, während es, fern von bessern Unterrichtsanstalten, eines edlern Lebensgenusses unfähig ist. Wer möchte das wohlgemästete Vieh an der Krippe preisen? wer Obrigkeiten, die durch Verfügungen, statt das Höhere im Menschen zu ehren, es in Vergessenheit zu stürzen und die Bedürfnisse des thierischen Daseins zu vermehren suchen, um ein Volk in fortwährender Arbeit und Sorge zu einem gedankenlosen Werkzeug zu machen? Was ist das Christenthum — was der Zweck der Menschenschöpfung, wenn der Sterbliche die Ordnungen der Natur umwälzt, das Thierische zum Wichtigsten, das Göttliche zur Nebensache macht? — Warum gab die Gottheit uns den unsterblichen Geist? Warum erschien Jesus, der Welterleuchter, auf Erden? Warum ist eine Ewigkeit, wenn die Fertigkeiten des Leibes und Verstandes nur für das Irdische gebildet, und lebenslang für Erwerb von Kleidern, Speisen und für andere Sinnengenüsse angewendet werden? Wenn man den zur Seelenerhebung geweihten Sonntag wieder zur rohen Erholung von körperlichen Beschäftigungen, den Gottesdienst zur langweiligen Ehrensache, die Religion zu

einer Gewohnheitsübung macht? Welche Sitte, welches Zeitalter, wo die Bestimmung des Menschen in todtem Betrieb seiner Kunst, seines Gewerbes anfängt und endet, ohne das Höhere zu ahnen! wo der Mensch, wie das im Sande scharrende Thier, so lange die Erdscholle umwirft und bearbeitet, bis er sie für seine Enkel wieder mit dem Staube seines eigenen Leichnams düngt! Dies aber ist das Leben der meisten heutigen Christen, die eine Sehnsucht zur Religion, aber keine Zeit dazu haben.

Es wird bei uns viel von Armuth und Wohlthätigkeitsanstalten gesprochen. Aber die rechte Gefahr der Armuth, die aus ihr entspringende Geisteslähmung und Seelenverwilderung werden von Wenigen gehörig gekannt, und daher auch nicht gewürdigt. Man glaubt schon Alles gethan zu haben, und den Ehrenkranz zu verdienen in den Augen der Gottheit und Menschheit, wenn man die Straßen frei hält von müßigen Bettlern, und Jedem, der arbeitsfähig ist, Gelegenheit gibt, sich durch eigene Arbeit zu nähren, und vielleicht reichlich zu nähren. Ja, ihr gabet den Müßiggängern Arbeit, aber ihr machtet sie durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse noch ärmer, als sie vorher waren. Sie waren Müßiggänger, und ihr habt sie in Sklaven erkünstelter Nothwendigkeit — ach, in lebendige Maschinen verwandelt, denen Gott vergebens eine Seele gegeben!

Lernet die wahrhaften Gefahren der Armuth kennen, dann werdet ihr desto weiser die Mittel der Rettung wählen!

Wer so viel zu erwerben weiß, daß er seinen Leib gegen die Unbill des Wetters schützen kann, gleichviel mit welchem Gewande; daß er seinen Hunger mit gesunder Kost stillen kann, gleichviel ob leckerhaft oder nicht; daß er selbst seinem Weibe und Kinde die ersten unentbehrlichsten Nothwendigkeiten mittheilen kann — der ist nicht arm. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Dorfe muß zuerst ein Jeglicher in die Lage versetzt werden, durch Arbeit so

viel zu gewinnen. Wer nicht arbeiten kann, dem gebühren Almosen aus der Hand der Barmherzigkeit. Wer nicht arbeiten will, dem gebührt Strafe. Der bettelnde Müßiggänger ist ein öffentlicher Dieb am Eigenthum Anderer, ein Verminderer des öffentlichen Vermögens; er schwelgt von fremdem Gute, ohne Recht, ohne Anspruch, ohne Dank.

So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen! Zur Fristung des Lebens bedarf es wenig. Wecket ihr aber in eben derjenigen Person, der ihr Arbeit verschafftet, ein Gelüst nach neuen Bedürfnissen, so stürzet ihr sie in neue Armuth, die zu tilgen ihre Arbeitsamkeit oft nicht mehr hinreicht. Darum gebet ihnen neben der Möglichkeit, ihre ersten Nothwendigkeiten zu befriedigen, zugleich die Möglichkeit, ihren Geist über den Staub zu erheben. Zeiget ihnen Gott, Ewigkeit und die Wunder der Schöpfung, begeistert sie für das Heiligthum ihrer Pflichten, für die Ehrwürdigkeit ihrer Rechte. Flößet ihnen Hochachtung für den Werth ihres Geistes und seines höhern Berufes ein. Zum Unterricht der Bedürftigen rufet die geistreichsten Männer, denn sie haben derselben mehr vonnöthen, als die Kinder der Wohlhabenden, welche schon der Umgang mit Gebildeten bilden hilft; sie haben derselben mehr vonnöthen, weil sie durch innern Reichthum des Gemüths äußere Mängel ersetzen, und eben durch jenen sich über diesen erheben sollen. Der Zweck aller Unterweisung sei Zufriedenheit mit der von Gott gegebenen Lage; Verschmähung erkünstelter Bedürfnisse; Stolz, durch nützliche Anwendung der Fähigkeiten und Kräfte zum Wohl der Miterschaffenen Thaten des Reichthums zu üben. Wer geben kann, ist reich.

Aber in unsern gewöhnlichen Wohlthätigkeits-Anstalten wird das körperliche Bedürfniß über Alles, das geistige für nichts geschätzt. Daher die steigende Armuth der Armen, je mehr sie erwerben lernen; daher die Stumpfheit ihres

Geistes, indem man sie gewöhnt, Sklaven und Maschinen zu sein; daher die Verwilderung ihrer Sitten; daher die Rohheit ihrer Begierden; daher das Viehische in ihren Vergnügungen, wo Spiel und Rauferei, Sauf und Fraß den Inhalt ihres Genusses ausmachen; daher ihr Elend, ihre Zwietracht, ihre Unordnung im häuslichen Leben; daher endlich der Reiz, sich fremden Eigenthums durch Betrug oder Gewalt zu bemächtigen, daß Stehlen unter ihnen oft nicht mehr entehrt, wenn es nur unentdeckt bleibt, und Räubereien zum Handwerk werden. Ihr menschenfreundlichen Obrigkeiten, ihr vielvermögenden Edeln, werfet einen Blick auf die untern Volksklassen — welches Elend, welche Verstandesverfinsterung, welche Sinnesrohheit, welche Sittenlosigkeit, welche gräuelvollen Laster! Und auch sie sind doch Erschaffene Gottes, Berufene zur Ewigkeit, Theilnehmer an Jesu Christo, unsere Brüder!

Nicht aus dem Mangel der ersten Lebensnothwendigkeit entspringen die Gefahren der Armuth — denn was zur Leibesnothdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben; sondern sie entstehen aus der falschen Hilfe, die man den vermeinten Armen reicht. Und falsche Hilfe ist es, wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, Arbeit gibt ohne Unterricht, Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.

Almosen ohne Arbeit sind Besoldungen des Müßigganges; Müßiggang wird aber mit Recht aller Laster Anfang geheißen. Nicht die Armuth macht den Bettler zum Prasser, zum Zeitverschwender, zum Wollüstling: sondern euer unverdientes Almosen. Leicht erworben, leicht durchgebracht. Der geborne Bettler hat vom Werth und rechten Gebrauch zeitlicher Güter eben so wenig richtige Vorstellungen, als der geborne Reiche, der in Ueberfluß erzogen wird. Beide sorgen um keinen künftigen Morgen, denn sie wissen schon vorher, wo wieder nehmen. Beide verschwenden in ihrer Art, denn sie wissen, es wird ihnen nicht fehlen. Der Reiche

verläßt sich auf die Tonne Goldes, der Bettler auf die Gutwilligkeit und Freigebigkeit Anderer. Der bettelnde wie der vornehme Müßiggänger stürzen sich in den gleichen Schlamm von Lastern. Beide suchen nur thierischen Sinnenkitzel, beide Genuß in Leckereien und Ueppigkeiten; beide haben ihren Stolz, ihre Ränke, ihre Umtriebe.

Almosen ohne Arbeit vermehren die Gefahr für das öffentliche Wohl, um so reichlicher sie ertheilt werden. Denn die habelosen Geschlechter, der Unterstützung sicher, vermehren sich darauf hin durch erlaubte und unerlaubte Verehelichungen. Ihre Ausrottung wird schwerer, je stärker ihre Zahl wächst, und das ihnen inwohnende Gefühl der Kraft gibt ihnen zuletzt Muth, mit List oder Gewalt das an sich zu bringen, was ihnen Barmherzigkeit reichlicher zu geben sich weigert. Almosen ohne Arbeit sind Aussaaten, von welchen Diebesrotten und Räuberbanden erwachsen. Wer den Tiger füttert, wird von ihm zuletzt zerrissen. Es ist das Kennzeichen liebloser Unbarmherzigkeit von den Einwohnern eines Ortes, in welchem Menschen, die ihr Leben nicht durch Arbeit erhalten können, vor der Thür der Wohlhabenden um Almosen flehen. Es ist aber das Kennzeichen großer Unordnung und gefährlichen Leichtsinnes gegen die öffentliche Ruhe, wo man Arbeitsfähige durch reichliche Almosen von nützlicher Thätigkeit abhält.

Arbeit geben ohne Unterricht zur Selbstveredlung des Menschen, heißt freie Wesen in Sklaven, Menschen in Thiere verwandeln. Dies ist falsche Hilfe? Aus ihr, nicht aus dem Mangel des Nothwendigsten, entspringt die Gefahr. Denn wenn ihr schon den Leib nähret, aber den Geist tödtet, was habt ihr Gutes gethan? Ist der Leichnam mehr, als die Seele? Doch mustert die Familien der verwahrloseten Landleute! Arbeit haben sie; aber sechs Tage ins Joch eingespannt, gleich dem Zugvieh, treiben sie ihr Leben in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Der

siebente Tag, ihnen zur Ruhe vergönnt, wird ihnen ein Tag roher, thierischer Lust. Vielleicht als Kinder waren sie in keiner Schule, oder in so elend bestellter, daß der langweilige Aufenthalt darin ihnen geisttödtender geworden ist, als hätte man ihnen Freiheit gegeben. Als Erwachsene machen sie, laut hergebrachter Uebungen, die Zeremonien der christlichen Kirche mit, ohne den wahren Sinn derselben zu begreifen. Sie hören Predigt und Auslegung des göttlichen Wortes, ohne fähig zu sein, die ausgesprochenen Gedankenreihen ihres Lehrers zu fassen und zu beherzigen. Maschinen am Pfluge, stehen sie als Menschen im Tempel Gottes. Sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht. Daher ist Aberglaube ihre Weisheit, Zeremoniendienst ihre Religion. Sie sind aller Laster fähig, wenn das bürgerliche Gesetz sie nicht schreckt; und die ächte Christentugend ist ihnen fremd, wie Jesu hohe Offenbarung. Sie zittern mehr vor den Menschen, als vor Gott, und das Schrecken der Hölle macht sie frömmer, als die Liebe des Himmels. Daher rühme Niemand die Frömmigkeit, die Redlichkeit, die Treue des verwahrloseten, gemeinen Volkes, so lange es in den altüblichen Gebräuchen und Ordnungen einhergeht. Es geht darin mechanisch in angenommenen Gewohnheiten. Aber lasset durch ein großes Unglück Throne und Verfassungen stürzen, die bürgerlichen Einrichtungen sich auflösen, wenn auch nur für kurze Zeit, und ihr werdet vor den Gräueln eines entzügelten, unwissenden Pöbels schaudern. Mustert die großen Werkstätten gewerbreicher Städte, wo in zahlreicher Menge Kinder und Erwachsene beisammen in einförmigen Arbeiten von der Frühe bis zur Nacht beschäftigt sind; wo eben die Aufmerksamkeit auf das Einerlei des Geschäfts jede andere Selbstthätigkeit des Geistes hindert. Seht sie da, eingebannt für ihr ganzes Leben, ohne Belehrung, ohne Erweckung des Gemüths, ohne Erhebung der Seele, die unwissenden Kinder lüsterne Hörer roher, unanständiger Scherze

oder Erzählungen der Erwachsenen, denen sie nachahmen. Beobachtet die bleichen, verschrumpften Gestalten, in deren Antlitz sich mehr als eine heimliche Sünde offenbart. Welche Wohlthat wird ihnen durch Arbeit gegeben? Ach, für elenden Lohn vermietheten sie ihren Körper, und gaben die unnütze Seele damit in den Kauf. Verdorben an Gesundheit, vergiftet an Herz, ist der Zweck ihrer Schöpfung durch falsche Menschenfreundlichkeit, durch Eigennutz, Selbstsucht und gewissenlosen Leichtsinn ihrer Herren vernichtet. Ach, die armen Unglücklichen! Es sollte ihnen geholfen werden, und man stieß sie von der erhabenen Menschenstufe in den Werth und Rang des Thieres hinab. Wird Gott, der große Vergelter, nicht einst ihretwillen Rechenschaft fordern? Wehe denen, die Menschenseelen verderben lassen, um ihren Mammon zu vergrößern!

Unterricht ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit ist falsche Hilfe, wie alle vorigen Arten. Auch der ärmste Mensch kann ein vollendeter Mensch sein. Bloßer Unterricht allein thut es nicht. Einübung der Tugend muß hinzukommen. Unterricht erfordert Jahre; eine Tugend aber lieb zu gewinnen, ist ein Augenblick genug, und eine Tugend zu üben, gibt jeder Athemzug Gelegenheit.

Ihr wollet der Armuth steuern, um deren traurige Gefahren zu mindern. Es sei! Aber nicht Almosen mindert, und auch nicht reichlich belohnte Arbeit mindert die Armuth, sondern — Genügsamkeit mit Wenigem! Wer für sich selbst wenig bedarf, ist reich, und kann von dem Ueberflüssigen mittheilen. Wer viel Bedürfnisse hat, leidet auch bei großer Einnahme Noth.

Darum, wer Bedürftige bereichern will, lehre sie stolz darauf werden, vieles entbehren und wenig vonnöthen haben zu können; er begeistere sie für die höchste Sitteneinfalt und das Glück der mäßigsten Lebensart. Er zeige ihnen die daraus hervorblühende Leibesgesundheit und das erwachsende Vermögen,

Andern nützlich zu werden, und Wohlthäter zu sein, ohne Geld und Gut zu besitzen. Er wecke ihren Stolz, unabhängiger zu werden von den Launen der Nebenmenschen dadurch, daß man ihres Beistandes meistens ermangeln kann. Und bei Genügsamkeit wohnt dauerhaftes Erdenglück.

Aber darin liegt die Barmherzigkeit Vieler, die sich Menschenfreunde zu sein dünken, daß sie den Dürftigen für seine Arbeit besser kleiden, mit angenehmen Speisen erlaben, und an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnen, die ihm vorher gleichgültig waren. Ihre grausame Güte macht den Unterstützten ärmer, als er je gewesen, indem sie ihm neue Unentbehrlichkeiten schaffen, und Bedürfnisse einimpfen, die zu stillen er lebenslang arbeiten muß, ohne zur Ruhe und Besinnung zu gelangen. So verbringt er sein Dasein kummervoll im Sklavenjoch der Leibesnothwendigkeiten; versäumt wird der Geist und ein edler Genuß; er stirbt einst, ach! und was hatte er auf Erden gethan? — Sein Gewerb, sein Handwerk getrieben Tag für Tag, um seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu decken; er brachte es vielleicht auf feinere Speisen, bequemere Kleider, eine gute Hinterlassenschaft — aber mehr nicht. Er hatte doch keinen Tag mit Ruhe, keine Nacht ohne Sorge. Und wofür nun Alles? Für den Raub der Würmer! Und seine Seele? Sie ward unter den tausend Sorgen für Haus, Gewerbe, Nahrung und Kleider vergessen. Sie blieb roh, ohne Veredlung, wie seit den ersten Jugendtagen, da die Schule verlassen ward. Gott, Ewigkeit, Welt, Schöpfungswunder, Seelenadel, Tugendgröße, sind ihm wie dunkle Traumgestalten geblieben, und Vorurtheile und Einbildung und Wahn nisteten in seinem Gemüth neben der Leidenschaft. Er hatte einen Gott, ohne ihn je zu fühlen; er lebte in einer Welt, ohne sie je gesehen zu haben; er hatte ein Herz, ohne es dem Entzücken der Tugend zu öffnen.

Ein stiller Schauder durchdringt mich! So erblicke ich einen

Theil des Menschengeschlechtes, wie es an sich selbst den schwersten Hochverrath übt, und das Göttliche verkauft um Staub. Welch eine Verwirrung der einfachsten Begriffe, welch eine Zerstörung der natürlichsten Ordnungen! Dies sind die Gefahren, dies die schrecklichen Wirkungen der Armuth! einer Armuth, die so allgemein ist, denn der Bettler ist nicht immer der Aermste! Oft ist der Mann in Sammet und Seide, welcher ihm aus dem Palast ein Almosen zuwirft, noch dürftiger, als der Beschenkte.

Gott, welche Ansichten der Welt haben sich mir in dieser Stunde meiner Andacht eröffnet! Wie ganz anders seh' ich jetzt Vieles, das mir ehemals besser und sogar lobenswürdig schien! Und doch ist es nur zu oft Verderben und namenloses Elend.

Und endlich ich selbst — habe ich nicht selbst vor den Gefahren der Armuth zu zittern? Zwar mein Gott, mein liebreicher Vater, segnest Du meine Arbeiten; noch habe ich mein Brod, mein Obdach und mein Gewand, und ich darf an den folgenden Morgen denken, ohne Furcht, Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu leiden — aber bin ich demungeachtet nicht voll heimlicher Sorgen? Verschlingen diese Sorgen nicht einen wichtigen und schönen Theil meiner Stunden? Bin ich nicht in der That viel ärmer, als ich scheine? O wie viel entbehrliche Bedürfnisse habe ich mir leider zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten verwandelt! Wie sehr bin ich nun der Sklave derselben geworden, und muß meine besten Tage, meine besten Kräfte bloß für sie, also bloß für Bequemlichkeiten meiner Person aufopfern, statt sie zur Beglückung der Welt anzuwenden! O wie anders, genügsamer Jesus, warst Du; wie reich warst Du in Deiner scheinbaren Dürftigkeit!

Ich muß und will Rechnung halten über meinen Zustand — ich will zur Freiheit des Lebens zurück. Enthaltsame Genügsamkeit verändert die Dürftigkeit schnell in Wohlstand — ich will Kräfte, Stunden und Mittel gewinnen für Menschenbeglückung, für Selbst-

heiligung zum ewigen Sein! Hilf mir, o Gott, mit Deiner Gnade! Amen.

14.

Glück der Armuth.

Spr. Sal. 13, 7.

Was hat der Reiche mehr? Mehr Pracht,
Mehr Ansehn und mehr Glanz, mehr Macht,
Und auch mehr Sorg' und Ueberdruß;
Bei allem seinem Ueberfluß
Mehr Furcht und Gram.

Mühseligkeit ist Aller Loos,
Der Mensch sei niedrig oder groß!
Doch kommen wahre Ruh' und Lust
Auch gern und nur in dessen Brust,
Der Gott gefällt.

Ist auch nicht köstlich dein Gewand,
Ist auch erhaben nicht dein Stand:
Beneide du kein Feierkleid,
Das oft ein Herz voll Sorg' und Neid
Und Schmerz verhüllt.

Sind denn Hoheit und Reichthum wirklich nur die großen und unerläßlichen Bedingungen, unter welchen man allein auf Erden des Lebens recht froh werden und glücklich sein kann? Fast sollte man es glauben, wenn man auf das Tagewerk der Menschen, auf ihre Plane von Jugend an, auf die Art sieht, wie sie ihre Kinder erziehen. Welch ein Wogen, welch ein Drängen, um zu größern Einkünften zu kommen! Der Kaufmann setzt seine und der Seinigen Habe aufs Spiel, um das Doppelte zu gewinnen. Landmann und Handwerker gönnen sich kaum Ruhe, um ihren Verdienst zu vermehren. Der Krieger geht für Ruhm und Beute ins

schreckenvolle Schlachtfeld, und setzt Blut, Gefahr der Verstümmelung und Leben daran. Der Schiffer vertraut sich den treulosen Wellen des Weltmeers, und kämpft auf gebrechlichen Fahrzeugen gegen die Wuth der Elemente. Um Gold wird Alles feil — das Leben selbst; als wäre dieses Metall köstlicher, denn jede andere Schöpfung Gottes.

Und was haben wir, wenn nun das ganze Leben mit Arbeit, Kummer und Sorge vollbracht ist, wenn der Reichthum eingesammelt und das Alter da ist? Was gewinnen wir von diesen todten Schätzen, wenn unsere Kräfte nun erschöpft sind? Geben sie uns die für sie elend aufgeopferte Jugend zurück? Verbannen sie die eisgraue Farbe unsers Greisenhaares? Füllen sie unsere Adern mit verjüngter Lebenskraft? Setzen sie unserm Dasein auch nur eine Stunde mehr zu? — Nein, wir stehen gewöhnlich am Ziele langer Mühen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen können. Wir freuen uns des Gewonnenen, wenn es Zeit ist, Abschied davon zu nehmen.

Was hilft endlich das reich zusammengescharrte Vermögen? Können wir nun mehr thun, als unsern Leib bekleiden, als unsern Hunger sättigen, unsern Durst löschen? Nein, denn das konnten wir das ganze Leben hindurch auch, wenn gleich mit geringerm Aufwand. Aber schmeckt uns nun der Leckerbissen köstlicher, als ehemals die einfachste Speise, da Gesundheit, Jugend, Arbeitsamkeit und Freude unsere Tischgenossen waren? Hält uns das theure Kleid wärmer und gesünder, als vor Zeiten das wohlfeile, in welchem wir Wind und Wetter trotzten? Oder haben wir nun größere Verdienste um die Menschheit und um den Himmel, da wir nun etwas mehr haben, als hunderttausend Andere? Sind wir in der That hochachtungswürdiger und weit geehrter, nun uns Andere, nicht wegen unserer Tugend, sondern wegen unsers Geldes, Schmeicheleien sagen, über die sie im Herzen lachen? Wer hat

zuletzt am besten das Leben genossen? Derjenige, welcher, um froh und heiter zu werden, fünfzig Jahre in Angst und Gefahr verbrachte, oder derjenige, welcher, ohne den Reichthum zu erwarten, damit anfing, fünfzig Jahre froh und heiter zu sein?

Es ist ein seltsamer Wahn, eine fürchterliche, alles Lebensglück störende Leidenschaft, reich sein zu müssen, um glücklich zu werden! Hätte dies in Gottes Plan gelegen, wahrlich, kein Sterblicher wäre arm. Aber Reichthum und Hoheit beseligen schlecht. Warum steigt denn so mancher Fürst vom Throne und vertauscht den Glanz des Hofes mit der beneidenswürdigen Eingezogenheit des Privatlebens? Warum liegt denn Sorge und Schmerz in den Geberden so vieler Reichen, während der Aermere jauchzt und den Tag genießt und den Segen, welchen ihm Gott gab? Warum denkt denn jeder Reichgewordene noch mit Sehnsucht an die Tage zurück, da er zwar weniger besaß, aber sich des Wenigen herzlicher freuen konnte, als jetzt des Vielen?

Wahrlich, es ist ein tiefer, erfahrungsreicher Sinn in den Worten der heiligen Schrift: Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth. (Spr. Sal. 13, 7.) Nicht das größere oder kleinere Vermögen, welches man besitzt, sondern die Art und Weise, wie man sich bei diesem Vermögen benimmt, um es anzuwenden; die Art und Weise, wie man es betrachtet, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens; nur dies macht unsern Reichthum und unsere Armuth aus. Ist der Taglöhner bei seiner Brodrinde, die er neben dem gesunden Wasserquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reichste Schiffer, der mit allen Schätzen Indiens auf dem Weltmeere in Gefahr ist, aus Mangel an Nahrung umzukommen? — oder als der Geizige, der neben seinen Zinsrechnungen sich jeden Lebensgenuß abdarbt, um Geld zu häufen? — oder als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Säften nun kränkelnd nicht genießen

mag? — oder als der begüterte Bösewicht, den Jeder scheut und meidet, wenn er es irgend kann, und der keinen einzigen wahren Freund hat? O, Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth!

Nicht der Besitz großen Gutes, sondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich. Man nennt Erwerben eine Kunst. Alle Aeltern unterrichten sorgfältig ihre Kinder darin, als wäre keine wichtigere im Leben. Aber mit Weisheit genießen ist eine noch größere Kunst; wer sie nicht versteht, für den ist das Erworbene wie nicht erworben da. Und in dieser Kunst unterrichtet man leider die Jugend am seltensten, weil der Mensch einmal zur Unnatürlichkeit verwöhnt ist. Du bist nicht reich; die Welt hält dich vielleicht für arm, weil es dir an Glücksgütern mehr fehlt, als Andern. Beklage dich nicht! Weniger Glücksgüter hast du, als der Andere; aber ob du darum arm bist, dies hängt erst von dir ab. Der, welcher dich darum verachtet, weil er mehr zu besitzen glaubt, hat auch viel weniger, als mancher Andere, von dem er seinerseits vielleicht wieder verachtet wird.

Du kannst reich sein in deiner Armuth. Es hängt nur von dir ab. Du besitzest vielleicht sehr geringe Glücksgüter; aber weißt du auch, in welchem Glücke du dich eben deswegen befindest? Siehe, darum erst nenne ich dich arm, weil du dein vor dir liegendes Glück nicht kennst, nicht zu ergreifen Verstand und Muth hast. Darum nenne ich den Blinden arm, der in einem Palaste wohnt, welchen er nicht sieht; und den Geizhals arm, der Zinsen auf Zinsen häuft, und sich mit leeren Hoffnungen speiset. Ist der Todte reich in seinem Grabe von Gold und Marmor?

Du kannst reich sein. Du kannst dein irdisches Vermögen schon in der nächsten Stunde verdoppeln, verzehnfachen, und Ueberfluß haben, wenn du nur willst. Es hängt von dir ab. Arbeitsamkeit gewinnt, Sparsamkeit erhält dir viel — aber damit schreitet der

Mensch nur langsam demjenigen Zustande entgegen, in welchem er sich rühmen kann, Ueberfluß zu besitzen. Ich zeige dir einen kürzern Weg: sei genügsam! Hast du Nahrung, Kleid und Obdach, so laß dir genügen. Eine reinliche Hütte leistet dir, was der größte Palast: einfache, gesunde Kost, was der Leckerbissen eines Fürsten; ein prunkloses, sittsames Kleid, was ein kostbares Gewand. Beschränke deine Bedürfnisse, und du wirst plötzlich mehr besitzen, als zur Lebensnothdurft und Nahrung nöthig ist. Du wirst so wohlhabend sein, selbst noch Andern beistehen zu können, die ärmer sind, als du bist. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirst du Wohlthaten erweisen können. Beschränke deine Bedürfnisse; wie viel wirst du dann entbehren, wofür du dich jetzt müde arbeitest und dir sorgenvolle Stunden machst! Es kommt nur darauf an, ob dich nicht eine lächerliche Eitelkeit blendet, daß du es gern Andern in Geräth und Kleidern gleich thun möchtest. Aber die Andern danken dir für diese deine Eitelkeit nicht, vielmehr sie zucken, und mit Recht, voll Mitleid oder Verachtung die Achseln über dich, wenn dein unnützer Aufwand den besten Theil deiner Einnahme verschlingt. Die Achtung derer, die dich bloß deines Kleides willen schätzen, verlange nicht; und die Achtung derer, die dich deines Herzens willen schätzen, wird dir nicht entgehen, wenn du sie durch dein würdiges Thun zu verdienen weißt. Siehe, durch jenes einfältige Mittel verwandelst du plötzlich deine Armuth in Wohlhabenheit. Dann bedarfst du für dich wenig, aber für Andere vieles. Dann wirst du Jesu herrliches Wort begreifen: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollet, auch nicht für euern Leib, was ihr anthun sollet. Das Leben ist mehr, denn die Speise; der Leib mehr, denn die Kleidung. Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was wird es sein, das du bereitet hast? (Luk. 12. 20. 22. 23.) — Dann wirst du deiner Tage erst recht

froh werden, wenn du heiter und sorgenlos weniger für deine Entbehrlichkeit arbeitest, als für Anderer Glück.

Sei in deinem Stande, in deinem Verhältnisse der Einfachste in der Lebensart, und der, welcher die wenigsten Bedürfnisse zählt! Zittere nicht, Andere werden dich wegen deiner Einschränkung für geizig, wegen deiner Enthaltsamkeit für ärmer achten. Nein, sie werden vielmehr erstaunen, wenn du in Wohlthätigkeit und Unterstützung der Hilfsbedürftigen freigebiger und reicher bist, als sie, weil sie bei ihren vielen Bedürfnissen ungleich weniger übrig haben, als du.

Erst diese Genügsamkeit schließt die Thore deines Glückes auf, welche bis jetzt vor dir verriegelt waren. Erst dann wird statt mancher wahrhaft entbehrlichen Sorge, woher Dies oder Jenes zu nehmen sei, eine reine, stolze Zufriedenheit in deine Brust einziehen. Du wirst verschmähen, wonach Andere mit kindischem Ungestüm jagen, und der Thorheit lächeln, mit welcher sich Unzählige in Schulden, Verlegenheiten und Entbehrungen stürzen, um sich Dies oder Jenes zu gewähren, dessen sie ohne Noth entbehren könnten. Erst dann wirst du harmlos dein Haupt zum Schlummer niederlegen und sprechen können: ich bin unabhängig von fremder Gnade; mein Fleiß ernährt mich und die Meinigen, und ich kann noch übrig haben; ich bin bei wenigem Gute reicher, als Mancher bei großem.

Erst dann wird dich das Hochgefühl eigenen innern Werthes beseelen. Wie wandelbar ist das Ansehen dessen, den man nur schätzt wegen dessen, was er hat, nicht wegen dessen, was er in sich selbst gilt! Erst dann wird es sich auch stärker in dir regen, durch Verdienste des Herzens zu glänzen, wenn du auf äußern Glanz in Geräthe und Kleidern und andern Ausgaben Verzicht thust. Und wahrlich, bald wirst du dir selbst bekennen, du habest das bessere Theil erwählt. Alles, wonach du sonst vergebens ge-

trachtet hast, jener Friede, jene heitere Gemüthsruhe, jene stille Ehrfurcht guter Menschen gegen dich, jenes Bewußtsein vom Beifall Gottes: dies Alles wird dir von selbst zufallen, indem du nach Gütern des Herzens, nach dem Reich Gottes trachtest. (Luk. 12, 31.)

Aber auch dann erst wirst du vermögend sein, nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein wahrhaft erhabener Sterblicher zu werden, wenn du aufgehört hast, Sklave deiner Sinnlichkeit zu sein. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir selbst; bisher hattest du deine Kräfte in eiteln Bestrebungen zersplittert, und mehr gelebt, um Andern, als um dir selbst zu gefallen. Nur wer an sogenannten Glücksgütern arm und durch Genügsamkeit reich genug ist, mit Vielem, was er erübrigt, der Welt mannigfaltig nützlich zu werden: nur ein solcher ist der größten und edelsten Dinge fähig. Ein Reicher ist's seltener. Ihn fesselt das Vorurtheil der Gewohnheit und Erziehung mächtiger. Daher waren die erhabensten und tugendhaftesten Menschen des Alterthums meistens dürftig an großen Glücksgütern. Sie schalteten über größere Reichthümer in ihrer Brust. Eben der Druck der Umstände, die Härte und Strenge der Lebensart, zu der sie sich gewöhnten, die Meidung aller Verweichlichung, entwickelte und bildete ihre Gemüthskraft in wunderbarer Größe aus. Viele ihrer Namen schimmern noch heute, gleich segensvollen Gestirnen, aus der Vergangenheit auf uns. Jesus, der ewige Sohn der Gottheit, er selbst verschmähte für die höhern Genüsse der Seele die niedrige Lust gemeiner Menschen. Er war ohne äußere Glücksgüter, aber doch überschwenglich reich. Er war der Wohlthäter derer, die ihm begegneten. Er hatte wenig Bedürfnisse, arbeitete wenig für sich, desto mehr blieb ihm Zeit und Kraft, für Andere zu arbeiten. Er ging verachtet und verkannt, aber Fürsten beten ihn heute voll Andacht an; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, aber reich genug war er, dem menschlichen Geschlecht einen ganzen

Himmel zu schenken. Also Jesus! Auch seine Schüler und ersten Boten an die Welt erkor er nicht aus den Geschlechtern der Reichen, aus den Söhnen der Herrscher und Großen, sondern er wählte sie aus dem niedrigen Stande der Armuth, weil hier innere Kraft am unverzärteltsten und reinsten vorhanden ist. Der begüterte Jüngling bebte vor der Nachfolge des Gottmenschen zurück, der ihm gebot, arm an Gütern, reich an Tugenden zu werden; aber ein Petrus, ein Paulus traten machtvoll und groß bei ihrer Armuth unter die Völker — ihr Wort stürzte die Tempel der Heiden, ihr Arm gründete die Kirche Christi!

Wer die Kunst versteht, reich zu sein in der Armuth, wie Jesus, wie die Apostel, wie die meisten Tugendhaftesten der Vorwelt waren, der ist auch vor den Gefahren der Armuth geborgen! Nur daraus entstehen alle nachtheiligen Folgen der Dürftigkeit, daß derjenige, welcher sie leidet, nicht weiß, wahrhaft reich zu sein. Eben weil der Unbegüterte gewöhnlich zu sehr Sklave seiner Thiernatur ist, um das Entbehrliche zu entbehren; eben weil er Bequemlichkeiten, gute Kleider, köstliche Nahrung, kostspieligere Lustbarkeiten will, wird er Müßiggänger, wird er Dieb, Betrüger, Räuber, und dem Staat zur Last, dem Bürger ein Gegenstand der Verachtung. Er ist arm, weil er nicht weiß, in aller Güterlosigkeit reich zu sein. — Indem ich aber von dem Glück des Dürftigen rede, welcher es zu ergreifen versteht, kann ich nicht anders, als auch die Vorzüge mir ins Gedächtniß rufen, welche der Tugendhafte bei aller äußern Armuth vor den reichsten seiner Mitbürger hat; Vorzüge, die ihm ohne sein Zuthun zu Theil werden. Denn wo ein Mangel ist, zu dem legte, als Ersatz, die Hand des weisen und gütigen Vaters im Himmel auch wieder ein Gutes, so daß der Niedere keine Ursache hat, den Hohen, und der Unbemittelte den Mittelreichen über Verdienst zu preisen. Dem Armen blühen da die schönsten seiner Freuden, wo der Reiche Elend vermuthet. Eine Kleinigkeit beglückt

den Dürftigen mehr, als den Reichen die prachtvollste Gabe. Ueberhaupt irren sich die Menschen sehr, wenn sie glauben, Armuth an Gütern sei auch Armuth an Vergnügen. Wahrlich, o ihr Bewohner der Paläste, unterm Strohdach nistet oft die Freude ein, welche in euern Speise- und Tanzsälen längst zur Fremdlingin geworden, und Harmlosigkeit bettet dem Dürftigen auf seinem Strohlager weich, während die Sorge noch eure seidenen Kissen mit Dornen füllt. Zur Freude gehört nicht Reichthum, sondern ein für sie empfängliches Herz. Die harmlose Kindheit weiß nichts von Geld und Gut, aber am meisten von der Freude. Der Dürftige hat mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der Reiche. Denn jenen kann das Unbedeutendste überraschen, er hat Augen für das Geringste, welches der Begüterte als unwerth übersieht. Das Gelingen einer Arbeit, ein froher Blick vom Freunde, eine Ruhestunde nach der Arbeit, ein für jeden Andern nichtiges Geschenk — Alles hat Werth für ihn, Alles freuet ihn. Der Begüterte ist schon darum seltener zur reinen Fröhlichkeit gestimmt, und kann sie auch mit allem Aufwand nicht erkaufen, weil er in viel mannigfaltigern Verhältnissen lebt, zahlreichere Rücksichten zu achten hat, überall größere Verantwortlichkeit erblickt. Dies stört den ungetrübten Lebensgenuß sehr, das Gemüth behält immer eine gewisse unbehagliche Sorgsamkeit bei, man wagt es kaum, sich ganz unbefangen der Lust hinzugeben. Je einfacher unsere Verhältnisse sind, je weniger Rechenschaft man der Welt schuldig ist, je mehr man, unbekümmert um Andere, sich selber angehören kann: je reiner ist jeder Genuß, den wir haben, je harmloser können wir uns ihm überlassen.

Der Reiche hat mehr scheelsüchtige Gegner, als vertraute und redlich gesinnte Freunde. Die Gemeinheit der meisten Menschen gestattet es kaum anders, als an Personen, die irgend einen Vorzug vor ihnen haben mögen, Fehler aufzuspüren. Den Unbegüterten

aber sucht die stolze Verleumdung nicht leicht in seiner Einsamkeit auf. Es kennen ihn Wenigere. Der Neid hat an ihm nichts zu nagen. Unbekanntheit und Dunkelheit sind ein hohes Gut. Sie sind die edelste Schutzwehr der häuslichen Glückseligkeit. Wer öffentlich leben muß, hat nur halbes Leben.

Doch warum unternehme ich's, das Glück zu preisen, welches auch den Dürftigen begleitet? Wer zweifelt daran, daß es vorhanden sei? daß Gottes Güte, einem Jeglichen sein Loos gebend, mit jedem Schatten Licht, mit jedem Lichte Schatten paarte? — Aber daß Dürftigkeit öfters, und öfterer als Reichthum, zur Entwickelung der edelsten Gemüthskräfte, zur Umarmung der erhabensten Tugenden führe, so wie umgekehrt die höchste Tugend zur Verachtung weltlicher Würden und zeitlichen Reichthums führt: dies ist eine Betrachtung, die für meine eigene Vollkommenheit von allzugroßen Folgen ist, als daß ich sie nicht anstellen sollte.

Auch ich bin nichts weniger als reich. Auch ich sehe über mir Zahllose, die, begüterter als ich, mich eher zu den Armen zählen würden. Aber ungeachtet meines Pflichteifers, ungeachtet meiner Sparsamkeit, meines unverdrossenen Fleißes, bin ich doch ärmer, als ich sein sollte. Ich kann Andern nur wenig Gutes thun, weil ich für mich selbst leider noch immer zu viel Bedürfnisse habe. Ich bin, auch ich bekenne es, schwach. Bisher hatte ich mich noch nicht überwinden können, manches Entbehrliche zu entbehren. Theils Gewohnheit, theils Erziehung, theils Furcht vor schiefen Beurtheilungen von Andern hinderten mich daran. Ich könnte durch einen einzigen entschlossenen Schritt mich von unzähligen Sorgen und Kümmernissen losreißen. Wollte ich nach meinem Stande, nach meinen bürgerlichen Verhältnissen so enthaltsam leben, ohne doch weder meiner Gesundheit, noch derjenigen Achtung zu schaden, die ich meiner Stellung in der Welt schuldig bin — wie reich könnte ich sein, wie vieler Ueberfluß bliebe mir! Das Glück der Armuth,

welches ich nur noch zu wenig empfunden habe, würde mir dann ganz zugehören. Und warum verzögere ich mein eigenes Glück länger? Warum mache ich mich durch die Menge selbstgeschaffener Bedürfnisse, für die ein beträchtlicher Aufwand von Zeit, Sorgen und Mühe nöthig ist, abhängiger von andern Menschen, als ich's zu sein Ursache habe? Warum werde ich nicht thätig um jene stille Zufriedenheit, die das höchste aller Erdengüter ist? — Ich will es, ich will meine Entbehrlichkeiten durchgehen, die ich mir thörichter Weise zu Unentbehrlichkeiten gemacht habe. Freilich die Gewohnheit wird sich oft sträuben dagegen, aber ein fester, tugendhafter Wille besiegt auch sie. Ich werde die Umänderung in meinen Bedürfnissen, die Einschränkung in meinem Hauswesen nicht plötzlich, nicht allgemein zugleich, sondern allmälig ausführen. Jede einzelne Verzichtleistung wird mich dann doppelt erfreuen, theils daß sie mir das lohnende Bewußtsein meiner eigenen Stärke gibt, theils daß sie meinen Reichthum vermehrt. Gehässige Auslegungen von fremden Beobachtern sollen mich nicht irre machen. Meine Ruhe wird gewinnnen, je mehr meine Sorgen sich verkleinern. Und ich werde die gehässigen Ausleger irre machen, indem ich ihnen bei meiner scheinbar vergrößerten Armuth unerwartet reicher erscheine, als sie sind; indem ich uneigennützig arbeite und für Anderer Glück thätig bin; oder indem ich mit meinem Ueberfluß Andern kräftiger helfe, als sie, die sich so manche kostspielige Bequemlichkeiten und Vergnügungen nicht versagen können.

Dann, o dann, mein Jesus, bin ich Dir abermals um einen Schritt näher, dann Dir und Deinen Jüngern wieder um etwas ähnlicher. Wer mein Jünger sein will, sprachst Du, der nehme sein Kreuz auf sich, der verläugne sich selbst und folge mir nach. So werde ich Dir würdiger folgen. So werde ich der Sinnlichkeit weniger gehören. So wird, wie das Gelüste meines Ehrgeizes, meine Eitelkeit, meine Sucht nach Bequemlichkeit allmälig absterben,

die Kraft meines Gemüthes um so lebhafter wachsen. Ich werde die Hoheit, die Seligkeit einer tugendhaften freiwilligen Armuth empfinden.

Und in dieser Empfindung, in diesem Siegesgefühl über das Niedrige und Irdische in mir, welch eine große Schadloshaltung für die Entsagung von Dingen, welche weder mein Leben schöner, noch mein Herz besser machen!

O Messias, erhabener Dulder, du nanntest auf Erden weniger Dein Eigenthum, als ich noch heute mein nennen kann; und doch warst Du voll unsterblichen Glücks, Dir gehörte die Liebe des Vaters und das Zujauchzen aller Himmel, Dir das Bewußtsein, göttlich groß zu handeln.

So richte sich denn mein wankender Muth an Deinen Heldentugenden auf, daß ich werde, wie Du. Die Erde mit allen ihren Gütern und Genüssen gehört uns nur für eine kleine Weile, ewig gehört dem Frommen sein errungener Himmel.

15.

Gefahren des Reichthums.

Matth. 19, 21 — 24.

Sollt' ich, gibst Du auch mehr Segen,
Mehr, als Andern, mir Gewinn,
Ihnen ungerecht begegnen,
Weil ich reicher, stärker bin?
Darum, weil so oft Verbrecher,
Ohne Furcht vor Dir, o Rächer!
Obgleich alle Welt sie haßt,
Fest doch steh'n, wie ihr Palast?

Würden der Bedrängten Zähren,
Würden ihre Seufzer nicht
Rettung, Gott, von Dir begehren,
Und beflügeln dein Gericht?

Würd' ich nicht stets zittern müssen?
Würde nicht stets mein Gewissen
Ueber mich um Rache schrei'n,
Und ihr erster Rächer sein?

Jesus kam aus dem Lande der Galiläer zurück in die Fluren Judäa's, jenseits des Jordans. Schon waren seine Reden, seine Thaten, seine Wunder weit umher erschollen, und viel Volks strömte ihm bei seiner Ankunft entgegen, aus Neugier oder Lernbegier, aus Ehrfurcht oder Neuerungssucht. Es war nicht mehr der gemeine Mann allein, sondern es waren auch Männer aus den besten Geschlechtern, die sich zu ihm drängten. Gelehrte erschienen, um ihn zu prüfen, angesehene Personen, um ihn zu beobachten. Unter ihnen fand sich eines Tages auch ein junger Mann von vorzüglichem Stande und Vermögen. Er kam, wie es schien, mit lebhaftem Willen, ein Schüler des großen Propheten von Nazareth zu werden; er erklärte es, und fragte: Was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Christus empfahl ihm zuerst treue Beobachtung der zehn Gebote Mosis. Der junge Mann bezeugte, er habe sich des Gehorsams gegen dieselben von Kindheit an beflissen; er wünsche noch vollkommener zu werden, als er durch diese Gebote werden könnte. Da beschloß Christus, die Kraft des Jünglings zu prüfen, der sich selbst zu wenig kannte. Und er sprach zu ihm: Willst du vollkommen werden, so mußt du aufopfernden Muth und Selbstbeherrschung haben. Du bist reich. Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen und folge mir nach. — Der Jüngling hörte das und erschrack, und verstummte betrübt. Vieles hatte er sich zugetraut, aber diese Forderung war ihm zu schwer zu erfüllen. Er verschwand in der Menge. Es ist leichter, sagte Christus, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! (Matth. 19, 24.)

Und wenn Jesus Christus, statt vor beinahe zwei Jahrtausenden im Morgenlande zu erscheinen, nach Gottes Rathschluß erst in unsern Tagen, in unsern Gegenden zur Menschheit gekommen wäre; wenn er heute unter uns lebte, die wir ihm Altäre und Tempel errichtet haben, die wir in ihm den ewigen Sohn und Heiland der Welt verehren, und er würde, wie dort, noch heute den aufopfernden Heldenmuth der Reichen prüfen: welches könnte die Folge werden? Würden ihrer viele sein, die freudig ihr Hab und Gut von sich stießen, um ganz einzig dem Göttlichen zu dienen, und unter Verfolgung und Druck und Verbanntheit mit ihm an der Wiederherstellung allgemeiner Glückseligkeit zu arbeiten? Zwar Jeder wird es vielleicht im Herzen von sich glauben, und von den Andern bezweifeln. Warum sollte ich — wird Mancher bei sich sagen — nicht freudig mein Vermögen und Gold, das ich nicht anbete, aufopfern für den angebeteten Gottessohn? — Aber ach! wenn es zur ernsten Prüfung käme, wie würden sie bestehen? — Ja, es ist zur Prüfung gekommen. Die Stimme Jesu Christi sagt ihnen noch heute: Ich bin vorhanden unter euch. Was ihr einem der geringsten eurer Brüder thut, das habt ihr mir gethan! — Wie aber sind ihrer die meisten in der Prüfung bestanden? Wohl bringt Armuth dem Menschen große Gefahr — aber sie härtet ihn doch ab; sie läßt ihm doch Kraft, ein besserer Mensch zu werden. Aber gefährlicher ist der Einfluß entnervenden Reichthums auf die Veredlung des Sterblichen, und nicht ohne Grund sprach Christus, der erhabene Menschenkenner, die schweren Worte: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme!

Und doch sehnt sich der größte Theil der heutigen Christen nach nichts mit solcher Begier, als nach glänzenden Vermögensumständen. Wäre es möglich, Jeder würde der Reichste sein wollen. Umsonst warnt Jesu Stimme: Was hälfe es dem Menschen, wenn

er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? — Ach, wie viel Tausende opfern Unschuld, Wahrheit, Recht, Freiheit, Alles auf, Leben und Hoffnung des ewigen Lebens, oft für einige Hände voll Goldes!

Es ist kein Wunder, daß gemeine Geldsucht eine der herrschendsten Leidenschaften unsers Zeitalters geworden; daß Jeder daraus, wie er sein Vermögen auf gerechte oder unerlaubte Art immer mehr erweitere, die wichtigste seiner häuslichen Angelegenheiten macht. Denn von zarter Jugend an wird Kindern von ihren Aeltern nichts Anderes gezeigt, nichts nachdrücklicher eingeprägt. Dafür treibt man sie von Schule zu Schule; dafür müssen sie Wissenschaft und Kenntniß sammeln; dafür Handwerke und Gewerbe erlernen; dafür werden die verächtlichsten Ränke und Umtriebe ersonnen; dafür werden als den Hauptzweck Ehen vorgeschlagen, berechnet, ins Werk gesetzt; dafür muß der Mensch ins Joch des Alltagslebens eintreten. Und ist endlich Einer, der ohne Reichthum doch stolz genug ist, das Gold zu verachten, der Wissenschaft oder Wahrheit, Unschuld, Freiheit, Recht und Tugend höher hält, als alles Gold, der zufrieden ist mit Wenigem, der keine Schätze begehrt — wie wird er vom gemeinen Haufen angestaunt! Wie wird er als ein Narr verspottet, der weder zu leben wisse, noch wisse, was zum Leben gehöre! Wie wird er von den gleichen Leuten mitleidig belächelt, die in der Kirche andächtelnd mit großer Erbauung hören, wie Salomo zu Gott gefleht habe, nicht um Reichthum, sondern um Weisheit! Ihnen selbst aber ist diese Weisheit eine Thorheit, und was sie an dem königlichen Beter bewundern, würden sie an ihren Freunden tadeln.

Nach Vermögen jagen! dies ist die große Aufgabe des Lebens für beinahe alle Haushaltungen. Es ist nicht bloß darum zu thun, so viel zu gewinnen, daß man sich anständig oder zur Nothdurft erhalte, nein, Reichthum ist die allgemeine Sehnsucht, und Tau-

sende gehen darüber zu Grunde, indem sie, gleich Wahnsinnigen, was sie schon haben, für die leerste Hoffnung hinschleudern, wenn sich nur Reichthum in derselben spiegelt. Man will Reichthum um der Ehre, Ehre um der Macht, Macht um des Einflusses, Einfluß um der Befriedigung jeder Laune willen. Die Alten ermuntern dazu die Jugend, der Staat die Unterthanen. Man schätzt den Werth des Menschen nur nach dem Gewicht seines Goldes; Talent, Tugend und Armuth sind in der Wagschale des Urtheils leicht, ein Schatten, neben vermöglicher Unwissenheit oder güterreichen Lastern.

So ist die allgemeine Stimmung. Wohl gibt es noch Ausnahmen, es sei zur Ehre der christlichen Religion, zur Ehre der Menschheit gesagt! Aber diese Ausnahmen hüllen sich bescheiden und schüchtern in Dunkel. Wohl rief Jesus der Gottessohn: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! — Seine heutigen Nachfolger prangen mit seinem Namen; aber ihre Weisheit ist nicht immer die seinige. Sie begehren, Reiche zu werden, und hoffen dennoch, und vielleicht mit weit geringerer Mühe, das Himmelreich als ausgedehntes Vermögen zu gewinnen. Aber sie irren in ihrem verkehrten Sinn. Sie wissen nicht, was sie thun. Sie verscherzen ihre Seele, ohne es zu glauben; sie werden leidenschaftvolle, nur für Staub und Staubesfreuden athmende Wesen, denen Tugend, Christenthum, Erlösung, Gottheit, Ewigkeit todte Vorstellungen sind. Ihre Weisheit ist nicht Deine Weisheit, o Jesus!

Reichthum ist, wo nicht ein entschiedenes oder unbesiegbares, doch ein mächtiges Hinderniß, in das Reich Gottes einzugehen. Aber wodurch wird Reichthum zum Hinderniß an wahrer Tugend und ächt christlicher Seelenhoheit?

Schon die erste Erziehung von Kindern begüterter Aeltern pflegt den Keim zum nachmaligen Verschlechtern der Gemüthsart zu pflan-

zen. Solche Kinder, theils zärtlicher gehegt und geschont, theils von ihren Erziehern, Dienstboten und andern Umgebungen, der Aeltern und deren Vermögen wegen geschmeichelt, werden schon dadurch, wenn sie Anlagen zur Schlaffheit haben, träger, weichlicher, üppiger, stolzer herabsehend auf Verdienst ohne Gut; oder wenn sie Anlagen zu einer gewissen Lebhaftigkeit des Gemüths haben, eigensinniger, herrischer, rechthaberischer, hochmüthiger. Es ist daher nur allzugewöhnlich, daß die verdienstvollsten und würdigsten oder durch ihre Tugend berühmtesten Personen von dunkler Herkunft, vom Mittelstande waren, die sich nachmals emporschwangen; ferner, daß die Kinder ruhmwürdiger Aeltern entarteten, und durch Gemeinheit und Schwäche den Glanz ihrer Vorfahren trübten.

So wie die eiserne Noth die Erzieherin des ganzen Menschengeschlechts war: ist eine gewisse mit Freiheit verbundene Strenge und Rauhheit, die zur Entwickelung der Kraft durch deren Anstrengung treibt, die beste Pflegemutter großer und trefflicher Geister. Aber in den Palästen der Begüterten suchen wir diese vergebens: da hält süßliche Schmeichelei Wache gegen den Eintritt ernster Tugenden. Es gibt aber keine Christentugend ohne eine hohe, Alles überwältigende Gemüthskraft. Selbst die Ehen der Reichen, selten durch Natur und Liebe, sondern meistens durch Rücksichten auf Vermögen und Stand geschlossen, tragen an sich schon zur Entartung der Geschlechter und zur Hervorbringung einer schwächlichern oder talentlosern Nachkommenschaft bei. Was hier nicht der Mangel gegenseitiger Zuneigung der Aeltern verschuldet, wirken mehr oder weniger von der andern Seite verderbte Säfte, wie solche beim beständigen Genusse verkünstelter und übermäßig reizender Nahrungsmittel und Getränke nicht anders sein können. Vergleichet die frischblühende Jugend des Mittelstandes und des Landmanns mit den zarten Bleichlingen der reichen Häuser! Aber Niemanden be-

fremde es, wenn die Nachkommen der herrlichsten Ahnherren selten mit den Tugenden derselben wetteifern können. Wahr ist es, feinere geschliffenere Sitten finden wir in den Familien der Begüterten, und diese Sittenmilde kann als Vorbereitung zu einem edlern, menschlichern Sinn angesehen werden. Leider aber ist in den meisten Häusern diese Sittenmilde nicht mehr Vorbereitung, sondern schon Ende und Ziel des Strebens. Ein anständiges, ungezwungenes, gefälliges Betragen, das weder Blöße noch Lächerliches darbietet, die Kunst, sich den Schein der Tugend und den Anstrich der Kenntniß zu geben, wo das Bessere selbst fehlt: dies ist gewöhnlicher Hauptzweck der Erziehung. Religion und Religiosität wird als eine untergeordnete Sache genommen, die um des Anstandes willen beobachtet, aber auf welche weiter keine besondere Wichtigkeit gelegt wird.

Ist nun Gemüthskraft höhern Werths, als feine Sitte und Geberde, ist Religion und Religiosität edler als Höflichkeit und Lebensart: woher nun unter solchen Umständen Seelenstärke und Tugend? Woher nun Muth zu Aufopferungen und zu jenen heldenmüthigen Selbstverläugnungen, wie Jesus sie von den Erhabensten der Sterblichen, das ist, von seinen Nachfolgern, fordert? Da vertritt das Ehrgefühl die Stelle der Religiosität, Macht und Würde die Stelle der aufmunternden Ewigkeit. Man fängt erst an, sich Gottes zu erinnern, wenn uns die Welt anfängt zu vergessen; für die Seele zu sorgen, wenn der entnervte Leib unter Krankheiten zuckt; sich mit der Ewigkeit vertraut zu machen, wenn die leichtfertigen Plane des Ehrgeizes durch schlauere Menschen zerrissen oder durch schreckliche Ereignisse gescheitert sind.

Es ist keine wahre Selbstveredlung gedenkbar, ohne vorhergehende Selbstkenntniß. Niemand gelangt leichter zu dieser, als wer im Kampf mit großen Widerwärtigkeiten gezwungen wird, auf fremden Beistand Verzicht zu thun, und Hilfe in sich selbst zu suchen. Er

muß seine Kräfte kennen, er muß seine Leidenschaften bändigen, die ihn noch öfter als seine Feinde verrathen. Selbstkenntniß ist eine Tochter der Bescheidenheit und Kraft.

Aber unter den Glücklichen oder Glücklichgenannten dieser Welt wird Selbstkenntniß unendlich schwerer, als in den dürftigen Ständen. Denn dort gesellt sich zur ohnehin lauten Eigenliebe, die auch selbst im Bettler gern das Wort führt, die übliche Schmeichelei. Man ist gewohnt, um den Andern anstandshalber etwas Verbindliches zu sagen, unbedeutenden Eigenschaften große Wichtigkeit zu geben; Fehler gering darzustellen, und irgend einen guten Einfall, irgend eine löbliche, wenn gleich verdienstlose Handlung über Alles zu erheben, als wäre sie Abglanz der bewundernswürdigsten Tugend. Wenn der Geschmeichelte noch so viel Wahrhaftigkeit des Gefühls hat, um einzusehen, daß er getäuscht werden solle, läßt er sich doch gern täuschen, weil es ihm wohl thut, weil seine Eigenliebe ihn versichert, daß er das Lob in vieler Hinsicht verdiene, weil er überhaupt an sich irre ist, und seinen Werth und Unwerth zu wenig kennt.

Wenn zu solchen die erschütternde Stimme des göttlichen Wortes redet: mit welchen Empfindungen mögen sie es vernehmen? Ach, mit jener Bestürzung und Verlegenheit, wie der reiche Jüngling, als Jesus zu ihm sprach: Willst du vollkommen werden, so sei dir kein Erdengut zu theuer! Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen und folge mir nach!

Reichthum, Wohlleben und Mühelosigkeit erzeugen unfehlbar Erschlaffung des Gemüths. Anhaltende Ruhe vernichtet jede Kraft, ohne welche weder Größe der That, noch die Tiefe der Erkenntniß möglich ist. Daher, so wie aus der mitwirkenden falschen Art des Unterrichts, pflegt selten bei den Kindern der Begüterten ein gründliches Wissen statt zu finden, ausgenommen in der Kunst, die zu Erwerbung von Ansehen und Vermögen

dient. Aber was in diesem Kreise nicht eingeschlossen liegt, die höhern Ansichten des Lebens, die Verhältnisse des Menschen zur Welt überhaupt, zu Gott, zur Ewigkeit, bleiben ihnen gewöhnlich fremd und verworren. Während der Leidende, der Dürftige, der Mensch im Kampfe des Lebens zu diesen höhern Betrachtungen als letztem Trost und letztem Stolz des Geistes hingedrängt wird, macht der Weichling, so lange ihn das Glück anlächelt, daraus einen Gegenstand müßiger Forschelei, oder begnügt sich mit einigen witzigen Einfällen, die er in den Schriften vermeintlich freier Denker gefunden. Sein Rang, sein Vermögen scheinen ihn vom gewöhnlichen Glauben des Volks zu entlasten. Seine Vielwisserei gilt ihm für gründliche Einsicht. Geoffenbarte Religion ist ihm, ehrenhalber schon, ein Mährchen; die Verkündiger derselben sind ihm Betrogene oder Betrüger; er gefällt sich, sie mit den volksleitenden Priestern des Heidenthums zu vergleichen.

Doch ohne Religion will er nicht sein. Er fühlt das Bedürfniß des Geistes. Er wird also Stifter seines eigenen Glaubens, aber eines bequemen Glaubens, denn alles hat er bequem und seinem Willen gemäß. Er will einen Glauben, wie er der vernünftelnden Sinnlichkeit zusagt, das heißt, welcher ihm einige menschliche Schwächen, einige verzeihliche Leidenschaften zu gut hält, die man eines bloßen Gedankens wegen nicht gern fahren lassen mag. Aber Vielwisserei ist nicht Kenntniß, und Träumerei kein Glaube. Unfähig, den Unterschied oder die Einheit von natürlicher oder geoffenbarter Religion einzusehen, tändelt er mit Spitzfindigkeiten oder Einbildungen, bis das Leben ausgenossen, und der unbefriedigte, kraftlose Geist nahe ist, vom welkenden Leichnam zu scheiden. Dann wird der bisherige Weltweise zum thörichten Frömmler, zum knechtischen Beter aus Angst und einem unüberwindlichen Gefühl von Reue; er betrügt sich aber jetzt eben so sehr mit der Kirche, als

sonst mit seiner Weisheit, und wird durch die Bekehrung kein wahrer Christ, so wenig er es vorher gewesen.

Dies ist — ach, nur zu oft! — der innere, geheime Lebenslauf Unzähliger von denen, welche sich durch Rang und Vermögen über die Mitwelt erhaben wähnen, Reichthum für Verdienst, Geburt für edlere Natur halten, und Alles als Vorurtheil und Erziehungsgrille verwerfen möchten, was Christen seit Jahrhunderten bekannten, die größten Weisen ehrten. Darum sprach nicht vergebens unser göttlicher Lehrer: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Denn eben der Reichthum verschließt in sich das gefahrvolle Gift für das unverdorbene Gemüth, so wie man gewohnt ist, in der Weltgeschichte ganze Nationen durch die Wirkung des Luxus und des Reichthums versinken zu sehen, welche sich durch ernste Tugenden hoch erhoben haben.

Lebensbequemlichkeiten machen bequem; aber Bequemlichkeit entspannt die inwohnende Stärke. Sinnenreize, deren der Wohlhabendere sich anhaltend bis zur Gewohnheit gewährt, machen sinnlicher; sinnliches Wesen vernichtet aber den Aufschwung des Geistes. Daher klebt der Reiche am Irdischen, weil ihm der Muth zum Göttlichen schwerer als jedem Andern wird. Ihn ziehen die Felsen mannigfaltiger Vergnügungen immer zum Staube nieder; für ihn verliert das Dasein allen Werth, wenn es ohne Mittel dasteht, ihn gemächlich über die Menge emporzuhalten; für ihn verliert das Leben seine Bedeutung, wenn es ihm nicht das gibt, was man in seiner Weltgegend oder auch nur bei seinem Volke Ehre zu nennen pflegt. So schon von zarter Kindheit auf inniger mit Allem, was der niedrigen Sinnlichkeit schmeichelt, vertraut und vermählt, fällt es ihm endlich schwerer, diesem Allem zu entsagen, um die Aufgaben zu vollbringen, welche ihm Gott und die Religion machten. Den Minderbemittelten, den Dürftigen, hebt das Ungemach des Lebens

schon selbst über das Irdische zum Bessern empor; und so erkenne ich auch hierin die wohlthätig und weise ordnende Hand Gottes, welche nur wenigen Menschen Ueberfluß und ungestörtes Wohlleben, den meisten aber Mühe und Kampf gab.

Ein jeglicher Stand hat seine ihm eigenthümlichen Vorurtheile. Die gefährlichsten für die Sittlichkeit aber herrschen in den höhern Ständen, wo nur zu oft der Unterschied des Ranges in der bürgerlichen Gesellschaft das reine Gefühl allgemeiner Menschenliebe tödtet. So wie die untern Stände Viele über sich sehen, denen sie Ehrfurcht erzeigen müssen, erblicken die höhern Stände Viele unter sich, gegen die sie mehr oder weniger Geringschätzung empfinden. Ehrfurcht aber macht geneigter zur Liebe, Geringschätzung aber geneigter zur Selbstvergötterung und Verachtung der Menschen und ihres angebornen Werthes. Auch der Niedrigste ehrt den Nebenmenschen als ein um sein Selbst willen und nicht für fremde Zwecke vorhandenes Wesen; aber je höher der Reiche steht, je leichter läßt er sich zu dem gräßlichen Irrthum verleiten, untergeordnete Menschen nur als Mittel zu behandeln, geschaffen, den Einfällen der Höhern zu dienen. Daß die Leibeigenschaft unter den Völkern vernichtet worden ist, war minder eine Wirkung großmüthiger Entsagung der Reichen aus Pflichtgefühl und Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Menschenrechte, als eine Frucht steigender Veredlung, Aufklärung und Kraft der mittlern Stände, gewaltiger Schicksale oder einzelner tugendhafter Fürstengesinnungen.

Lieben sollen wir, so fordert Jesus, unsern Nächsten, wie uns selbst; denn Jeder ist unser Miterschaffener, unser Bruder, so wie Gott unser aller Vater ist. Geneigter wird der Mensch von geringern Ständen schon dadurch zu dieser Liebe, daß es seiner Eigenliebe schmeichelt oder sein Selbstgefühl tröstet, zu wissen, wie Könige und Fürsten mit den niedrigsten ihrer Knechte vor Gott gleich sind,

dem kein Ansehen der Person gilt. In höhern Ständen hingegen empört sich nicht selten die Gewohnheit, den großen Haufen tiefer als sich im bürgerlichen Leben zu erblicken, gegen die Anerkennung einer Gleichheit in der Geisterwelt, und wagt man auch nicht immer, sie wegzuläugnen, schwächt doch nicht selten ein leiser Stolz die Regung des religiösen Brudersinnes. Man verzeiht sich mancherlei Nachlässigkeiten gegen Untergebene; glaubt weniger zu sündigen, wenn man denen Unrecht thut, welche sich nicht vertheidigen können oder dürfen; findet Mißhandlung geringer Personen aus Laune oder Muthwillen oder Bosheit nicht anstößig. oder hält dergleichen sogar seiner Stellung für nicht unwürdig.

So in mancherlei andern Rücksichten erschweren Rang und Reichthum die Vollziehung der Christenpflichten, welche, um schon geübt zu sein, in demuthvoller Anspruchlosigkeit geübt sein müssen. Darum erkenne ich die Wahrheit des Wortes Jesu durch zahllose Erfahrungen bestätigt: Es ist einem Reichen schwer, in das Reich Gottes einzugehen. Darum, o Vater, Alles mit unendlicher Weisheit und Liebe leitender Vater im Himmel, will auch ich nicht um Reichthum zu Dir flehen, sondern nur um Weisheit! Und um Weisheit flehe ich, damit ich das Loos, welches Du mir auf Erden beschieden hast, auf eine Deinen hohen Ansichten, Deiner Vatergüte, meiner Menschenwürde angemessene Weise anwende. Wenn ich einen leisen Wunsch zu Dir emporstammeln darf, ach Vater, so gib, daß ich gleich fern vom Ueberflusse des Reichthums, wie von drückender, kummerreicher Armuth bleibe. Desto leichter werde ich den Gefahren ausweichen im edeln Mittelstande, die in Armuth oder Reichthum mit dem Glück meiner Seele verknüpft sind. Aber wie? ist der edle Mittelstand immer edel? Oder ist er es nicht vielmehr erst durch die Tugend, welche ihn adelt? O wie oft gibt eben dieser Mittelstand, den ich preise, das grausenvolle Schauspiel, daß sich in der gleichen Familie, in dem gleichen

Herzen die Laster des Reichthums und der Armuth paaren: Verschwendung mit Bettelei, Rohheit mit Ueppigkeit, Hochmuth und Tirannei mit knechtischer Abhängigkeit. Ist nicht mancher Arme ein Muster des Edelmuths, mancher Reiche ein Muster bescheidener Tugend?

Nein, Vater, ich wage keinen Wunsch. Armuth wie Reichthum sind Mittel zur Seligkeit, wie zum Verderben. Der Mensch ist es, welcher aus der gleichen Pflanze, die Du an seinem Lebenspfade blühen lässest, Balsam und Gift bereitet. Am Menschen liegt es, wenn er nicht auch bei geringem Gute Ueberfluß, und im Ueberflusse nicht Demuth und Mäßigung besitzt. Ich wage keinen Wunsch, o Vater, Du weißt es am besten, was mir zum Frieden dient. Walte Du; jede meiner Bitten ist thöricht, und quillt aus ungenügsamem Herzen, welches Mangel an Zufriedenheit hat.

Gib uns unser täglich Brod, und vergib uns unsere Schulden. Preis und Ehre und Anbetung sei Dir, o Du Versorger und Allbeglücker, o Du Alleinweiser, von nun an in Ewigkeit! Amen.

16.

Glück des Reichthums.

Matth. 27, 57—60.

Beglückt ist, welchen Gott beglückt,
Mit Erdengütern reich geschmückt;
In seinen Händen liegen nun
Die Gaben, Vielen wohlzuthun!

Haushalter Gottes soll er sein,
Nicht sprechen: was ich hab', ist mein!
Nein, es ist Gottes Eigenthum,
Es sei gebraucht zu Gottes Ruhm.

Der Welt zum Segen glänzet er
In seiner Tugend herrlicher,
Als durch die Mittel seiner Macht,
Als durch den Schimmer seiner Pracht.

Einst spricht von ihm die Nachwelt dann:
Er war ein edler Christ und Mann;
Er, durch die Frömmigkeit verklärt,
War seines Glücks und Vorzugs werth!

Wie ein Verbrecher zwischen Verbrechern hatte der Messias am großen Tage des Schreckens sein Leben ausgeblutet. Sein erstarrter Leichnam hing einsam am Kreuze in der Dämmerung der eintretenden Nacht. Das gaffende, gleichgültige Volk war aus einander geeilt. Die Feinde Jesu, triumphirende Zeugen seines Todes, hatten ihre Rache in seinem Blute gestillt, und waren zurück nach Jerusalem, ihren Sieg zu feiern. Die schüchternen Freunde und Geliebten des Erlösers wagten es vor dem Argwohn des Pöbels nicht, dem Gekreuzigten nahe zu sein. Auch sie entfernten sich weinend, und verbargen in heimathlichen Wohnungen ihren unendlichen Schmerz. Einsam stand Golgatha, und in der Dämmerung der Nacht das Kreuz mit dem göttlichen Todten. Da nahten sich von Jerusalem her mit eilenden Schritten Männer voll liebreichen Sinnes. Sie gingen zum Kreuze des Erlösers und nahmen den Leichnam ab. Es war Joseph von Arimathia, einer der reichsten und angesehensten Einwohner Jerusalems, und Mitglied des hohen Raths, welchen selbst Pilatus, der römische Landpfleger, ehrte. Auf sein Verlangen hatte ihm Pilatus erlaubt, den Leichnam des Göttlichen zu beerdigen. So kam Joseph von Arimathia nebst seinen Dienern. Auch einer der vornehmsten und achtungswürdigsten unter den Pharisäern, Nicodemus, trat hinzu. Seine Dienerschaft trug bei hundert Pfund Myrrhen und Aloe. Die heiligen Gebeine wurden mit diesen Spezereien in reine Leinentücher eingehüllt und hinabgetragen in Josephs Garten, wo sich dieser edle Mann ein Erbbegräbniß in Felsen hatte hauen lassen, in welches noch Niemand gelegt war. Da folgten weinend Maria Magdalena und Maria,

die Mutter Jakobi und Joseph, dem Trauerzuge, und blickten schüchtern in der Ferne auf die Ruhestätte des theuern Leibes.

Wo die Dürftigkeit der Jünger Jesu ohnmächtig zurückgetreten war, glänzte jetzt die edle Anwendung des Reichthums und Ansehens Josephs von Arimathia und eines Nicodemus. Wie oft in der gerechtesten und unschuldigsten Sache der Mund der Armuth schweigen muß, darf noch der Mann von Macht und Mitteln seine Stimme erheben. Was der römische Oberbefehlshaber des Landes den blutigen Thränen der Mutter Jesu, dem Jammer der liebenden Jünger versagt haben würde, gestattete er achtungsvoll dem Wunsche eines Mitgliedes vom hohen Rathe Jerusalems. Die heiligen Schriftsteller haben wohl diese Begebenheit nicht vergebens mit so vielen kleinen Nebenumständen für die Nachwelt aufgezeichnet. Weit entfernt, denjenigen zu verachten, der von Gott mit größerm Vermögen gesegnet ward, schienen sie das Andenken jener Männer besonders ehren zu wollen, welche sich durch weisen Gebrauch des Reichthums auszeichneten, und ein Gegenstück zu der Erzählung von dem begüterten Jüngling aufzustellen, der den Herrn fragte: was muß ich thun, daß ich vollkommen werde? aber von seinem Reichthum um Jesu willen nicht ablassen wollte, sondern sich verlegen hinwegschlich. Wenn Jesus aber diesem Jüngling einst sagte, er solle alle seine Güter verkaufen und den Armen geben, war dies wohl nur eine Prüfung, nicht aber sein Sinn, daß Jeder, welcher Erbe des Himmelreichs zu werden gedenke, sich seines Habes und Gutes zum Besten der Armen entschlagen müsse. Denn was wäre gewonnen, wenn alle Reichen ihr Vermögen aufopferten? So wären sie arm, und die Armen, ungewohnt des Ueberflusses, ständen als vielleicht noch schlechtere Verwalter desselben bereichert an der Stelle des Begütertgewesenen. Wenn Jesus sagte: es ist schwer, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme! wollte er nur die Gefahren und Hindernisse bezeichnen, welche durch den Reichthum gegen die

Veredlung des Geistes erwachsen; aber daß nicht auch Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit mit Reichthum und Macht vereinbar wäre, daran hatte Christus nicht gezweifelt. War nicht David einer der mächtigsten und reichsten Fürsten der Welt gewesen und doch eines frommen, gottliebenden Gemüthes? Daher war es theils Mißverständniß, theils übertriebene Andacht, wenn ehemals sowohl Fürsten als vermögliche Unterthanen ihre Besitzungen veräußerten, um in freiwilliger äußerer Armuth des Himmels um so gewisser zu sein. Daher ist's noch heute tadelnswürdig, wenn Frömmler oder Schwärmer voll mitleidigen Stolzes, oder wohl gar voll verächtlichen Hasses, jeden Reichen für einen unfähigen Nachfolger Jesu, und den Besitz des irdischen Mammons selbst für eine Sünde halten. Nicht das, was Gott der Herr dem Menschen gegeben, ist unrein, sondern was das Herz davon zum Bösen mißbraucht.

Auch nicht der Mensch ist Richter über die Art, wie der mit Glücksgütern vorzugsweise Gesegnete die empfangenen Gaben verwendet, so lange die Verwendung nicht offenbar zum Nachtheil der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und guten Sitten geschieht. In diesem Fall ist es der Obrigkeit, die Gewalt hat, Pflicht, schändlichen Mißbrauch des Vermögens zu verhüten oder zu strafen. — Aber wohin weder Gewalt noch Macht bürgerlicher Obrigkeiten geht, da steht Gottes Macht. Es ist inzwischen ein sehr gewöhnlicher Fehler der Minderbegüterten, daß sie die Denkart und den Vermögensgebrauch der Reichern tadeln, sowie überhaupt diejenigen gern zum Gegenstande ihrer Bemerkungen machen, welche im gemeinen Leben durch irgend einen äußern Umstand Auszeichnung genießen. Aber diese Beurtheilungen, wenn auch nicht immer von Einmischung neidischer Gefühle vergiftet, sind selten, sie mögen schelten oder loben, zuverlässig. Denn Jeder mißt den Werth des Andern mit einem selbstgeschaffenen willkürlichen Maßstabe. Der Eigennützige schilt den Reichen einen Verschwender, der einen seinem

Stande gemäßen Aufwand macht; der Unwissende tadelt ihn, wenn er einen großen Theil des Vermögens zur Beförderung der Wissenschaften oder nützlicher Anstalten verwendet; der Prasser findet es thöricht, statt seine Einkünfte für Wohlleben und Pracht zu verwenden, sie zu Entdeckung wichtiger Kenntnisse zu gebrauchen.

Nur Gott richtet gerecht. Er kennt den Gedanken und Willen dessen, dem er ein beträchtlicheres Eigenthum und größere Macht auf Erden verliehen. Nur Gott hat ihn allein zu richten, den er zum Haushalter über mehr setzte, als Andere. Er wird ihn zur Rechenschaft fordern und zu dem Einen sprechen: Ich habe dich über Weniges gesetzt, nun will ich dich, o getreuer Knecht, über Vieles anordnen; und dich, o Ungetreuer, den ich über Vieles angestellt habe, erwartet eine strenge Rechenschaft. Jeder Wohlhabende in der Welt, welcher den ehrenvollen Namen des Weisen und Christen verdienen will, betrachtet sich in der That nicht als wirklichen und bleibenden Eigenthümer der ihm zugefallenen Glücksgüter, sondern nur als den von Gott für einen kleinen Zeitraum verordneten Verwalter derselben. Wer könnte auch thöricht genug sein, das, was er in der üblichen Sprache des gemeinen Lebens sein Eigenthum nennt, für wirkliches Eigenthum zu halten? Er trat nackt und bloß in die Welt, noch ärmer scheidet er wieder aus derselben ab. Was er besaß, war nur ein göttliches Darlehen. Es bleibt zurück. Alles, was wir heute besitzen, war schon das Eigenthum der Vorwelt, und wird wieder, wenn unsere Gebeine längst verweset sind, Eigenthum nachfolgender Geschlechter und künftiger Jahrtausende werden, die uns so wenig kennen, als wir die ehemaligen Besitzer unsers Habes alle kennen. Was die Erde hatte, bleibt der Erde. Die Summe desselben vermehrt und vermindert sich eigentlich im Ganzen nicht, sondern wechselt nur von Hand zu Hand, in einzelnen Theilen bald größer, bald geringer. Jeder Sterbliche empfängt für einige Jahre davon durch Gottes Güte seinen kleinen Antheil. Es

sind Mittel, die ihm der allgemeine Vater gewährt, sowohl sein eigenes Dasein, die Gesundheit seines Körpers und die Veredlung seines Geistes zu befördern, als auch die Summe der Glückseligkeit und Freude unter andern Erdenbewohnern zu vermehren.

Wer also von dem Vermögen, welches ihm durch Gottes Gnade zukam, für sich nur so wenig verwendete, als die Nothwendigkeit erforderte, dagegen im Namen des Schöpfers das meiste Gute für Andere begründete, welche weniger Mittel empfingen, der ist ein getreuer und weiser Haushalter Gottes auf Erden, ein wahrer Christ zu nennen. In der That verdient daher das Glück dessen gepriesen zu werden, welcher neben mancherlei äußern Vorzügen auch Weisheit genug besitzt, sie auf die würdigste Weise gottähnlich für besondere und allgemeine Wohlfahrt der Miterschaffenen zu verwalten. Welch ein weites Feld schöner Wirksamkeit ist ihm aufgeschlossen! Durch seine Macht, durch sein Ansehen, wie durch seine Tugend, scheint er einer Reihe höherer Wesen anzugehören, die an Gottes Statt Spender seiner Wohlthaten und Verbreiter seines Segens sind. Oder ist derjenige nicht glücklich zu preisen, der Macht genug hat, das meiste Gute zu vollführen, das er der Welt wünscht?

Wer in dieser Absicht nach Vergrößerung seines irdischen Vermögens strebt, verdient nicht Tadel, er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Er ist nicht dem gemeinen Haufen derer zu vergleichen, die reich sein wollen des Reichthums wegen, die Zinsen auf Zinsen häufen, oder ihr ganzes Leben in Mühseligkeit und Arbeit vertreiben, um einst ihrem Leibe dafür recht gütlich zu thun, oder in lächerlichem Stolz mit dem Erworbenen vor den Leuten glänzen zu können. Wer in dieser Absicht auf die Erhaltung seines Vermögens Bedacht nimmt, damit er noch lange die Freude der nützlichen und vielbeglückenden Anwendung genießen, sie selbst seinen Kindern und Verwandten gewähren könne, verdient

nicht Tadel. Er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Denn er ist nicht jenen selbstsüchtigen Thiermenschen zu vergleichen, die sich des Reichthums nur darum freuen, und nur darum ihn zu bewahren suchen, damit sie immer sogenannte gute Tage leben, sich besser kleiden und nähren können, denn Andere; oder damit sich viele Leute vor ihnen bücken, und mit Neid von ihnen reden oder ihrem Stolze schmeicheln müssen.

Der begüterte Christ betrachtet die irdischen Vorzüge, welche er durch Gottes Vorsehung empfangen hat, durchaus nur als ein vorübergehendes Darlehen aus der Hand des allmächtigen Gebieters der Welt, als ein Mittel, Andere und sich vollkommener und glückseliger zu machen. Daher hat er keinen Stolz auf das, was nicht ihm gehört, sondern Gottes Eigenthum ist und bleibt. Vielmehr verwaltet er die ihm anvertrauten Pfunde, obgleich mit pflichtmäßiger Thätigkeit, doch mit jener edeln Demuth, die aus der innern und tiefen Ueberzeugung entsteht, daß er nicht seiner Verdienste willen darüber angestellt sei, und daß viele Andere durch Tugend und Kenntnisse weit größerer Vorzüge würdiger wären, als er. Er verwaltet seine Besitzungen und gebraucht seine Vorzüge nicht für sich, denn er selbst bedarf wenig, sondern zum Besten der Welt. Und wie er in jedem seiner Nächsten einen Miterschaffenen, ein Kind Gottes sieht, so erblickt er auch in jedem Leidenden einen rechtmäßigen Theilnehmer an dem ihm vorzugsweise geliehenen Ueberfluß. Indem er nie vergißt, daß sein Gut schon der Vorwelt gehörte, und der Nachwelt gehören werde, vergißt er auch nicht, daß er als gegenwärtiger Verwalter desselben ein beständiger Schuldner gegen seine Mitbürgerschaft, gegen sein Vaterland, gegen die gesammte Menschheit sei. Er betrachtet denjenigen, welcher alle seine Einkünfte schwelgend für sich selbst und seine Sinnenlust und Leibesbequemlichkeit verzehrt, als einen ungetreuen Haushalter Gottes, als einen Benachtheiliger seiner Brüder, die er

um das Gut und um die Zinsen eines Vermögens verkürzt, welches nur zur Beförderung ihres Wohlseins bestimmt worden war.

So erfüllt der begüterte Christ das Wort Jesu an jenem reichen Jüngling: Verkaufe dein Gut, und gib es den Armen und folge mir nach. Der ächte Nachfolger Jesu, indem er von seinem irdischen Vermögen für eigenes Wohlsein das Wenigste gebraucht, indem er seine eigenen Bedürfnisse einschränkt, um desto mehr zu erübrigen, wodurch er Andern nützlich werden kann, hat sein Gut folglich den Dürftigern geweiht. Er behält die Mühe der Verwaltung, die ihm vom Schöpfer angewiesene Stelle des Austheilers, und überläßt Andern den Genuß der Vortheile und des Segens. Er entsagt mäßig und enthaltsam entbehrlichen Dingen, und lebt einfach wie Jesus, thut wohl wie Jesus, er wandelt wie Jesus im Geiste und Zwecke Gottes. Er setzt keinen Werth auf seine Vorzüge und Glücksgüter, sondern nur darein, wie er heute besser als gestern vermittelst derselben Menschenwohl ausbreiten oder beleben könne. Er an sich ist arm — mancher Bettler vielleicht schwelgerischer und weichlicher und träger; er ist nur reich für Andere. Er ist wahrhaft Herr seines Vermögens, während hundert Andere hingegen nur Sklaven ihres Reichthums, von den Ketten der Ueppigkeit, Wollust, Prachtliebe und Eitelkeit gefesselt sind. Wir würden jedoch Unrecht thun, diejenigen wohlhabenden Personen eines Mangels an wahrem Christenthum zu beschuldigen, welche einen ihrem Stande gemäßen Aufwand machen. Der sinnliche Mensch freilich treibt auch Aufwand, aber aus Stolz und Begierde zum Wohlleben. Der Weise hingegen macht ihn, um damit seinem Range, seinen bürgerlichen Verhältnissen den gebührenden Zoll zu entrichten. Denn der große, noch viel zu wenig gebildete Haufe, welcher den Menschen und sein Ansehen nur nach dem ihn umgebenden Glanz beurtheilt, und selbst vor obrigkeitlichen Personen, ohne äußerliche Auszeichnung, wenig Ehrfurcht empfinden würde, bedarf eines ge-

wissen Eindrucks auf die Sinne, um ihm die nothwendige Achtung einzuflößen.

Daher möge immerhin jedem Stande die erforderliche Auszeichnung zuertheilt werden; ja, um der öffentlichen Ordnung willen ist sie pflichtmäßig, und der Christ, bei aller persönlichen Bescheidenheit, muß sie wegen der wohlthätigen Zwecke handhaben. Eben dieser äußerliche, dem Weisen oft nur zu beschwerliche Pomp und Aufwand ist zugleich für zahllose Mitbürger, die von ihrer Hände Arbeit leben, eine reiche Nahrungsquelle, ein Hilfsmittel, durch welches der Begüterte dem arbeitsamen Dürftigen eine ansehnliche Unterstützung zukommen läßt, die außerdem Müßiggängern hingeworfen werden müßte. Sonach ist Reichthum so wenig als Armuth eine Strafe Gottes, oder ein Quell von Gefahren für die Seele, sondern beide werden es durch Mißbrauch erst für den Thoren, so wie sie ein Glück sind in der Hand des Weisen. Wohl oft hegt der einsichtvolle, doch unbemittelte Mann lebhafte, reine Wünsche zur Vermehrung des besondern oder geheimen Wohls. Aber ihm gebricht die Kraft der Vollziehung. Die vortrefflichsten seiner Entwürfe bleiben als leere, schöne Träume unbemerkt und vergessen. Das Elend, dem er gerne abgeholfen haben würde, dauert fort. Er muß bei der Vereitelung seiner frommen Wünsche beständiger Zeuge sein, wie die Ungerechtigkeit immerfort Schlupfwinkel findet, Eigennutz das öffentliche Wohl zerstört, Unwissenheit bald hier bald da ihm unvermeidlichen Schaden stiftet, dem Niemand abhilft. — O wie beneidenswürdig erscheint hier die Macht des tugendhaften Reichen, der seinen Geist Gott, sein Gut dem Glück der Menschheit geheiligt hat! Er, gleichsam selbst wie ein Gott in seinem Wirkungskreise, zaudert nicht. Ihm ist's gegeben, seine edeln Wünsche, wie er sie in seiner Brust empfing, zu erfüllen. Ihm stehen die Kenntnisse des Unterrichtetern, ihm die Fürsprachen des Beredtern, ihm der Arm des Stärkern zu Gebot. Er hilft, wo er um Hilfe

rufen hört, und rettet, wo Andere aus Mangel an Mitteln mit Thränen im Auge zurücktreten.

Dürftigkeit macht muthlos. Wer nicht hat, wird vom gemeinen Haufen nicht geachtet. Ihm thut man leichter Gewalt an. Es hört auf ihn Niemand. Er muß vor den Launen der stolzen Machthaber zittern. Sein Rath wird nirgends verlangt und angenommen. Seine Freimüthigkeit wird oft als unbescheidene Frechheit, seine Gutmüthigkeit wird oft als zudringliches Wesen gedeutet. Mancherlei bittere Erfahrungen machen ihn endlich scheu. Er wagt kaum die gerechtesten Ansprüche. Wie beneidenswürdig erscheint daneben das Ansehen des Reichen! Wo die Bluthränen der Maria, wo der Schmerz eines Johannes, eines Petrus umsonst gefleht haben würden, siegte ein Wort des geachteten Joseph von Arimathia vor Pilatus. Ihm wurden die heiligen Gebeine des Welterlösers ausgeliefert, daß er ihnen eine würdige Ruhestätte gebe! — Den Armen, so tugendhaft er auch sei, beachtet Keiner. Die Augen gemeiner Menschen richten sich immer nur gern dem Glanz des Goldes und irdischer Größe zu. Der Unbemittelte steht mit seinen schönsten Thaten im Dunkel; und vollbrächte er das schönste Tugendwerk, man lächelt ihm höchstens einigen Beifall. Man nennt es seine Schuldigkeit und Pflicht. Um seinen Namen fragt Niemand. Es fällt fast Keinem ein, ihm in dem Guten, was er that, nachzuahmen. Nur erhabene Menschen sehen auch auf die edle Handlung, die der Arme im Stillen übt. Nur ein Jesus bemerkte die unbemittelte Wittwe, welche ihr Scherflein in den Gotteskasten legte, ach! vielleicht einen sehr wichtigen Theil ihres gesammten kleinen Vermögens; aber den Pharisäern, die an den Straßenecken mit Getöse und Pomp ihr Almosen spendeten, rannte die leicht zu blendende, immer nach dem Schein urtheilende Menge des Volkes nach. Wie beneidenswürdig erscheint hier das Glück des tugendhaften Reichen! Auf ihn sind Aller Augen gewendet. Was er thut, wird gepriesen, und weil es gepriesen wird,

nachgeahmt. Er wirkt oft noch mehr Gutes durch sein Beispiel, als durch seine eigene That. Jeder wünscht ihm ähnlich zu sein. Wie er handelt, so folgen zehn und hundert Andere nach. Er wirkt durch seine glückliche Stellung mehr Gutes, als er selber kennt und weiß. Das ist das Glück des Reichthums. Er ist in der Hand des Edeln ein überschwenglicher Segen für die Welt. Allerdings sind die tugendhaften Gesinnungen des Reichen nicht ruhmvoller, als die des Armen. Menschen mögen mit ihrem kleinen Maßstab den Schein messen: vor Gott, dem Allgerechten, ist derjenige, welchem er nur ein Pfund zu verwalten gab, so angenehm, als derjenige, dem er Tausende anvertraute, wenn beide ihre Pflichten auf gleiche Weise vollstreckten. Aber unbillig ist es auch, wie oft geschieht, den nützlichen und schönen Thaten reich bemittelter Mitbürger oder der weit gebietenden Fürsten allen Werth schon darum abzusprechen, weil sie bemittelter und mächtiger sind. Es ist unbillig, sogleich, wie es doch oft geschieht, wohlverdientes Lob, das man diesen zollt, für niedrige Schmeichelei zu halten. Nein, auch Ehre, dem Ehre gebührt! Der Christ preiset ohne Ansehen der Person das Preisenswerthe, und dem Weisen ist es würdiger, zehnmal in seinem Lobe, als einmal in seinem Tadel zu irren.

Zudem müssen wir nie vergessen, daß Wohlstand und Hoheit verführerischer zur Sinnlichkeit sind, als Unglück und Dürftigkeit. Nicht vergebens sagte Christus: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme! Wer bei hohem Rang bescheiden, bei großer Macht mäßig, bei allem Ueberfluß enthaltsam sein kann, verdient schon darum mit vollem Rechte unsere Ehrfurcht und Achtung, weil er, um zu seinen Tugenden zu gelangen, schwerere Versuchungen zu bestreiten hatte, als der in dunkler Niedrigkeit und Dürftigkeit Wohnende. Nein, die christliche Tugend im Purpurgewand, im Palast und auf dem Thron sei mir nicht minder ehrwürdig, als die Tugend in der Hütte des

Elendes, und oft erscheint sie mir selbst glänzender, weil sie seltener und schwerer zu erringen ist. Denn Unglück stärkt und erhebt das Gemüth, aber Ruhe und angenehme äußere Verhältnisse pflegen eher die Kraft zu lähmen, und Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen das Göttliche zu erzeugen.

Wer umringt von den Reizen und Künsten der Wollust treu seine Unschuld bewahrt; wer im Besitz großen Wohlstandes einfach lebt, wie ein Armer, um desto reicher für die Dürftigen oder für Mitbürgerschaft und Vaterland im Wohlthun zu sein; wer im Gefühl großer Gewalt ohne Herrschsucht bleibt, und seine Macht nur anwendet, das Gerechte gegen ungerechte Gewalt, die wehrlose Unschuld gegen gewissenlosen Uebermuth zu schützen; wer, erhaben über Tausende, sich nur als ihren Verpfleger und sie Alle als seine Brüder ansieht, die er mit gleicher Liebe liebet, deren Rechte ihm heilig bleiben — wahrlich, der hat Christussinn, und ist der Achtung aller Tugendhaften würdig; denn leicht ist's dem Armen, mäßig, dem Gewaltlosen, demüthig, dem Unbekannten, bescheiden zu sein. In ihm ist Christussinn; denn sein Reich ist ja nicht von dieser Welt, seine Schätze sammelt er nicht für den Genuß im kurzen Erdenraum. Er ist glücklich, weil er beglücken kann; er wäre elend in seinem Wohlstande, wenn er nicht fähig sein könnte, durch denselben einen Himmel um sich zu verbreiten.

Heil euch, ihr Edeln, ihr Seltenen, denen Gott vor zahllosen andern Mitmenschen Vorzüge gab, die ihr aber nicht zu euern, sondern zu Vorzügen der Mitbürger machet: euer ist das Himmelreich! Und wie ihr euern Miterschaffenen einen Himmel bereitet, so wird euch wieder gegeben werden. Das Glück des Reichthums ist eine der schönsten aller Erdenseligkeiten. Den Reichthum gibt uns Gott, das Glück desselben müssen wir uns selbst bereiten.

Und wer wäre denn in der Welt so ganz arm, daß er sich nicht auch dies Glück verschaffen könnte? Um es zu gewinnen, lerne der

Reiche in seinem Reichthum arm sein, und der Arme werde in seiner Armuth reich durch Verzichtleistung auf das minder Nothwendige. So hat er auch Mittel, Wohlsein und Freude Andern zu gründen. Brachte doch die dürftige Wittwe freudig ihr Scherflein zum Gotteskasten. Auch sie war reich in ihrer Armuth, und empfand das Glück des Reichthums!

17.

Häusliche Freuden.

Spr. Sal. 5, 17.

Vor der fernen Zukunft zagen
Will ich nicht.
Es gebricht
Keinem Tag an Plagen.
Heute leb' ich! Bin ich morgen
Nicht vielleicht
Schon erbleicht?
Warum will ich sorgen?

Ich will nur vor allen Dingen
Suchen mir
Weisheit hier,
Tugend zu erringen.
Was mir sonst noch nützt hienieden,
Das wird mir,
Herr, von Dir
Ja gewiß beschieden.

Von allen Arten irdischer Lebensfreuden ist keine tiefer in alle Gefühle des Lebens eingreifend, als die häusliche Freude. Wir können uns unter Freuden ergötzen, zerstreuen; unser Vergnügen kann oft in ausgelassenen Muthwillen, in übertriebene Lustigkeit entarten: und doch ist hier die Freude nicht so erwärmend und rein, als wenn wir sie in der Mitte unserer Vertrauten genießen. Wir

können auch einsam ein stilles Vergnügen empfinden; aber doch ist die Lust, welche wir mit einem geliebten Herzen theilen, doppelt süß. Warum zieht der Seefahrer hinaus in die Stürme des Weltmeers, in alle Gefahren und Beschwerden entferner Himmelsstriche? — Er will sein Vermögen vergrößern, um es dann in den Schoos seiner Familie schütten zu können. Für Unbekannte wagt er sein Leben nicht. Was liegt dem Ehrbegierigen daran, ob man ihn in andern Ländern bewundert? Aber in der Heimath erst schmeichelt ihm der Ruf der Fremde, wenn seine Verwandten, seine Freunde und Freundinnen, seine ehemaligen Gespielen Theil an der Ehre nehmen, oder doch darum wissen. — Denn Jeglichem ist seine Familie, sein Haus und seine Heimath der Mittelpunkt seiner Welt. Auf diese bezieht er Alles, was er thut. Daraus läßt sich erklären, warum häusliche Freude den schönsten Reiz für gefühlvolle, unverdorbene Menschen hat. Wer sie nicht kennt, ist nur halb froh.

Ein Aufwand, welchen wir für Vergnügen machen, kann daher kaum weiser verwendet werden, als zur Vermehrung häuslicher Glückseligkeit. Es zeugt von roher oder verbildeter Denkart, wenn Hausväter einen Theil ihres Erwerbs für Lustbarkeiten außer dem Hause verschwenden; wenn Hausmütter ihre kostspieligen Erholungen am liebsten in fremden Gesellschaften aufsuchen, während die Ihrigen daheim, wie verwaiset, sich dürftig zu erheitern suchen, so gut sie können. Da erkaltet die zärtliche Freundschaft zwischen Gatten und Aeltern und Kindern, wo der Eine gar nicht des Andern bedarf, um innig froh zu sein. Den liebt man nicht, mit dem man nicht am öftersten und liebsten stille Freuden theilen mag. Erst da ist ein Glück vollkommen, wo die Lust daran uns aus den Augen theilnehmender Freundschaft entgegenstrahlt.

Es ist **Pflicht des Christen, mit warmer Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren**, daß sie niemals, auch in den Tagen der Trübsal nicht, ganz erlösche. Wo sie die

Herzen erwärmt, ist geselligere Eintracht und treuere Freundschaft. Wo sie leuchtet, kennt Jeder seine Pflicht besser, vollbringt Jeder sein Tagewerk muthiger und vollkommener. Frohe Seelen sind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menschenliebe; die Mißvergnügten aber haben etwas zu bereuen, das nicht recht ist, oder finden Gefallen daran, auch Andere verdrießlich zu machen.

Darum mahnten Jesus und seine Jünger immerdar zur Heiterkeit an: Freuet euch mit den Freudigen; seid allezeit fröhlich! — Darum rechnete es sich der Messias zur Pflicht, auf der Hochzeit zu Kanaa den mangelnden Wein zu ersetzen, damit der festliche Tag seiner Freunde nicht gestört werde. — Wie er, der göttliche Weise, sollen auch wir, die wir uns seine Nachfolger nennen, uns nicht der Freude entziehen. Wie die Gottheit alle Welten beseligt, so sollen wir mit unsern beschränkten Kräften gottähnliche Freude im engen Kreise derjenigen ausbreiten, die uns am nächsten stehen.

Wir sollen es sogar nicht dem Zufall überlassen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde; sondern daran erkennen wir die Weisheit und Herzensgüte des Freudengebers, daß er besorgt ist, für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden, und die Gemüther seiner Lieben in einer beständig heitern Stimmung zu erhalten.

Wie wenig bedarf es dazu! — Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort genügt ja schon. Es genügt ja schon der bloße Vorsatz, man wolle keine mürrische Miene im Hause dulden. Wie viel hängt vom Betragen der Hausmutter, des Vaters und jedes Erwachsenen, ab, Alles, was gegeben wird, mit irgend einer Annehmlichkeit zu würzen; für jeden folgenden Morgen etwas zu ersparen, das bis dahin die Hoffnung der Hausgenossen anmüthig beschäftigt! Die Freude ist wohlfeil; für gute Seelen quillt sie aus allen Kleinigkeiten hervor. Der Genügsamste ist daran am reichsten. Freuden, die mit großen Kosten erkauft werden, erquicken

selten; und wenn sie mit schwerem Golde erkauft würden, sie haben in verdorbenen Gemüthern frostige Aufnahme.

Willst du Freude in deinem Hauswesen einheimisch machen, so sorge zuvor, daß alle Gemüther Empfänglichkeit für sie haben. Empfänglichkeit wird da sein, wo Jeder den Andern ehrt und liebt, und Keiner in seiner Pflichterfüllung zurückbleibt. — Ein reines Herz macht schon natürlich frohen Sinn. Wer mit sich selbst nicht zufrieden ist, der flieht das stille Vergnügen. Er muß sich eine Lust erkaufen oder erkünsteln. Aber ach! erkünstelte Freude ist keine Lust, sondern nur — Zerstreuung; während der Mund lacht, zürnt und trauert das Herz. Keinem ist wohl dabei.

Pflichterfüllung, vollbrachte Arbeit, schön geleisteter Gehorsam, ist die erste, die reinste aller häuslichen Freuden. Sie macht das Herz zu aller andern Lebenslust offen. Aber freilich, nicht Jeder ist jeden Tag derselbe. Es werden auch Fehler begangen. In der wohlgeordnetsten Haushaltung treten Nachlässigkeiten ein, und Versehen von allerlei Art stören die heitere Laune. Es muß getadelt, es muß das Sträfliche gestraft sein. Wie kann daneben der Frohsinn gedeihen? — Wohl kann er auch da gedeihen, wenn Weisheit und Maß in Allem den Vorsitz hat. — Strafe und Ernst sind zur Besserung des Fehlbaren. Aber langes Grollen, immer wiederholtes Aufrühren des Geschehenen, immerwährende Anspielungen auf das Vergehen verbessern kein Gemüth, sondern bewirken nur Erbitterung, stummen Haß, Verachtung aller Vorwürfe, auch der verdienten. Die Untugend des langen Grollens und Murrens ist meistens Personen von schlechter Erziehung oder von schwachem Verstande eigen, oder auch solchen, in denen eine niedrige Sucht zur Feindseligkeit vorherrschend ist. Sie sind ohne Edelmuth oder ohne Besonnenheit; sie sehen nicht ein, daß sie durch eigene Schuld mehr verderben, als bessern. Sie sind in ihrem verkehrten Sinn stolzer darauf, gefürchtet, als geliebt zu

sein. Wehe, wo auch nur ein einziges Mitglied von so niedriger Denkart im Hauswesen waltet — da flieht der Friedensengel, und die Hölle wird bereitet Allen, die mit solchem in Berührung treten müssen. Was das Traurigste ist: so sind dergleichen unselige Gemüthsarten, die nichts als Unglück bringen können, schwer zu bessern. Eine Krankheit des Herzens oder Verstandes, wie diese, wird mit den Jahren nur unheilbarer und unerträglicher.

Es waltet kein Segen im Hause, wo nicht auch selbst Tadel und Strafe aus der Liebe hervorgehen. Wo Liebe straft, da ist keine Bitterkeit, noch weniger pöbelhafte Grobheit. Man sage nicht; aber mit Sanftmuth und Güte läßt sich nicht Alles erzwingen. Wie du die Menschen behandelst und gewöhnst, so werden sie. Liebe erzeugt Liebe, Ernst und Würde Gehorsam; aber Grobheit weckt Grobheit, und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten.

Ist die Strafe gegeben, so sei der Fehler vergessen; so herrsche wieder die gewohnte Freundlichkeit vor; so erinnere nichts mehr an das vergangene Unangenehme. Deine schnell wiederkehrende Güte gewinnt dir mit größerer Anhänglichkeit des Fehlbaren in seiner Brust eine tiefere Reue. Die alte Heiterkeit kehrt heim. Der Friedensengel will von der Wohnung der Guten nicht weichen.

Zwar wird in eine so weise Haushaltung jeder Tag seine größern und kleinern Freuden tragen; Scherze werden auch das Mühselige der Arbeit verannehmlichen; vereintes Trösten wird selbst die Unfälle der Hausgenossen verringern – doch sei daran noch nicht genug! Wie jedes Land und Volk, jede Stadt seine eigenthümlichen Feiertage zum Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit hat: so ist es gut, daß jede wohlgeordnete Haushaltung ihre besondern Familienfeste habe. Das Außerordentliche oder Nicht-Alltägliche erhöht den Reiz des Genusses und die Stimmung zur Freude.

Dergleichen Familienfeste, wie Geburts- oder Namens-

tage der Aeltern, der Kinder, der Geschwister, oder auch verstorbener Geliebten — denn warum wollen wir diese ausschließen von uns? gehören sie nicht noch immer zu den Unsrigen? — solche Familienfeste schlingen mehr denn jedes andere Mittel ein enges Band um die Herzen der Hausgenossen, und machen sie zu einem fester vereinten Ganzen. Selbst der Fremdling, wenn er daran zur Theilnahme gelangt, fühlt sich in dem glückseligen Verein verwandter. Der feierliche Ausdruck der Verehrung und Liebe, welche bei solchen Anlässen Alle dem Einen bezeugen, vermehrt in Allen wirklich die Verehrung, und in dem Verehrten die Liebe, die Anhänglichkeit zu Allen. — Und mag auch, wenn wir in einem häuslichen Feste das Andenken zärtlich geliebter Todten begehen, wohl eine Thräne auf den Blumenkranz fallen, und Wehmuth durch die Freude schimmern — nur um so besser! Das Vergnügen wird heiliger! Die Wehmuth ist süß, welche unsere Seelen an das Himmlische und Ewige hinaufzieht!

Und solch einen Tag zu verherrlichen, bedarf es ja keines glänzenden Aufwandes. Auch wenn wir es vermögen, sollen wir uns hüten, in dem, was wir zur Freude wählen, kostspielige Anstalten zu treffen. Die Liebe, die Verehrung, wie sie sich in Jedem besonders ausspricht, soll des Festes schönsten Glanz bringen. Ein ungemessener Aufwand stört die edle Einfalt des Hauswesens, und legt das Festliche in Nebendinge, die nicht zur Freude Aller gehören. Da steht es schon schlimm, wo die Freude nicht wohlfeilen Kaufes ist! — Soll mehr als gewöhnlich gethan werden, so geschehe es mit weiser Mäßigkeit. Erlaubt es der Zustand deines Vermögens, so wähle solchen Tag vorzugsweise, die Heiterkeit, welche in deinem Hause lebt, auch außer demselben zu verbreiten. Wer recht glücklich ist, möchte die ganze Welt in seine Seligkeit hineinziehen. — Siehe, es gibt wohl noch weinende Augen in deiner Nähe; es gibt wohl noch Familien, die mit großer Dürftig-

keit zu kämpfen haben; es gibt wohl arme Greise, die am Abend ihres Lebens mit der Freude wenig mehr gemein haben — — hast du nichts übrig, ihnen den Feiertag deiner Aeltern, deiner Kinder, deiner Geschwister zu einem frohen Lebenstag zu machen? Gehe hin, in der Stille, überrasche sie mit einer unerwarteten Hilfe — laß sie eine Freudenthräne in den Jubel deines Hauses weinen! laß sie ihr stilles Gebet sich mit dem deinigen zum Vater im Himmel für das Wohl deines Geliebten vermischen! — Dies ist heilige Lust! — Dies ist die wahre Verklärung des Feiertages durch Tugend, die auf Erden und im Himmel gilt.

Ueberhaupt herrsche Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügnngen. Nicht leichter wird geirrt, als da, wo man die Freude zu erwecken sucht. Nicht alle Mittel sind unschuldig; und nur wenige sind von solcher Art, daß sie durch das Vergnügen zugleich das Gemüth zu erhabenen Gefühlen und göttlichen Entschlüssen beseelen.

Verhüte jede Lust, jeden Scherz, welche aus unreinen Quellen stammen! — Wohl mag auch durch Spott und Neckereien zum Gelächter gereizt werden — aber nicht zu reiner Freude. Schadenfrohe Neigungen entstehen auf der einen, Verdruß und Rachsucht auf der andern Seite. Die Liebe aber stirbt unter den Wunden, welche Verachtung und herzloser Muthwille schlagen.

Eben so verwahre dein Haus, wenn dir das stille Glück desselben ein Heiligthum ist, vor Werkzeugen des Vergnügens, die leicht mißbraucht werden können, oder schon ihrer Natur nach besonders geeignet sind, die Denkart zu verunreinigen. Hüte dich vor Mitteln, welche, wie gewisse Arten von Spielen in Erholungsstunden, leicht zum Zank oder Zorn reizen, oder zur Gewinnsucht, oder zum Neide. Hüte dich, Geschenke zu geben, welche zwar den Empfänger freuen, aber auch seinen Hang zum Leichtsinn, oder zur Eitelkeit, zum Stolze nähren können. Du

reichst Gift im Honig; du führst unter der Maske des Vergnügens die Zwietracht und den Verdruß in deine Wohnung ein. Menschenkenntniß und Erfahrung müssen hier entscheiden — dein eigenes religiöses Zartgefühl muß entscheiden, was nicht nur gefahrlos, sondern selbst wohlthätig sei.

Es ist bei rohen Menschen gewöhnlich nur der Schmerz und das Unglück, was sie bessert und zu würdigern Gesinnungen stimmt. Den edeln Menschen, den wahrhaften Christen veredelt noch mehr und öfter die Freude. Sie verfeinert sein Mitleiden gegen Minderbeglückte; sie macht ihn schonungsvoller gegen die Fehler und Schwächen anderer Menschen; sie erhöht sein Wohlwollen gegen Jeden, der sich ihm naht; sie macht ihn versöhnlicher gegen Widersacher, und regt die Dankbarkeit gegen den an, von welchem auch die geringste Freude kam.

Und besonders Du, o Quell aller Seligkeiten, Gott der Liebe! Du bist es, welchem der Christ seine ganze Dankbarkeit widmet, — eine unendliche Dankbarkeit, wie Deine Güte unendlich ist, mit der Du uns täglich überströmst. — Auch ich, Du Schöpfer aller Wonnen, danke Dir mit Entzücken für die heitern Stunden meiner Tage. Du willst unsere Freude. Selbst in den Schmerz hast Du oft noch manche Süßigkeit gelegt. Nur der Mensch voll unzufriedenen Sinnes schafft sich überall seine Qual, weil er nicht glücklich zu sein versteht.

Auf den Flügeln der Freude soll sich immerdar meine Andacht zu Dir hinaufschwingen. Und von noch höherer Freude verklärt, soll jedesmal meine Seele, von Deiner Anbetung zurückkehrend, die Stunden ergreifen, um Glück und Frohsinn, wie sie in mir wohnen, über Andere auszubreiten. Ach, fröhliche Herzen zu machen, ist Jeder reich genug, wenn er nur Allen eine gutmüthige Theilnahme, herzliches Wohlwollen, unverdrossene Dienstgefälligkeit entgegenbringt.

Und mein Haus sei Dein Tempel! Darum wohne in ihm jene unwandelbare, heitere Ruhe, welche immer die Begleiterin der Tugend ist. Was ich vermag, ich will jede Störung dieses heiligen Friedens abwehren. Und wenn mich Mißmuth überrascht, und die Ereignisse des Lebens meine Stimmung trüben: ich will lernen über mein schwaches Herz Gewalt üben, daß kein Unfall einen allzulangen Schatten über meine Tage werfe. Ich will lernen, selbst dem Unglück eine Belehrung und Freude abzugewinnen. Amen.

18.

Die Religion der Kindheit.

Erste Betrachtung.

Matth. 8, 5. 6.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr!
Bewahre sie, Barmherziger!

Wohl uns, wenn Keines je vergißt,
Was aller Weisheit Anfang ist!
Gott sei auch schon in Kinderbrust
Ein Quell voll reiner Himmelslust.

Ja, führe sie vor Gottes Thron,
Du Himmelsgeist, Religion!
Laß Engelseelen, mild und rein,
Dem Ew'gen nur geheiligt sein!

Die Meinungen der Menschen sind über die Frage zuweilen sehr getrennt: ob man der Jugend schon früh Religionsbegriffe mittheilen solle, oder ob man so lange warten müsse, bis ihr Verstand Stärke genug erhalten hat, und zum Selbstdenken fähig ist. — Oft hört man darüber freundschaftlichen Wortwechsel in Gesellschaften; oft

trennen sich darüber die sonst einstimmigen Urtheile liebender, frommer, christlicher Aeltern; oft ist ein Vater oder eine Mutter, oft ein Erzieher der Jugend mit sich selbst in der Stille uneinig; wann bei den Kindern der Religionsunterricht angefangen werden, und wie er für ein so zartes Alter beschaffen sein müsse?

Die Kindheit, die Religion — beide sind dem gefühlvollen Menschen Heiligthümer, und die Betrachtung über die Verbindung beider ist wohl einer besondern Mühe würdig.

Es gibt rechtschaffene Aeltern, fromme, ächtreligiöse Menschen, welche nicht ernst genug vor der Gefahr warnen können, in die eine allzufrühzeitige Bekanntmachung der Jugend mit höhern Religionswahrheiten, ein allzufrühzeitiges Anhalten der Kinder zu religiösen Uebungen, sowohl die Religion, als auch das Herz der Kinder bringt. Sie warnen davor, und zeigen auf mancherlei traurige Erfahrungen.

Woher, so sprechen sie, woher der betrübte Verfall der Religion? Woher die gegenwärtige Geringschätzung des Christenthums unter jungen Leuten? Woher ihre Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst, oder ihre Gleichgültigkeit gegen denselben? Woher ihr Spott über diejenigen, welche die gottesdienstlichen Gebräuche mit Eifer beobachten, und die sie entweder für schwache Menschen oder für Heuchler zu halten geneigt sind?

Daher kommt es — so beantworten sie die schwere Frage — daher, daß man den Kindern schon Religionsbegriffe beibringen wollte, ehe sie fähig waren, dieselben zu verstehen. So entstanden in ihnen entweder ganz unwürdige, verkehrte Vorstellungen von Gott und seinen heiligen Offenbarungen, vom Zweck unsers Lebens und vom Zustande nach dem Tode; oder sie dachten sich gar nichts dabei; sie plauderten nur geistlos nach, was sie geistlos anhörten; sie machten aus dem Gebet nur ein Gedächtnißwerk, ein todtes Geplapper, von dem ihr Herz nichts wußte. Wenn sie dann älter wurden, wenn ihr Verstand erwachte, spotteten sie selbst über ihre kindischen, lächer-

lichen Einbildungen; glaubten, daß die meisten Erwachsenen mit ihnen im gleichen Fall seien, entweder noch Kinder wären am Geiste, oder aber Heuchler um des unwissenden Haufens willen. Oder sie blieben, wie sie waren. Die Religion blieb zuletzt immer nur ein Spiel ihrer Einbildungen, ein seelenloses Gewohnheitswerk, das man um des Wohlanständigen willen beobachtet, ein äußerliches Thun, ein Hände- und Lippenwerk, von dem das Herz nichts fühlt. — Solche Menschen sind es nun, welche theils die Religion in sich selbst verächtlich darstellen, theils alle Religion überhaupt verwerfen möchten, weil sie ihre ersten, kindlichen Einbildungen nicht haltbar finden. Darum führe man die schwache, leichtsinnige Jugend nicht früher in die Vorhöfe des Christenthums, bis sie im Stande ist, das Erhabene der Offenbarung zu ehren, und das Göttliche zu empfinden.

Es läßt sich nicht läugnen, Vieles von dem, was in dieser Warnung liegt, ist eine durch vielfältige Erfahrung bestätigte Wahrheit. Aber doch muß man auch denjenigen Aeltern und Erziehern beistimmen, welche auf der andern Seite davor warnen, Kinder nicht allzuspät mit den Religionswahrheiten bekannt zu machen, weil das, was man in spätern Jahren erst erlernt, selten so tief in das Gemüth eindringt, selten so feste Wurzel schlägt, als was wir gleichsam schon mit der ersten Muttermilch eingesogen haben.

Wenn denn also Gefahren auf beiden Seiten liegen, so muß doch ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir ihnen ausweichen können. Es muß ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir die Vortheile beider Denkarten wohlthätig vereinigen können.

Und diesen heilvollen Weg will ich suchen, und Du, mein göttlicher, Du, mein beständiger Führer, Jesus Christus, wirst ihn mir mit unfehlbarer Sicherheit zeigen. Ich höre Deinen liebevollen Ruf an das Jugendherz: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht!

Jesus selbst also ruft die Kinder zu sich. Er ist auch ihr Bruder, ihr Lehrer, ihr Seligmacher. Er ruft sie; warum sollen wir es ihnen verwehren, mit kindlicher Liebe auf ihn und Gott, ihren unsichtbaren Vater, zu schauen? Warum will sich unser klügelnder Verstand zwischen sie und Gott drängen? Warum sollen wir ihnen Gottes Herrlichkeit verschweigen, weil sie mit ihren schwachen Verstandeskräften dieselbe noch nicht ganz zu erfassen vermögen? Wie, du Weiser, du Hochgebildeter, du Einsichtsvoller! Ist dein Geist denn groß genug, den Ewigen zu erkennen in seiner ganzen Majestät? Ist dein Geist mächtig genug, das Unendliche zu umfassen? Wohlan, so wehre es auch den Kindern nicht, sich ihm zu nahen, und Jesu freundlichen Ruf zu hören! Lasse sie, während du in Ehrfurcht vor Gottes Größe anbetend zum Staube niedersinkest, jene Kleinen mit frommer Unschuld und Zärtlichkeit lallen: Abba, lieber Vater im Himmel!

Aber wenn Jesus die Kinder zu sich ruft, geschieht es nicht ohne schwere Warnung für diejenigen, welche sie ihm an ihrer Hand zuführen. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, spricht er, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. (Matth. 18, 6.) Dies Aergerniß, welches den Kindern gegeben wird, und wodurch sie verführt oder Gott und der Religion abtrünnig werden können, besteht entweder in einem lasterhaften Beispiel, oder in unchristlicher und tadelnswerther Lehre.

Frühe also sollen wir die Jugend mit Jesu, das heißt, mit seinen Offenbarungen von Gott und der Ewigkeit, bekannt machen; aber wir sollen uns auch hüten, ihnen durch unsere Lehre und Beispiel Aergerniß zu geben, das heißt, wir sollen sie nicht durch die Art, wie wir sie mit dem Christenthum vertraut machen, noch durch unsern Lebenswandel gegen die wahre Religion erkalten.

Dies also ist der Mittelweg, welchen christliche Aeltern und Erzieher für das Heil der ihnen von Gott anvertrauten Kinder zu wandeln haben. Es ist ein Weg, nicht bloß Aeltern, nicht bloß Erziehern wichtig, nein, allen Erwachsenen, auch wenn sie selbst keine Aeltern sind. Denn jeder Erwachsene ist, ohne daß er daran denkt, ein Erzieher der Jugend, auch der fremdesten. Denn sie hört auf seine Worte, sieht auf seine Beispiele; sie ahmt ihm mit Unerfahrenheit nach. Ja, ihr Aeltern, die ihr die Erziehung eurer eigenen Kinder schon vollendet habet, ihr habet euer Geschäft auf Erden noch nicht vollendet. Ihr seid euer Wort, euer Beispiel noch der unmündigen Jugend schuldig, die euch aus fremden Wohnungen beobachtet. Dienstboten, ihr seid nicht bloß Knecht und Magd der Herrschaft in häuslichen Verrichtungen; ihr habet noch heiligere Pflichten. Ihr seid in euern Reden und Handlungen dem Richter der Welt verantwortlich, der die Unschuld liebt, und das Schreckenswort ruft: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Ihr Einheimischen, ihr Fremdlinge, ihr Greise, Jünglinge, Jungfrauen, ihr seid euch nicht bloß euerm Hause, euerer Familie schuldig, sondern der Jugend und Unschuld jedes Kindes, das euch beobachten kann. Ihr traget, oft ohne es zu wissen, zur Erziehung desselben bei. Niemand steht in der Welt ganz einsam; denn alle Menschen sind unter einander durch Pflichten verwandt, und durch den gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater im Himmel. — Es ist das menschliche Geschlecht hienieden ein Einziges und Ganzes. Wehe dem, der einen Theil desselben vergiftet; wehe dem, der mit Bosheit oder Leichtsinn in die Brust eines ihm auch noch so fremden Kindes den Keim der Irreligion oder des Lasters senkt!

Ja, auch Kinder schon sollen ihre Religion haben. Was ist denn Religion? Ist es nicht der Inbegriff von heiligen Verpflichtungen, welche wir gegen Gott, gegen Mitmenschen und gegen uns selbst haben; Verpflichtungen, die aus der Erkenntniß eines Gottes

und der Liebe zu ihm entspringen? (Matth. 22, 37—40.) Wer ist denn ein Christ? wen nennt Jesus den Seinigen? Nur wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.)

Also können und sollen auch die Unmündigen schon Religion haben. Das erste in ihnen erwachende Gefühl von Verpflichtungen ist das erste Erwachen der Religion in ihrer Brust. Religion ist ihre erste Liebe zur Mutter, zum Vater, zu den Gespielen der Kindheit. Das holdselige Lächeln des Säuglings, mit dem er die theure Mutter begrüßt, ist der erste Funke, die erste Sprache seiner Religiosität.

Noch ahnet der Säugling nicht die Größe und Wunderbarkeit der Schöpfung; noch weiß er nichts vom Dasein des über ihm waltenden Gottes — aber schon kennt er das theure, ihm nahe Aelternpaar, und das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit, der Zuversicht ist die Quelle seiner Religion. Eine höhere Liebe, eine höhere Dankbarkeit, eine höhere Zuversicht trägt er einst von den irdischen Aeltern zur Gottheit über. Was an der Mutterbrust Heiliges in seinem zarten Herzen entglommen, das lodert einst als Flamme der Andacht vor Gottes Altären.

Aeltern, welche also die Liebe ernähren in des Kindes Herzen, ernähren in demselben schon die zarten Keime der Religiosität, die Keime des Höchsten und Heiligsten, was der Sterbliche empfinden kann. Denn Gott ist die Unendlichkeit aller Liebe, und wer in der Liebe ist, der ist in Gott. (1. Joh. 4, 16.)

Es ist für das ganze Leben entscheidend, wenn dem Kinde schon früh die einfachsten Grundwahrheiten der Religion eingeflößt werden; wenn es gleichsam schon mit der Muttermilch edlere Gesinnungen einsaugt; wenn es sich schon beim ersten Erwachen des jungen Verstandes in Verbindung mit der Gottheit erblickt; wenn es in seinen Aeltern schon Gott lieben lernt; wenn es schon von Offenbarungen

eines künftigen Daseins weiß, ehe es noch den Werth und Zweck seines irdischen Daseins ganz begriffen hat.

Denn es gibt gewisse Vorstellungen, die mit uns durchwachsen sein müssen, und von denen wir uns so wenig als von uns selbst losreißen können, wenn sie in ihrer ganzen Wohlthätigkeit auf uns wirken sollen. Zu dergleichen Vorstellungen gehören auch die der Religion.

Alle andern Vorstellungen und Wahrheiten, die wir in einem spätern Alter einsammeln, oder durch eigenes Nachdenken finden, sind gewissermaßen nur geliehene, uns immer fremd bleibende Schätze. Wir haben sie im Fall der Noth nicht immer sogleich bei der Hand; wir sind nicht immer in der erforderlichen Gemüthsstimmung, uns jene erlernten und selbsterfundenen und verwickelten Wahrheiten gegenwärtig zu machen: so daß sie uns gerade oft dann am meisten ohne Trost, ohne Rath, ohne Beruhigung lassen, wenn wir ihrer am meisten nöthig haben könnten. — Hingegen die in frühester Kindheit aufgenommenen Religionsbegriffe sind uns unauslöschlich im Gedächtniß und Herzen; erscheinen hell, wenn sich Alles um unsern Geist verdunkelt, und sind dem Verzweifelnden oft der Rettungsanker geworden, wenn das Schiff seines Glückes und Lebens untergehen und scheitern wollte. Die einfachen Gedanken an Gott, Christentugend und Ewigkeit retteten schon mehr als einen Jüngling aus dem Strudel der Verführung, wenn die übrigen Weisheitslehren von den aufwallenden Leidenschaften hinweggefluthet waren, und die Stunde der Versuchung gewaltig über ihn hinzog. — Religion noch wand dem Unglücklichen in der bangen Minute des Mißmuths das Messer der Verzweiflung aus der Hand, während er die Vorschriften aller Weisen vergessen hatte, und Ruhm oder Schande ihm schon gleichgültig waren. Die aus der Kinderwelt erweckten religiösen Vorstellungen trösteten den Weinenden, und erhoben ihn beim Verluste seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Geliebten, aus der

Tiefe eines besinnungslosen Schmerzes, während alle wohldurchdachten, oft noch so künstlich und vortrefflich erfundenen Trostgründe der Freude vergebens an sein Herz drangen.

Dies sind Wirkungen religiöser Gesinnungen, in denen wir schon als Kinder aufgewachsen sind, die wir nicht erst durch spätes Nachdenken erworben haben, sondern die gleichsam Theile unserer geistigen Natur geworden sind. Wie der Mensch ins Leben eintritt, ohne zu wissen, von wannen er kommt: so muß er auch die erhabenen Gedanken an Gott, Tugend und Ewigkeit aus den Dämmerungen seiner Kindheit in die stürmische Welt mit hinaustragen, sich unbewußt, woher er sie empfing, und wodurch sie so innig mit seiner Natur verbunden wurden.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund, Kindern schon früh die wichtigsten und einfachsten Religionswahrheiten beizubringen, ist der, daß sie dadurch gegen die entsetzlichste der Seelenkrankheiten, gegen eine an Wahnsinn rührende Zweifelsucht, in spätern Jahren verwahrt bleiben. — Was der Christ durch göttliche Offenbarungen erhalten, was der Geist der Weisesten unter den Sterblichen nur durch lebenslängliches Nachdenken gewonnen, was aller Menschen tiefstes und bleibendstes Bedürfniß ist, was Jedem, der auf Erden wandelt, eine Richtschnur ist, sein wahres Glück zu finden, darf wohl auch dem Kinde schon als ewige Wahrheit gelehrt werden, ehe es die Wahrheit selbst einzusehen im Stande ist. Es empfängt sie von den Lippen der Aeltern mit gläubigem Gemüth.

Sind diese Wahrheiten nur einmal ganz sein Eigenthum geworden, lebte er in ihnen als Kind, als Jüngling: so findet er, wenn seine Vernunft zur vollen Reife gelangt ist, die große Bestätigung in der Geschichte der Menschheit, in dem wunderbaren Buche der Natur, in den Gesetzen seines eigenen Denkens. Er steht gesunden Geistes da, den Geistern der weisesten Menschen gleich, die vor ihm lebten. Weder die Lehre halbwissender Thoren, noch

das Lesen leichtsinniger Schriften, noch sein eigener Vorwitz, mit welchem er an den Grenzen des Unerforschbaren umherstreift, können ihn in seinen beruhigenden Ueberzeugungen erschüttern. Er glaubt an einen Gott, und findet im Zweifel am Dasein des unendlichen, vollkommensten Weltgeistes nur Wahnsinn. Er glaubt an christliche Tugend, und hält das, was wahr und gut und recht ist, für keine Wirkung zusammenspielender Umstände. Er zweifelt nicht an der Unsterblichkeit seiner Seele, weil ohne dieselbe Gott und Tugend ein leeres Hirngespinnst, dies Leben ein zweckloses Räthsel, das Weltall ein innerer Widerspruch wäre.

Dies also ist die Frucht von der frühen Einweihung des Kindes in die einfachsten Grundlehren der Religion. Wie die Muttermilch seinen Körper stärkte, so nährt die Religion seinen Geist mit der höchsten menschlichen Weisheit, und stärkt ihn gegen die Verirrungen schwacher Gemüther, gegen den Anfall der entsetzlichsten Seelenkrankheit, der Zweifelsucht.

Ein allzuspäter, oder ein in den ersten Kindheitstagen versäumter, nachlässig gegebener Religionsunterricht entbehrt dieser heilsamen Macht über die Seele. Ohne die Kraft gewohnter und mit ihrem Wesen gleichsam eins gewordener Wahrheiten sinkt sie leicht unter den ersten Anfällen eines muthwilligen Zweifels. Um sich von den höchsten Wahrheiten der Religion ganz durchdringen zu lassen, muß sie gewissermaßen selbst erst den dornenvollen Irrgarten des Zweifels und der Täuschung durchwandern, Alles entbehren lernen, um Alles wieder zu finden. Was tausend edle Menschen durch Jahrtausende im Kampf mit der bangen Ungewißheit litten, muß sie erst wieder leiden, um Ruhe zu finden. Ach, oft ermüdet sie schon auf der Hälfte des langen Weges, und wird ein Raub ihrer Muthlosigkeit, ihres Mangels an Kraft! Oder, um ihr eigenes Unheil zu vergessen, stürzt sie sich in den Wirbel wilder Gelüste und Leidenschaften hinaus, und bleibt elend im Genuß aller sinnlichen Zerstreuungen,

einsam im bunten Gewühl der Welt. — Dies sind die jammervollen Folgen des versäumten Religionsunterrichtes, worin das Gemüth des Kindes erstarken sollte; dies sind die Folgen der Seelen-Verwilderung.

Denn was ist Entbehrung religiöser Gedanken und Empfindungen Anderes, als Verwilderung? — Das Kind, ohne Religion, ist nur ein klügeres, schlaueres, künstlicheres Geschöpf, als andere Thiere sind. Nur seine thierische Natur ward in ihm ausgebildet, aber seine geistige Natur blieb unveredelt. Es ist, wie das Thier, nur mit Seinesgleichen vertraut, nur mit seiner Nahrung bekannt, auch mit den Mitteln, wie solche zu erwerben ist; aber unvertraut ist es mit den Heiligthümern der Geisterwelt, mit Gott und Tugend und Ewigkeit. Es erblickt in der Natur keine Offenbarung, und in den göttlichen Offenbarungen nicht den wunderbaren Glanz der Weltordnung.

Schon das Kind wird durch seine Religion ein edleres, höheres Wesen — ein Wesen, das Gott denkt. Schon das Kind sieht durch Religion in seinem engen Wirkungskreise die Welt verklärter. Es fühlt sich von der unsichtbaren Gewalt Gottes umschwebt; es glänzen ihm aus dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels Strahlen einer bessern Welt nieder; es lebt in einer höhern Liebe zu den Menschen, zu allen Kreaturen, denn in Allen erkennt es die Geschöpfe des ewigen, himmlischen Vaters. Die Religion verschönt den Morgentraum des Lebens; das Kind liebt sie, ohne zu wissen, von woher die Beseligende gekommen, so wie es die Aeltern liebt, ohne zu wissen, von wem es solche empfangen.

Warum nun also sollen wir den Kindern diese Seligkeit rauben? warum ihnen Trost, Freudigkeit und Seelenstärke rauben einst für die kommenden ernstern Tage? — Nein, frühzeitig schon sollen wir ihnen das Bild des großen Kinderfreundes, des Erlösers, des Versöhners einprägen, und sie mit der lehrreichen Geschichte seines Lebens und Wirkens vertraut machen.

O Jesus, Du riefest: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Ja, wir wollen sie Dir weihen; wir wollen sie Dir gleichsam in Deine Arme führen, indem wir ihnen Deine heiligen Offenbarungen mittheilen, Deinen Willen, Deine Lehren ihnen kund thun. Wurden sie nicht auf Deinen Namen getauft, ehe sie Deinen heiligen Namen verstanden? Sollten sie Dich und den Vater im Himmel nicht schon mit kindlichem Herzen lieben lassen, ehe sie wissen, wer Du auf Erden warst, und welches Heil Du auch ihnen erworben? Lieben sie doch auch die Mutter und den Vater, ohne daß sie deren Schicksale kannten; gehorchen sie doch den Lehren derselben, ohne daß sie oft die Absicht und den Nutzen davon erkennen. Aber darum werden sie schon früh zum Gehorsam, zur Tugend angehalten, damit sie durch Gewohnheit in der Tugend erstarken. Eben so sollen ihnen früh die ewigen Wahrheiten Deines Wortes in die Seele dringen, damit sie ewig mit Dir Eins werden, und mit Gott. Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht unsers Vaters im Himmel! (Matth. 18, 10.)

19.

Die Religion der Kindheit.

Zweite Betrachtung.

Luk. 2, 40 — 47.

In frommer Unschuld ruht das Kind
An seiner Mutter Brust.
Was Sünden und was Leiden sind,
Ist ihm noch unbewußt.

Ach, dieser Unschuld Heiligthum,
Bewahrt dem Kinde sie;
Kein Glück, kein Gold, kein Erdenruhm
Beseligt so, wie die!

Ihr Schirm sei du, Religion,
Nur du bewahrst sie rein
Vor der Verführung List und Hohn
Und vor der Reue Pein.

Du führst die Unschuld wundersam
Durch jegliches Geschick,
Rein, wie von Gottes Hand sie kam,
Zu ihrem Gott zurück.

Gern wende ich meinen Blick noch einmal auf dich hin, glückseliges, harmloses Jugendalter, du Bild paradiesischer Unschuld, du Edenszeit des menschlichen Lebens! Die Religion werde der Engel, der des Kindes zartes Herz schon früh vergöttliche, schon früh gegen die Gewalt der Leidenschaften bewaffne, und seine Unschuld unversehrt durch den Sturm des Lebens, durch die Tage der Versuchung, durch den Wechsel der Schicksale rette.

Umsonst verschweigt ihr ihm den Namen seines himmlischen Vaters; das Kind ahnet seine Gegenwart; es überrascht euch selbst mit Fragen nach dem Schöpfer des Himmels und der Erde, nach ihm, der die Sonne und die Gestirne zu seiner Zeit hervorruft, dessen Blitze in herrlicher Pracht den Himmel durchglänzen, unter dessen Donner der Boden der Erde bebt. — Warum wollet ihr ihm den Namen Gottes und seines eingebornen Sohnes Jesu Christi verschweigen, da ihr des Kindes Wißbegier stillen, oder statt der Wahrheit eine Unwahrheit geben müsset?

Umsonst verschweiget ihr mit falscher Vorsicht ihm den Namen Gottes; es wird ihn aus dem Munde seiner Gespielen vernehmen, und dann vielleicht nur allzuunwürdige Vorstellungen damit verbinden. Vater, Mutter, seid ihr denn die Ersten, aus deren Munde euer Kind den Namen des himmlischen Vaters und sein allgegenwärtiges Dasein erfährt: so habet ihr die Vorstellungen des Unmündigen von dem höchsten Wesen noch in eurer Gewalt; so könnet

ihr ihm diejenigen Begriffe davon machen, die seinem Alter, seinen geringen Verstandeskräften und Erfahrungen die angemessensten sind. Das Kind glaubt seinen Aeltern gern, glaubt auch mit Vertrauen, was es nicht zu begreifen vermag.

Sprechet zu ihm: Wir sind zwar dein Vater, deine Mutter, aber Gott ist unser, Gott ist aller Menschen Vater, so viel deren leben. Er ist zwar für uns unsichtbar, aber doch ist er überall. Ohne ihn wäre nichts da; ohne seine Liebe zu uns würde kein Grashalm, kein Brod, kein Obst wachsen, keine Blume blühen, kein Thier athmen. Ohne seinen Willen kann uns nichts geschehen, weder das Gute, noch das Böse. Zwar deine Mutter ist eine gute, liebevolle Mutter; aber Gott ist besser, denn deine Mutter, und liebt dich noch mehr, als sie dich liebt. Zwar dein Vater weiß Vieles, kann vielerlei verrichten und thun; aber Gott weiß mehr, als er, und thut mehr, als irgend ein Mensch kann.

So sprechet zu euerm Kinde. Es wird euch mit Wißbegier, mit Erstaunen, mit Ehrfurcht von Gott reden hören. Es wird diesen himmlischen Allvater nicht wieder vergessen können; es wird seine zärtliche Liebe zwischen euch und dem heiligen, allmächtigen, liebenden Unsichtbaren theilen, welcher der Versorger aller Weisen und der Freund des Höchsten und des Geringsten ist.

Und von der Stunde an, in welcher ihr zum ersten Male mit dem Kinde von Gott gesprochen, habt ihr seinem Herzen die Religion eingeflößt. Es wird der Keim nicht ohne Wurzel bleiben; ihr werdet ihn zu holder Frömmigkeit erblühen sehen.

Ihr gebet euerm Kinde die Religion zum Geschenke, und das Werk der Erziehung ist nun unendlich leichter geworden. Die Religion hilft da das Herz veredeln, wo eure Kunst aufhört und euer beobachtender Blick nicht hinreicht. Ihr könnet zwar dem Kinde verbieten, böse zu handeln; aber die Erinnerung an den allwissenden Gott allein kann es verhindern, auch nur etwas Böses

zu denken. Ihr könnet den Ungehorsam strafen, welchen ihr sehet; aber den Ungehorsam, welchen ihr nicht sehet, straft die Empfindung der Religion in ihm.

Auf solche Weise ist und soll die Religion des zarten Kindes Erzieherin sein, und wird mehr leisten, als ihr selbst vermöget durch Ermahnung, Warnung und Lehre.

Doch der Gedanke an Gott muß nicht allein der Inbegriff der Kindesreligion sein; sondern der Geist der christlichen Religion, der heilige Geist muß das Herz des Unmündigen durchdringen. Und dieser Geist des wahren Christenthums ist die Liebe, wie Gott selbst die Liebe ist. — An euch ist es, das Herz des Kindes aufzuschließen, daß dieser heilige Christussinn darin eingehen könne. Dazu sind bloße religiöse Gespräche, bloße Lehre und Unterricht nicht genug. Euer Unterricht kann allenfalls das Gedächtniß des Kindes, aber nie sein Herz genug beschäftigen. Euer Beispiel, euer Wandel wird mehr vermögen, als euer Unterricht. — Behandelt das Kind mit Liebe, selbst wenn ihr es wegen eines Fehlers strafen müsset: es wird euch wieder lieben. Saget ihm keine Unwahrheiten: es wird vor der Lüge erröthen, und euch mit Offenheit entgegengehen. Begegnet Jedermann mit Achtung und Leutseligkeit: es wird sich hüten, gegen Andere unfreundlich zu sein. Ehret alles fremde Eigenthum: das Kind wird nichts berühren, was ihm nicht angehört. — Die unerfahrne Jugend folgt blindlings den Fußstapfen ihrer Erzieher. Aeltern, vergesset nicht, daß ihr zu den Fehlern, in welche euer Kind verirrt, meistens selbst die erste Bahn gebrochen habet; daß die Liebenswürdigkeit, mit welcher es sich schmückt, nicht selten nur der Wiederglanz eurer eigenen Tugend sei.

Wollet ihr also, daß das Kind Ehrfurcht gegen Gott und Religion habe — zeiget ihm selbst in euern Worten und Thaten Religion und Gottesfurcht! — Mißbrauchet nie die heiligen Namen;

zeiget euch nie gleichgültig gegen die öffentliche Gottesverehrung; nie leichtsinnig und gedankenlos beim Gebet.

Das Kind muß euch beten sehen. Dies Gebet, das heißt, die Rede an den Allmächtigen, es geschehe nun am Morgen, oder Abend, oder beim Mittagsmahle, werde in seiner Gegenwart mit der tiefsten Ehrerbietung gehalten, mit inniger Andacht. — Noch kann das Kind nicht mit euch beten; aber fordert von ihm wenigstens die äußern Zeichen stiller Verehrung des Höchsten. Fürchtet nicht, daß das Kind dadurch zum frühen Heuchler werde. Nein, unverdorbene Kinder können nicht heucheln; sie suchen bald zu diesen äußern Bezeugungen von Ehrfurcht eine Erklärung. Diese äußern Zeichen machen lebhaftern Eindruck auf sie, als Worte. Ihr selbst erkläret ihnen das Gebet. Sprechet zu ihnen: So wie ihr Kleinen, so sind auch wir Erwachsene die Kinder des gütigen Gottes. Wir haben Alles, was wir haben, nur durch seine große Liebe. Darum danken wir ihm für das, so er Gutes an uns thut. Darum bitten wir ihn, daß er auch ferner unser lieber für uns sorgender Vater sein wolle. Wenn wir nun zu dem unsichtbaren Gott reden, dann muß es mit Anstand, mit der Ehrfurcht geschehen, wie es sich für Kinder geziemt, die sich zu dem himmlischen, allmächtigen Vater wenden!

Erst wenn das Kind von der Gottheit, ihrer Macht und Liebe eine feste Vorstellung hat; erst wenn es im Stande ist, sich aus freiem Herzen bittend an Gott zu wenden: erst dann leitet es selbst zum Gebet an. — Aber diese Anleitung, sie geschehe nun durch die Mutter, oder durch den Vater, soll Anleitung zum Gebet, zur Rede mit Gott sein; ach, Aeltern, vergesset es nicht! — keine Anleitung zu gedankenlosem Geplapper. Darum hütet euch davor, daß ihr Kinder keine Gebetsformeln auswendig lernen lasset. Was Kinder bloß aus dem Gedächtniß plappern, spricht ihr Herz selten oder nie mit. Es wird Gewohnheitssache, gleichgül-

tiger Alltagsgebrauch, Pharisäergeschwätz, gegen welches Jesus Christus so laut geeifert hat. Bewahret die Redlichkeit eurer Kinder und ihre Ehrfurcht vor Gott. Mit auswendig gelernten Gebetsformeln, die theils für den Verstand der Kinder zu hoch sind, theils von ihnen ganz gedankenlos hergeleiert werden, mit Gebetsformeln, die wohl gar zuweilen in fremder Sprache abgefaßt sind, führet ihr sie nicht zur Ehrfurcht, sondern zur Verspottung Gottes, — nicht zur Religion an, sondern zur Entweihung der Religion!

Christliche Mutter, nimm dein Kind zuweilen einmal in der Woche mit dir in die Einsamkeit. Erzähle ihm erst, wie viel Gutes es und du schon von dem Allgütigsten empfangen, wie viel Gutes ihr, dein Kind und du, noch von ihm zu erwarten habet. Erzähle ihm dies in der einsamen Sprache des Herzens, die zum Herzen bringt. Und hast du nun das weiche Gemüth deines Kindes also vorbereitet, dann — Mutter, christliche Mutter, falle nieder auf deine Knie, laß dein Kind neben dir knien, sprich ihm ein kurzes Gebet, ein Wort zu Gott vor, kein auswendig gelerntes — nein, ein Wort, wie es dir aus der Seele quillt, ein Wort, wie du es aus dem Herzen deines Kindes zu Gott sprechen würdest — das Kind spricht dir nach, es versteht den Sinn des Gebets, — es bittet dann, es dankt dann gewiß mit kindlicher Inbrunst. — — Das heißt ein Kind mit Gott reden lehren! — Mutter, der Allgegenwärtige umschwebt dich und dein betendes Kind, und sein Segen wallt über euch nieder! Mutter, so wird dein Sohn, deine Tochter dereinst auch für dich in der Stille beten, wie du es sie gelehrt hast. Mutter, so wird dein Kind einst für dich beten, wenn dich eine Krankheit entkräftet; so, mit dieser heiligen Andacht, wird dein Kind einst für dich beten, wenn du einmal nicht mehr beten kannst; so, mit dieser heiligen Andacht, wird es einst über deinem Grabe knien, und nicht herz- und gedankenlose Worte machen.

Freiwillig muß bei den Kindern die Gottesverehrung im Ge-

det sein, nicht erzwungen. Jeder Zwang vernichtet die Freudigkeit, mit der wir uns Gott nahen sollen. Jeder Zwang entheiligt die heiligste Handlung, und nimmt der Andacht ihren segenvollen Werth für die Seele. Ihr, o christliche Aeltern, müsset das Gemüth der Kinder erst zur Andacht empfänglich machen, daß in ihnen selbst der Wunsch zur Unterhaltung mit dem himmlischen Vater rege werde. Ihr könnet durch Zwang todte Worte erpressen, aber keine Empfindungen der Liebe, Ehrfurcht und Andacht.

Daher ist es auch bemerklich, unerfahrne, in das Innerste der Religion noch nicht sattsam eingeweihte Kinder allzufrüh zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes anzuhalten. Ihr Leichtsinn stört die Erbauung der Erwachsenen, und macht ihnen den Aufenthalt in der Kirche langweilig. Sie bekommen durch diesen Zwang einen nothwendigen Widerwillen gegen das Kirchengehen, welcher sich dann gewöhnlich erst äußert, wenn es ihnen frei steht, den Gottesdienst zu besuchen oder zu versäumen. Und, Aeltern, Erzieher, ihr wisset es, die ersten Eindrücke auf das Herz der Jugend sind jederzeit bis in das späteste Alter die dauerhaftesten. Lasset uns die treueste Sorge, die aufmerksamste Vorsicht anwenden, daß nichts, was mit der Religion in irgend einer Verbindung steht, unangenehmen Eindruck auf das Herz des Kindes mache.

Es ist nur zu gewiß, daß der allzugroße, obgleich wohlgemeinte Eifer mancher Aeltern, ihre Kinder frühzeitig zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten, die traurigsten Wirkungen hervorgebracht hat, und viel Schuld daran ist, daß jetzt so zahlreich ganze Familien sich den Versammlungen der christlichen Gemeinde entziehen.

Wie soll auch ein Kind Wohlgefallen am Hören des göttlichen Wortes haben, wenn sein Verstand noch nicht reif genug ist, dasselbe zu begreifen? Wie soll es Andacht empfinden, wo es nur bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit Anlaß zur Zerstreuung sucht und findet?

Nein, ehe ihr eure Kinder zum Tempel Gottes führet, lasset

ihren Verstand stark genug werden, den Sinn der öffentlichen Gottesverehrung ganz zu fassen. Zwinget sie nicht zu einem Besuch der Kirche, den sie selbst mit Begierde wünschen sollen und wünschen werden. Machet sie erst mit dem erhabensten Zweck jener christlichen Versammlungen bekannt, so werden sie ihn nicht verfehlen. Aber machet sie auch vorher mit dem Leichtsinn, mit der Schlaffheit, mit der Gleichgültigkeit vieler Christen bekannt: so werden sie kein Aergerniß nehmen an dem oft unziemlichen Betragen mancher Kirchengänger; so werden sie sich's erklären, wie Christen im Tempel beten, und außer dem Tempel fluchen, verleumden, falsche Eide schwören und Laster anderer Art treiben können.

Erst da Jesus zwölf Jahre alt war, da er schon stärker geworden war im Geist und in der Weisheit (Luk. 2, 40. 42), sah man ihn im Tempel. Er saß mit hoher Wißbegier unter den Lehrern, und hörte ihnen zu und fragte. — So wird und muß auch der Tag, an welchem ihr eure Kinder zum ersten Mal in die heiligen Versammlungen der Christen mitnehmet, einer der feierlichsten Tage ihres Lebens werden. Die Erinnerung desselben wird für sie immerdar von schönen Rührungen begleitet sein.

Noch ehe sie zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen über die Schwelle eines Tempels getreten sind, müssen sie längst schon würdige Gottesverehrer geworden sein. Nicht der Tempel, nicht der Altar heiligt das Herz; das Herz heiligt erst den Tempel. Nicht der Tempel führt uns zur Religion; nein, die Religion führt uns zum Tempel.

Erfüllet das Herz eurer Kinder mit religiösen Gesinnungen, und sie werden einst mit der gerührtesten Seele sich in die öffentliche Versammlung der Christengemeinden mischen. — Vorher sei die ganze Welt ihr Tempel, und die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens verknüpfet mit Religion.

Am Grabe ihrer Gespielen, am Grabe der ihnen theuern Be-

kannten, o christliche Aeltern, eröffnet ihnen die ersten Aussichten in die Ewigkeit, zeiget ihnen den modernden Staub, welcher in die Gruft sinkt, und belehret sie vom Dasein einer unsterblichen Seele, welche nicht Staub, sondern selbstständig, geistig, für die Unendlichkeit geboren ward. Mögen auch die kindischen Vorstellungen der Jugend von der Fortdauer der Seele jenseits des Grabes, von der Fortdauer in einem bessern Leben, noch so unvollkommen sein: es ist genug, daß der Gedanke der Unsterblichkeit nur früh und tief in ihrer Seele anwurzele, daß der Glaube an eine vergeltende Zukunft nach dem Tode mit ihnen aufwachse. Je mehr sie an Alter und Geisteskraft zunehmen, je leichter werdet ihr Anlaß finden, ihre unvollkommenen Vorstellungen zu berichtigen und zu veredeln.

In euern Wohnungen, christliche Aeltern, finde nie ein häusliches Fest statt, und besonders bei der Feier des heiligen Christfestes, ohne daß es auf irgend eine Weise mit der Religion verbunden und durch sie noch heiliger werde. Und wenn dies endlich auch nur durch ein rührendes, herzliches Gebet in der Gesellschaft eurer Kinder geschieht, so ist ein solches Gebet wahrhafte Weihe des schönsten Tages.

So beginnt das Kind unvermerkt das geistige, höhere Leben, das Leben für Gott und Ewigkeit. So wird die Religion dem kindlichen Herzen ein unzerstörbares Heiligthum, worin es Ruhe und Seligkeit findet in den Tagen der Mannheit und des Greisenalters. Dieser Religionsunterricht, immer angemessen der Fassungskraft der Kindheit, soll nur nach und nach mit zunehmenden Jahren erweitert werden. Es höre endlich das Kind von Jesu, von seinen Wohlthaten und Leiden für das menschliche Geschlecht, wenn es fähig genug ist, die Größe dieser Wohlthaten und Leiden zu würdigen. Man führe es erst dann im Geiste unter das Kreuz des göttlichen Menschenfreundes, wenn es unter demselben Thränen der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit weinen kann, wenn es die Wol-

lust empfinden kann, welche in dem Gedanken liegt, Jesu Jünger zu heißen.

Doch nie machet die Religion des Kindes zur bloßen Sache der Empfindsamkeit, zum Spiel des Gefühls. Erhitzet nicht bloß die Einbildungskraft der Jugend, und begnüget euch nicht, den Augen derselben durch rührende Erzählungen Thränen zu entlocken. Schön sind auch zwar solche Aufwallungen des Gefühls von weichgeschaffenen Seelen; aber sie sind vorübergehend. Sie können schon ihrer Natur nach nicht von lange anhaltender Dauer sein. Dies saget dem werdenden Jüngling, der werdenden Jungfrau. Saget ihnen, daß fromme Gefühle nur Blüthen der Religion sind; aber fordert Früchte des Glaubens von ihnen, fromme Thaten! Saget ihnen, daß nicht der Hörer des göttlichen Wortes, sondern nur der Thäter desselben ein wahrer Christ sei; daß man Gott nicht mit Worten, sondern mit tugendhaften Handlungen verherrlichen müsse; daß, wer nicht die Werke der Liebe, der Demuth, des Gehorsams, der Versöhnung, der Gemeinnützigkeit übt — wer sich nicht selbst aufopfern könne für das Glück seiner Brüder, wie Jesus Christus sich aufopferte, auch nicht mit Jesu, nicht in Gott lebe.

Väter, Mütter, christliche Aeltern! lasset uns Gott die theuern Lieblinge unsers Herzens weihen, die er uns anvertraute! Flößet ihnen die heiligen Lehren der Religion mit den ersten Jahren ihres Lebens ein, daß ihre Seele, schon frühe von ihnen durchdrungen, Kraft gewinne, allen Verhältnissen muthvoll und freudig entgegenzugehen.

So könnet ihr einst mit Entzücken vor den Thron des ewigen Richters treten und sprechen: Herr, hier sind die, welche Du uns gegeben! — So könnet ihr einst, wenn der Tod euch von ihnen für eine kurze Zeit scheidet, der beseligenden Hoffnung sein, wieder mit ihnen verbunden zu werden. Denn sie wandelten ja den Weg des Heils mit euch. Sie hatten mit euch im Leben eine Liebe

und einen Glauben. Sie hatten mit euch im Tode eine Hoffnung! Eure Schicksale sind mit den ihrigen verbunden, wie eure Seelen unzertrennlich waren.

Ja, was Du vereintest, o himmlischer Vater, das kann das Grab nicht trennen; und was sich in Jesu zu Dir verband, das verliert sich nicht von einander, verliert sich nicht von Dir. — O süßer Trost der Offenbarung, heilige Wahrheit des Glaubens, durchströme auch der Jugend zartes Gemüth, und stärke und beselige es! Und du, heiliger Geist Gottes, führe unsere Kinder durch das Labyrinth des Lebens dem großen, ewigen Ziele aller Geister zu, dem Ziele, welches Jesus uns enthüllte, dem Ziele, für welches er zu unserm Heil sein Blut vergoß. Amen.

20.

Die Neuvermählten.

1. Mos. 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewundernbes Vergnügen, die ersten Blätter der heiligen Schrift gelesen, in welchen Moses die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau stimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten Alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der ersten Menschen, der Stammvater der Sterblichen aus Erdenstaub, weil sein Leichnam wieder Erde werden muß, und sein unsterblicher Geist ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit selbst ist! Und dann die Mutter der Menschen Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, zur Erinnerung, daß Mann und Weib in ursprünglicher Verwandtschaft eins und dasselbe seien, und in jener Liebe dastehen sollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird.

Und Gott der Herr sprach: **Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.** (1. Mos. 2, 18.) Einsamkeit ist der Tod jedes Genusses. Eine Freude, die wir nicht mit Andern theilen können, ist keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Wesen mit uns theilt, ist leichter. Der einsame Mensch hat keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Die Verbindung der Sterblichen zur gegenseitigen Hilfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ist Werk des allweisen Schöpfers. Darum wird mit Recht gesagt: **Die Ehe sei eine göttliche Stiftung.** Sie ist's; daher auch Naturnothwendigkeit, daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menschen werden dieses Genusses und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältnisse gebieterisch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geschah zu den Zeiten der Apostel. Die ersten Jünger Jesu blieben unvermählt. Nicht weil sie die Ehe nachtheilig hielten für ein heiliges Leben; sondern weil sie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach voraussahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, sondern, entschlossen, sich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rücksichten auf Weib und Kinder nehmen, sich nicht durch Pflichten gegen dieselben in ihrem erhabenen Berufe stören lassen konnten und durften: darum blieben sie unvermählt. Darum empfahlen sie auch Andern, die mit ihnen gleiches Schicksal, gleichen Beruf wählen wollten, das ehelose Leben. Aber, sprachen sie, es ist noch besser, in diesen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. (1. Kor. 7, 9.)

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schließen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegen-

seitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit, das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum und durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. — Schon das Sprichwort sagt: Freunde in der Noth sind selten. Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menschen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird zur Noth des Andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum (so redet die älteste Urkunde der Menschheit) sprach Gott der Herr: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei."

Hilfe und Beistand in jeder Lage des Lebens ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens; Trost im Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. — Ach, der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie beklagenswürdig steht er in seiner Verlassenheit da! Wer erbarmt sich seiner mit der heißen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von allen Andern verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandten wie ein halber Fremdling, unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und

Beschwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von den Schläfen rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in sich, und lebt in dem Andern zugleich. Es ist gleichsam nur ein doppeltes, mannigfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe öffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlsein. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Den Ehelosen hält nichts ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebenssatt. Er hat von Allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber der Natur an Menschen, an ein Vaterland. Er ist überall fremd, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Seligkeit erhöht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Erzeugten gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel, und was die Menschheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Aelternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutterherzens, nun jene Wonnen wach, die dem Ehelosen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beschreiben! Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste Thräne des Entzückens aus seinen Augen blitzte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth, sein Herz beengte?

Die Ehe aber vergrößert nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nöthigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches

sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheut — der verehelichte ein Ungeheuer. Er reißt Gattin und Kinder mit sich in den Abgrund. Der Ehelose zittert bei Unglücksfällen nur für sich selbst, und oft ist er sich selbst sehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünstiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Ehelose geht — wem ist er Rechenschaft schuldig unter den Menschen? — und überläßt sich seinen Lüsten. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keines von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom Andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dieses unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Beisammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl außerdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, der Tugenden leichtere Herrschaft, und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang, mit Widerwillen oder bloß des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher, blinder Zuneigung, die an Andern alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile, sich die Hand am Altare reichten! —

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt ist gethan! — Ein furchtbarer entscheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und

Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen oder Monaten anfängt, wird es allmälig wie Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kommt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Wer es versäumt, hat nachher nur seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, seinen Leichtsinn abzulegen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie sich vorher auch Jahre lang einander schon gekannt: nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten, täglichen Beisammenwohnen einander kennen lernen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Andern; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des Einen über den Andern, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine, verworrene Vorstellungen vom Andern besaß, die, als man in nähere, mannigfaltigere Vertrautheit kam, wie Täuschungen aufgelöset wurden.

Aus dieser Ursache ist's nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so rein-glücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch, welcher Zwist sich auch jemals erheben möchte: alle daraus wachsende Gefahr wird im ersten Keim vernichtet, wenn Neuverehelichte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise zu zürnen. — Besser ist es, ein Unrecht dulden, als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen, erkalten unmerklich die vorhandene Liebe, und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Fehlers, eines begangenen Unrechts, und wenn auch nur scherzweise, setzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich schwer wieder auszutilgen ist.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit einander zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht stattfinden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrscht durch Ueberzeugung und Vernunftstärke; sein Herrschen ist nicht trotziges Gebot, sondern unmerkliches Leiten des schwächern Weibes zu dem, was recht, gut und nützlich ist. Das Weib herrscht durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für sich einflößt. Ihr Herrschen sei nicht kindischer Eigenwille, der sich behaupten möchte, sondern sanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo er irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eins im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geisterband, das kein Schicksal, kein Tod mehr bricht und in der Ewigkeit fortdauert! — Wehe, wer vor dem Andern Geheimnisse

hält! — Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Andern nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eins dem Andern, sollte auch das Entdecken dessen, was man gern verhehlen möchte, dem Andern im ersten Augenblicke unlieb sein. Mittheilung hindert größere Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld, und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Ehe unmöglich, daß Fremde sich zwischen Gatten stellen. Was Beider Geheimniß und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge dastehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind, wo eine andere Person sich zwischen sie drängt!

Kein Geheimniß unter den Gatten! Man weiß nicht, wozu der den Andern berechtigt, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon eine Art Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrunde tändeln, dessen Tiefen ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenheit, innige Vertrautheit besteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachsen, da wird, da muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Diese Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und diese Hochachtung ist die Quelle neuer Liebe.

Und endlich, das Heiligste, die Grundlage aller ehelichen Glückseligkeit, das Wichtigste, ohne welches jede Ehe schlechterdings unglücklich werden muß — es ist Religiosität. Auch die Ehe ist dem Verhältnisse des Christen zu Christo ähnlich, ja, damit eins.

Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. (Eph. 5, 23 u. f.) Der Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung sind, ist jeder Schandthat, jedes Betruges, er ist des Ehebruches fähig; fähig, Weib und Kind zu verrathen, zu verlassen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion ist ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverlässige Stütze des Gatten, schon vor dem Traualtare von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, sondern nur ihr augenblickliches Gelüst; sie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie sollen — ist ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehelichte gleichgültig auf diesen Gegenstand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltung der Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn schrecken? was ihn bleibend begeistern? Und wären in dem Einen religiöser Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloschen: so entzünde der Andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beispiel und That. Mächtig wirkt der Umgang. Durch die Länge desselben nimmt unvermerkt Eins des Andern Gesinnungen und Grundsätze an, und hält oft für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit ist. So kann ein religiöser Mensch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligsten Wahrheiten spottete, den erstorbenen Glauben wieder beleben. Erst so steht das Lebensglück gegen alle Stürme fest gegründet. O wie herrlich, mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod zu gehen!

Ihr, die ihr hintretet, den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu schwören, beherziget wohl: es ist der Bund der Treue, des Trostes, des Beistandes in den Stunden der blutigsten Leiden, des grauenvollsten Verhängnisses! — Sie werden kommen, die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre

Schrecken zu besiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode ist kein Sieg! —

21.

Die Ehe.

Erster Abschnitt.

Matth. 19, 4—6.

Wie viele schöne, sanfte, edle Triebe
Entquellen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch sie, von Volk zu Volk, die Erde
Gesegnet werde!

Nur darum sollten hier aus einem Blute
Wir all' entspringen, all' aus einem Blute!
Daß wir zu Gottes Kindern schon auf Erden
Vereinigt werden.

Von allen Verbindungen, welche Menschen mit Menschen im Leben knüpfen, kenne ich keine, die ehrwürdiger, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Ehe.

Ehrwürdig ist sie, denn sie ward von der Gottheit selbst angeordnet. Die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts erzählt uns die Schöpfung des Mannes und Weibes, und ihre Verbindung durch die Hand Jehova's. (1. Mos. 2, 18.) Er legte in die Natur der Sterblichen den ewigen und heiligen Trieb zu gegenseitiger Vereinigung. Jedes Geschlecht ehrt in dem andern Vorzüge, welche ihm mangeln; des Weibes holde Sanftmuth und zartere Empfindung mildert des Mannes Ungestüm und Trotz, so aus dem Gefühle seiner Kraft entspringen; des Mannes Stärke und Muth beschirmt des Weibes Schwäche. Geleitet von den heiligen Naturtrieben nähern sich Jünglinge und Jungfrauen, und aus ihrer

Liebe blühet die Ahnung der göttlichen auf. Alle Völker feiern mit Ehrfurcht die Stiftung der Ehe; allen ist sie und ihr Recht ein unantastbares Heiligthum.

Wichtig ist diese Verbindung, wie kaum eine andere jemals sein mag. Es ist die innigste, welche geschlossen werden kann. Die Vermählten haben ihr Lebensglück zu einem einzigen gemacht. Sie sind sich durch Natur die vertrautesten Freunde. Das Schicksal, welches über dem Haupte des Einen schwebt, trifft auch unabwendbar das Haupt des Andern. Sie theilen Segen und Fluch, die Freude und die Thränen, den Ruhm und die Schmach, den Wohlstand und die Dürftigkeit. Sie gehören einander, wenn ihnen Niemand mehr gehören will. Sie wandeln mit einander die gleiche Straße, und erst an den Klippen des Grabes scheitert ihr unauflöslicher Bund für diese Welt. Selbst die Bande, welche Brüder und Schwestern vereinen, selbst die Bande, welche Aeltern mit ihren Kindern zusammenknüpfen, sind weder so gewaltig, noch so dauerhaft, wie der Ehe heiliges Band. Der Jüngling tritt aus dem Vaterhause in die stürmischen Verhältnisse der Welt hinaus. Er wird selbst Mann. Kein Vater schützt, keine Mutter tröstet ihn mehr. Er sieht die Greise zu Grabe gehen. Sein Trost ist das auserwählte Weib seines Herzens. Ihm gehört er allein an. Für dieses sorget, arbeitet, wirkt und lebt er. Und das Weib hat für ihn Vater und Mutter verlassen. Er ist ihm nun allein, was sonst Aeltern waren; ihm hanget es an, und empfängt aus seiner Hand Glück und Elend, wie er es seinerseits durch die Hand der Gattin empfangen muß.

Folgenreich ist diese Verbindung, wie kaum eine andere. Aus ihr entspringt der meisten Sterblichen höchstes Erdenwohl und höchstes Leiden. Der erwachsene Mensch, getrennt von dem Herzen der ersten Jugendfreunde, ausgegangen aus dem heimathlichen Kreise der Geschwister und Aeltern, bauet nun selbst sein häusliches Glück. Haus-

frieden macht ihn, und mag das Schicksal noch so sehr von außen wüthen, selig; häuslicher Unfrieden macht ihn elend, und wäre er noch so angesehen und mächtig vor Andern, gepriesen von allen Zungen, mit Reichthum überschüttet, wie Keiner. Der Mensch beginnt im Stande der Ehe ein neues Leben. Er steht nicht mehr allein auf Erden. Mit sanften Banden ist er an die Verhältnisse des Lebens unauflöslich geknüpft. Vater= und Mutterfreuden, keinen andern Lebensfreuden ähnlich, werden empfunden; Vater= und Muttersorgen, keinen andern ähnlich, werden getragen. Die Gegenwart wird wichtiger, die Vergangenheit lehrreicher, die Zukunft anziehender, als sonst.

Um dieser Ehrwürdigkeit der Ehe willen, ohne die das menschliche Geschlecht verlöschen oder verwildern würde, um dieser Wichtigkeit der Ehe willen, die das häusliche und eben darum innigste Wohl und Weh des Lebens begründet, ist es frevelhaft, der Ehe selbst und ihrer Heiligkeit zu spotten. Es ist Spott göttlicher Stiftungen; es ist Spott des Schöpfers; es ist Spott der schönsten Gesetze der Natur und aller daraus stammenden Glückseligkeit!

Eben dieser Wichtigkeit der Ehe und ihrer nothwendigen Ordnung willen für die Fortdauer des menschlichen Geschlechts, für die Wohlfahrt der Staaten, für das Heil der einzelnen Bewohner eines Landes, ist der Luxus und Prachtaufwand verderblich, welcher die gesetzlichen Ehen vermindert, für einander gleichsam geschaffene Seelen trennt, und sittenlose Verirrungen und Ausschweifungen befördert.

Sitteneinfalt erleichtert viele glückliche Verbindungen, und erschwert nicht die Vereinigung von Personen, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Denkarten, ihrer Gefühle sich gegenseitig einen Himmel auf Erden zu bereiten im Stande gewesen sein würden. Der übermäßige Aufwand, welcher besonders in den Städten heutiges Tages üblich geworden, die Bequemlichkeiten und Genüsse, welche

sich der Mann nicht versagen will, die Zerstreuungen und der Prunk, zu welchem die Jungfrau gewöhnt worden, machen es oft beim besten und redlichsten Willen des Mannes unmöglich, eine Verbindung zu stiften, wo sein beschränktes Vermögen allein nicht ausreichen kann, die Wünsche zweier Personen zu erfüllen, und den doppelten Aufwand zu bestreiten, welchen Stand oder angenommenes Vorurtheil fordern.

Dies ist des Luxus gefährlichste Seite. Hier ist's, wo er das meiste Gift in die Ruhe der Familien, in die Lebensfreuden edler Männer und Jungfrauen gießt. Er zerreißt der Natur heilige Ordnungen, widerspricht ihren schönsten Trieben, löset die edelsten Wünsche beglückt sein könnender Wesen in Seufzer auf, und mißbraucht die heiligen Triebe der Natur zu unnatürlichen Lüsten, oder zu gesetzlosen, Gesundheit und Familienwohl verpestenden Ausschweifungen. So trennt er Menschen von Menschen, leitet zu der nur sich selbst vergötternden, alles Andere verschmähenden Selbstsucht; löset den Verein des Volkes auf, die Achtung des Gesetzes, die Liebe zum Fürsten, und entnervt das Geschlecht.

Der Luxus, als Mörder glücklicher Ehen, oder Haupthinderniß solcher Verbindungen, welche auf eine beglückte Zukunft berechtigt sein könnten, verdiente daher mit Recht den Fluch aller Zeiten, aller Weisen, aller Völker, und verdient den Haß jedes Nachfolgers Jesu. Denn was wider des Schöpfers Ordnungen streiten will, was der Gottheit Stiftungen verletzen kann — darf es der Christ lieben? darf er es dulden?

Nächst dem Luxus, welcher die gesetzlichen Ehen erschwert oder verhindert, ist es der Leichtsinn vieler Menschen besonders, welcher dem Zweck der göttlichen Stiftungen entgegen arbeitet, und das zur Quelle des lebenslänglichen Leidens macht, was der Ursprung des irdischen Wohlergehens und lebenslänglicher Zufriedenheit sein sollte.

Empört sich der Luxus gegen die Ehrwürdigkeit der Ehe, so spielt der Leichtsinn verächtlich mit ihrer Wichtigkeit. Er selbst ist meistens nur eine Frucht schon tief verdorbener Sitten. Er verwandelt den Hauptzweck der ehelichen Verbindung in eine zufällige Nebensache, und macht das Zufällige zur Hauptsache.

Der Zweck der Ehe ist, nächst der Fortpflanzung des Geschlechts, die gegenseitige Beglückung und sittliche Vervollkommnung der Vermählten eines durch den andern für Lebenszeit. Diese wechselseitige Beglückung ist nicht möglich, ohne eine solche Beschaffenheit der Empfindungsweise und Denkart der Verbundenen, vermöge welcher sie gern in und für einander leben, freudig die Fehler und Forderungen abwerfen, die dem Andern mißfällig und allzuanstößig sein könnten. Es ist daher bei Schließung eines solchen wichtigen Vereins wahrlich weniger auf die Vollkommenheiten und Tugenden der zu Vermählenden zu achten, als auf die Fehler und übeln Eigenschaften und Gewohnheiten, durch welche sie einander verhaßt werden können; Fehler und üble Eigenschaften, welche durch Mängel in der Erziehung oder durch Gewohnheit gleichsam schon zur andern Natur geworden sind, und nicht mehr leicht abgelegt werden können.

Denn niemals noch ist eine Ehe durch die Güte und den Edelmuth der Vermählten, sondern durch die denselben anklebenden und allzutief gewurzelten Fehler unglücklich geworden. Darum muß bei Neuzuvermählenden mehr auf diese, als selbst auf ihre übrigen Tugenden geachtet werden, wenn man mit Wahrscheinlichkeit das Glück oder Unheil der Verbindung voraus erkennen will. Denn man sieht viele zufriedene Ehen, wo die Verbundenen vielleicht beiderseits ohne ausgezeichnete Tugenden sein können; aber sie sind nicht unglücklich, weil sie gegenseitig durch keine auffallenden, den geselligen Umgang und das Beisammenleben verbitternden Untugenden beschwerlich werden. Dagegen erblickt man oft Verbindungen unseliger Art von Personen, welche beiderseits durch glänzende Tu-

genden und vortreffliche Gemüthseigenschaften sich vor einer großen Menge Anderer auszeichnen, aber auch gewisse Fehler, Schwächen und Eigenheiten führen, die an sich und für das öffentliche Leben äußerst geringfügig scheinen, und im engen, häuslichen, beständigen Beisammensein unerträglich werden können.

Nicht selten ist es die erste Liebe und Zuneigung der Personen selbst, welche gegen jene Fehler blind macht, und nur an einander Tugenden und Vollkommenheiten bewundern läßt. Oft ist es Mangel näherer und genauerer gegenseitiger Bekanntschaft, welche es hindert, die verborgenen Schwächen und Anstößigkeiten des Andern zu entdecken. Denn wie gern verbirgt man seine Unvollkommenheiten vor demjenigen, welchem man liebenswürdig erscheinen möchte!

Aber so lange Liebe und Zuneigung nicht mehr eine sanfte Empfindung, sondern wilde, alle Vernunft überwältigende Leidenschaft ist, so lange ist jedes Urtheil ungültig, jede Wahl blindlings gemacht, und eben darum gefährlich. Wehe den Unglücklichen, welche, wenn zuweilen auch die sich ermannende Vernunft mahnt und warnt, diese verscheuchen, um mit wahnsinnigem Verlangen den geliebten Gegenstand zu erhalten, nur dessen Tugenden sehen, dessen Mängel verschleiern wollen. Liebe kann ewig dauern, Leidenschaft nie. Diese verfliegt nach Erreichung ihres Ziels; aber auch die Liebe verfliegt, und Ekel und Haß ersetzt ihre Stelle, wenn sie sich endlich überzeugt, ein falsches Ziel erreicht zu haben. Die Vollkommenheiten des Geliebten fesselten unsere Aufmerksamkeit zuerst; aber seine Fehler empfinden wir erst dann schmerzlich, wenn wir mit ihm in engen, unauflöslichen Verhältnissen stehen müssen.

Das Urtheil der Leidenschaft ist jedesmal ein Urtheil des Leichtsinns, und eben deswegen tadelnswürdig, weil es mit dem Glück und der Heiterkeit unsers ganzen künftigen Lebens verwegen tändelt. Wer sein lebenslängliches Wohl und Weh gründen will, höre auf, in dem Augenblick zu scherzen, der seinen höchsten Ernst, seine an-

gestrengteste Vorsicht auffordert. Er mäßige die ungestüme Gewalt der Leidenschaft durch — die Zeit. Er schließe keinen Bund, ohne den, welchem er seine ganze irdische Seligkeit hingibt, kennen gelernt zu haben. Er gewöhne sich, scharfsichtiger gegen dessen üble Eigenschaften, als gegen Vollkommenheiten zu sein. Denn nicht diese gründen so sehr das Glück der Ehe, als es jene zerstören werden. Derjenige aber hat am weisesten gewählt, welcher seine Hand zum ewigen Bunde nur solchem darreicht, von welchem er überzeugt sein kann, daß auch jede andere Person mit demselben und durch denselben nicht unglücklich sein könne.

Oefter aber noch, als der Leichtsinn der Leidenschaften jugendlicher Personen, stiften außerordentliche Nebenrücksichten der Aeltern und Verwandten, welche über eine eheliche Verbindung zu verfügen haben, das Unglück der Ehen, das lebenslängliche Trübsal zweier Menschen, die in jeder andern Verbindung zu den frohesten und glücklichsten Sterblichen hätten gezählt werden können.

Und aus welchen unlautern Absichten werden nicht oft Personen zur ehelichen Verbindung gezwungen, die einander vielleicht nur wenig oder gar nicht kannten, die einander entweder mit todter Gleichgültigkeit oder Widerwillen betrachteten!

Gewöhnlich ist es darum zu thun, einem Kinde nur eine anständige Versorgung zu verschaffen, daß es in der gewohnten Art, in den gewöhnlichen Verhältnissen und Bequemlichkeiten fortleben könne. Ob aber auch die Gemüthsart, die Zuneigung der für einander Bestimmten so beschaffen sei, daß nicht nur äußerer Wohlstand, sondern auch innere Glückseligkeit und Zufriedenheit erhalten werde — dies leider wird seltener erwogen.

Allerdings kann zwar keine eheliche Verbindung von der ruhigen Vernunft gutgeheißen werden, wo vorauszusehen ist, daß der Gatte durch eigene Kräfte nicht fähig ist, Gattin und einst Kinder anständig und ehrlich zu erhalten. Aber eben so wenig kann sie gutge-

heißen werden, wenn um eines Mehrhabens willen Ruhe und Lebensfreude einer oder zweier Personen hingeopfert werden. Wie viel der warnenden Beispiele von dem traurigen Ausgange dieser übelberechneten Ehen! Wie viel Gram und Sorgen derer, welche sie mit unseliger Hand erzwangen! Wie viel Jammer und Thränen derer, die sie tragen mußten!

Noch läßt sich zuweilen ein solcher schrecklicher Fehltritt der Aeltern durch ihre wohlmeinende, wenn gleich unkluge Vorsorge entschuldigen; aber wer ist's, der diejenigen zu rechtfertigen unternimmt, die aus thörichtem Familienstolz und unchristlichem Hochmuth Verbindungen verschmähen, welche das Glück ihrer Kinder gemacht haben würden, und Ehen erzwingen, welche Ueberdruß, Abscheu, Haß und nagenden Kummer der Verbundenen zur unausbleiblichen Folge haben? Wer wagt es, die Elenden zu vertheidigen, welche, um eigenen Gewinnstes, um eigenen Ansehens, um eigener Vorliebe willen, das Glück ihrer Kinder verbrecherisch hinopfern, und lieber diese elend, als sich in ihren geheimen Entwürfen gestört sehen? — Gott richtet über euch, und die Welt bezeichnet euch mit der Verachtung des Unwillens. Gott richtet über euch, dessen Stiftungen ihr aus schnödem Eigennutz zernichtet, indem ihr den heiligen Zweck derselben, Lebensglück, vernichtet. Gott richtet über euch, der Vergelter, der die Thränen zählt, der die Seufzer vernimmt, welche eure Selbstsüchtigkeit einem Wesen erpreßt, das zu bessern Schicksalen geschaffen wurde. Ihr erreichet oft euer grausames Ziel; selten aber entgehet ihr der furchtbaren Reue. Sie ereilt euch, wenn auch erst auf dem folternden Sterbebette, wo sie euerm Gewissen das Elend zuflüstert, welches ihr schufet und auf Erden nachlasset.

Nirgends ist eine zartere Grenzscheide zwischen dem weisen Gebrauche und Mißbrauche älterlicher Gewalt gezogen, als da, wo es auf die Wahl eines Gatten oder einer Gattin für Tochter oder Sohn ankommt. Wie leicht, auch bei der höchsten Behutsamkeit,

wird die Grenze überschritten; wie sträflich ist es, sie ohne Achtung für göttliche Ordnungen, für Glückseligkeit der unserer Sorgfalt anvertrauten Wesen, mit frechem Leichtsinn oder muthwilligem Trotz, aus Hochmuth oder Geldgier, überschreiten zu wollen!

Aeltern haben in der wichtigsten Lebensangelegenheit ihrer mündigen Kinder nicht mehr befehlende, sondern nur rathende Stimme. Sie sind nicht mehr Gebieter und Erzieher derer, die von ihnen selbst für reif geachtet werden, Andern gebieten und selbst Kinder erziehen zu können. Sie dürfen nicht vergessen, daß durch die Wahl des Gatten oder der Gattin nur des Kindes lebenslängliches Glück, nicht das Glück der Aeltern, gegründet werden müsse. Sie handeln grausam, unvorsichtig und unchristlich, um irgend einer Nebenabsicht willen ihr Kind, gegen seinen Willen, zu einer verhaßten Verbindung zu zwingen.

So wahr dieses ist, so fest gegründet steht auf der andern Seite das Recht der Aeltern, derjenigen ehelichen Verbindung des Kindes ihre Zustimmung zu verweigern, welche nur ein Werk der blinden Leidenschaft ist, und zu Elend und Schmach führen würde. Es ist nicht bloßes Recht, es ist Pflicht christlicher Aeltern, sich einer solchen unglücklichen und thörichten Wahl des Kindes zu widersetzen. Denn gewöhnlich wird diese Wahl in einem Alter vorgenommen, wo die Leidenschaft noch in voller Kraft über die jugendlichen Gemüther herrscht; wo leicht blinde Vorliebe sie in ein unerkanntes Verderben lockt; wo Kenntniß der Menschen, wo Welterfahrung noch nicht gereift sein können. Hier soll der betagten Aeltern geprüftere Lebensklugheit und Weltkenntniß, der Aeltern ruhigere Erwägung dem ungestümen Leichtsinn der Jugend rathend und leitend zur Seite stehen, und wenigstens verhindern, daß nicht unerfahrener Muth und leidenschaftliche Schwärmerei das ganze irdische Wohlsein eines Kindes verderbe.

Verantwortung vor dem richtenden Gott haben diejenigen, welche

aus Stolz oder Gewinnlust ihre Erzeugten einer verhaßten Verbindung hinopfern; oder Verantwortung vor dem richtenden Gott erwartet auch die, welche unbesonnen die Thorheiten eines leicht entflammten jugendlichen Herzens billigen, und da nicht, sei es aus Schwäche oder andern Gründen, ein Unglück verhindern, welches bei einiger Menschenkenntniß vorausgesehen werden kann.

Die weise Wahl des Gatten oder der Gattin also ist's, von welcher nachmals der Friede und die Freude eines ganzen Lebenslaufes abhängen! — Und mit welchem Leichtsinn tändeln so viele Sterbliche über den entscheidendsten Schritt für ihre Zukunft hin! Wie viel tausend heiße Thränen der Reue würden, bei höherm Ernst in solcher Wahl, weniger vergossen sein! Wie mancher endlose Kummer, wie mancher täglich erneuerte Schmerz, wie mancher geheime, die blühendste Gesundheit zerstörende Gram, wie mancher entsetzliche Entschluß der Verzweiflung wäre vermieden worden!

Blicken wir nur um uns her; wie selten sind im Allgemeinen die wahrhaft glücklichen Ehen, von denen man sagen darf: sie sind ein irdischer Himmel, und die Beneidenswürdigen in ihnen sind durch ihre gegenseitige unveränderliche Liebe und Treue über jedes Schicksal erhaben, das sie treffen kann; sie könnten die Welt und ihre Freuden entbehren, sie würden reich und glücklich durch sich selbst sein! — Wie zahlreich sind die Ehen, in welchen gegenseitige Gleichgültigkeit und Ueberdruß herrschen; wo selten ein Tag ohne Sehnsucht nach einem bessern Loose verstreicht; wo die Zwietracht der Aeltern den Kindern das Herz verwundet oder sie zur Nachahmung des gottlosen Beispiels reizt!

Und wessen Schuld ist dieses weitverbreitete Uebel? Warum sind so wenige Menschen da am glücklichsten, wo sie es am ersten sein sollten, im Innern ihres häuslichen Lebens? Warum nagt am Wohlsein so vieler Familien ein geheimer Wurm, den sie nur verbergen, weil sie ihn nicht entfernen können, und mit dem ver-

borgenen Elend nicht auch zugleich die öffentliche Schande tragen mögen?

22.

Stief-Aeltern.

Ev. Joh. 19, 25—27.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr;
Bewahre sie, Barmherziger!

Auch Waisen, welche wir erzieh'n,
Die unter unserm Segen blüh'n,
Sie sind den Guten keine Last,
Weil Du sie uns vertrauet hast.

Ja, unsre volle Zärtlichkeit
Sei den Verwais'ten gern geweiht;
Gott liebt sie, Gott verläßt sie nicht;
Wie er zu sein, ist unsre Pflicht!

In der bangen Schreckensstunde, da Jesus, der göttliche Dulder, einsam über der verschwindenden Welt am Kreuze hing; als seine Wunden alle sich beinahe verblutet hatten, und er von Allem abgeschieden war, was ihm hienieden Trost und Freude gegeben hatte, warf er seinen Blick, der zum ewigen Vater gebetet hatte, noch einmal auf die Erde nieder. Da ward er voller Wehmuth noch einige seiner Geliebten gewahr, die auch in der Todesstunde nicht von ihm scheiden wollten — theure Blutsverwandte, die er hilflos im Leben zurücklassen sollte. Er sah seine Mutter Maria, die mit verweinten Augen die Leiden des heiligen Sohnes betrachtete, sah seiner Mutter Schwester, Maria, Cleophas Weib, und Maria Magdalena.

Am längsten verweilte sein Blick voll Jammers auf der verlassenen Mutter. Sie ward die letzte, innige Sorge seines Lebens. Er wandte sein Haupt zu Johannes, dem Jünger, dessen sanfte Denkart ihm vor Allen lieb war, und sprach zu seiner Mutter: O Mutter, siehe, das ist von nun an dein Sohn! Und zu Johannes sprach er: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. (Joh. 19, 25—27.)

Er nahm sie zu sich; er ward ihr Sohn; er erfüllte gegen die verwais'te Mutter die Pflichten eines treuen, dankbaren Kindes; er theilte mit ihr sein Hab und Gut; verpflegte, schützte sie; gab ihr Rath und Freude. Jesus Christus aber, nachdem er die letzte irdische Sorge abgethan hatte, starb nun beruhigt und heitern Geistes, empfahl nun freudig seine Seele in die Hand des ewigen Vaters.

Diese einfache Begebenheit erweckt den Christen zu mancherlei rührenden Betrachtungen. Sie mahnt ihn auch an die schmerzlichen Empfindungen, welche in der Todesstunde wohl das Gemüth eines redlichen Vaters bewegen mögen, wenn er von seinen unerzogenen Kindern für dieses ganze Leben Abschied nehmen muß; mahnt ihn an das Leiden des Mutterherzens im letzten Augenblick, wenn es sich von den heißgeliebten, theuern Kindern losreißen soll. Ach, ein solcher Schmerz ist wohl verzeihlich! Herzen, die durch die Hand Gottes mit den heiligen Banden des Bluts, mit den zartesten Banden der Natur verknüpft waren: wie mögen sie ohne das größte Leiden der Seele von einander geschieden werden? O wie mancher sterbende Vater schlang noch den matten Arm um seinen theuern Liebling, und seufzte: Wem muß ich dich nun überlassen? Wer wird jetzt so für dich sorgen, für dich arbeiten, wie ich gern gesorgt und gearbeitet habe für dich? An wessen Brust wirst du künftig deinen Kummer ausweinen, und wer wird mit dir sein, wenn die bösen Tage eintreten? — Wie manche Mutter seufzte noch den letzten

Seufzer für die Kinder, die nun durch ihren Tod zu Waisen werden sollten, und dachte: Ach könnte ich euch in meine Arme schließen und mit hinabnehmen in das stille Land des Friedens! Wer wird von nun an euere Mutter sein, euer irdischer Schutzengel?

Doch, Dank sei es der herrschenden Menschlichkeit! gewöhnlich sind diese Sorgen der Sterbenden und ihre Unruhen, ob zwar sehr verzeihlich, doch unnütz. Wer ist auf Erden so hartherzig, daß er sich nicht gern der verlassenen Waisen annähme? Wie viel Ruhm bringt es nicht dem, der ein Vater und Schutz derselben heißen kann! Für wen sorgen die Gesetze des Landes und die Obrigkeiten eifriger und mit zärtlicherer Wirksamkeit, als für Waisen? — Selbst für die ärmsten wird eine tröstliche Sorgfalt gehegt. Sie erhalten eine Erziehung, oft besser, als vielleicht diejenige gewesen wäre, die sie von ihren eigenen Aeltern genossen haben würden. Um ihre Versorgung bekümmert sich Obrigkeit und Gesetz am längsten.

Oft sind aber die Verwaiseten dann am schlimmsten bedacht, wenn sie nach dem Tode ihrer guten Aeltern einen Stiefvater oder eine Stiefmutter erhalten. In allen Sprachen drückt dies Wort schon einen traurigen, oder verhaßten Begriff aus. Es ist so weit gekommen, daß der Name einer Stiefmutter zum Sprichwort geworden ist in allem Volk, um die empörendste Lieblosigkeit, die verabscheuungswürdigsten Gesinnungen gegen eine Waise auszudrücken. Und wer in dem Verhältniß eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter steht, prüfe sich doch selbst, ob er verdiene, in der Reihe der Verachtungswerthen zu stehen.

Das Weib, empfindlicher, reizbarer und mit der Erziehung der Kinder unmittelbarer beschäftigt, als der Mann, ist gewöhnlich, wenn ohnehin dem Herzen religiöser Sinn und edles Gefühl mangelt, eine bösere Stiefmutter, als der Gatte jemals ein böser Stiefvater der Waisen sein kann. Daher mag es gekommen sein, daß Stief-

mütterlicher Haß zum Sprichwort in der Welt werden konnte, weil er der quälendste und hartnäckigste zugleich ist.

Aber woher entsteht auch dieses furchtbare und allgemein verachtete Laster? Woher die Kälte und Lieblosigkeit mancher, ich möchte nicht sagen vieler, Stiefältern gegen ihre Stiefkinder?

Die Ursachen lassen sich leicht erklären. Man beobachte nur die Haushaltungen, in welchen dieses Uebel ankeimt oder reifet.

Meistens ist daran die erste, natürliche Vorliebe für die eigenen Kinder Schuld. Wohl ist es eine natürliche Vorliebe zu nennen, weil doch die Hand der Natur Aeltern mit ihren eigenen Kindern am engsten zusammenschloß. Man wird oft bemerken, daß ein Vater oder eine Mutter gegen ihre unerzogenen Stiefkinder so lange die edelste., herzlichste Zärtlichkeit beweisen, als sie ohne eigene Kinder sind. Man wird den Vater als Beispiel rühmen, der sein Stiefkind mit einer Sorgfalt pflegt, als wäre es sein eigenes. Man wird eine Stiefmutter ehren, welche das Kind ihres Gatten mit einer Liebe behandelt, wie sie kaum mit einer größern Innigkeit ihr selbstgebornes lieben könnte.

Aber plötzlich ändert sich bei Vielen Alles, sobald neben dem Stiefkinde nun ein eigenes Kind lebt. Dann erlöscht die alte Liebe gegen das fremde, und vereinigt ihre Strahlen nur auf das eigene, um es zu beglänzen, zu erwärmen und zu beseligen; dann schmeichelt es der Eitelkeit schwacher Mütter, schwacher Väter, dies Kind von Andern vorzugsweise gepriesen und bewundert zu sehen; dann erwacht die Eifersucht, wenn irgend einmal das fremde in den Augen Anderer liebenswürdiger als das eigene erscheint; dann regt sich der Neid, wenn man es sich nicht verbergen kann, daß das Stiefkind noch Eigenschaften besitzt, wodurch es eben so liebenswürdig, oft noch angenehmer als das eigene werden dürfte; dann schwillt der Haß, wenn man jenes vielleicht durch besondere Verhältnisse beglückter sieht, als das eigene, oder wenn es eben so große Ansprüche

auf Liebe und Pflege macht. Dann verkleinert die unbillige Selbstsucht an dem Stiefkinde das Gute, welches man sonst an ihm rühmte, und vergrößert seine allfälligen Fehler, die man sonst mit Edelsinn zu entschuldigen oder sanft zu ändern suchte. Man erblickt in jedem kleinen Vergehen ein großes Verbrechen, in jedem finstern Blick eine geheime Bosheit, in jeder Thräne eine Heuchelei und Tücke, oder Rache.

So ist der Friede des Hauses gebrochen, so die Glückseligkeit aller Gemüther zerstört. Und wodurch? Ach, durch die Unvorsichtigkeit und Thorheit oft eines einzigen Menschen, eines Menschen, der in allem Andern sonst gut, liebenswürdig und edel sein kann.

Diese traurigen Veränderungen entspringen nicht sogleich in ihrer ganzen Größe; aber das Uebel wächst mit den Stunden und Jahren. Erst erkaltet die Liebe, ehe sie sich in ungerechten Haß oder gar in schimpfliche Verfolgung verwandelt. Erst wird das Stiefkind mit weniger Zärtlichkeit behandelt; dann mit Gleichgültigkeit; dann mit Ueberdruß und Widerwillen; dann mit geheimem Groll; endlich mit offenbarer Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Und dann erst zieht Unsegen und Elend im Gefolge vorher unbekannter Leidenschaften und Laster in das vormals glückliche Haus ein.

Es entsteht Kälte, bald auch Zwietracht unter den Gatten. Der Vater sieht mit Schmerz sein geliebtes Kind überall durch stiefmütterliche Unbilligkeit hintangesetzt und vernachlässigt. Die Mutter sieht mit Wehmuth die Härte eines Stiefvaters gegen das Kind ihrer frühern Ehe, welches sie ihm zubrachte. Anfangs sucht man noch durch gütige Vorstellungen das Uebel zu mindern; bald wird der Wortwechsel öfter, bald auch bitterer geführt; endlich die Uneinigkeit und der Hauszwist herrschend und zur Hölle des ehelichen Lebens. Und allen daraus entspringenden Mißmuth muß der unglückliche Gegenstand des Haders, das unschuldige Stiefkind, die Halbwaise büßen.

Es entsteht Zwietracht der Familie; die Verwandten theilen sich in Parteien, theils zum Schutz der verstoßenen Waise, theils zur Vertheidigung der stiefälterlichen Ungerechtigkeit. Der gute Ruf des Hauses geht unter.

Es entsteht Zwietracht zwischen den Stiefgeschwistern. Sie hassen und beneiden sich gegenseitig um die kleinen Vorzüge, welche bald diesem, bald jenem gegeben werden. Sie ahmen den Thorheiten ihrer unklugen Aeltern nach, und saugen das Gift der bittersten Leidenschaften von denen ein, die ihnen Beispiel der Tugend und Liebe sein sollten. Die Anlagen ihres Herzens werden verderbt, ehe sie noch Zeit hatten, sich zu entfalten, und der Grund lebenslänglicher Unzufriedenheit wird gelegt, wo man den Grundstein ihrer künftigen Glückseligkeit zu legen hatte.

Es entsteht Zwietracht zwischen Aeltern und Kindern, die sich in die spätern Jahre forterbt. Jedes Ungemach kann ein Kind mit leichtem Sinn vergessen; aber Ungerechtigkeiten, die es in dem zarten Alter der Hilflosigkeit erdulden mußte, verschmerzt es auch in den spätesten Zeiten nicht ganz: sie empören durch ihre Erinnerung noch lange auch das sanfteste Gemüth.

O du, welchem Gott eine Waise anvertraute, der du Vater oder Mutter sein sollst, möchten diese Worte dein Gemüth erschüttern! Möchte der Anblick dieser Wirkungen eines stiefväterlichen oder stiefmütterlichen Sinnes dich an dich selbst erinnern, daß du zu dir sprächest: Und wie ist es mit mir? Bin ich edler, christlicher? Bin ich meinem Stiefkinde, was ich vor Gott sein soll, was Johannes einst der Mutter Jesu war?

Die Natur lehrt dich dein eigenes Kind mit Zärtlichkeit umarmen; aber sie lehrt dich nicht, das Stiefkind mit unbarmherziger Gleichgültigkeit von einem Herzen wegdrängen, in welchem es gern ein Vater- und Mutterherz verehren möchte. Ehrwürdig ist deine Liebe zu den Selbsterzeugten; aber heiliger und verdienstvoller ist deine Liebe

zu dem Stiefkinde, welchem du einen verstorbenen Vater oder eine zu früh erblaßte Mutter ersetzen sollst! Denn sein eigenes Kind liebt auch der Wilde. — Es ist kein Verdienst darin vor Gott und Menschen; aber Vater oder Mutter sein im ganzen Umfange des Wortes für eine vater- oder mutterlose Waise, erst dies beweiset den Adel deines Gemüths, die Schönheit deiner Denkart. Erst dies zeugt für dich, daß du in Gottes und Jesu Geist wandelst, daß du nicht zu dem gemeinen und verachtungswürdigen Haufen derer gezählt werden darfst, durch die der Name eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter zum Namen der Schande geworden ist.

Was du deinen eigenen Kindern sein sollst, lehrt dich die Natur — sie allein gab dir deine Pflichten; sie schrieb sie tief in dein Herz. Aber als du vor dem Altar mit dem Gatten das Stiefkind gewannst, da übernahmst du nicht minder große, nicht minder rührende Verpflichtungen; du übernahmst Verpflichtungen gegen die Lebenden und gegen die Todten. Du versprachst Gott, indem du in den Stand dieser Ehe tratest, einer Waise Alles zu ersetzen, was sie durch den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter verloren hatte. Du wolltest ihr Vater, ihre Mutter heißen und werden.

Ach, wenn es in bessern Welten dem Geist einer verstorbenen Mutter vergönnt ist, das Loos ihres Kindes auf Erden zu wissen — mit welcher Wehmuth und Liebe wird sie auf das Verlassene hinblicken! Sie ist es, welche dich segnend vor Gott dem Vergelter nennt, wenn du ihrer Waise eine neue Mutter geworden bist. Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter anklagt, wenn du die Waise mit kalter Gleichgültigkeit einsam und mutterlos lässest!

Siehe, wenn in wenigen Monaten dir dein Todesengel erschiene — und kennst du die Länge deiner Tage? — wenn er erschiene und dich hinwegriefe aus den Armen deiner Gattin oder von deinem eigenen Kinde — wie würde es dir sein? Was würdest du selbst von Gott erflehen? Was möchtest du dem jungen Sohne, der jungen

Tochter wünschen, die du als Waise fremden Händen überlassen sollst? O du fühlst es, dein Herz rief es laut! — — Wie, und du lebst, und bist gewissenloser gegen das Kind einer fremden Ehe, als du von Andern wünschest, daß sie nach deinem Tode gegen dein eigenes sein sollen? Wie vereinigst du solche schreiende Widersprüche in einem redlichen Gemüth? Gehe hin, und werde deinem Stiefkinde, was du wünschest, daß, wenn du stürbest, auch Andere einst gegen dein eigenes sein möchten! Vergiß es nicht, daß Vergeltung schrecklich auch auf Erden wohnt! Vergiß es nicht, daß dich und dein Thun vielleicht der Blick der Seligen beobachtet, gewiß aber der Allwissende sieht!

Gehe hin, schließe die Waise an dein Herz, die du zu wenig liebtest, und die durch deine Kälte verlernte, Zutrauen und Liebe zu dir zu haben; schließe die Waise an dein Herz, zu welcher wenigstens Freundschaft aus Mitleiden entspringen muß; schließe die Waise an dein Herz, die vielleicht darum minder gut und liebenswürdig geworden ist, weil du sie nur allzugleichgültig versäumt hattest; schließe die Waise an dein Herz und denke, daß ihre etwaigen Fehler nur Früchte deiner eigenen Vergehungen gegen sie sind.

Und wenn du diese Waise noch so liebevoll behandelst, ach! du ersetzest ihr doch nicht Alles, was sie zu beweinen hat. Sei noch so gütig, du bist ja doch nicht der Vater, sondern nur Pflegevater; sei noch so zärtlich, ach, deine Liebe quillt ja doch nicht aus dem tiefen Innern eines Mutterherzens gegen das gute Pflegekind! Nein, eine liebe Vaterhand läßt sich nie ganz durch eine fremde Hand, und ein Mutterherz durch kein anderes ersetzen!

Und kannst du selbst nicht deine Vorliebe für das eigene Kind verläugnen, o verläugne sie wenigstens deinem Gatten, er wird gerührt deinen Edelsinn und dies zarte Gefühl mit verdoppelter Achtung und Liebe vergelten. Verbirg sie wenigstens dem Stiefkinde, und verrathe sie nicht in Thaten, nicht in Worten, nicht einmal in

Geberden, und du wirst dir ein freundliches Herz zueignen, das nach einem theilnehmenden Herzen sucht; dich wird doppelte Liebe von allen Seiten und die Ehrfurcht der Welt umringen. Denn wie man die Lieblosigkeit der Stiefältern allgemein verachtet und hasset, um so höhere Gerechtigkeit und Bewunderung pflegt man der Tugend solcher zu zollen, die den Stiefkindern eben so treue, zärtliche Aeltern sind, als wären es die eigenen.

Verbirg deine Vorliebe den Kindern — sie sind scharfsichtiger als die Erwachsenen, weil ihre Aufmerksamkeit noch durch weniger Gegenstände zerstreut ist; weil sie noch auf nichts so sehr achten, als auf die Mienen und Worte ihrer Aeltern, in denen sie ihre Gebieter, ihre Geliebten, ihre Schutzengel, ihre Vorbilder zu sehen berechtigt sind. — Wehe, wenn jemals deine Vorliebe durch unvorsichtige Liebkosungen den Neid des Minderbeglückten rege machte: du hast den Samen der Hölle in den Boden der Liebe gestreut. Wehe, wenn deine Vorliebe dich jemals zu einer Ungerechtigkeit gegen das minder geliebte Kind verleitete: du hast der Unschuld Thränen erpreßt, die Gott zählt.

Und einst, wenn dies von dir mit Vater- und Muttertreue gepflegte Stiefkind erwachsen ist; wenn es einsieht, wie Großes, unaussprechlich Großes du an ihm gethan hast, da du selbst dein eigenes Herz und dessen natürliche Regungen überwältigen mußtest, um nicht weniger zu scheinen dem Einen wie dem Andern; erst dann wird dir diese ehrwürdige Liebe mit heiliger Liebe vergolten werden. Erst aus der Erkenntniß der Wohlthat entwickelt sich die Fülle der Dankbarkeit! Daher die nicht seltenen Beispiele, daß Stiefkinder im spätern Alter lebhaftere Theilnahme, oft rührendere Beweise der Anhänglichkeit gegen gute Pflegeältern gaben, als rechte Kinder. Denn was diese sich oft als Wirkungen von Pflicht anzusehen gewöhnen, erkennen jene als Zeugen einer uneigennützigen Liebe und Seelengüte, und ein dankbares Gemüth wendet ihnen alles das

Gute und die Treue wieder zu, welche sie von Stiefältern in den Jahren der Minderjährigkeit genossen. Als Kinder erkannten sie noch nicht, was du ihnen gegeben, aber wohl sahen sie schon darauf, wie du ihnen gabst. Als Erwachsene verstehen sie aber auch, was du für sie gethan.

Christlicher Vater, Mutter, Christen! Werdet rechte Aeltern, liebevolle, auch den Waisen. Machet den Namen des Stiefvaters und der Stiefmutter zu einem ehrwürdigen Namen in euerm Hause, in eurer Gemeinde. Gedenket immerdar eurer Pflichten gegen Gott, den ewigen Vater der Waisen — seid ihr nicht selbst Verwaisete, die der Barmherzigkeit des Alliebenden theuer sind? — Gedenket eurer Pflichten gegen die Verstorbenen, deren abgeschiedener Geist die Waisen umschwebt, und von euch fordert, ihnen Vater, Mutter zu sein! Gedenket der Pflichten gegen eure Gatten, deren Herz ihr verwundet, indem ihr die Kinder einer frühern Ehe weniger zärtlich pfleget, als die eigenen. Gedenket des Schicksals eurer eigenen Erzeugten, deren Herz ihr unfehlbar durch ungleiche Behandlung der Stiefgeschwister verschlimmert, oder denen ihr in diesen wenigstens nicht wahre, in Zukunft gern theilnehmende Brüder und Schwestern erziehet! Gedenket eures süßen Trostes in der Sterbestunde, wenn euch Aller Lippen einmüthig einen schönen Segen nachrufen in die Ewigkeit, und Keiner der Eurigen schweigt bei euerm Sarge; wenn sich die Hände Aller falten zum heißen Dankgebet zu Gott, der euch ihnen zum gleichen Trost, zur gleichen Freude erkoren und gegeben hatte. Gedenket des Wiederfindens in der Ewigkeit, wo auch das Stiefkind, euer Bruder, in Verklärung euch entgegenjauchzt, und der Geist eines edeln Vaters, einer treuen Mutter euch segnend begrüßt, deren Stelle ihr auf Erden so edel bekleidet habet bei den Verlassenen!

23.

Die Ehe.

Zweiter Abschnitt.

Ephes. 5, 22—23.

Von Dir sind, Gott, der Ehe Freuden,
Du, der Du Mann und Weib erschufst,
Und sie im Glücke wie im Leiden,
Zu großer Pflichten Uebung rufst.
Wohl ihnen, wenn sie Dir sich weih'n,
Ihr Glück wird groß, wird göttlich sein!

Mit Liebe gehn auf gleichen Wegen
Sie zu des Lebens Ziel hinan;
Gemeinsam theilen sie den Segen,
Den sie aus Deiner Hand empfah'n.
Und ihr vereinigtes Gebet
Ist's, was zu Dir, o Vater, fleht.

Was auch das Leben Bitteres mit sich bringe, und wie hart auch oft das Schicksal des Menschen sei — treue Freundschaft erleichtert ihm endlich jede Bürde, und verschönert ihm jedes Verhängniß. Ohne theilnehmenden Freund ist der Schmerz doppelt, den du empfindest, und die Freude entzückt dich weniger, wenn du sie einsam genießen sollst, wie ein Verbannter.

Die Ehe ist der schönste, der heiligste, der dauerhafteste Bund der Freundschaft, geweiht von den Händen der Religion und der Natur! — Hier verbindet sich mit dem Bedürfniß des Herzens zugleich die Nothwendigkeit des Beisammenseins durch gesetzliche Ordnungen. — Ein anderes Interesse, Zeitumstände, Verschiedenheit der Meinungen, Verschiedenheit der Lage, Verschiedenheit des Vermögens, Entfernung des Ortes, Veränderung des Wohnplatzes können den Freund oft gleichgültig gegen den Freund machen, das Herz erkalten — aber die Gatten haben nur einerlei Interesse, einerlei

Genuß des Vermögens, einerlei Schicksal, einerlei Wohnort. Für Lebenszeit verbunden, sind sie sicher, nie getrennt zu werden, als durch den Tod, welcher endlich alle irdischen Verknüpfungen auflöset. Schon die Gewohnheit, sich beständig zu sehen und einander die Nächsten zu sein, macht ihnen das Bedürfniß, mit einander und für einander zu leben, unentbehrlicher; und das Dasein fröhlicher Kinder, Zeugen ihrer Liebe, wird ein neues, mächtiges Band, welches die beglückten Aeltern fester an einander schließt.

Wer schützt das schüchterne Weib kräftiger und entschlossener, als der Gatte, welcher für dasselbe im Sturme des Lebens handelt und erwirbt? Wer achtet und liebt es zärtlicher, wenn schon die Rosen der Jugend verblüht sind, als der treue Gatte, welcher in der verblühten Gefährtin seiner Tage noch ihre sanften Tugenden und die ganze schöne Vergangenheit seines Lebens liebt? — Wer lohnt dem Manne seine Mühen, seine Aufopferungen, seine vielfachen Beschwerlichkeiten angenehmer, als die vertraute Gattin, welche in ihm ihren einzigen und besten Freund, ihren Versorger, ihren Schutzengel erblickt? Wer weiß ihn besser zu trösten, und mit sich selbst zufriedener zu machen, wenn er seine Anstrengungen nirgends belohnt und sich selbst von allen Andern verkannt sieht, als die Vertraute seines Herzens, die ihn am besten beurtheilen kann? Für wen ordnet sie ihr Hauswesen, sinnt sie auf Anmuth und Schmuck, sorgt sie in der Einsamkeit; für wen sucht sie, sich selbst vergessend, neue Freuden zu erfinden, wenn es nicht für den Einzigen ist, dem sie ganz gehört, ohne welchen sie selbst verlassen und freudenlos sein würde? Für wen ringt der Mann nach Achtung, Ansehen und Vermögen, wenn er die Glücksgüter des Lebens nicht mit einer Seele theilen könnte, die ohne Neid sich seines Glückes freuet, wie ihres eigenen? Und wenn des Lebens Gebrechlichkeiten und Schwächen eintreten: wer trägt sie mit größerer Geduld, als das treue Herz, welches mit uns des Lebens schö-

nere Stunden einst theilen konnte? Wenn Krankheiten uns an das Schmerzenlager binden: wer sorgt mit treuerer Pflege, als die treue Hand, welche sich an die unsere für ewig festschloß? — Bezahlte Miethlinge können uns Arzneien reichen, aber ihrem Blick fehlt die mitleidige, um unsere leisesten Wünsche forschende Liebe. Fremdlinge können bei unsern Leiden trauern, aber sie verlieren bei uns nicht, wie ein Gatte oder eine Gattin, die Hälfte ihres eigenen Lebens. Sie empfinden nur den fremden Schmerz, aber nicht den ihrigen; sie beklagen unser Leiden, aber sie leiden es nicht selbst.

Darum ist die glückliche Ehe des irdischen Lebens höchstes Gut. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gewalt ersetzt sie; nur durch sie wird, was der Schöpfer Herrliches dem Menschen verleiht, zu einer genußvollern Gabe.

Aber, wie sind der durchaus glücklichen Ehen im Allgemeinen so wenige! Wie häufig sehen wir die Spuren häuslichen Unglücks, Folgen ehelicher Zwietracht, Zerrüttungen des Hauswesens durch Uneinigkeit der Vermählten, Klagen auf Scheidungen und freiwillige Trennungen!

Den ersten Grund zu dem furchtbarsten aller Uebel im gesellschaftlichen Leben legte meistens die unvorsichtige Wahl der Gatten. — Oft war es der Rausch der Leidenschaft, in welchem Liebende den Bund der Ehe schlossen, ohne sich selbst genau mit ihren Fehlern zu kennen. Sie sahen nur die Annehmlichkeiten des künftigen Standes, nicht die nothwendigen Mühseligkeiten, die er mit sich führt. Aber dem Rausche folgte Nüchternheit, der Leidenschaft und ihren kühnen Träumen folgte Erschlaffung und Sättigung. Die sich vorher mühsam und wohlbedacht durch Darstellung alles dessen zu gefallen suchten, was für sie einen vortheilhaften Eindruck erregen konnte, erblicken sich nun alltäglich und in ihrer Alltäglichkeit. Viele Erwartungen sind nun getäuscht. Manche Fehler und

Unarten, sonst zurückgehalten und verschleiert, werden nun sichtbar, und verwunden. Vollkommenheiten, mit welchen man in der äußern Welt glänzen kann, sind oft im stillen, häuslichen, alltäglichen Leben ohne Wirkung und Werth. So entstand Gleichgültigkeit, wo man vormals Begeisterung empfand. Man glaubt sich von Andern getäuscht, ohne zu bedenken, daß Jeder sich in der ersten Leidenschaft selbst getäuscht hat, und sich täuschen lassen wollte. Es entstehen Vorwürfe, sie werden erwiedert; man macht Ansprüche, sie werden nicht immer erfüllt. Eigensinn und Widerspruch, Ueberdruß und Reue kehren ein, und der Hausfriede ist entflohen.

Andere hatten die Ehe aus Nebenabsichten geschlossen. Es war um Vergrößerung des zeitlichen Vermögens zu thun; oder um des Familienstolzes willen wurden Ehen erkünstelt oder erzwungen, ohne Rücksicht, ob auch die künftigen Gatten gefällige Eigenschaften und Fehlerlosigkeit genug hatten, die weite Lebensreise freundlich und verträglich mit einander machen zu können. Die Verbindung geschah; der Familienstolz hatte sein Opfer; die Gewinnsucht hatte ihr Ziel erreicht. Allein alles Gold der Welt wiegt keinen Fehler auf, der uns am Andern unerträglich wird, und das Leben endlich zur Last macht; alle Zufriedenheit stolzer Verwandten söhnt das leidende Herz mit dem Elende seiner Lage nicht aus, die nur mit öffentlicher Schande oder mit dem Tode aufhören kann. Die gewonnenen Lebensbequemlichkeiten sind angenehm; aber beneidenswürdig ist doch das Glück des Armen, der vor dem Vermählungsaltar zwar kein Gold, aber ein mit ihm eng verbundenes liebendes Herz gewann. Was hilft's, wenn die Thränen des Schmerzes auf Gold und Seide niederfallen? Sind sie darum milder? Was hilft's, im Wohlstande einen freudenlosen Sinn, eine unbeglückte Zukunft zu haben? Können Ansehen und Pracht die Wunde eines blutenden Herzens heilen?

Eine zwietrachtvolle Ehe ist das martervollste Verhältniß des gesellschaftlichen Lebens; denn alle andern Verbindungen sind leicht

zu lösen, aber die Bande der Ehe nie ohne Schwierigkeit. Sie verwandeln sich in eherne Ketten, die uns an unsern ewigen Widersacher festschliessen, bis der Tod voll Erbarmens sie brechen will. Mit jedem neuen Morgen begegnet dem Beklagenswürdigen die Furcht vor neuem Verdruß. Man weicht sich aus, um froher zu athmen, und trifft zusammen, um neue Kränkungen zu erfahren. Mit dem Frieden des Hauses ist der Segen entflohen. Zur Todesstunde des Einen lächelt das Auge des Andern.

Nicht immer liegt die Quelle dieses namenlosen Unglücks in der mißlungenen Wahl der Gatten. Oft verschlimmern sich die Denkarten derselben in der Ehe selbst erst, und Fehler, die vorher kaum dem Keime nach vorhanden waren, entwickeln sich erst im vertrauten Beisammenleben.

Oft sind es weder Laster noch verbrecherische Neigungen, welche das Glück der Ehe stören, sondern zuweilen nur geringe Fehler, anstößige Eigenthümlichkeiten, die das Auge eines Fremden kaum wahrnimmt. Aber eben diese, allen andern Menschen verzeihlich scheinenden Unarten und Schwächen können im engen Verein der Ehe die ganze Seligkeit des Hauses verbannen.

Je länger diese Fehler geduldet werden, je tiefer der gegenseitige Mißmuth sich in die Herzen eingräbt: je tiefer und unerreichbarer versinkt das Lebensglück; je unmöglicher wird, wo nicht die gegenseitige Versöhnung der Gemüther, doch ihre freundschaftliche Verbindung.

Sind Hausfrieden und Frieden des Herzens ein Bedürfniß, ein hohes Gut, so sei auch christlicher, das heißt, weiser Ehegatten erstes Streben, sich selbst von Fehlern zu befreien, die Zwietracht und Kälte erzeugen können, oder Versöhnung unmöglich machen. Keiner fordere vom Andern Vollkommenheiten, die er demselben nicht zuerst an sich selber zeigt; Keiner zürne über des Andern Fehler, bevor er nicht selber an sich jeden Fehler vertilgt hatte, der

seinem Lebens-, seinem Freuden- und Leidensgenossen verhaßt scheint. Niemand traue dem Andern alles Unrecht allein zu, sondern erkenne, daß auch er Irrthümer und Fehler begangen habe, die das häusliche Glück störten. Wenn wir nicht geliebt werden, ist es nicht die Schuld dessen, der uns nicht lieben kann, sondern unsere eigene Schuld, daß wir uns entweder nicht liebenswürdig zu machen, oder nicht liebenswürdig zu erhalten wissen.

Um in der Ehe jene Liebenswürdigkeit zu bewahren, durch welche die Verbindung vielleicht gestiftet worden, oder doch verschönert werden kann, müssen wir uns mit jenen geselligen und einnehmenden Tugenden schmücken, die nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlen. Dahin gehört Schamhaftigkeit auch im vertrauten Umgange, diese Zierde des Mannes und des Weibes, ohne welche beide sich bald Gegenstände des Ekels und Ueberdrusses werden; Reinlichkeit, welche auch dann noch dem Aeußern einen Reiz gibt, wenn schon die erste Jugendblüthe verwelkt sein mag, und welche nicht selten die Stelle körperlicher Schönheit ersetzt, indem sie die frische Gesundheit und Fülle der Kraft bewahrt; Gefälligkeit in Anstand, Worten und Handlungen, die, und wäre sie anfangs auch nur erkünstelt, zuletzt Sache bleibender, in Natürlichkeit und Bedürfniß übergehender Gewohnheit werden muß.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Willst du Hochachtung? so sei hochachtungswürdig. Willst du Liebe? zeige dich liebenswürdig. — Der vertraute Umgang im ehelichen Leben, weit entfernt, zu mancherlei Nachlässigkeiten zu berechtigen, erfordert größere Behutsamkeit und zartere Schonung, als der Umgang mit Fremden. Denn diesen werden wir nicht so leicht alltäglich und gemein, als dem, mit welchem wir beständig beisammen wohnen. Oder hat derjenige, welchen wir selten sehen, höhere Ansprüche auf unsere freundschaftlichen Aufmerksamkeiten, auf unsere einnehmende Artigkeit, als die Person,

welcher wir unsern tägliches Lebensglück danken, indem wir das ihrige machen? Nie berechtigt der vertraute Umgang im ehelichen Leben zu anstößigen Redensarten, beleidigenden Grobheiten, Zurücksetzungen. Denn eben diese sind meistens die Quelle vieljähriger Leiden. Unanständigkeiten von einem Fremden empfangen, werden vergessen, wie man ihn aus den Augen verliert; aber die Erinnerung an sie verliert sich in der Ehe nicht aus dem Gedächtnisse, wo man den beleidigenden Theil beständig nahe hat, und diese Nähe und die übrigen Verhältnisse die Bitterkeit des Verdrusses erhöhen.

Das Glück des Lebens ist gerettet, wo Gatten den unverbrüchlichen Bund eingehen, niemals einander die äußerlichen Zeichen der gegenseitigen Achtung zu versagen, und nie, auch bei einem vorfallenden Zwist der Meinungen, weder im Scherz noch Ernst Groll zu hegen oder zu heucheln, sondern, es geschehe auch was da wolle, immer Liebe, immer Zutrauen für einander zu bewahren. Selbst auch nur ein verstelltes Zürnen gegen einander ist im ehelichen Leben, bei aller herrschenden Liebe, gefährlich und tadelhaft. Man soll sich nicht scherzend an gewisse Rauhheiten im Umgange gewöhnen, die unfehlbar endlich in Ernst sich verwandeln, wenn es späterhin darauf ankömmt, irgend einen Wunsch, eine Ansicht durchzusetzen. Auch nur Mangel an Liebe und Hochachtung heucheln, ist Verbrechen gegen den Frieden des Hauses, weil nichts leichter ist, als dasjenige zu werden, was man gezeigt hat, das man sein könne.

Ein Hauptgesetz des Ehestandes aber ist es, daß die Gatten, verschwiegen gegen alle Welt, auch gegen ihre Busenfreunde über die innern Angelegenheiten ihres Hauses, doch die hellste Offenherzigkeit, die unverbrüchlichste Aufrichtigkeit für einander selbst in Allem haben müssen, was sie beide und ihr Verhältniß als Gatten, Lebensgenossen und Aeltern angeht. Das erste Geheimniß, welches einer vor dem andern bewahrt, ist der unvermeidliche Tod des gegenseitigen Vertrauens. Die erste Täuschung, welche einer dem

andern bereitet, vernichtet die innige, unzerstörbare Zuversicht auf einander für ewig; denn wer da täuschte, fürchtet immerdar, der Andere könne es auch; und wer getäuscht ward, gibt sich nicht mehr ohne Mißtrauen hin. Der Mann durchblicke das Herz seiner Gattin; das Weib wisse ihren Mann, wie er sich selbst weiß und kennt. Dann erst sind beide eine Seele, eine Liebe, eine Furcht, eine Hoffnung, ein Leben in zwei Körpern.

Die glücklichsten Verbindungen sind durch Mißtrauen der Gatten zerrissen worden, und oft schon ist die häusliche Glückseligkeit guter Menschen vernichtet worden durch einseitiges Bewahren eines unseligen Geheimnisses, durch davon veranlaßte Mißverständnisse, durch Mangel gegenseitiger Erklärungen. Ja, selbst wenn es ein Fehler ist, welcher begangen ward, er werde dem Andern nicht verhehlt. Wer Muth genug hat, ihn willig zu bekennen, bezeugt damit den Muth, ihn nie wieder zu begehen, und entwaffnet durch dies Vertrauen den Unwillen des Andern. Die gegenseitige Liebe und Zuversicht bleibt unverletzt, und der Nichtfehlende wird den Bereuenden nur um so inniger schätzen.

Da, wo Gatten für einander Geheimnisse nähren können, wo die gewissenhafte Aufrichtigkeit fehlt, ist jedem Unglück der Ehe das Thor geöffnet, und für mancherlei Ungemach ein Schlupfwinkel bereitet. Da können geschwätzige Zwischenträger und Ohrenbläser ihr ungehemmtes Spiel führen; da können falsche Freunde sich zwischen die Herzen der Vermählten drängen; da können listige Versucher selbst die Heiligkeit des ehelichen Vertrages antasten, und Treulosigkeiten eintreten.

Das schwerste Verbrechen gegen den durch Religion, Natur und bürgerliche Ordnung geweihten Bund der Ehe ist der Bruch dieses Bundes durch Untreue. Der Ehebrecher ist den Menschen ein Gräuel; er ist es als Meineidiger, welcher die vor dem Allgegenwärtigen gelobten Eide bricht und den heiligsten Vertrag verletzt —

er ist es als niedriger Wollüstling. Die Ehebrecher wird Gott richten. (Hebr. 13, 4.)

Ich will nicht des häuslichen Jammers gedenken, welchen dieses Verbrechen erzeugt; nicht der Schmach, welche hier und in Ewigkeit der Sünder trägt; nicht der Foltern der Eifersucht, welche er in sein unglückseliges Haus bringt.

Treue im Vertrage ist die erste Bedingung, unter welcher der Mensch dem Menschen sich anschließt. Ehebruch endet die Ehe.

Aber — wenn auch nicht durch eine Schandthat — schon durch unreine Begierden, die im Herzen geduldet werden, ist die Ehe gebrochen und entweiht, spricht Jesus. (Matth. 5, 27. 28.) Denn eine herrschende Begierde ist die Grundlage zu allen Vergehungen; sie erkaltet das Herz gegen den Gatten, macht blind gegen dessen Tugenden, vergrößert dessen Fehler, und brütet glückzerstörende Leidenschaften aus.

Selbst nur der Schein der Untreue, oder der Schein einer Zuneigung für Andere, ist tadelhafte Unklugheit, und strafbar. Der Schein, indem er das Haus entehrt, kann die Wuth der Eifersucht erwecken, welche allen Lebensgenuß im Keime zerstört, die Ehe zur Hölle macht, indem er auf immer das stille, herzliche Vertrauen aus der beängsteten Brust verstößt.

Wenn schon nicht Jeder so bald zum groben Verbrecher wird, wie es der wahrhafte Christ am wenigsten sein kann: so sind dennoch ihrer Viele, ja selbst gute Menschen, auf andere Weise durch ihre Unvorsichtigkeit, durch Eigensinn, durch Widerspruchsgeist, Urheber am Verfall des ehelichen Friedens und häuslicher Glückseligkeit. Sie brechen den Werth und das Wesen der Ehe durch kindisches Nachhängen ihrer Launen, wodurch sie allmälig das Herz des Gatten von sich entfernen; oder gefallen sich, um Herrschaft zu beweisen oder die Kraft ihres Geistes zu zeigen, in allen Dingen entgegengesetzter Meinung zu sein, um ihre Wünsche mit schonungs-

loser Lieblosigkeit zu vertheidigen. Diese opfern einer nichtswürdigen Thorheit das höchste Glück des Lebens auf, vergiften, gleich Wahnsinnigen, vor deren Werk der besonnene Mensch erschrickt, ihre Freuden, ihre Ruhe, ihr ganzes Leben, ihre Gesundheit.

Nur ein Mittel wider diese Seelenkrankheit ist uns verliehen: es ist, was Du, o Jesus, göttlicher Weltlehrer, gabst — Liebe! Nur Liebe erzeugt Hochachtung und stilles, gutmüthiges Vertrauen; nur Liebe duldet schonend die Fehler des Andern, und sucht die gelegensten Augenblicke, ihn freundlich von denselben zu entwöhnen, ohne ihn vor sich selbst allzusehr, geschweige vor fremden Zeugen, herabzuwürdigen. Und wäre endlich auch diese höhere Liebe für den Andern nicht in unserer Brust: so müßte Liebe für uns selbst, und daß der Ehestand so erträglich, so dornenlos als möglich würde, uns zu solchem weisen, vorsichtigen, edelmüthigen Betragen hinleiten; — so müßte Liebe für uns selbst uns reizen, durch Wegwerfung unserer Fehler und Schwachheiten, durch Annahme neuer Tugenden, die Hochachtung des Gatten, Zufriedenheit mit uns selbst, heitern Genuß der Lebensstunden, und Achtung vor der Welt zu erwerben.

Liebe und Religion vergöttlichen den Bund der Ehe. Ach, die, welche hienieden das Loos des Lebens theilen, sie sinken einst mit den gleichen Hoffnungen in des Todes Arm. Sie sehen der gleichen Ewigkeit entgegen; mit gleichen Empfindungen erheben sie ihr Gemüth zum Vater der Welt. Wo Dein Glaube, o Jesus Christus, lebendig in den Herzen wohnt, da herrscht ungetrübte Seligkeit; da ist keine freudenlose Ehe möglich; — da erbt der frommen Aeltern Liebe und Tugend auf beglückte Nachkommen!

24.

Das ehelose Leben.

Erste Betrachtung.

1. Kor. 7, 32.

Es kann nicht sein! In keinem Stande
Wohnt alles Glücks Vollkommenheit;
Nicht in der Ehe schönem Bande,
Nicht in des Einz'gen Einsamkeit.
Und wen nicht Aelternwonn' erfreut,
Fühlt auch nicht Aeltern-Herzeleid.

Du, Gott, hast Jedem zugemessen,
Das, was für ihn das Beste ist;
Du kannst, Du Treuer, nicht vergessen,
Wen Menschenwankelmuth vergißt;
Und wallt er einsam seine Bahn,
Du nimmst Dich seiner liebend an.

Ein heiliger Eifer beseelte viele Bekenner Jesu in den ersten Zeiten des Christenthums, das ehelose Leben zu wählen, um desto ungehinderter die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Völkern zu befördern. Daher empfahlen die Apostel selbst, und auch wegen der damaligen für die Christen gefahrvollen Zeiten, unvermählt zu bleiben. „Ich wollte nur (schrieb der Apostel Paulus seinen Freunden zu Korinth), daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle." (1. Kor. 7, 32.)

Diese Worte wurden aber nur zu bald in den nachfolgenden Jahrhunderten mißverstanden. Aus Schwärmerei fing man sogar an, die von Gott selbst zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts angeordnete Ehe für beinahe etwas Sündliches zu halten. Aus übertriebenem Eifer zogen sich Männer und Frauen in Einsamkeiten und Klöster zurück, um ihr ganzes Leben dem Gebet und geistlichen Be-

trachtungen zu weihen. Ihr Glaube war lebendig, ihr Vorsatz edel, aber fruchtlos und ohne Werke. Nicht Jesus Christus, nicht seine ersten Jünger, nicht deren Schüler flohen in die Einöden; sie traten ins Leben freudig hinaus, und suchten durch ihre Arbeiten die Vermehrung menschlicher Glückseligkeit.

Heute noch ist das ehelose Leben nicht ungewöhnlich. Aber ganz andere Ursachen tragen dazu bei; Ursachen, welche nicht sowohl aus Eifer für Religion, sondern aus dem Verfall der Religiosität hervorgehen; Ursachen, welche die häusliche Glückseligkeit zahlloser Familien stören. Daher sind sie allerdings dem Christen und Weisen wichtig genug, auf sie, auf die Quellen mannigfaltigen Verderbens, hinzublicken.

Auch noch heutiges Tages werden Jünglinge und Mädchen der ehelosen Einsamkeit in Klöstern gewidmet; aber nicht sowohl aus jener übertriebenen Begierde, durch solche Opfer dem Himmel gefälliger zu werden, als vielmehr, und nur allzuoft, um den Söhnen und Töchtern, welche kein reichliches Erbe zu hoffen haben, ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Welch eine Entweihung der Kirche! welch ein Mißbrauch der Religion, die man benutzt, die Lücken der Haushaltung auszufüllen!

Darum haben weise Fürsten, um diesem Mißbrauch zu steuern, und manches unglückliche, jugendliche Schlachtopfer des Geld- und Ehrgeizes zu retten, mit Recht und Pflicht die übermäßige Zahl der Klöster vermindert.

Noch anderer Mißbrauch des Religionseifers findet in unsern Tagen in verschiedenen Ländern statt, welcher oft schon die traurigsten Wirkungen erzeugte. Es ist dies das den Lehren Jesu und seiner Apostel zuwiderlaufende *Verbieten der Ehen zwischen Personen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen*. Welch eine ungeheure Macht des grausamsten Vorurtheils, um der Religion Jesu willen Herzen zu trennen, welche sich für einander geschaffen

fühlen! Welch eine Unwissenheit in den Wahrheiten des göttlichen Wortes noch in Tagen, da kein Dorf mehr ohne Lehrer ist!

Schon zur Zeit der Apostel trugen verschiedene Christen Bedenken wegen der Ehe, deren Glieder sich zu ungleicher Religion bekannten. Weniger anstößig war es, wenn ein Christ eine Jüdin, oder ein Jude eine Christin heirathete; denn die meisten Christen waren vorher dem mosaischen Gesetze zugethan gewesen. Aber gefährlicher schien es dem Christen, eine Heidin zur Frau zu haben, oder der Christin, das Weib eines Ungläubigen zu sein. Daher ward Anfrage über Zulässigkeit solcher Ehen gethan. Ja, Viele mochten glauben, man müsse das schon geschlossene Band deswegen wieder zerreißen.

Aber Petrus lehrte: Ich erfahre mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Ap. Gesch. 10, 34. 35.) Und noch bestimmter eiferte Paulus gegen die übertriebene religiöse Aengstlichkeit in Rücksicht der Ehen. So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat (schrieb er, 1. Kor. 7, 12—17), und dieselbe läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiliget durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiliget durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein: nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen. Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen? Doch wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilet, ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandle er. Und also schaffe ich es in allen Gemeinen.

So sprachen die göttlichen Boten, deren Offenbarung ward durch unsern Herrn. Wie, und noch heute, nach fast zweitausend Jahren, tragen Christen Bedenken, sich zu vereinigen durch Ehen mit Christen von einem andern kirchlichen Bekenntnisse? Mancherlei ist die Verehrung Gottes durch Jesum in mancherlei Kirchen und Sprachen: aber hat denn mehr als ein Christus für uns gelitten? Sind denn mancherlei Christenthümer? War es den ersten Christen und Christinnen keine Sünde, mit Ungläubigen in einer Ehe zu leben, wie mag es Sünde sein für Personen, die einen Gott und einen Jesum glauben, wenn gleich auf verschiedene Weise verehren? Wie, ihr blinden Eiferer, ist euer Christenthum besser, als das Christenthum eines leidenden Paulus, oder eines sich selbst für den Glauben hinopfernden Petrus? Wie, sind thörichte Menschensatzungen, die den finstern Zeitaltern allgemeiner Unwissenheit entstammen, göttlicher als das Wort Gottes? — Die Verbote der Ehen von ungleichem Glaubensbekenntnisse sind gegen den Geist des wahren Christenthums, Beweise eines unverständigen Eifers der Vorwelt. Daher haben mit Recht und Pflicht christliche Obrigkeiten, den ältesten Stiftungen der Jesuskirche gemäß, jene Menschensatzungen aufgehoben in unsern Tagen. Schwer aber ist es, so alte, so tief eingewurzelte Vorurtheile im unwissenden Volk auszutilgen. Dahin gehe das Streben derer, welchen an Wiederherstellung des ersten Glaubens liegt, um so dem Heiland in Wort und Werk zu folgen, wie Petrus und Paulus folgten. Es kann wohl die Religionsverschiedenheit zwischen Eheleuten manchmal eine Quelle von Mißhelligkeiten werden, besonders wenn Kinder nicht eine gleichmäßige Erziehung erhalten können; aber unter wahrhaft gebildeten Christen soll dies nie die Eintracht stören, und Vernunft und Liebe Alles leiten.

Doch mehr noch, als Mißverstand und Unwissenheit in den Wahrheiten des Christenthums, befördert Irreligiosität und werkthätiger

Unglaube die in großen und mittlern Städten zunehmende Ehelosigkeit.

Dieser werkthätige Unglaube äußert sich überall im Verfalle der Sitten, im Entweichen von ihrer alten Einfalt. Die herrschende Ueppigkeit des Aufwandes, die Pflege überflüssiger Bedürfnisse, das Nothwendighalten eines gewissen äußern, dem Stande entsprechenden Glanzes, verursacht, daß mancher redliche Mann durch seine Arbeiten kaum so viel verdienen kann, um sich selber zu erhalten, geschweige ein Weib und Kinder zu ernähren. Umsonst ruft die Natur, umsonst die Erfahrung, umsonst das göttliche Wort: laß dir an Wenigem genügen! Die Macht des Vorurtheils ist gewaltiger; die verderblichste Thorheit geht der einfachsten Lebensweise vor. Menschen sind Wochen lang Sklaven, sorgen und ringen, um durch ihren Fleiß Dinge zu erwerben, von welchen sie selbst bekennen, daß sie derselben zum stillen Glück des Lebens, zur Erhaltung eines gesunden Leibes und frohen Geistes nicht bedürfen. Oft, wenn aller Fleiß vergebens ist, die Menge thörichter Bedürfnisse zu bestreiten, greifen sie zu unerlaubten Mitteln; sie tasten mit verbrecherischer Hand unerlaubtes Eigenthum an; sie vernichten die Lust des Lebens, um zu leben, wie Eitelkeit und Mode es gebieten; sie werden aus falschem Ehrgeiz ehrlos.

Eben so trägt die leichtfertige Erziehung der Töchter nicht wenig zur Verminderung des ehelichen Lebens und der häuslichen Glückseligkeit bei. Das Vermögen der Aeltern verschwindet im entbehrlichen Aufwande, um mehr zu scheinen, als man ist. Aus Eitelkeit oder Neid ahmt eine Familie der andern nach, und gegenseitig steigert man den Ueberfluß unnützer Lebensbedürfnisse zu eigenem Verderben. Dadurch wird der Tochter oft die nöthige Ausstattung entzogen, mit welcher sie einen jungen würdigen Mann in Stand gesetzt haben würde, seine Geschicklichkeit und Kenntniß anzuwenden. Sie bleibt vergessen und ehelos, obwohl ihr Herz, ihre Tugend

einen Gatten hätte glücklich machen können. Die strafbare, unhaushälterische Lebensart ihrer Aeltern wird die Schuld, daß sie dem heiligen Beruf der Natur und den stillen Wünschen ihres verwaiseten Herzens nicht folgen kann. Ein einsames, oft nur allzufreudenloses Dasein klagt den Leichtsinn der Aeltern vor Gott an.

Die Hoffart der Aeltern in Erziehung der Töchter beschränkt sich aber nicht bloß auf Verschwendung, sondern sie arbeitet thätig, die jungen weiblichen Gemüther schon mit den ersten und für das Leben wichtigsten Jahren zu Grunde zu richten. Nicht ohne die Absicht, ihnen einen Mann aus höhern Ständen zu verschaffen, bildet man sie für einen Stand aus, den sie selten oder nie erreichen. Dann, in ihren Hoffnungen getäuscht, taugen sie mit ihrer Kunst, sich zierlich zu kleiden, oder reizend zu tanzen, oder mit Gesang und Musik zu glänzen, oder Gedichte herzusagen und über die Werke angenehmer Schriftsteller zu plaudern, noch weniger für den Stand, zu welchem sie ihr geringes Vermögen oder ihre Herkunft hinweiset. Sie gehören zu den zahllosen Verbildeten ihres Geschlechts, welche für das wirkliche Leben nicht passen, weil sie nie dafür verständig erzogen wurden. Die Ausschweifungen der Lesesucht haben ihre Einbildungskraft mit Hirngespinnsten und läppischer Schwärmerei erfüllt; das edle weibliche Gefühl für das abgestumpft, was ewig wahr und gut und ewig schön ist; die zarte Empfindsamkeit in erkünstelte und nachher zur andern Natur werdende Empfindelei verunstaltet; ihre einfache Anmuth ist in widerliche Ziererei und Gefallsucht verkehrt: ihr Verstand ist leer, ihr Herz vergiftet, ihr Gewissen vielleicht schon mit heimlichen Sünden befleckt. Welcher redliche Mann, wenn ihn nicht wilde Leidenschaft bethört, mag einer solchen sittlichen Mißgestalt die Hand zum ewigen Bunde bieten? Und wenn es geschieht, wie ist in solchen Ehen dauerhaftes Glück zu erwarten? — Daher so viel Elend in Palästen wie in Bürgerhäusern. O klaget nicht

die schlechten Zeiten, sondern die schlechten Sitten an, und die Verkehrtheit eures Verstandes!

Diese unschickliche Erziehung der Töchter wirkt verderblich auf das männliche Geschlecht zurück. Mancher, der sich nicht in der Lage befindet, den stolzen Ansprüchen, den zahlreichen angewöhnten Bedürfnissen der Jungfrau, die er lieben könnte, Genüge zu leisten, gibt die Hoffnung zu einer Ehe auf, die ihn beglückt haben würde. Er verschwendet den Ueberfluß seines Einkommens für rohe Gelüste, da er ihn nicht im nüchternen, häuslichen Leben für Weib und Kind anwenden darf. Er stillt seine wilden Triebe, wie er mag und kann. An Gelegenheiten fehlt es ihm nicht, und Gewohnheit lehrt ihn frech sein. Er, nur mit dem Ausschuß des weiblichen Geschlechts vertraut, kennt keine Sittsamkeit, keine Unschuld. Verführungen nennt der ekelhafte Bösewicht Triumphe. Mit Witz sucht er sein viehisches Treiben zu verschönern, bis er entnervt, oder als Opfer schändlicher Krankheiten, hinsinkt, ein früher Raub seiner Laster. Oder rettet er noch nach langen Ausschweifungen Leben und zitternde Gesundheit, so ist Uebersättigung die Folge seiner Ungebundenheit, oder auch ungerechte Würdigung und Verachtung des weiblichen Geschlechts, weil er nur die ehrlosesten Glieder desselben kennen lernte; oder eine nie glückliche Ehe, weil das vergiftete Geblüt und das entnervte Wesen des Vaters mehr oder weniger in kränkelnden Kindern laut wird, und die Gattin heimliche Verachtung gegen ihn in ihrer Brust empfinden muß.

Hinweg aber den Blick von den Scheusalen der bürgerlichen Gesellschaft! Soll ich die meiner Andacht geweihten Augenblicke durch ihr Andenken besudeln? Lieber werfe ich den Blick auf jene unglücklichen Ehelosen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müssen. — Eifere Niemand gegen sie; eifert gegen die Ueppigkeit der Sitten, gegen den herrschenden Prachtaufwand, der ihnen bei mäßigen Einkünften unmöglich machte, ein

redliches Weib zu ernähren. Ungerecht ist euer Tadel; ach, vielleicht nicht ohne langen Kummer entsagten sie ihren schönsten Wünschen und Hoffnungen, um nicht durch allzuleichtsinniges Schließen der Ehe ein braves Weib zur Mutter brodloser Kinder zu machen. Grausam ist euer Spott! Ach, wisset ihr, ob das Entsagen des Ehestandes nicht eine Folge ihrer tugendhaftesten Stunden war? Leicht ist es wohl, den, welchen wir Hagestolz nennen, zum Gelächter einer albernen Menge auszustellen, die nichts prüft, und die den schimmernden Einfall schon für den wahren hält. Aber hüte dich, dein Spott frevelt vielleicht am Heiligthum eines Gemüths, welches ehrwürdiger ist, als das deinige, oder reißt die Wunden eines Herzens auf, welches, statt unartigen Spottes, zarter Schonung und freundlichen Trostes bedarf. Kennst du die Beweggründe, welche auch den Biedermann bewegen können, sich selbst zur Ehelosigkeit zur verdammen? Vielleicht stimmte ihn Furcht vor der Unbill stürmischer Zeiten dazu, oder Besorgniß vor den ewigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse, unter deren Zerrüttungen heute noch zahlreiche Familien in Dürftigkeit hinschmachten. Vielleicht trat er mit hoher und edler Besonnenheit zurück, weil ihn das Gefühl seiner Kränklichkeit warnte. Vielleicht brachte er sein eigenes Glück dem Frieden und Glücke seiner hilfsbedürftigen Aeltern zum Opfer dar, oder einem andern rühmlichen Zweck; oder ihm trübte eine lange Armuth die Tage seiner Jugend, oder eine treulose, unglückliche Liebe entriß ihm für immer Muth und Hoffnung eines durch Liebe beseligten Lebens. — Wer kennt die Verhängnisse, welche den Sterblichen leiten?

Nein, du Einsamer, es ist so thöricht als grausam, dich zu richten. Meinen Lippen entfliehe nie der Hohn, der meinen Verstand oder mein Herz entehren würde.

Du, losgekettet von tausend häuslichen Sorgen und Leiden, welche auch wohl die glücklichern Ehen zu begleiten pflegen, erhebe dich

desto freier zu jeder Tugend. Hänge die Liebe deines Herzens an Alles, was du wie das Edelste schätzest. — Du lebst nicht für Gattin und Kinder: lebe für das Wohl des gemeinen Wesens, für das Vaterland, für die Wissenschaft! So thaten alle Großen und Edeln der Vorwelt, welche unvermählt hinstarben. Wie ihnen, sei auch dir die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft eine Braut. Für sie opfere deine Tage, deine Mühen, den Ueberfluß deiner Ersparnisse hin. So erfüllst du, gleich den ersten Bekennern Jesu, einen hohen Beruf. So erfüllst du das Gotteswort: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle. (1. Korinther 7, 32.)

Jeder Stand, der ehelose wie der eheliche, hat seine ihm eigenen Gefahren für Ruhe und Lebensglück. Lerne sie kennen, verbanne die Fehler, welche leicht dem Unvermählten ankleben: eine Rohheit der Sitten, neben welcher selten edler Sinn und das zur Tugend nöthige Zartgefühl bestehen kann; — eine Verachtung der Weiber, die aus Unmuth entspringt, welchen nicht alle verschuldeten; — eine Ungeselligkeit, welche dich um viele frohe Stunden und selbst um herzlichere Zuneigung deiner Freunde bringt, die dich schätzen; — eine Wunderlichkeit in Launen und Eigenheiten, die man im gemeinen Leben oft noch schwerer an verständigen Männern verzeihen mag, als wirkliche Fehler der Sittlichkeit.

Kann dich auch nicht das schmeichelnde Liebkosen frommer Kinder, nicht der zärtlich theilnehmende Blick einer guten Gattin erfreuen: an dir steht es, dich mit der Achtung aller deiner Mitbürger zu umringen, die Dankbarkeit von dir ernährter hilfloser Familien zu ärnten, und durch Erziehung verlassener Waisen, deren Vater du wirst, Vaterfreuden zu genießen. Warum säumest du, der hohe edle Mensch zu sein, der du in deinen unabhängigen Verhältnissen sein kannst? Warum säumest du, im erhabensten Sinne des Wortes Christ zu sein, wie die ersten Glieder der christlichen

Kirche waren, die, um für das Göttliche ganz zu sorgen, die Sorge um Weib und Kinder nicht über sich zu nehmen wagten? — — Dann bist du nicht mehr einsam. Gottes Vaterarm umschließt dich liebend, und eine reine Seligkeit wird begeisternd dich durchdringen, neben welcher alle Lust des häuslichen Lebens nur schwacher Schatten bleibt. — Erkenne deines Schicksales Werth, und gewinne dem Loose, welches dir die ewige Vorsehung gab, die erhabensten aller Vortheile ab!

25.

Das ehelose Leben.

Zweite Betrachtung.

1. Kor. 7, 34.

Wenn Menschenhilfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott, und zage nicht!
Wenn Niemand hilft, so hilft doch Er;
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Wenn Reiz und Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht;
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah', er hilft dir gern;
Wähl' ihn zum Freund. Nur er allein
Kann Tröster dir und Vater sein.

Als durch die grausamen Verfolgungen der Heiden ehemals viele von den ersten Christen in Einöden flohen, oder freiwillig und in schwärmerischem Eifer die Welt mieden, um Gott sich ganz in einem beschaulichen Leben zu weihen: waren es lange nur die Männer, welche sich aus dem Umgang der Menschen in eine klösterliche Ein-

samkeit verbannten. Doch folgten ihrem Beispiele auch endlich viele Christinnen, mit frommer Begierde, durch freiwillige Entsagung selbst der unschuldigsten Lebensfreuden Gott wohlgefälliger zu dienen, wie sie glaubten. Das Klosterleben ward bald als ein besonders heiliger Stand geachtet; und er war es, so lange dazu ein heiliges Gemüth begeisterte.

Nach wenigen Jahrhunderten schon waren die christlichen Länder mit Einsiedlerzellen und Klöstern bedeckt, und der Zweck der ersten Stiftungen ging nach und nach verloren. Hier sah man Pracht, Wohlstand und sorgenloses Leben, wo man die feierlichen Gelübde der Armuth und Enthaltsamkeit und Entsagung der Welt geschworen hatte. Hier wurden unter den Bewohnern der Zellen Feindschaften, Ungerechtigkeiten, oft Grausamkeiten geübt; oder man verbitterte sich das Leben mit gehässigen kleinen Quälereien, wo man einen immerwährenden Frieden, so wie Bruder- und Schwesterliebe der ersten Christenheit wieder zu finden hoffte.

Besonders unglücklich wurden oft in diesen von der Welt entfernten Mauern die Mitglieder des weiblichen Geschlechts. Sie waren nur zu oft die traurigen Opfer des Geldgeizes ihrer Verwandten, oder durch Haß und Mißgunst dahin verstoßen. Sie waren nur zu oft verleitet oder gezwungen, das unzerbrechliche Gelübde in einem Alter abzulegen, in welchem sie weder vom Welt- noch Klosterleben richtige Vorstellungen haben konnten, und ihr Verstand nicht reif genug war, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurtheilen, der sich nie wieder zurückthun ließ. — Viel zu spät erwachte in ihnen dann die Reue, wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie zur Entsagung des Familienglücks nicht geschaffen seien; wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie aus Unmuth wegen unangenehmer Lagen im bürgerlichen Leben, oder aus allzureizbaren, schwärmerischen Gefühlen und Einbildungen einen zu voreiligen Entschluß gefaßt hatten. Dann war hinter den eisernen Gittern die Klage

vergebens; hinter den hohen Mauern wurden die Seufzer von Niemandem vernommen. Ihr Leben verblühte freudenlos — es war nicht Gott, nicht der Tugend, sondern fremder Gewalt, fremdem Eigennutze, oder eigener Uebereilung und Schwäche hingeopfert.

Auch dieses Unglück hat die Weisheit unserer guten Landesfürsten gemindert. Tausend edle Jungfrauen werden dadurch ihren Aeltern und dem Glücke des häuslichen Lebens erhalten. Es herrscht, wie überall, so auch in dem Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts auf Erden eine wunderbare, göttliche Ordnung. Und obwohl gewöhnlich mehr Knaben als Mägdlein geboren werden, sterben doch wieder der erstern, ehe sie das mannbare Alter erreicht haben, mehr dahin, denn der letztern; also, daß endlich die Zahl der Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in reiferm Alter sich ziemlich gleich wird.

Diese weise Ordnung Gottes in der Erhaltung des menschlichen Geschlechts ist in allen Weltgegenden und in allen Zeitaltern seit Anbeginn dieselbe geblieben. Gott selbst hat die Ehe gestiftet; durch Menschensatzungen sollten nicht die Einrichtungen des Schöpfers gestört werden.

Auch wird umsonst gegen die Gesetze Gottes angekämpft, welche er tief in die Natur eingelegt hat. Ganz ungestraft übertritt sie Niemand. Verborgene Leiden, Kränklichkeiten und mancherlei andere Uebel, die den Körper wie den Geist angreifen, sind die gewöhnlichen Folgen der Unnatürlichkeit von jeher gewesen.

Aber wie ist unsere Lebensart? Ist sie nicht selbst wieder unnatürlich geworden? Und was sind die nothwendigen Folgen unserer Entfernung von den göttlichen Ordnungen? — Unnatürliche Laster, Krankheiten, häusliche und öffentliche Uebel. Jenes von Gott angeordnete Gleichgewicht in der Zahl des männlichen und weiblichen Geschlechts wird in unsern Tagen durch langwierige Kriege und durch verheerende Ueppigkeit und Aufwandssucht, welche die Ehen erschwe-

ren, aufgehoben. Mancherlei geheimer und lauter Jammer sind die schmerzlichen Früchte dieser Entzweiung mit der Natur.

Am beklagenswürdigsten ist das Loos des weiblichen Geschlechts. Seine Bestimmung auf Erden ist die Pflege der stillen, heimathlichen Glückseligkeit, die Erfüllung mühsamer, doch süßer Naturpflichten. Aber zahllose Jungfrauen, geschaffen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken, werden von dem Beruf entfernt, welchen ihnen die Natur, das heißt, die Gesetzgebung des Weltschöpfers anwies. Sie leben, sie sterben einsam.

Wohl mag sein, daß viele Jungfrauen aus eigener Wahl den ehelosen Stand vorgezogen, oder daß andere durch Modethorheiten die Achtung würdiger Männer verscherzt haben, welche ihnen gern Hand und Herz geweiht haben würden. Denn wer weiß nicht, wie vernachlässigt in unsern größern und mittlern Städten die Erziehung der Töchter ist, und wie gerecht die Klage denkender Männer, welche eine treue, sparsame, verständige Hausfrau wünschen, nicht eine Anbeterin jeder neuen Mode, worin sie eitel sich der Schaulust anderer Thörinnen darstellt; nicht eine von der überhandnehmenden Lesesucht Verzehrte, die aus den Träumereien der Dichter Erfahrung und Weisheit sammelt, und, treulos ihrem wahren Berufe, in die Beschäftigungen des Mannes eingeht; nicht eine Empfindelnde, die immerdar hohe Schwärmerei erkünstelt, und das wirkliche häusliche Leben gering, gemein und verächtlich nennen möchte; nicht eine Hoffärtige, welcher Glanz mehr als Einfalt, Aufsehen erregen und bewundert werden mehr als die Liebenswürdigkeit der Demuth, witzig, geistvoll und belesen sein mehr als treue Sparsamkeit und Ordnung im häuslichen Kreise gilt. — Wohl mag sein, daß solcher viele sind, welche durch eigene Schuld und falsche Erziehung des ihnen von der Natur bestimmten Looses verlustig gehen. Doch weit mehrere noch sind wohl das Opfer der Zeiten und unnatürlichen Sitten.

Der Mann findet überall seinen Beruf wieder, wo er wirksam

sein kann. Er findet ihn in der Werkstatt, in den Gliedern des Kriegsheeres auf den Schlachtfeldern, in den Aemtern des Staats, am Pfluge im Felde, in der den Wissenschaften geweihten Einsamkeit. Auch unvermählt hat er zahllose Gelegenheiten, in der Welt nützlich zu sein, Kenntnisse und Kräfte nach Gottes Willen anzuwenden, also, daß er einst am Ende seiner Laufbahn sagen kann, auch dann, wenn keine Gattin, keine Kinder ihn in der Sterbestunde segnen: Ich habe nicht vergebens auf Erden gelebt.

Anders ist es mit dem Weibe. Seiner Thätigkeit stehen nicht so mannigfaltige und zahlreiche Bahnen geöffnet. Auch unvermählt ist es auf die kleinen und einfachen Hausgeschäfte zurückgewiesen, wodurch es Familien- und Lebensglück begründen soll. Diese Geschäfte, werden sie nicht im Dienst anderer Personen geübt um des Lohnes willen, sind gering, wenn sie bloß für die Erhaltung der einzelnen Person gethan werden, die sie besorgt. Darum geschieht der Welt nur unbedeutender Gewinn; es wird kein Gatte für seine Mühe im stürmischen Gewühl des Lebens dadurch belohnt und erquickt; es werden keine Kinder dadurch genährt und erzogen für Gott und Vaterland. Hier sind nur sehr beschränkte Pflichterfüllungen im engen, eigenen Kreise; nirgends große und edle Zerstreuungen durch vielseitige Anwendung der von Gott geschenkten Kräfte.

Aus dieser Ursache entstehen vielerlei Fehler, welche gewöhnlich den Unvermählten zum Vorwurfe gereichen. Aus Mangel besserer Beschäftigungen des Geistes und Herzens suchen sie in Dingen Beschäftigung und Nahrung für Herz und Geist, wozu sie unter andern Verhältnissen ihre Zuflucht nicht genommen haben würden. Hingerissen durch die Gewalt ihres Gefühls und Sinnes für häusliches Leben, mischen sie sich zuweilen unbefugterweise in die Angelegenheiten fremder Haushaltungen. Sie werden neugierig, geschwätzig, und bei ihrer leichten Verstimmtheit oft hart und ungerecht in Urtheilen über die Glücklichern. — Andere vergessen ihres Alters, und

gewöhnt an die seichten Schmeicheleien, welche ihnen in den Zeiten ihrer Blüthe zugeflüstert wurden, suchen sie um so begieriger nach denselben, je seltener sie werden. So werden sie durch Gefallsucht zur Unzeit oft lächerlich, oft widerlich. — Andere, um sich von diesen Entartungen rein zu erhalten, und sich dem Höhern und Göttlichen ganz zuzuwenden, verlieren sich in schwärmerische Andächteleien, in unfruchtbare Betereien, vor denen Jesus Christus so ernst gewarnt hat. Sie eilen in die Gotteshäuser, und gestatten sich dagegen Verzeihung manches Vergehens im Leben und Umgang, welches Andern Schmerz verursacht.

Doch dies sind nur Fehler und Verirrungen weniger eingebildeter Frauenzimmer, deren Geist und Herz in frühern Jahren versäumt ward. Mit Spott werden sie von den Uebrigen gestraft. Und doch, wie verzeihlich sind ihre Verirrungen! Wie verzeihlich dem Unglücklichen eine Entartung, worin er Zufriedenheit mit sich selber, Aussöhnung mit seinen Verhältnissen zu finden hoffte! Sein Fehler ist mehr Irrthum des Verstandes, als Schlechtigkeit des Herzens. Und du, der du spottest, ist dein grausamer Scherz, womit du eine ohnehin wunde Seele, mehr als du glaubst, betrübest, nicht noch gröberes Verbrechen oder gröbere Verstandesschwäche, als selbst der Fehler jener Unglücklichen? Nicht daß man diese Fehler eben gutheißen, oder ungestraft dulden sollte, nicht daß man dergleichen nicht mit seiner Unzufriedenheit ernst oder scherzend mißbilligen sollte; — aber darin liegt die leichtsinnige Grausamkeit des Spottes, wenn man selbst den Edlern ihres Geschlechts jene Hochachtung versagt, welche den Wehrlosen und Guten gebührt, und ohne Rücksicht auf alle Unvermählten den Tadel ausdehnt, welchen doch eigentlich nur sehr wenige durch auffallende Thorheiten und Schwächen verdienen.

Warum das Leiden derer erhöhen, welche schuldlos das Opfer der Zeiten und Sitten wurden? Warst du Zeuge von den Ursachen, die sie bewogen, Verzicht zu thun auf das Glück des ehelichen Le-

bens? Weißt du, wie tief dein roher und ekelhafter Scherz ihr ohnehin zerrissenes Gefühl verwundet? Hast du jene heißen Seufzer, jene blutigen Thränen gekannt, die nur der Allwissende sah, als eine unglückliche Liebe ihr Herz brach, und sie fortan von allen Lebensfreuden entfremdete? Warst du Zeuge, als die Jungfrau mit göttlicher Kraft den höchsten Entschluß faßte, den das menschliche Gemüth fassen kann: für fremdes Glück das eigene edelmüthig aufzuopfern? — Und du spottest, du, der so hohen Seelenadels vielleicht noch nie fähig gewesen? Und du scherzest, du, der ohne Entsagung allen seinen Gelüsten wie ein Schwächling dient?

Wie die Wittwe, wie die Waise, also steht die unvermählte Jungfrau, zumal in den spätern Tagen ihres Lebens, einsam da, ohne Freund, ohne Versorger, ohne Vertheidiger. Die Wittwe hat vielleicht noch Kinder, welche freudig der Stolz, die Hilfe und der Schutz der Mutter sind; aber die jungfräuliche Matrone entbehrt auch dieses Trostes. Sie, vielleicht in ihrer Blüthenzeit durch die schmeichelnden Huldigungen derer verwöhnt, die damals um ihre Gunst warben, muß nun um so schmerzlicher ihr Loos empfinden, da ihr kein einziger treuer Freund geblieben, der sie noch gegen die Ausfälle frecher Albernheit oder schamlosen Witzes kraftvoll schirmte.

Gehe hin, du Einsame, Verlassene, — gehe hin, du mehr als Wittwe und Waise! — Dir folgt die zarte Schonung, welche jeder Edle den Schutzlosen freudig weihet; gehe hin, dir folgt die Achtung aller Reinen, welche dem gebührt, was du, als ächte Christin, auch gegenwärtig noch in deinem sehr beschränkten Wirkungskreise leistest.

Sei fortan, wie das göttliche Wort von der unvermählten Jungfrau fordert, daß sie sein soll: „Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste. Die aber freiet, die sorget, was der Welt angehört, daß sie dem Manne gefalle.“ (1. Kor. 7, 34.)

Sorge, was dem Herrn angehört! Dein Wirkungskreis ist auf Erden kleiner; weihe dich daher desto unzerstreuter dem Göttlichen, — nicht allein durch beständiges Beten und fromme Uebungen, nach dem Kirchengebrauch, sondern im Geiste und in der Wahrheit, durch Worte und Werke der Güte und Freundschaft.

Sorge, was dem Herrn angehört! Darum lege zuerst ab alle diejenigen Fehler, welche deinem Stande vorzüglich eigen zu sein pflegen, und meide selbst ihren Schein, denn sie machen dich den Menschen verhaßt, und rauben dir viele Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun. Nur wer sich durch seine Unbeflecktheit die Hochachtung der Sterblichen zu erwerben weiß, der ist am fähigsten, ihr Wohlthäter zu sein. Darum meide die Thorheit derjenigen, welche sich entweder durch unzeitige Gefallsucht schaden, oder einen Haß gegen das männliche Geschlecht bei jedem Anlasse laut werden lassen; welche entweder allen Zerstreuungen und Ueppigkeiten des Lebens sich ergeben, oder bei geringern Vermögensumständen zur Andächtelei überschweifen, keine Messe oder keine Predigt, kein Abendmahl oder keine Betstunde versäumen wollen, als wenn darin allein das gethan werden könnte, was dem Herrn gehört.

Sorge, was dem Herrn gehört, nämlich, daß du heilig werdest, beides am Leib und am Geist! so ruft Gottes Wort. Heilig sein, heißt rein sein von Fehlern und Unvollkommenheiten. Sei heilig am Leibe, entweihe dich nicht durch kindische und eine den ernstern Jahren unangemessene Putzsucht; entweihe deine Blicke nicht durch ein lüsternes Streben, Allen zu gefallen; entweihe deine Zunge nicht durch Mittheilung und geflissentliche Verbreitung übler Nachreden von Andern, durch harte Urtheile über die Fehler deiner Lebensgenossen, durch Zwischenträgereien und Klatschereien. Sei heilig am Geiste, das heißt, erwirb dir alle Vollkommenheiten, deren du in deiner Lage fähig bist, und wodurch du Gott gefällig und den Menschen liebenswürdig sein kannst. Bringe, gleich der Wittwe im Evan-

gelium, dein Scherflein zum Gotteskasten; sei gegen wirklich Hilfsbedürftige im Stillen wohlthätig, so viel es irgend deine Umstände gestatten; laß das Glück und die Freude Anderer deine vornehmste Angelegenheit und Sorge sein; werde der Schutzengel der unerfahrenen und daher leicht verführbaren Jugend; werde die treueste, mütterliche Rathgeberin irgend einer deiner jungen Freundinnen, deren Vertrauen du gewonnen hast. Auf das Glück ehelicher Liebe hast du Verzicht gethan, nicht aber auf das, was noch erhabener ist, auf die Hochachtung derer, die mit dir in nähern oder entferntern Verbindungen stehen. Wer aber die Achtung Anderer begehrt, muß sie zuvor erst ihren Tugenden, ihren Wünschen beweisen, und Achtung für sich selbst hegen. — Achtung für sich selbst ist aber kein Stolz, der jede unbedeutende Verletzung äußerer Ehrerbietung für Beleidigung hält, sondern die strenge Aufmerksamkeit gegen sich selbst, mit der man sich keinen Fehler, keine Leidenschaft, keine Unterlassung irgend eines Guten verzeiht.

Gehe hin, Einsame! du mehr als Wittwe, mehr als Waise! — Noch ist ein Himmelreich vorhanden, welches du dir schon auf Erden mit deinen Tugenden bauen kannst. Gehe hin, rathe, tröste, hilf, opfere dich für die Wohlfahrt deiner Freunde, wie eine Mutter für die Wohlfahrt ihrer Kinder, und du wirst, umringt von der Glückseligkeit der Deinigen, in deinen schönen Schöpfungen nicht mehr einsam wohnen.

26.

Das Alter.

3. Mos. 19, 32.

Alles eilt auf tausend Wegen,
Wie ein Spiel,
Greisenalter, dir entgegen,
Aller Ziel.

Könnt' ich nützen meiner Jahre
Eigenthum,
Tragen meine grauen Haare
Einst zum Ruhm!

Daß als Greis ich von der Höhe
Freudig ab
In das Thal des Lebens sähe,
Und aufs Grab!
Gott! — ich rang dann nicht vergebens
Himmelan:
Hoffnungen des bessern Lebens
Glänzen dann.

Die göttliche Vorsehung hat jedem Stande, jedem Lebensalter seine besondern Vorzüge, seine besondern Freuden und Uebel zugetheilt, damit wir beständig in dem Wechsel der irdischen Dinge auf das Ewige und Unveränderliche aufmerksam werden, und die Freude wie der Kummer an unserer Veredlung arbeiten. Denn die Schule des Lebens endet erst im Tode.

Jeder wünscht, ein hohes, zufriedenes und ehrenvolles Alter zu erreichen. Es ist der Wunsch der Mutter und des Vaters. Man möchte nun die Früchte seines Fleißes und des göttlichen Segens in Ruhe genießen; man möchte seine Nachkommen noch erzogen und versorgt sehen; man möchte nicht von der Welt scheiden, ohne seine Lieblinge wohl und sicher zu wissen.

Wir müssen ein heiteres, ruhmwürdiges Alter als eine Belohnung unserer frühern Arbeiten und Sorgen ansehen. Jeder Jüngling, jeder Mann wünscht sich, diese erhabene Stufe des menschlichen Lebens betreten zu können.

Wir ringen und erwerben, sorgen und sparen auf die Tage des Alters hin, um dann mit Zufriedenheit von unserer Aernte genießen zu können. Der Greis hat das Ziel und Streben Aller erreicht; Tausende waren nicht so glücklich als er; Tausende verunglückten mitten in ihrer Laufbahn, mitten unter ihren Hoffnungen.

Der Betagte hat nun seine Stunden der Ruhe. Wie der müde Schnitter am Herbstabend, ruht er auf seinen Garben aus, und betrachtet das weite Feld, welches er bearbeitet hat, mit Vergnügen. Seine Kräfte sind schwächer geworden, aber er nützt der Welt noch mehr durch seine zahlreichen Erfahrungen, durch seine gereifte Weisheit. Kann er nicht Andern mit seinem Rathe heilsam werden, so sind es seine Söhne, seine Töchter, welchen die Winke eines verständigen Greises lehrreich sind.

Dankbar umringen ihn jetzt Kinder und Enkel. Da sie noch klein und schwach waren, sorgte er für sie, und half ihnen. Jetzt eifert Jeder und Jede, ihm Mühe und Arbeit zu ersparen, ihm liebreich jede kleine und große Sorge wieder zu vergelten.

Der muthige Jüngling, die blühende Jungfrau können ein Gegenstand der schmeichelnden Bewunderung sein: das Alter ist ein Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Die Menschen stehen bei seinem Anblick still, und die hohe Zahl seiner Jahre erfüllt sie mit Hochachtung. Die größten Fürsten der Welt ehren das hohe Alter des Geringsten ihrer Unterthanen mit kindlichen Gefühlen der Ehrerbietung. Dem Greise wird überall der Ehrenplatz eingeräumt, und die Jugend entblößt ihr Haupt vor dem silbergrauen Haupte des tugendhaften Hausvaters.

Der Greis blickt mit heiterm Gemüth über eine lange Reihe von Jahren hinweg, wie über einen bunten Traum. Oft ergötzt sich daran sein Gemüth in der Einsamkeit. Er sieht über das stürmische Leben des männlichen Alters gern hinweg, in die Stunden der längst entflohenen Kindheit zurück. Vieles hat er von dem Gewühl der Dinge vergessen; aber was ihn in den Jugendjahren anlächelte, das blieb ihm treu im Gedächtnisse. Mit Liebe gedenkt er noch seiner damaligen Freunde und Freundinnen; schon schlummern die meisten derselben unter dem Moose des Grabes. Er sehnt sich oft mit Wehmuth zu ihnen. Das Erdenleben und die Ewigkeit treten vor seinen

Blicken näher zusammen. Als Kind sah er mit stillem Entzücken, wie sich die Welt im Morgenroth verklärte; jetzt geht die Sonne unter, und mit Entzücken sieht er die Welt in einer schönen Abendröthe verschweben, und die Bilder umher nach und nach dunkler und verworrener werden. Die Freuden seiner irdischen Kindheit erneuern sich immer schöner in seinem Gedächtnisse; darum sehnt er sich nach dem heiligen Jenseits über dem Grabe, nach den Morgenröthen der Ewigkeit, nach der Jugendwelt seiner Unsterblichkeit, wohin ihn Gott berufen, wozu ihn Gott auserwählt hat.

Ja, jedes menschliche Alter hat seine Freuden, und die Güte Gottes hat keines ohne eine beglückende Aussteuer gelassen. Man sagt wohl: aber die Last der Jahre ist doch endlich drückend, und das Alter ist beschwerlich. Allein demjenigen, der nicht weise und christlich lebt, ist jedes Alter beschwerlich; und dem Freunde Gottes, dem Freunde Jesu ist jede Lebenszeit leicht und freudevoll. Habt ihr noch keinen vergnügten Greis in der Umarmung seiner Kinder und Enkel gesehen? noch keine trostlose Jungfrau? noch keinen verzweifelnden Jüngling? noch keinen, der sich in der Blüthe seines Alters selbstmörderisch das beschwerliche Leben verkürzte?

Man sagt wohl: das Alter ist schwach, es kann in der Welt nicht mehr viel nützen. Allein du irrst. Das Alter ruht nur mit seinen durch Arbeit und Jahre erschlafften Kräften; es hat seine Ruhe verdient. Aber es nützt noch mit seinen reif gewordenen Erfahrungen, mit seiner Kenntniß der lange gesehenen Welt, mit seinen Lehren, welche es Kindern und Enkeln ertheilt. Das Alter macht die Seele nicht halb so schwach, als die Jugend, wo ungestüme Begierden und Neigungen das Gemüth oft verdunkeln und zu Fehltritten hinleiten. Das Alter ist leidenschaftloser, ruhiger, besonnener, und mehr seiner selbst Herr.

Du sagst: das Alter ist von Natur muthlos und verdrossen. Ich sage: die Jugend ist von Natur leichtsinnig, üppig und muthwillig.

Jedoch beide Sprüche sind voll Irrthum. Nicht jeder Jüngling ist voll Leichtsinn und Ueppigkeit; nicht jeder Greis ist verdrossen und muthlos. Der Fehler klebt nicht an der Lebenszeit, sondern am Menschen. Ich sah schon verdrossene und muthlose Jünglinge, und sah leichtsinnige, in Ueppigkeit schwelgende alte Leute.

Man sagt: das Alter ist finster, zänkisch, argwöhnisch und geizig. Wahrlich, wer dazu die Anlagen und Gewohnheiten nicht schon aus den frühern Jahren mit sich brachte, der wird diese Fehler nicht erst im Greisenalter annehmen. Wenn der Mensch selbst nicht seine Sitten, seine Neigungen ändert, das Alter ändert nichts daran; sondern jene übeln Gewohnheiten und Gesinnungen werden nur härter, zäher und anstößiger, je älter sie mit uns werden.

Menschen, die in jüngern Jahren selten zufrieden waren mit dem Schicksal, wie es ihnen Gott gab; Menschen, die in jüngern Jahren immer von Eitelkeit und Hochmuth besessen waren, werden im Alter mürrisch und grämlich sein. Menschen, die ehemals keine Ehrfurcht für betagte Leute empfanden; Menschen, die ehemals Andern wenig Freude machten, werden im Alter ebenfalls ohne Zuversicht und argwöhnisch sein. Der tugendhafte Greis ist gutmüthig, freundlich, offenherzig, wie er es als Kind war; er ermahnt zum Frieden, zur Freundschaft, und ruft noch, wie der neunzigjährige Apostel Johannes einst: Ihr Kindlein! liebet euch unter einander.

Mancher hat endlich den thörichten Wahn, das Alter, möge es noch so tugendhaft, noch so ehrenvoll sein, stehe schon darum den andern Lebenszeiten an Glückseligkeit nach, weil es dem Tode näher ist, und die Hoffnung der Tage mit jedem Tage kürzer wird. Wie, Jüngling, wie Mann, in der vollen Kraft deines Lebens blühend, kannst du die göttliche Vorsehung in deiner kurzsichtigen Weisheit so hart tadeln? Wie wenige Menschen erreichen ein hohes Alter? Sterben nicht die meisten schon als Kinder, als Jünglinge, als Leute, die erst in der Mitte ihres Lebens zu stehen glauben? Bist

du sicher, daß du selbst den Greis um einen Tag überlebst? Ist der Tod nicht jedem Alter gleich nahe?

Du glaubst also, die Hoffnung auf ein noch so langes Leben vermehre die Glückseligkeit der Jugend? Siehe, so hat es die göttliche Vorsehung weise geordnet; aber sie hat auch den Greis nicht vergessen. Sie gibt ihm jene Ruhe des Gemüths, daß er den Tod nicht sieht, sondern nur das Leben jenseits des Todes. Seine Einbildungskraft ist schwächer geworden; er verliert also auch an der Welt nicht mehr so viel, als du. Er genießt froh das irdische Leben bis zur Neige, und wie allmälig seine Empfindungen matter werden, seine Kräfte unvermerkt aufhören, erlöscht es sanft, wie ein abgebranntes Licht. Er sieht den Tod nicht. Wie sich das Leben verdunkelt diesseits des Grabes, erhellt es sich vor ihm jenseits desselben. Er kennt nicht das schmerzhafte Sterben, wie der Jüngling und Mann, wenn sie in der vollen Kraft ihren Lebensfaden zersprengen, und sich von Allem, was ihnen theuer und werth ist, hinweggenommen sehen sollten.

Weit entfernt also, daß wir das Alter um des nähern Todes willen nicht preisen sollten, muß es uns eben deßwegen noch wünschenswürdiger sein. Der tugendhafte Greis, mit dem Hinblick auf die frühern Gräber seiner Geliebten, streckt die zitternden Arme mit heiligem Vertrauen empor, und spricht, wie der hochbetagte Simeon: Nun, Herr, laß auch Deinen Diener in Frieden fahren; meine Augen sehnen sich, Deine Herrlichkeit zu sehen!

Darum lasset uns also jederzeit vor dem Alter Ehrfurcht haben, und voll Ehrfurcht die betagten Leute behandeln, mit welchen wir beisammen leben. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren, spricht das göttliche Wort. (3. Mos. 19, 32) Sie haben des Lebens Mühe und Arbeit getragen; sie haben die Ruhe und Erquickung verdient; sie haben der Thränen schon mehr

geweint, als du: sie haben des Guten in ihrem Wirkungskreise schon mehr gethan, als du.

Habe Nachsicht mit ihren Schwächen und schone ihrer. Diese Schwächen, welche dir unangenehm sind, sind für dich lehrreich. Es sind vielleicht Folgen einer ehemals genossenen übeln Erziehung. Siehe, wie die Fehler des Kindes bis ins späte Lebensalter hinübergehen! Lege du selbst deine Fehler ab; sorge du selbst, daß deine Kinder besser, frömmer erzogen worden, und verschiebe deine Besserung um keinen Tag.

Jeder Greis ist anzusehen wie Einer, der aus der großen Gesellschaft der Menschen gehen will. Wir sehen ihn nicht mehr lange unter uns. Wer ist so grausam, ihn in seinen letzten Tagen zu kränken, daß er mit einem Kummer aus der Welt scheiden, mit einer Thräne über uns vor Gottes Thron treten sollte? Wer will gefühllos genug sein, ihm nicht, so weit man es möglich machen kann, die letzten Augenblicke seines mühevollen Lebens süß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen?

Die Sorgsamkeit und Liebe um das Alter wird aber nur noch heiligere Pflicht, wenn die, welche es ziert, unsere Verwandten, vielleicht unsere Aeltern, unsere Großältern, oder deren Brüder, deren Schwestern sind. Wir entrichten in der treuen Liebe gegen sie nur unsere Schuld; wir erwiedern mit unserer Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur die Sorge, welche sie ehemals für uns und für die Unsrigen hatten. Wer greisen Blutsverwandten die ihnen gebührende Ehrfurcht verweigert; wer die Hände, die ihm einst wohlgethan haben, nun sie für ihn nichts mehr arbeiten können, verachtet: der ist kein Christ; er ist kaum ein Mensch, sondern ein Ungeheuer, welches den Fluch des Undankes und den Abscheu der Welt über sein Haupt zieht.

Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden! spricht der weise Tugendlehrer Jesus Sirach (8, 7). Auch

du wirst einst deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden grau werden, und deine zitternde Hand wird sich nach einer Stütze sehnen. Es wird dir wohlthun, wenn auch du dich dann jener Ehrfurcht erfreuen kannst, die du Andern bewiesen hast. Es wird dich erquicken, wenn deine Kinder, deine Verwandten dich im Alter pflegen, wie du deine Großältern, deine Verwandten mit zärtlicher Schonung gepflegt hast. Es wird dir ein Segen sein, wenn du durch ein früheres Beispiel nun Andere zur Nachahmung erweckt hast. Was du einem Greisen thust, o vergiß es nicht, das hast du dir selbst gethan.

Und ihr, o betagte Christen, die ihr den Abend eures Lebens erreicht habt, die ihr durch lange Uebungen, durch mannigfaltige Prüfungen im Leben mehr Erfahrung, mehr Weisheit, mehr Frömmigkeit und Vollkommenheit erworben haben sollet, seid der Jugend ein Beispiel der christlichen Sanftmuth und Ergebung in jedes Schicksal!

Ihr seid durch euer erhabenes Alter die Lehrer der Jugend. Seid denn ihre treuesten Freunde; aber ahmet nicht die Thorheiten derselben nach. Wer die Würde seines Alters vergißt, der entsagt freiwillig den Ansprüchen auf jene Schonung, die ihm seiner Jahre wegen gebührt. Der Greis kann nicht mehr durch Schönheit des Körpers, nicht mehr durch die ehemalige Kraft und Lebendigkeit gefallen; er soll die Gemüther durch hohe Tugend rühren, durch Weisheit einnehmen, durch Freundlichkeit und leutseliges Wesen bezaubern.

Seid die Führer und Wegweiser eurer jüngern Mitchristen, aber störet nicht durch mürrisches Wesen ihre Freuden, zu welchen das jugendliche Alter sie berechtigt. Ermüdet sie nicht durch Klagen über den Verfall der Sitten, und durch das Preisen jener Zeiten, da ihr noch jünger waret. Denket, daß manche Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche abändern, ohne daß sie immer schlechter werden müssen. Denket, daß ihr, deren Kräfte für die Reize der irdi-

schen Welt allmälig stumpfer geworden, weniger nach jenen Dingen fraget, die euch sonst ebenfalls erfreuten.

Eben die Vergänglichkeit irdischer Freuden, die ihr erfahren habt, soll euch bewegen, die Jugend zum weisen Genusse derselben zu ermuntern.

Seid nachsichtvoll gegen die Thorheiten der Jüngern, und richtet sie nicht allzustrenge; erinnert euch eurer eigenen Jugend. Verbreitet bis zum letzten eurer Augenblicke Freude um euch. Verbannet das mißtrauische Wesen. Liebet die Welt und ihre Bewohner auch noch im Alter mit kindlicher Gutmüthigkeit, und seid Stifter des Friedens und der Eintracht in ihren Familien.

So sammelt ihr euch das Zutrauen, die Liebe Aller, die euch umgeben; so vollbringet ihr noch den Abend eurer Tage mit Gott gefälligen Werken; so erheitert ihr die wahre Religion Jesu, welche nicht bloß im Gebet und äußern Gottesdienst besteht, sondern darin, daß ihr den Willen eures Vaters im Himmel thut; ihr erheitert durch sie eure letzten Augenblicke.

Dann werden, wenn euch Gott, unser ewige Vater, zu den Freuden ruft, die droben bereitet sind, dann werden eure Kinder, eure Freunde, eure Bekannten noch mit Thränen von euch scheiden; dann wird ihr segnendes Gebet euch noch vor den Thron Gottes hinüber begleiten; dann wird euer Beispiel ihnen einst vorschweben, wenn sie alt werden; dann werdet ihr auch noch ihr Gedanke, ihre Sehnsucht sein, wenn sie sich bereiten, in die Ewigkeit überzugehen.

Allmächtiger, weiser Regierer meiner Tage, Herr meines Lebens, o Gott! Dein Verhängniß ist in Dunkelheit gehüllt, und ich kenne die Stunde nicht, welche mich von dieser Welt abfordert und mich zu Dir bringt. Ich weiß nicht, welche Prüfungen, welche Schicksale Du mir vorbehalten hast; weiß nicht, ob Du mich, gleich vielen Andern, in der Kraft meiner Tage von hinnen rufst, oder ob Du mir höheres Alter zu Theil werden lässest. Immer will ich

Deine Wege preisen, die Du mich führest; denn wie Du mich leitest, so leitest Du mich zur Glückseligkeit. — Und würde mein stiller Wunsch erfüllt, würdest Du meine irdische Laufbahn verlängern, auf daß ich den Meinigen noch lange nützlich sein könnte, so will ich die Jahre, welche Du meinem Leben mit allgütiger Hand zulegtest, nur zu meiner Besserung anwenden. Ach, wie weit bin ich noch von der Vollkommenheit, die ich mir wünsche; wie wenig bin ich noch würdig, Mitbürger einer bessern Welt zu sein! Doch, vertrauensvoll beuge ich mich unter Deine unendliche Barmherzigkeit und Treue.

Laß auch die spätesten Tage meines Lebens Dir geheiligt sein! Laß, wenn gleich meine Gebeine schwach werden vor Alter, meinen Geist um so kräftiger und stärker zu allem Guten sein. Und wenn ich einst, o Herr, sanft in Dir entschlummern sollte: ach, daß ich dann alle die Meinen noch glücklich wissen könnte; daß ich sie nicht verließe, ohne überzeugt zu sein, sie lieben sich unter einander, wie Jesus uns geliebt hat; sie sind nur ein einziges Herz; sie haben unter einander nur einen einzigen hohen Wunsch, vollkommen zu werden, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist; die einzige Hoffnung im Tod, als Erlösete einzugehen in Dein ewiges Reich. Amen.

27.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Erste Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Ich flehe nicht
Um langes Leben;
Willst Du es aber, Gott, mir geben,
So nehm' ich es mit Dank von Dir;
Ich schuf es nicht, Du gabst es mir.

Nur heitern Muth
In späten Tagen,
Ein Alter ohne Schmach und Klagen,
Ein Herz, das kindlich auf Dich schaut —
Um dies nur, Vater, fleh' ich laut.

O laß mich früh
Am Lebensmorgen
Schon für den heitern Abend sorgen;
Es bringe Dir dann noch der Greis
Mit Jugendfeuer Dank und Preis.

Man wird wenige Menschen finden, die sich nicht ein hohes Alter wünschen. Und wenn wir auch zuweilen das Gegentheil hören, so würden eben die, welche die wenigste Furcht bezeugen, doch von Jahr zu Jahr ihre Todesstunde, wenn sie es vermöchten, gern noch einige Jahre weiter verschieben wollen. Sie fühlen es nicht, wenn sie alt werden, und wähnen in ihrem Innern mehr Jugendkraft, als vorhanden sein mag.

Der Trieb zum Leben ist von der Hand unsers Gottes zu tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt, als daß er so leicht vertilgbar wäre. Nur der Mensch kann ihn zuweilen in sich schwächer fühlen. Dies geschieht jedoch aber nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der seinen Geist betäubt. Und Verzweiflung wie Schwärmerei, Schwermüthigkeit wie Ruhmbegierde, Gemüthsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn, welche Ueberdruß am Leben oder Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden.

Man hat seit den ältesten Zeiten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Vieles gedacht, gelehrt, geschrieben. Die Begierde, das Grab so lange als möglich von sich entfernt zu

halten, hat den Sterblichen nicht selten zu den größten Thorheiten verleitet. Man vergaß das einfache Gesetz der Natur, durch dessen treue Befolgung allein der Mensch sich, so viel nämlich von ihm abhängt, eine lange Dauer auf Erden zusichern kann; das Gesetz, sei mäßig in allen Dingen ohne Ausnahme, und hüte dich vor Uebertreibung in irgend einer Sache! Statt dessen suchte man Hilfsmittel zur Verlängerung bald in vermeinten Zauberkünsten, bald in Arzneien, die für Alles taugen sollten, bald in wunderbaren Kräften der Pflanzen, bald im sogenannten Stein der Weisen.

Es ist aber eitle Mühe, sich ein hohes Alter durch andere Mittel und Wege zusichern zu wollen, als durch genaue Beobachtung der Naturgesetze. Und selbst die strengste Befolgung von diesen gibt uns keine Zuverlässigkeit unserer Hoffnungen. Der Mensch selbst hat den wenigsten Einfluß auf die längere Fortdauer seines irdischen Daseins. Zwar kann er durch Unmäßigkeit, Leidenschaftlichkeit und vermessenes Beginnen seine Lebenskraft früher verzehren, aber übrigens mit aller Vorsichtigkeit seinen Tagen keine Spanne zusetzen. Unser Leben ist in Gottes Hand. Der Palast des Todes hat Millionen Pforten, durch welche wir eingetreten sind in seine Macht, ehe wir es wahrnehmen.

Unser Leben währet siebenzig Jahre; wenn es hoch kommt, sind es achtzig gewesen! sagt Moses. Selten sind die Menschen, welche weit über diese Zeit hinaus leben. Wie alle Pflanzen und Thiere für ihr Dasein ein gewisses Maß von Kraft haben, so auch der Mensch. Jenes endet, sobald dieses erschöpft ist. Der hat die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit, am längsten zu leben, der am wenigsten von seiner Lebenskraft verschwendet.

Man hat über die Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Gegenden und Zuständen viele und sorgfältige Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, und gefunden, daß gewöhnlich die Hälfte

aller Gebornen schon vor dem zehnten Jahre stirbt; daß von der übriggebliebenen Hälfte ein Drittheil schon vor dem dreißigsten, der andere Drittheil schon vor dem fünfzigsten Jahre dahin ist, und von hundert Personen selten zehn, meistens nur sechs, das sechszigste Jahr überleben.

Aber ist denn ein hohes Alter an sich schon in der That ein so wünschenswerthes Gut, daß wir dasselbe sehnsüchtig begehren sollten? Ich glaube es kaum. Sehet doch im Allgemeinen die hochbetagten Leute, wie sie mit den Gebrechlichkeiten des Greisenthums zu kämpfen haben; wie sie oft Andern und sich selbst zur Last sind! Ihre Sinneswerkzeuge werden abgestumpft und todt für die Reize der Welt. Worin kann ihre Freude bestehen? Sie denken nur noch gern an das Vergnügen ihrer Jugendzeit. Davon reden sie gern. Unzufrieden sind sie mit der heutigen Zeit; sie meinen gern, es sei vor Zeiten Alles besser gewesen. Und doch hat sich in der Wirklichkeit wohl das Gute nicht so sehr vermindert, als die Empfänglichkeit der bejahrten Personen dafür. Sie sind düster, mürrisch, tadelnd, mit Allem verdrießlich. Freilich gibt es auch Ausnahmen; jedoch selten. Wo finden wir häufig hochbetagte Personen, welche ihre jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne, ihre Güte der Gesinnungen gegen das, was sie umgibt, ihre Nachsicht mit Fehlern des Zeitalters, genug, jene Liebenswürdigkeit bewahrt hätten, die an Greisen so sehr entzückt? — Die Seltenheit solcher Personen ist aber weniger ein Werk der Natur, als der Selbstvernachlässigung der Menschen. Sie strebten zwar nach einem hohen Alter, aber versäumten dabei, an ein beglücktes Alter zu denken, und solches vorzubereiten. Und doch ist ein sehr langes Leben nur dann wünschenswürdig, wenn es zugleich ein heiteres, glückliches ist.

Die Kunst, sich ein heiteres Alter, einen Lebensabend voll stiller Glückseligkeit zu bereiten, ist weit weniger

gekannt und geübt, als die Kunst, das Leben zu verlängern. Wir sehen noch der Männer und Frauen von sechszig, siebenzig und achtzig Jahren genug. Beispiele von hundert- und hundertzehnjährigen Greisen sind nicht selten; nicht so gemein sind zwar in unsern Zeiten diejenigen von einem Lebensalter von hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, aber doch kennt man dergleichen, und selbst verschiedene, die anderthalbhundert Jahre erreicht und überlebt haben. Allein von allen diesen hatte sich wohl kaum die Hälfte eines frohen, glückseligen Greisenthums zu freuen.

Deswegen, wer da wünscht, sein Leben zu verlängern, und ein ansehnliches Alter zu erreichen, sollte zugleich seine erste Sorge sein lassen, sich ein frohes Alter vorzubereiten. Die späten Tage unsers irdischen Daseins führen ohnehin so viele Unannehmlichkeiten ihrer Natur nach mit sich; sie entfernen von so vielerlei Quellen der Freude, die uns nur in der Jugend sprudeln, daß man um so ernstlicher darauf bedacht sein muß, sich zugleich in der Höhe des Lebens die möglichste Anmuth desselben zu bewahren. Ohne dies würde die Verlängerung unsers Hierseins nur Verlängerung unserer Mühseligkeiten, Schmerzen und Plagen sein.

Wohl dem Menschen, sagt Salomo, der Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! (Spr. Sal. 3, 13, 16, 17.) Eine solche Weisheit ist aber nicht die alltägliche Lebensklugheit. Nein, sie ist die Frucht des Geistes. Sie ist das Religiöse, welches uns selbst über die Todesfurcht, wie über alle Wünsche nach langer Lebensdauer erhebt, und, zufrieden mit der Unsterblichkeit des Ueberirdischen, nur Beseligung des Daseins hier und dort fordert. Sie ist die Weisheit Jesu Christi; — sie ist das Leben in seiner hohen, ruhigen Denkart und äußern Genügsamkeit; — sie ist das Leben in Vollstreckung der Gottesgebote auf Erden. Nur in ihr gründet sich

die ganze Kunst, ein glückseliges, heiteres Lebensalter zu erreichen. Die Ausübung der Weisheit ist die Kunst.

Vielleicht hat mir Gott ein hohes Alter zum Leben bestimmt, — aber meine Schuld würde es sein, wenn dasselbe voller Elend wäre. Rege, wie der Trieb zum Leben, ist auch mein Trieb zur Glückseligkeit. Ich würde jenes keineswegs wünschen, wenn ich diese nicht hoffen dürfte. Um so angelegener werde es mir, das zu betrachten, was mir im Alter Friede und Freude gewähren könne. Man kann mit den Vorbereitungen auf das Alter nie zu früh anfangen. Der Frühling und Sommer säet aus, was der Herbst ärnten soll. Ein Versehen der Jugend bringt späte Reue des Greises. Sammle in den Tagen der Fülle, so wirst du in den Tagen des Mangels nicht entbehren.

Zur Zufriedenheit im hohen Alter muß sowohl der Zustand unsers Körpers und unserer äußerlichen Umstände, als auch der Zustand unsers Gemüths Alles beitragen.

Der Körper aber ist gleichsam die erste, feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften und späten Wohlseins. Ein kränklicher Mensch kann bei dem besten Willen des Gemüths nicht in ungetrübter Heiterkeit bleiben. Die zerrütteten, geschwächten Werkzeuge der Seele beängstigen und lähmen diese in ihren Wirkungen; überwältigen den Geist, wenn auch nur vorübergehend, und vereiteln die vortrefflichsten Vorsätze.

Der wichtigsten Sorgen eine soll also für die Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit sein. Ohne solche ist das Leben selbst in jüngern Jahren schmerzlich, und die Erreichung eines hohen Alters kaum gedenkbar und in keinem Falle wünschenswerth.

Alle Personen, welche ein hohes und angenehmes Alter erlebten, dankten es besonders der Mäßigkeit in frühern Jahren. In ihr liegt das ganze Geheimniß des Altwerdens und des sinnlichen Wohlseins.

Es lassen sich über die Grade der Mäßigkeit, die der Mensch in Rücksicht seiner Nahrung, Bewegung und Beschäftigungsweise zu beobachten hat, keine Vorschriften geben, die jedem Temperament angemessen wären. Was dem Einen zu wenig ist, kann für den Andern Uebermaß sein. Niemand wähle daher das Thun und Lassen Anderer zum Maßstab seines Verhaltens in Rücksicht auf eigene Gesundheitspflege, und ahme nicht nach in dem Glauben: was dem nicht schadet, wird auch mir nicht schaden. Sondern er prüfe das eigene Maß der Kraft. Alles, was uns allzugroße Erschöpfung, Schwächung und nachherige Unlust verursachte, was uns aus dem angenehmen Zustand verdrängte, in welchem wir, weil wir vollkommen gesund waren, unsere Gesundheit selbst nicht fühlten, war unserm Wohlsein schädlich. — Wir sollen eine solche Lebensweise führen, in der wir beständig heitern Muthes bleiben können, insofern die Heiterkeit auch Wirkung des körperlichen Zustandes ist.

Nicht immer fühlen wir sogleich nach unsern Genüssen und Beschäftigungen die Entkräftung. Das Uebel schleicht seinen Ursachen meistens aus der Ferne nach, und wenn es erscheint, haben wir diese zum Theil schon vergessen. Auch diesen nachschleichenden Spätübeln zu entgehen, ist das unfehlbarste Mittel: einfach, mäßig und in Allem den wirklichen Bedürfnissen unserer Natur gemäß zu leben.

Daher achte aufmerksam auf diejenigen Eigenheiten deines äußern oder innern Körperbaues, welche durch ihre Schwäche dich oft warnen, oder zu Krankheiten geneigt machen. Kennst du sie, und dein inneres Gefühl, deine Erfahrung verheimlicht sie dir nicht: dann schone ihrer am meisten, und verhüte, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vielmehr prüfe, oder erfahre durch verständige Aerzte, welche Mittel du anzuwenden habest, um allmälig den schwächern Theilen mehr Stärke zu geben, den fehlerhaften die Gefährlichkeit zu rauben, ohne noch mehr zu verderben;

halte kein Uebel, wenn es von einiger Dauer ist, darum für gering, weil es dir im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gar lästig ist. Der erste Keim des Todes oder langwieriger Leiden ist oft eine versäumte Kleinigkeit.

Befleißige dich einer regelmäßigen, einfachen Lebensart. Sie allein trägt das Meiste zur Erhaltung der Gesundheit und eines hohen Alters bei. Völlerei im Essen und Trinken ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung. Es ist genug, den Magen, das wichtige Werkzeug der Verdauung, zu schwächen, um den Körper mit unreifen, schädlichen Säften zu vergiften. Trunkenbolde und Prasser, die den Gaumen mit mancherlei Speisen, fremden Gewürzen und nervenangreifenden Getränken zu kitzeln ihre größte Wollust heißen, haben noch niemals ein dauerhaft gesundes, noch minder ein langes Leben geführt. Sie sind Selbstvergifter.

Nicht Speisen und Getränke allein dienen zur Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte, sondern auch eine abwechselnde Uebung und Anstrengung derselben. In dem jugendlichen und mannbaren Alter muß der Körper durch Arbeit, Bewegung und Anstrengung abgehärtet, in spätern Jahren durch eine ruhige Lebensweise erhalten werden. Selten erreichen Müßiggänger, selten Personen, welche die Bequemlichkeit früh liebgewinnen, ein hohes, noch weniger ein gesundes Alter. Aber eben so gefährlich wird auch übertriebene Arbeitsamkeit, wo allzuwenig Ruhe die verzehrten Kräfte nicht wieder zu ersetzen fähig ist. Am wohlthätigsten ist für die Nahrung der Gesundheit tägliche Bewegung in freier Luft. Unser Athem vergiftet unmerklich die Luft der Wohnungen, wo beständige Ausdünstungen ohnehin diesen feinen Nahrungsstoff des Leibes verderben. Die meisten Krankheiten entstehen durch das Einathmen schädlicher Theile, und die größte Menge von diesen ist jederzeit in Zimmern, besonders wenn man den Zutritt der äußern Luft zu sorgfältig abwehrt, oder nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet.

Nicht bloß eine wohlgefällige Zierde ist Reinlichkeit — sie gefällt uns selbst an Thieren — sondern sie ist ein unentbehrliches Mittel zur Verlängerung unsers Daseins. Darum wurden von Moses, darum von vielen andern Gesetzgebern die häufigen Waschungen des Körpers anbefohlen. Denn wir athmen nicht die uns umgebende Luft bloß durch die Nase ein, sondern auch durch eine Menge kleiner unsichtbarer Oeffnungen unserer Haut, welche zugleich zur Ausdünstung und Absonderung der für unser Blut entbehrlichen oder nachtheiligen Flüssigkeiten dienen. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschungen und Bäder; Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen; Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen; Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl; Abhärtung des Leibes durch Arbeit; Genuß der gesunden, freien Luft; gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe — in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem: dies sind die sichersten Mittel, uns Gesundheit im hohen Alter zu bewahren.

Zur Gesundheit des Leibes muß die Gesundheit der Seele kommen, ein froher Muth. Und dieser wird durch Zufriedenheit mit uns und unserm Schicksale, und daß wir ein Leben ohne allzugroße Plage von Sorgen führen, am zuverlässigsten gewonnen. — Lerne in frühern Jahren durch Fleiß und Mühe Vorrath sammeln, damit du im Alter ohne Kummer wegen deiner und der Deinigen Erhaltung bleibest. Sei genügsam mit Wenigem, und du wirst auch von geringen Einkünften noch etwas auf die Tage zurücklegen können, da dir die bessern Kräfte gebrechen, etwas zu erwerben. Nahrungssorgen sind wohl die bittersten für den Greis; und das Gefühl, Andern wegen seiner Erhaltung zur Last zu fallen, stört auch den frohesten Sinn. Geringe Bedürfnisse, die wir in den Tagen der Kraft mäßig stillen lernen, bereiten ein unabhängiges Alter vor, und setzen uns in den Stand, auch dann noch Wohl-

thäter der Unsrigen zu werden, wenn diese vielmehr unsere Stütze sein sollten.

Es ist nicht damit gesagt, als sollten wir, um am Abend unsers Lebens reich zu heißen, in der Jugend Noth leiden und darben; aber nicht vergessen sollen wir, daß man die Freude sehr wohlfeil hat, so lange man jung ist, hingegen im Alter sie oft erst von dem erkauft, was man erspart hat; daß der Greis mehr fremder Hilfe bedarf, als der Jüngling und Mann, und im Wohlsein einen erfreulichern Rückblick auf ehemalige Entbehrungen hat, als im spätern Entbehren der Rückblick auf ehemaliges Wohlsein ist.

Fleiß und Genügsamkeit sind nicht nur die zweckmäßigsten Vorbereitungen auf ein harm- und sorgenloses Alter, sondern an sich selbst schon die Würze des Lebens in frühern Zeiträumen. Sie machen, bei der Entfernung drückender Sorgen, den Frohsinn bei uns einheimisch; und nichts wirkt auf die Erhaltung der Gesundheit wieder so kräftig zurück, als er. Frühes Sorgen und Kümmern bringt frühes Veralten und Erschöpfung der Lebenskraft.

Ist dieser Leib, den Du, Vater alles Lebens, meinem Geiste zur Wohnung gabst, nicht ein Heiligthum? Soll er nicht Dein Tempel sein? Wichtig wird mir also die Pflicht, für seine Unverletztheit zu sorgen, so wie für die äußern Mittel, die zu seiner äußern Erhaltung auch dann noch beitragen, wenn er im Laufe der Alles verwandelnden Jahre durch sich selbst hinfällig wird! Wie kann der Geist das hohe Ziel seiner Vollendung erreichen, wenn er sein Werkzeug, den Körper, durch ein der Natur desselben widersprechendes Leben verderben läßt!

Aber von ihren entzügelten Begierden dahingerissen, sehe ich die Sterblichen um mich her wider ihr eigenes Leben verschworen; da verwandelt bald unmäßige Arbeitslust, bald Ueppigkeit die der Ruhe geweihte Nacht in Tag; da vergeudet der Jüngling die Fülle der Gesundheit im Schoose schnöder Wollust; da vergiftet der Schlem-

mer sein Blut mit verkünstelten Speisen und Gewürzen; da zerstört der Säufer die Reizbarkeit und Kraft seiner Nerven durch hitzige Getränke; da mordet ein wilder Tanz lusttrunkener Jugend lachend die edelsten Blüthen; da verkränkelt in thörichter Verweichlichung ein vormals kraftvolles Leben, oder es verdirbt verwahrloset im Schlamm der Unreinlichkeit. — Welch eine Menge von Selbstmördern, die es nicht heißen, nicht sein wollen; ein langes Leben fordern, und sich, gleich Wahnsinnigen, es selber durch Unvorsichtigkeit verkürzen! — Wie wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, und wenn sie es erlangen, wie unfreudig wird es, wie beladen mit Schmerzen, Gebrechlichkeiten und Sorgen aller Art!

28.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Zweite Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13, 16, 17.

Nur wer schuldlos ist und gut,
Der hat Muth;
Bebt nicht gleich vor jedem Wetter,
Weiß, Gott ist zuletzt sein Retter.

Nur der Gott ergebne Sinn
Bringt Gewinn;
Es gewährt die treue Tugend
Selbst dem Greise Lust der Jugend.

Vermögen sammeln und dann seiner Gesundheit pflegen, um jenes recht lange genießen zu können: das scheint dem Menschen, wie er gewöhnlich ist, das Allerwichtigste und Allerschwerste.

Es ist aber weder das Wichtigste noch das Schwerste. Durch Fleiß und Sparsamkeit kann man endlich seine Glücksumstände

wohl verbessern; Genügsamkeit ist mit Wenigem zufrieden. Einige Aufmerksamkeit auf uns selbst bewahrt unsere Gesundheit. Und dennoch sichert uns dies Alles weder ein hohes Alter, noch Glückseligkeit in demselben zu. Denn es sind feinere Gifte vorhanden — wir empfangen sie weder durch Nahrung noch Athem — welche unmerklich und frühzeitig die Lebenskräfte der Gesundheit verzehren, daß alle Pflege vergebens ist. Auch gibt der größte Reichthum keine Bürgschaft für frohe Tage im hohen Lebensalter, wenn wir selbst in dasselbe die größten Hindernisse der Glückseligkeit hineintragen. Jene Gifte, diese Hindernisse zu vermeiden, das ist das Wichtigste, aber auch das Schwerste.

Zu jenen feinern Giften gehören aber die allzulebhaften Gefühle und Begierden, gehören alle Arten der Leidenschaft, welche unser Gemüth beherrschen, und deren Nichtbefriedigung Unruhe verursacht. Darum sagt die heilige Schrift: Nur ein frohes Herz macht das Leben vergnügt; aber ein betrübter Muth vertrocknet die Gebeine. (Spr. Sal. 17, 22.)

Wer nach einer langen und genußvollen Lebensdauer strebt, muß sich suchen in einer anhaltenden Gleichmäßigkeit zu behaupten, und Allem sorgfältig auszuweichen, was seine Empfindungen zu heftig angreift. Nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, als die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen. Wir wissen, daß Kummer und Sorgen den gesundesten Körper zerstören können, daß Schrecken und Furcht, ja sogar das Uebermaß der Freude, tödtlich werden. Personen, die von Natur kaltblütig, und ruhiger Denkart sind, auf die nichts einen gar zu mächtigen Eindruck macht, die sich weder sehr betrüben, noch sehr freuen mögen, haben die meisten Anlagen, lange und in ihrer Art glücklich zu leben.

Bewahre daher unter allen Umständen eine Gelassenheit des Gemüths, welche durch kein Glück und kein Unglück allzusehr erschüttert werden kann. Liebe nichts zu

heftig, hasse nichts zu stark, fürchte nichts zu viel. Denn zuletzt ist doch Alles, das Gute wie das Böse, das dir widerfahren mag, weder der unmäßigen Liebe, noch des unmäßigen Hasses werth, und du hast schon bei vielen Anlässen, obgleich freilich oft zu spät, eingesehen, daß du auf die Dinge, welche dich so heftig entzückten oder schmerzten, einen viel zu hohen Preis gelegt hattest.

Es ist aber freilich schwer, sich immerdar gleich zu bleiben, es möge auch geschehen, was da wolle. Wer nicht schon von Natur eine gewisse Trägheit des Gefühls, eine Kaltblütigkeit empfangen hat, die ihn gegen die Gewalt der Leidenschaften schirmt, wird Mühe haben, was ihm fehlt, zu ersetzen. Allein es ist nicht unmöglich. Der Wille des Geistes vermag außerordentlich viel über den Körper und über alle Bewegungen der Seele. Ein entschlossener, beharrlicher Wille, sich durch nichts allzusehr hinreißen zu lassen, und bei allen erfreulichen oder widerlichen Vorfällen eine möglichst ruhige, gemäßigte Stimmung beizubehalten, kann endlich unser Inneres gleichsam so verwandeln, daß das, was anfangs Sache der Ueberlegung war, zur zweiten Natur wird. Und ein so reizendes Ziel, als das hohe und beglückte Alter ist, verdient allerdings doch, daß wir keine Anstrengungen scheuen, so schwierig sie uns anfangs auch vorkommen mögen.

Wir müssen in dieser Selbstbeherrschung früh beginnen. Jeder verlorne Tag macht den Kampf schwerer. In unserm häuslichen Leben, in unsern alltäglichen Geschäften ist der leichteste Anfang dieser Uebung. Man stelle sich bei Allem, was man liebt, zugleich die Möglichkeit von dessen Verluste vor, und denke dabei: wenn es nun für dich verloren geht, wie wirst du dich benehmen, um nicht noch mehr zu verlieren, nämlich deine eigene Gemüthsruhe, deine eigene Gesundheit? Eine solche stille Vorbereitung macht uns jeden nachher erfolgenden Verlust erträglicher. Das unerwartete Unglück ist immer das größte. — Man denke sich bei

jedem Anlasse zum Verdruß oder Zorn: Ist das, was dich jetzt mißmuthig machen soll, wohl so viel werth, daß du dafür auch nur einen Theil deiner Gesundheit oder den Frohsinn einer halben Stunde verschwendest? — Und selbst wenn man in den Fall gesetzt wird, Andern wegen ihrer Handlungen Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu zeigen, hüte man sich, dies mit einem wirklich aufgebrachten, zornigen Wesen zu thun. Jedermann weiß, daß keine Strafe empfindlicher ist, als welche mit Kaltblütigkeit verhängt wird.

Es gibt Menschen, welche aus einem sonderbaren Ehrgeiz, um sich ein Ansehen zu geben, um mehr Interesse zu erregen, mit Fleiß bei jedem Anlasse auffahren und heftig werden. Was anfangs bei ihnen nur erkünstelte Stimmung war, verändert sich mit der Zeit in Gewohnheit. Sie sind die thörichtsten aller Selbstmörder; sie vergiften ihre Gesundheit und den Genuß ihres Lebens.

Es gibt Andere, welche sich in ihrer Gemüthsart selbst verweichlichen; ihren kleinen Launen nachhängen; gern unglücklicher scheinen möchten, als sie sind; gern klagen, um sich beklagen zu lassen; wenn sie in übler, mürrischer Stimmung sind, Alles ergreifen, um sich geflissentlich noch mehr zu verstimmen, und Allem ausweichen, was sie erheitern und zerstreuen könnte. Diese Thoren graben eifrig ihr frühes Grab, und können sie vielleicht ihre natürliche Gesundheit nicht schnell genug schwächen, so werden sie ein verdrießliches, bitterkeitsvolles Alter haben, in dem sie unaufhörlich mürrisch, Jedem überlästig sein müssen. Denn das, was sie anfangs nur aus Gernthuerei und Verstellung waren, oder scheinen wollten, werden sie durch lange Uebung wirklich.

Willst du in der That gern etwas Anderes scheinen, als du bist: so scheine frohsinniger und heiterer, als du wirklich bist. Versetze dich künstlich in eine frohe Stimmung; betrachte das Unangenehme von seiner allenfalls guten Seite; erwecke dir

über Alles muntere Gedanken, und wo dich etwas allzusehr bewegen will, da zerstreue dich auf irgend eine zweckmäßige Weise schnell. Bringe dir jenen heitern, leichten Sinn der Kindheit bei, welche jedem Uebel nur eine flüchtige Thräne opfert, und schnell wieder zur Freude übergeht. In wenigen Jahren wird der anfangs erkünstelte Frohsinn und Gleichmuth schon zur Gewohnheit, endlich deine Natur. Und das ist der Sieg des Geistes über die traurige Gewalt des Irdischen in dir; das der Weg zum heitern und hohen Alter! — Es liegt lediglich in des Menschen eigener Gewalt, wie vielen oder wenigen Verdruß und Kummer er leiden, wie großen oder geringen Antheil an allfälligen Uebeln er nehmen will. Wer nun am wenigsten dabei leidet, ist er nicht der Glücklichste? Hast du dich früh gewöhnt, dem Unangenehmen mit unzerstörbarer Heiterkeit zu begegnen, so wirst du einst auch die Ungemächlichkeiten des Alters hinwegscherzen.

Eben dieser Frohsinn und Gleichmuth macht dich jedoch nicht in der Einbildung glücklicher, sondern vollkommener in der Wirklichkeit. Während Andere bei nachtheiligen und schmerzlichen Vorfällen die Besonnenheit verlieren, und das Uebel durch die Art, wie sie es nehmen, ärger machen, als es an sich ist: wirst du, viel fähiger zu ruhiger Ueberlegung, schneller die zweckmäßigsten Mittel finden und anwenden, und die Folgen eines Unglücks vermindern, das nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann. Während Andere, reizbar, wankelmüthig, ungleich, es in ihren Umgebungen gehen lassen, wie es will, Manches sogar durch ihre Launen, durch ihre ungefesselten Leidenschaften verschlimmern, wirst du in deinen Umgebungen den Umständen und Zufällen weniger anheimstellen. Du wirst bei der Gleichmüthigkeit, die du dir erworben, die Zukunft sicher berechnen, und in Allem, was du hast und dich umgibt, das Glück eines zufriedenen Alters vorbereiten. — Wie du deine Kinder erziehst und behandelst, welche Gesinnungen und Empfindungen du ihnen

gegen dich einzuflößen verstehst, so werden sie dich in deinen spätern Tagen behandeln. Je mehr Schwäche sie an dir erblicken, je mehr kleine Ungerechtigkeiten dich deine Laune gegen sie zu üben verführt, um so weniger Hochachtung und Liebe pflanzest du für dich in ihre Brust, um so weniger Zärtlichkeit, Schonung und Ehrfurcht erwarte von ihnen, wenn du hoch in Jahren bist. — Wie du deine Freunde behandelst, so wirst du sie in jenen spätern Tagen haben, wenn dir ihr Umgang und Beistand, so wie ihre treue Zuneigung am nöthigsten und wohlthuendsten sein wird. Jetzt hast du noch die Wahl der Gesellschafter; jetzt vielleicht sucht man dich. Es kommen einst Tage, wo du sie suchen mußt, aber nicht mehr so leicht findest. — Wie du dich gegen deine Nachbarn, gegen deine Mitbürger beträgst, so wirst du sie einst gegen dich gesinnt finden, wenn du ihnen bei gesunkener Lebenskraft weniger zu leisten vermagst, als sie dir leisten können. Wünschest du dir in deinem Alter einst mehr, als bloße kalte Höflichkeit von ihnen: warum bist du jetzt, wo du vielleicht mit Rath und That, mit allerlei Gefälligkeiten, durch ein wohlwollendes, dienstfertiges Wesen, durch Herzlichkeit und Rechtlichkeit Viele dir verpflichten, Allen gegen dich Zuneigung und Hochachtung einflößen könntest, nur höflich gegen sie? Oder warum haderst du mit dem Einen um nichtswürdige Kleinigkeiten, machst dich dem Andern durch Spötteleien, dem Dritten durch übel angebrachtes Großthun, dem Vierten durch hämische Bemerkungen, dem Fünften durch Eigensinn und Grobheit verhaßt? Es ist möglich, daß mancher Undankbare dein Gutes vergißt, besonders wenn du unterlässest, durch öftere Wiederholung des Guten das Andenken des Vergangenen aufzufrischen; aber desto gewisser ist, daß Keiner das wirkliche oder vermeinte Unrecht vergessen wird, das ihm durch dich geschehen ist. Für das Böse aller Art haben die meisten Menschen ein eisernes Gedächtniß; gib diesem nicht viel aufzubewahren.

Pflanze also in frühern Zeiten, pflanze gegenwärtig die jungen

Bäume, von welchen du wünschest, daß sie dich in spätern Zeiten mit ihren Früchten laben. Auch hier bleibt das Wort Jesu bewährt: was der Mensch säet, das wird er ärnten.

Der Greis muß jedoch erwarten, daß früh oder spät viele seiner alten Bekannten und Freunde vor ihm aus der Welt gehen. Neue Geschlechter blühen um ihn auf, denen er nur halb angehört. Er muß befürchten, zwar nicht ganz verlassen, aber doch ziemlich einsam zu stehen, wenn er sich nicht auch noch den Späterkommenden liebenswürdig zu machen, und ihre Freundschaft zu gewinnen weiß. Dies kann er allein durch seine Tugenden; sie erwecken Ehrfurcht, Zutraulichkeit. Er kann es durch eine immer gleiche, heitere Stimmung; sie erweckt Bewunderung und Theilnahme; Niemand wird sein, der ihm nicht einst ähnlich zu sein wünscht. Er kann es durch Nachsicht gegen die Fehler der Jugend, die vor mürrischem Wesen flieht; durch richtige Beurtheilung der Menschen und Zeiten, durch freundliche Geselligkeit, wozu ihm viele Erfahrungen selbst den Rang über die Jugend geben. — Doch das Alles genügt noch nicht zum Glück des hohen Alters. Wir müssen in demselben uns auch selbst genug sein können. Glaube nicht, wenn du großes Vermögen gesammelt hast, es werde dir ein zufriedenes Dasein, einen angenehmen, behaglichen Zustand erkaufen; nein, es bringt dir, hast du keinen andern Werth, nur lüsterne, ungeduldige Erben, die deinen Tod kaum erwarten mögen, um sich mit dem, was du hinterlassen wirst, gütlich zu thun, oder aus Verlegenheiten zu ziehen.

Sammle dir in der Zeit, da du noch die Kraft dazu hast, Schätze des Geistes, durch welche du im höhern Alter auch Andern noch nützlich sein, und dein Leben werthvoll machen, so wie dir selbst genug sein kannst, wenn dich Altersschwächen zur Führung eines einsamen, stillen Lebens geneigt machen. Vermehre deine Kenntnisse mit unausgesetztem Fleiße, sowohl durch eigenes Nachdenken, als durch Umgang mit einsichtvollen Personen, oder durch

die Lesung belehrender, gründlicher Schriften. Ein wohlbeschäftigter Geist ist nie einsam. Ein gebildeter Kopf hat nie die Verlegenheit der Langeweile zu befürchten, und um dieser zu entrinnen, nicht nöthig, sich andern Leuten als überlästiger Gesellschafter aufzudringen. Was du jetzt einsammelst, davon wirst du in alten Tagen das Gastmahl bereiten. Schon ein unwissender Jüngling wird bemitleidet; aber bejahrte Personen, die häufig in ihren Urtheilen irre gehen, oder über nichts lehrreich sein können, sind unerträglich.

Rede nicht ein, daß dir deine Berufsarbeiten zur Einsammlung anderer Kenntnisse wenig Lust und Zeit lassen. Du hast auch deine Stunden des Nichtsthuns. Du bist auch in Gesellschaften, wo du Abende bei den geistlosesten Erholungen verlierst. Verstehst du es nicht, zur Veredlung des unsterblichen, denkenden Wesens in dir zu wuchern mit der Zeit, so hoffe schlechte Zinsen in demjenigen Lebensalter, das dir nur übrig bleibt, von ihnen zu zehren.

Ein gesunder Leib, ein mäßiges Vermögen, welches uns vor großem Mangel schützt; eine dankbare, zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Muth, ein reines Herz, ein gebildeter Geist — das ist's also, was das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgt, und ohne welches ein langes Leben keineswegs ein wünschenswerthes Gut ist.

Mag es Vielen auch zuviel gefordert scheinen, alle diese Vortheile zu vereinigen: sie zu erreichen ist keine Unmöglichkeit; denn das Unmögliche liegt in keines vernünftigen Wesens Willen. Jeder weiß, theils daß er einige dieser Vortheile wirklich schon besitzt, und sie nur mit Sorgfalt zu bewahren hat; theils daß er sie bei weniger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens noch erreichen kann.

Der Mensch aber vermag alles durch Gott. Er lebe in Gott, das heißt, in göttlichem Sinn, wie Jesus ihn offenbarte! — Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziel unserer Tage. Sie

gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Anmuth, Hoheit und Segen über all unser Thun. Der religiöse Greis, nicht der bloße Beter und Kirchengänger, sondern der in Gott lebende, göttlich gesinnte, göttlich liebevoll handelnde Greis, ist der Glückseligste. Die Heiterkeit der Seele, welche sein ehrwürdiges Antlitz verklärt, ist nur der schöne Wiederschein eines nützlich vollbrachten Lebens, und gleichsam Glanz, der ihn schon aus einer bessern Welt überstrahlt, der er sich nähert.

Sind Verlängerung des Lebens und ein fröhliches Alter dein Wunsch, so werde mächtig dazu durch die Religion Jesu, des göttlichen Weltweisen. Sie lehrt dich die Gesundheit deines Lebens hüten, denn er ist und soll bleiben ein Tempel Gottes. Sie gebietet dir, vertrauensvoll auf Gottes Segen, zu arbeiten, um nicht durch Müßiggang und Verweichlichung zu verderben. Sie lehrt dich jenes Wohlwollen gegen Jedermann empfinden und äußern, durch welches wir alle Herzen fesseln und dauerhafte Freundschaften gründen können. Sie gewährt dir einen immer gleichen Muth, denn sie erhebt dich hoch über die Schicksale und Leiden des Lebens durch den Glauben an die allliebende, weiseste Vorsehung; sie stärkt deine Seele im Unglück mit einem Trost, den kein Sterblicher dir ertheilen kann; sie macht dich in guten Tagen vorsichtig, weil sie dir den nichtigen Werth aller irdischen Glücksgaben zeigt. Durch sie erwirbst du dir ein reines Herz und jene Seelenruhe, jenen Frieden mit Gott, ohne welche keine Freude reif wird. Sie lehrt dich die Würde deines zur Unsterblichkeit und höhern Vollkommenheit erwählten Geistes kennen, und was du zur Entwickelung seiner wunderbaren Kräfte zu leisten schuldig bist.

Herr meiner Tage, Gott alles Lebens, ob ich meine irdische Laufbahn früher beschließen werde, als ich vermuthe, oder ob ich eine lange Zahl von Jahren noch erreichen werde, ehe Du mir

rufest, das ist nur Dir allein bekannt. Doch — welches auch das mir bestimmte Loos sein möge — mein ganzes Dasein wäre fruchtlos, das Ende desselben elend, wenn ich es ohne Dich, ohne Hoffnung Deines Wohlgefallens lebte. Nur der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, an Deinen Willen, kann mich aufrecht halten, in den Stürmen dieser Zeit; kann mich stärken, wenn ich gegen meine eigenen unlautern Begierden zu kämpfen habe, die den Geist überwältigen, das Gewissen beflecken, meine Heiterkeit stören, und die Gesundheit des Leibes selbst untergraben wollen.

O stehe mir bei mit der Macht Deines heiligen Geistes, daß ich mich nie vergesse, daß ich herrschen lerne über mich selbst und meine innerste Bewegung; daß ich keine Stunde versäume, keine Gelegenheit entschlüpfen lasse, in der ich mich in der Mäßigung, in der Gleichmüthigkeit, in jenen wohlwollenden Gesinnungen gegen Jedermann, in dem Vertrauen auf Dich, in der Erweiterung meiner Einsichten, in Allem üben und befestigen kann, worin die wahre Weisheit, die Weisheit Jesu besteht! Wohl dem Menschen, der diese Weisheit findet! Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Amen.

29.

Die Taufe.

Matth. 28, 19. 20.

Unter den alltäglichen Uebungen des Lebens verlieren manche ehrwürdige Stiftungen und Gebräuche nicht selten ihre hohe Bedeutung. Die Gewohnheit wischt gleichsam den Glanz des Göttlichen

von ihnen ab, und macht uns das Heiligthum gemein. Darum ist es für die Seele wohlthätig, daß sie sich von einst ehrwürdigen, nun aber gleichgültig gewordenen Gegenständen köstliche Erinnerungen erwecke; daß sie nicht das Himmlische gefühllos und kalt zu einem gemeinen, wohl gar lästigen bürgerlichen Geschäft herabsinken lasse; daß sie in religiösen Handlungen mehr, als eine todte Zeremonie, und in Ernst vor Gottes Angesicht ausgesprochenen Gelübden mehr, als sinnleere Worte und von der Vorwelt ererbte Formeln finde.

Es ist aber ein verderblicher Zug in der Denkart unsers Zeitalters, daß man so sehr geneigt ist, mit leichtsinnigem Scherz das Heilige zu entweihen, oder in der Religion sinnbildliche Zeichen, in der Kirche feierliche Handlungen, die auf den Gottessohn und Welterlöser hinweisen, entbehrlich zu finden. Verleitet durch einen übel verstandenen Begriff von Aufklärung, oder zum Unwillen gereizt durch den abergläubischen Mißbrauch des Pöbels, der zuletzt seine Religiosität bloß in gewissenhafte Uebung äußerlicher Gebräuche setzt, glauben sich ihrer Viele berechtigt, auf alle kirchlichen Anordnungen und Feierlichkeiten mit Geringschätzung herabblicken zu können. Sie möchten die Religion von allem sinnlichen Schmuck entkleiden, sie nur ganz zur Vernunft- und Herzenssache machen. Aber sie irren, weil sie das menschliche Gemüth zu wenig kennen. Sie irren, weil sie die Geschichte ihres eigenen Herzens vergessen haben; vergessen, welchen tiefen Eindruck manche Wahrheiten, die ihnen sonst schon bekannt waren, erst dann auf sie machten, wenn dieselben mit dem Zauber der Schönheit, mit der erhabenen Einfalt der Feierlichkeit verbunden waren.

Der Mensch war nie ein reingeistiges Wesen. Nie wird er es sein. Er tritt in die Welt, und lernt durch seine Sinne. Durch die Sinne muß Alles zur Seele gelangen, was sie erwecken, rühren, veredeln soll. Warum nun wollet ihr das Heiligste, was die Mensch-

heit denken und empfinden kann, warum wollet ihr die Religion ihres äußern Pomps berauben, und die kirchlichen Gebräuche, welche wir vom heiligen Stifter, von den ersten Verkündern unsers Glaubens ererbten, zu geringschätzigen, gleichgültigen Dingen erniedrigen? — Wenn die Liebenden vor dem Altare des höchsten Gottes dastehen, wenn sie dort das Gelübde ewiger Treue und Liebe stammeln, und der Spruch der Vermählung, der unauflöslichen Verbindung, von der Lippe des Priesters tönt, und das Wort des Segens — ist dies eine bloß bürgerliche Handlung? Ist diese Feierlichkeit, dies Gelübde vor Gott, dieser erneuerte Schwur der Treue bis an das Grab, eine leere Zeremonie?

Nicht minder wichtig und ehrwürdig ist die heilige Handlung der Taufe, diese feierliche Einweihung des Kindes in die Gemeinschaft der Christen; diese Einweihung des Säuglings in die Bahn des Heils, die Einweihung des Sterblichen in das Unsterbliche.

Fast alle Religionen des Alterthums hatten ihre feierlichen Weihen; jede Aufnahme in die Glaubensgeheimnisse der aufgeklärten Völker der Vorwelt geschah mit rührenden, ehrwürdigen Gebräuchen. — Früher noch, als Johannes und Christus tauften, war die Taufe schon einer jener Gebräuche alter Nationen, deren sie sich bei der Aufnahme eines Auserwählten in die höhern Geheimnisse ihrer Religion bedienten. Der Einzuweihende wurde, ehe er in das Allerheiligste zugelassen werden durfte, getauft, das heißt, reingewaschen gleichsam von allem Staube, der ihm noch vom bisherigen Leben anhing. Diese Waschungen waren eine sinnbildliche Bedeutung der innern Reinigung. Der Getaufte sollte nun ein anderer, ein höherer Mensch sein. Er mußte neue Kleider anlegen, zum Zeichen, daß er auch seiner Denkart nach ein neuer Mensch geworden sei.

Fast mit dem gleichen Zweck, aber unter unendlich schönern Beziehungen, wurde die Taufhandlung in das Christenthum übergetragen. Auch in unserer Religion wurde sie die erste äußerliche

Weihe, die der Sterbliche bei der Aufnahme in die Nachfolgerschaft Jesu empfing. — Gehet hin, rief Christus in den Stunden seiner Verherrlichung den Aposteln zu: gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.

Nicht also die bloße äußerliche Waschung, nicht die bloße Besprengung mit Wasser macht schon den Eingeweihten zum wahren Christen; dies ist nur das äußerliche Zeichen der Aufnahme: sondern das fromme Leben in der Lehre Jesu macht endlich den Eingeweihten zum ächten Nachfolger Christi. Und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe! sprach der Welthelland.

Von dieser Zeit an blieb die Taufe immerdar eine der ersten Handlungen der christlichen Kirche. Könige stiegen von ihren Thronen, um dies Bad der Wiedergeburt, dies Zeichen zur Erneuerung des innern Menschen, zu empfangen. Ganze Nationen traten in die Ströme, um von geweihten Händen die Christenweihe zu erhalten. Da ward Jesu Verheißung erfüllt: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Jesu Geist beseelte die Völker und die Fürsten, und der Glaube an ihn, an seine Offenbarungen, an seine Lehren, verbreitete sich über die entferntesten Länder des Erdballs.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche wurden nicht nur die Kinder getauft, sondern auch Erwachsene. Man unterrichtete erst die Täuflinge in den Wahrheiten der neuen, bessern Religion, ehe man sie in den großen, ewigen Bund aufnahm; man lehrte sie erst den Göttlichen kennen, ehe sie als seine Nachfolger anerkannt wurden. Doch nicht bloß die Erwachsenen, auch die Kinder wurden getauft, denn ganze Familien empfingen zu gleicher Zeit die feierliche Einweihung. Die Aeltern, die Verwandten des Unmündigen wurden seine Bürgen; sie gelobten, ihm einst bei reifern Jahren in den

Wahrheiten der Religion Unterricht zu verschaffen, und ihn treu im Glauben zu bewahren.

So drang segnend das Christenthum durch die ganze gesittete Welt; so kam der Gebrauch der Taufe als eine heilige, ehrwürdige, sinnvolle Handlung bis auf unsere Zeiten, wo sie nur selten noch den Erwachsenen gewährt wird, wenn sie sich zur christlichen Kirche wenden, sondern überall schon den Kindern gegeben wird.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach Jesus, der göttliche Jugendfreund: „und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.) Und wahrlich, dem gefühlvollen und denkenden Christen kann kein rührenderes Schauspiel gegeben werden, als die Taufe des Säuglings.

Da trägt man ihn von der Wiege zum Tempel Gottes! Von der irdischen Mutterbrust gleichsam an die Brust der Religion, von dem Arm des irdischen Vaters in den Arm des himmlischen Vaters. O ihr Aeltern, wenn der schlummernde Liebling von euch hinweggetragen wird zur himmlischen Christenhandlung: ergreift euch nicht eine unwillkürliche tiefe Rührung? — Empfindet ihr nicht den hohen Sinn dieser vieltausendjährigen Feierlichkeit? Ist dieses ein bloßes kaltes Gepränge?

Nein, zärtliches Vaterherz, nein, du weiches Mutterherz, ihr ahnet, was mit euerm Liebling geschieht! — — An den Schwellen des Lebens, die er kaum betreten, wird er schon Gott geweiht. — Dem Säugling wird der Segen des Himmels für die dunkle Zukunft seines Lebens erfleht; der Unmündige wird schon zum Bürger der Ewigkeit gemacht, und neben seiner Wiege umschwebt euch der Gedanke seines Grabes. — Ihr lasset den Säugling zum Tempel tragen; er ist euer Opfer, welches ihr Gott darbringet. Der Herr hat ihn euch gegeben; ihr gebet ihn nun dem Allliebenden wieder. — Er wird zum Tempel getragen, hinweg vom Vaterherzen, von der Mutterbrust! So erwacht in euch nun das Gefühl, die Ueberzeu-

gung: dies Kind gehöre euch nicht mehr ganz allein an; es gehört auch der Welt an, es gehört auch Jesu an, es gehört auch der Gottheit an, die es liebend aufnimmt, und besser beschirmen kann, als ihr selbst; es ist nun aufgenommen in die geistige Gemeinschaft, in die Kirche Christi.

Wahrlich, eben darin liegt die Größe und Schönheit des Christenthums, daß es auf Erden jedes unserer wichtigern Schicksale mit sich vereint; daß es überall, schon von unserer Wiege an, das Irdische mit dem Himmlischen, das Aeußere und Innere zusammenknüpft, und gleichsam Alles um uns her vergöttlicht, wo der Nichtchrist nur todtes alltägliches Einerlei, Schattenwerk und irdisches Wesen sieht. Der Christ erblickt die Welt überall in einem heiligen Glanze; ihn lächelt aus dem Staube das Himmlische, aus dem Vergänglichen das Ewige an. Die Schöpfung schwebt vor ihm verklärt durch das Licht seiner Religion.

Der Säugling im Tempel gewährt auch dem unempfindlichsten Gemüth oft eine heilige Rührung. Die reinste Unschuld, wo könnte sie doch würdiger sein, als im Tempel des Allerheiligsten! im Tempel dessen, der unsere Unschuld fordert? — — Jesu Stimme scheint über den zarten Täufling an unser Herz zu dringen: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!" (Matth. 18, 3.)

Wem wird nicht beim Anblick des Säuglings, wenn er im Schlummer zur Taufe gehoben wird, oder wenn er, wie aus einem Traume hervorgehend, süß lächelt, — wem wird nicht, als müßte er ihm zulispeln: O du Unschuld, möchtest du dich ewig in dieser Reinheit bewahren! Einst, wenn du in diesen Tempel nach Jahren zurückkehrst, nicht mehr von zärtlichen Armen sorgsam getragen, sondern stark genug durch eigene Kraft, möchtest du auch dann noch so rein und fehlerlos sein! Möchtest du niemals diese heilige Stätte

mit Erröthen sehen, wo du die Taufe empfingst; möchtest du dann nie seufzen dürfen: Einst war ich unschuldiger, als jetzt!

Im Namen des dreieinigen Gottes empfängt der Säugling die Taufe, und das geweihte Wasser, mit welchem er in der ewig feierlichen Stunde benetzt wird, ist das Sinnzeichen vom Blut des Welterlösers, welches wie ein geistiges Bad unsere Seele von Sünden reinigt. Der Getaufte ist also aufgenommen in das Reich Gottes, so durch Jesum gegründet worden; er hat das Zeichen des neuen Bundes empfangen, wie einst die Beschneidung unter den Israeliten das Zeichen für die Genossen des alten Bundes war; er ist ein Christ, hat Theil an dem Segen, welchen Jesus der Welt erwarb, Allen, die seiner Lehre folgen, und den durch ihn verkündeten Gotteswillen thun.

Die Waschung mit dem Wasser ist das sinnbildliche Anzeichen, daß der in die christliche Kirche Aufgenommene ebenso seine Seele reinigen müsse von Fehlern durch die Wahrheiten der Religion, zu deren Besiegelung das Blut des Erlösers vom Stamm des Kreuzes floß. Darum, als Christus die Taufe anordnete, befahl er denen, die da tauften: Lehret sie, die ihr taufet, halten, was ich euch geboten habe. Denn ohne dies Halten der göttlichen Gebote, ohne dies Nachahmen seines heiligen Lebenswandels ist die Taufe vergebens und kein Nutzen. Sie würde nur eine gehaltlose Feierlichkeit sein, und ein Bund, der wieder gebrochen wäre.

Ja, die Taufe ist ein feierlicher Bund mit Jesu; sie ist das Gelübde, ihm anzugehören, und nach seinen Anweisungen zu leben; sie ist der Schwur, daß das Blut des Gekreuzigten einst nicht vergebens auf Golgatha niederströmte.

Aber der Täufling schlummert in süßer Unschuld; er weiß nichts von dem, was um ihn geschieht, und wie sich der Himmel liebend zu ihm neigt. Für ihn spricht noch der Mund der erwählten Tauf-

zeugen; diese machen sich vor Gott, vor der ganzen Gemeinde der Christen zu Bürgen für die Seele des unschuldigen Täuflings.

O Christ, der du jemals die wichtige Stelle eines Taufzeugen zu übernehmen wagtest, hast du auch mit Ernst erwogen, in welche schwere Verpflichtungen du tratest? Wehe, wenn nur deine Eitelkeit ihr Spiel trieb mit dem von Jesu geordneten Sakrament! Wehe, wenn du das Heiligste, den großen Augenblick, zum schlechten Gewohnheitswerk machtest, als du betend zwischen den Säugling und Gott tratest! Wehe, wenn dein Leichtsinn nur den Anstand und die geringe äußere Ehre betrachtete, und nicht die Würde, die dir anvertraut ward, für die Unschuld zu Gott und zur Gemeinde der Christen zu reden! — — So ist das Heiligste in dir zum Scherz entartet; so hast du falsches Zeugniß abgelegt im Tempel des Allerhöchsten; so hast du den Säugling schon in der Wiege betrogen. und die Erwartungen frommer Aeltern hintergangen. — Was ist der Taufzeuge? — Der Stellvertreter der Unschuld, der Wortführer des Säuglings war er in dem mit dem dreieinigen Gott errichteten Bunde! — Der Bürge ist er für das Herz des Getauften geworden, daß er es nicht versäumen, daß er die Sorge tragen wolle, statt der Aeltern, einst den jungen Christen mit den Wahrheiten des Christenthums zu beseligen. Der Taufzeuge, der den Säugling im Tempel zur Taufe hielt, soll gleichsam der Schutzgeist für dessen Unschuld werden. Er soll ihn im Leben beobachten, daß er jenem heiligen Bündnisse nicht abwendig werde; soll darüber wachen, daß er in der Religion Jesu gründlichen Unterricht empfange; soll, wenn einst die Aeltern des Kindes ruhen im Grabe, sich des Getauften erbarmen an der Aeltern Statt, und nichts versäumen, es zu einem gottesfürchtigen, frommen, wohlthätigen Lebenswandel zu ermuntern und anzuhalten; soll einst der Waise sich erbarmen, wenn sie einsam in der Welt und ohne Zuflucht steht, und ihr dann die Liebe

des entschlummerten Vaters, die Zärtlichkeit der zu früh ins Grab gesunkenen Mutter ersetzen.

Der getaufte Säugling kehrt aus dem Tempel zurück, und sehnsuchtvoll begrüßen ihn die Aeltern mit dem neuen Namen, welchen er in der Taufe empfing. — Nicht die Taufzeugen allein bleiben dem jungen Christen ein Mittel, sich des Tages zu erinnern, da er Gott gewidmet wurde; nein, so oft sein Name ertönt, eben so oft wird seine Taufe, sein Bund mit Jesu genannt!

Es ist also nichts so gering, das in uns nicht höhere Erweckungen befördern sollte. Selbst der schmeichelnde Laut, mit dem uns die Mutterstimme anruft, mit dem uns der Mund liebender Freunde und Freundinnen begegnet, — der Name, welchen wir tragen, und durch nichts entehren zu lassen gesonnen sind, dieser mahnt uns an die erste Feierstunde unsers Daseins, an die Taufe! Der Name ist die Erbschaft derselben, welche wir mit uns durch das Leben nehmen, von der Wiege bis ins Grab, ist wie ein bleibendes Unterpfand anzusehen, welches wir vom Verein mit Gott aus den frühesten Tagen der Kindheit mit uns nehmen.

Oft erinnere mich in stillen Stunden dies erste, bleibende Geschenk, das mir als Säugling ward, an die Stunde, in welcher ich es vor der versammelten Christen-Gemeinde empfing, während die Mutter für mich daheim zu Gott betete. Ach, bin ich dieses Namens, bin ich jener Stunde, bin ich jenes Gebets der Mutter immer würdig geblieben? Habe ich den Bund mit meinem Jesu treu gehalten? — Eingeweiht in seine Lehren, habe ich sie mit Sorgsamkeit im Herzen bewahrt, im Leben geübt? Als ich in meiner kindlichen Unschuld aufgenommen ward zur Kindschaft Gottes, wußte ich nichts darum; und als ich darum wußte, wie stand es mit der Unschuld meiner Seele? O Gott, ich war ein Mensch, und nicht ohne Leichtsinn, ohne Uebereilung, ohne Leidenschaft und ohne Fehler. — Aber die göttlichen Worte Deines Sohnes Jesu erwärmten

doch oft mein Herz. Wenn ich schon oft fehlte, ich wandte mich doch Dir wieder zu mit kindlichem Vertrauen auf Deine unendliche Vaterliebe. Wenn ich auch auf die erste Unschuld meiner Jugend nicht mehr stolz sein darf, — ach, wie schnell entfloh das Paradies meiner Kindheit, und ich trat hinaus in die stürmische Welt, mir selbst überlassen! — so will ich doch nun streben, die Tugenden des Christen zu meinem Schmuck zu machen an die Stelle der kindlichen Unschuld. Durch Jesu Sinn und Lehre will ich meinen Sinn reinigen, und wie an seiner Hand vor Dir wandeln. So erfülle ich noch jetzt die Sinnbilder der heiligen Taufe an mir. Ich wasche mich gleichsam in seinem Blute von Sünden rein; ich befreie meine Seele durch die mit seinem Blute besiegelten Wahrheiten von den mir anklebenden Fehlern.

80.

Der Landmann.

Spr. Sal. 2, 27.

Heil, Landmann, dir! Dein edler Stand
Ist der Natur so nah verwandt;
Fern von dem städtischen Gewühl,
Und wilder Leidenschaften Spiel.
Lobsinge Gott!

Dir nah ist Gott in Lust und Leid,
In seiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmels milder Segen thaut
Auf das, was deine Mühe baut.
Lobsinge Gott!

Der Mensch sei niedrig oder groß,
Mühseligkeit ist Aller Loos;
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht;
Man ist, wozu das Herz uns macht.
Lobsinge Gott!

Lobsinge Gott, und freue dich;
Denk' in der Hütte königlich.
Genügsamkeit macht frei und reich,
Die Tugend dich den Ersten gleich!
Lobsinge Gott!

Schon eine alte Klage ist es, daß wenige Menschen recht mit dem Stande zufrieden sind, welchen ihnen Gottes Vorsehung angewiesen hat. Man will etwas Anderes, weil man das Andere für besser hält, als was uns zu Theil geworden ist. Der Soldat in den Mühseligkeiten und Gefahren seines Berufes beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preisen das Loos der vornehmern Stände, die, ohne Nahrungssorgen, ohne Furcht vor Verlust und Betrug im Handel, nur zu leben scheinen, um in Ueberfluß und Bequemlichkeit sich gute Tage zu machen, Andern zu befehlen und Ehrenstellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürsten selbst seufzen unter dem Druck ihrer Verhältnisse; sie retten sich nie ganz aus den Verlegenheiten, worein sie bald durch Feindschaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umstände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wissen. Es ist ihnen gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die sie empfangen, bloß kaltes, erkünsteltes Wesen ist. Die Vergnügungen, welchen sie oft beizuwohnen gezwungen sind, bleiben meistens nur lästige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdrusses. Der ärmste Mann scheint freier zu sein, als sie sind. — So klagen beinahe Alle; und gewöhnlich suchen die Unzufriedenen ihren ganzen Trost noch darin, daß sie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß sie neben sich die Andern verachten, deren Glück sie doch heimlich beneiden.

Wer mit seinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht

zufrieden ist, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich sein. Denn nicht die Art der Geschäfte, welche man treibt; nicht das große oder kleine Vermögen, was man besitzt; nicht der Palast oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, ist die Quelle unsers Glückes: sondern das Herz allein ist es, welches man zum Stande, zum Vermögen, zum Palast oder zur Hütte bringt.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man besonders den Stand des Landmannes preiset, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen scheint ihnen, wenn auch mühsam, dennoch eine Lust. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, dahin, um zu graben, zu säen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit scheint der menschlichen Natur zuträglicher, als diese: wo hingegen die Geschäfte des Gelehrten, Kaufmanns oder Beamten am Schreibtisch, die Anstrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen Geschäfte der Handwerker und Künstler in ihren Werkstätten und Fabriken zuweilen nur zu verderblichen Einfluß auf die Gesundheit haben mögen. Hat der Landmann sein Tagewerk vollbracht, ruht er freudig aus, und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet sich in allen Witterungen ab; die Anstrengungen seiner Kräfte stärken seine Glieder; das im Schweiße des Angesichts erworbene Brod schmeckt ihm süßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genossene Leckerbissen aus fremden Ländern. Seine Verhältnisse sind einfacher; seine Welt, in der er lebt, ist kleiner, in allen Theilen leichter zu übersehen; ihm stören tausend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigern Verbindungen leben muß.

Wenn sich auch das Alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben seine großen Beschwerlichkeiten. Ungünstige Witterungen vereiteln den sauern Schweiß und Fleiß eines ganzen Jahres;

Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers ist immer klein; und wer wenig hat, für den ist auch der Verlust des Geringsten schon ein großer Verlust. Daraus erwachsen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Lasten, so wie die Zinsen von gemachten Schulden drücken schwerer, wo die Einnahmen sehr zweifelhaft und mäßig sind. Mit einem Worte: der Landmann, so beneidenswürdig sein stilles Loos oft dem Städter zu sein scheint, duldet durch seinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürst oder sein Beamter in ihren Ständen dulden müssen.

Darum ist nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmanns in der That viele Vorzüge hat, welche andern und sogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt sein Vorzug, daß er der allererste Beruf des Menschen ist; denn dies wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichste und unentbehrlichste Stand eines Staates ist; er ist nicht nützlicher, als jeder andere. Der Landmann bedarf des Handwerkers, der Handwerker des Kaufmanns, der Kaufmann des Gelehrten; Jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren Jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer ist im gesellschaftlichen Leben dem Andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größte und gewisseste Vorzug des Landlebens vor allen andern Berufsarten der Menschen, daß der Landmann durch seinen Stand entfernter von allen erkünstelten Verhältnissen des Lebens, entfernter von allen daraus entsprungenen Plagen, der Natur näher verwandt und gleichsam mehr eins ist mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt sich seinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der selbst erschaffenen Noth der Stadtleute; wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leidenschaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armseligen Em-

pfindungen des Ehrgeizes, die so viel Zwist und Neid erwecken: wenig von dem steifen Zwang äußerer Höflichkeiten; wenig von den erkünstelten Zerstreuungen, die oft das edlere Selbst des Menschen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laster und geschminkter Schändlichkeiten. Er ist einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr ist, die ihn umgibt. Sie selbst ist seine Lehrerin. Er hält am Wesentlichen fest und will nicht den Schein. Einfach sind seine Beschäftigungen. Sie sind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müßiggänger zu beschützen; die Anstrengung, welche sie von seinen Kräften fordern, ist die beste Pflege einer unverdorbenen Gesundheit.

So lange in den ersten Zeiten der Welt die Menschen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeschäft sein ließen, waren sie einfacher, wahrer, und gleichsam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künstlicher Bedürfnisse wurden die Menschen selbst unnatürlicher und künstlicher. Die edeln einfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchalischen Vorzeit gingen verloren. Man hatte statt der Weisheit nur Gelehrsamkeit; statt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; statt der gesunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptsache des Lebens, und das Wichtigste und Heiligste ward kalte Uebung, oder Gegenstand des Spottes und Zweifels. Daher ist nicht selten gesehen worden, daß die Großen ihre Paläste, und Könige ihre Throne verließen, um dem Getriebe der Ränke, der Ehrsucht, der Wollust, der Schadenfreude zu entfliehen, und in der Einsamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens sich selber und ihre verlorne Ruhe wieder zu finden. Denn man ist nur ganz Mensch, wenn man wahr und natürlich sein kann; nicht loben muß, wo man tadeln sollte; nicht fröhlich sein muß, wo man trauern möchte; wo man für den äußerlichen Schein nicht das Wesentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Gesundheit, für den Glanz

des Hauses nicht dessen innere Glückseligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider ist zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meistens finden, selten fähig ist, den großen Vorzug seines Standes zu erkennen und zu benutzen. Unwissenheit beraubt ihn fast aller Vortheile desselben; Aberglaube erstickt seinen gesunden Verstand; rohe Sitte, thierische, grobe Lust vertritt nur zu oft die Stelle natürlicher Einfalt; Saufen bis zur Betäubung, Fressen bis zur Ueberladung, werden die Krone seiner Freuden; er arbeitet mit seinem Vieh um die Wette; aber hat er sein Brod gewonnen, empfindet er selten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung seines Verstandes und Herzens.

Richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückseligkeit deines Hauses, deiner Familie! (Spr. Sal. 24. 27.) So spricht die heilige Schrift. Der Mensch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, seinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, soll herbeigeschafft werden; alle übrige Zeit soll der Veredlung des Herzens und Geistes angehören. Das ist der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu suchen, Vorrath auf den Winter zu sammeln und sich ein bequemes Nest oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Mensch, welcher im Leben nicht mehr leistet, als für sein irdisches Wohlsein zu arbeiten und zu sorgen, stellt sich dem Thiere gleich. Er ist wohl zu beklagen, denn er vergißt das wahre und hohe Ziel seiner Erschaffung. Der mächtigste Fürst hat aber wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhütte sind bloße Nebendinge im Leben. Der Mensch selbst ist das Wertheste, und im Menschen ist es sein unsterblicher

Geist. Darum richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht jedem Andern vor. Die niedrigsten Bedürfnisse unserer thierischen Beschaffenheit müssen erst gestillt sein, ehe der Geist frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigste gewonnen ist, baue dein Haus, vermehre deine und der Deinigen Glückseligkeit.

Die traurige Geistes- und Herzensverwahrlosung, in welcher bisher die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks, oder Lehrer desselben zu sein. Abgestumpft durch Gewohnheit, sehen Nachlässige die Unwissenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist. Wie viel sind nicht der gepriesenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Lastthier sehen; seinen Wohlstand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den Anwachs der Bevölkerung begünstigen, um die Kriegsheere zu verstärken! Sie scheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorstellungen den Menschen so behandeln zu müssen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menschen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten besorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend bemüht man sich nicht leicht, einen rühmlichen Wetteifer durch fürstliche Ermunterungen zu wecken; dagegen sind Preisverkündigungen zur Verbesserung der Viehzucht etwas Gemeines.

Ja, so groß ist die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man sich und Andere sogar überredet, eine bessere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und sie aus arbeitsamen, gehorsamen Menschen zu aufrührischen, bücherlesenden, Alles beurtheilen wollenden, städtische Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um solcher

Irrthum in Gang zu setzen, pflegt man ihn mit wahren und halb-wahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demselben haben; man pflegt zu sagen: oberflächliches Wissen sei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrsamkeit gehöre nicht dem, der die Erdscholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern solle. Wenn dergleichen und andere Sätze allerdings ihr Wahres haben: ist darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitsam, wirthschaftlich und der Obrigkeit gehorsam, weil er unwissend, abergläubig, roh, in wilden Freuden ausgelassen, und in Allem, was außer seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist. Sondern der roheste, unwissendste und groben, ausgelassenen Ergötzungen ergebenste Bauer ist der schlechteste Landwirth, der unordentlichste Hausvater, der unzuverlässigste Unterthan seiner Herrschaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die bessern Schulen und Erziehungsanstalten in Städten machen den Bürger menschlicher, in seinem Gewerbe sinnreicher, in seinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger, gegen Einheimische gemeinnütziger, gegen Fremde wohlwollender.

Jesus Christus brachte das reinste Licht der Weisheit nicht den Palästen der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es den ärmsten Hütten. Sein Wort ist die wahre Aufklärung, deren der Mensch bedarf, um in jedem Stande das höchste Lebensglück zu finden. Er rottete die falschen Einbildungen aus; er zerstreute die Macht abergläubiger Vorstellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genügsamkeit in Allem, was das irdische Leben forderte. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus in Jesu Geiste, lasset uns zufrieden sein; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben ist.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben ist, wird keine Bücher-

gelehrsamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichsein nicht errungen durch äußern Wohlstand oder durch Leibeskräfte, sondern durch das Streben des Geistes. Diesen Geist also sollen wir auch im ärmsten Landmann fähig machen, sich der von Jesu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum sollen Vernunft und Verstand der ländlichen Jugend schon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einsicht dessen hat, was besser ist, kann das Bessere wollen; der Unwissende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er soll. Nur der Verständige wird sich grober Ausschweifungen schämen, und die Folgen des Schädlichen einsehen und meiden; der Unverständige ist die Beute thierischer Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf, andere Stände zu beneiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Gesetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, dessen Geisteskraft gestärkt ward, indem man sie von den Fesseln altüblicher Vorurtheile befreite, wird auch über seine zartern Verpflichtungen richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Mensch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger sein, die Verbesserungen seines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwissende blindlings ererbten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit seiner Wirthschaft die wahren Stützen des Wohlstandes und körperlicher Gesundheit erkennen, während der Verwahrlosete in Verwirrung, Planlosigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hinein lebt, gleich dem Thiere.

Wollt ihr Christen um euch sehen, so macht sie auch fähig, Christum zu begreifen und seine Lehre zu verstehen. Aber welch ein trauriger Anblick ist das Leben von einem großen Theil des Landvolks! — Dieser Unglücklichen sind viele, welche von Gott, von Jesu Christo, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, von ihren

Pflichten auf Erden die verworrensten Vorstellungen haben. Da erwachsen sie unter der Zucht unwissender Aeltern, sehen deren rohe Beispiele, saugen deren armselige Begriffe und abergläubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen sie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit in seinem Beruf, den Unterricht aus Mangel bessern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufsicht und Neigung treibt. Höchstens bringen die Schüler eine mäßige Fertigkeit im Schreiben und Lesen mit sich aus den Schuljahren, in denen sie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt sie zur Kirche von den ersten Kinderzeiten an und macht ihnen den Besuch des Gotteshauses zu einer herzlosen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzuungeübten Denkkraft sind sie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verstehen. Oft ist der, welcher ihr Seelsorger sein soll, mehr um seine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredlung der ihm anvertrauten Seelen besorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergesagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Das ist Alles, was sie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfnisse zu stillen, brauchen sie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumständen gleichzukommen oder sie zu übertreffen, ist ihr äußerstes Ziel. Sie überlassen sich den Eingebungen ihrer thierischen Triebe, so weit es die bürgerlichen Gesetze oder die Verhältnisse ihrer Gesundheit und ihres Vermögens ihnen gestatten. Sie sterben endlich dahin, und sie haben nur gelebt und gearbeitet, um gelebt und gearbeitet zu haben. Ihr Geist, zur Ewigkeit berufen, ist am Ende der Laufbahn arm und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jesu nicht, und tröstete sich einer bessern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu sein.

Mit Trauern wende ich mich von diesem Bilde hinweg. O wie

viel bleibt guten und weisen Menschen noch zu thun, um Glückseligkeit, die wahrhafte, um sich her zu verbreiten! Wie kann ich doch oft in Verlegenheit sein und fragen: wo wäre, daß ich Gutes stiften könnte? Siehe jene Verwahrloseten, hilf ihnen, hilf wenigstens Einzelnen zu besserer Erziehung und Einsicht. Wodurch unterscheiden sie sich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts als Nahrung und Kleider sorgen, und fleischliche Lüste befriedigen? Siehe, hier ist noch das Christenthum zu verbreiten, hier noch das Reich Gottes zu befördern! Gehe in die Hütte des Landmanns, in die Kammer des Dürftigen, wie Jesus Messias that, und hilf einem rohen Menschen menschlicher werden, und das Licht der bessern Erkenntniß in seiner Finsterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichst, ist schön, und doch ist es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almosen, welches du einer armen verwilderten Seele reichst, ist eine königliche lebenslängliche Gabe, eine Saat für ewiges Aernten. Gehe hin, wo deine Bekanntschaften es dir erlauben, auf die Vorsteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß sie sich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Hast du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einsicht Anderer, um wenigstens in einer einzigen Gemeinde bessere Sitten, hellern Verstand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer dessen sich rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verloren gewesenen Seele zu sein, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

31.

Der Handwerker und Künstler.

Sirach 38, 35—39.

Die ihr geübt in Künsten seid,
Für Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdenlebens sorgt und schafft,
Gott segne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand ist Handwerksstand,
Sein freuet sich das ganze Land;
Von Armuth fern, von Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit sein Genuß.

Und Fleiß füllt seine Hand mit Gut.
Und füllt sein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit sein schönster Schmuck.

Der König und der Handwerksmann,
Gott sieht nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der ist Gewinn.

Sobald sich auf Erden die Menschen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, empfanden sie die vorher unbekannten Bedürfnisse des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geschöpfen hatte er dunkle, unwiderstehliche Triebe gegeben, die ihnen heilsame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechsel der Witterungen; sie mit natürlichen angebornen Waffen versehen zum Schutz ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menschen stellte Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verstand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieses Verstandes erkenne, sich Hütten baue, wo der Fels keine Höhle hatte, ihn zu verbergen; oder Kleider, oder Geräthschaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu seiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Tubal-

kain der Meister in allerlei Erz und Eisenwerk; Jubal lehrte die Kunst der Musik.

Mit der Erweiterung der menschlichen Erfahrung und Einsicht wurden die Handwerke und Künste vollkommener; ihre Gewerbe dem Menschen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen sein oder zur Verannehmlichung seiner Tage. Der Hirt und der Ackermann können den Handwerker so wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher sein Leben den höhern Wissenschaften weiht, oder als der Kriegsmann, oder als der Fürst auf seinem Throne. Darum ist der Stand der Handwerksleute und Künstler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen oder die Viehheerden zu behandeln, ist weniger Anstrengung des Verstandes oder Geschicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunst. Zur Erlernung derselben sind schon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt sich dieser Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Taglöhners. Aber theils durch die größere Uebung seines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlstand, verfeinern sich auch seine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Ueberfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einsichten und Kenntnisse; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein ist.

Es steht demnach der Stand des Handwerkers zwischen Rohheit und Unwissenheit des gemeinen Landmanns und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung des Reichern; er steht zwischen der Armuth und dem Ueberfluß in glückseliger Mitte, und ist gleich entfernt von den Lastern und Plagen, die der rohen Unwissenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt fast in allen Ländern bei Handwerkern und Künstlern die meiste Verständigkeit und Gottesfurcht neben Einfalt und strengen Sitten. Man betrachtet sie als die wahre Kraft des Staats. Gleichweit

entfernt von bäuerischer Rohheit und den Ausschweifungen des müßiggehenden Reichthums ist bei ihnen die meiste Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe gleichsam einheimisch.

Auch war es aus diesem Mittelstande, aus welchem Jesus Christus am liebsten seine ersten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbensten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den stolzen Uebermuth und den Leichtsinn der Großen, wie den Aberglauben und die Verwahrlosung des Verstandes und Herzens der Niedrigsten im Volk. Wir wissen, daß Petrus ein Fischer, Lukas ein Arzt war, daß Paulus Teppiche wirkte. Nur der Handwerker und Künstler ist durch sich selbst ein freier, unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit ist eine der wichtigsten Bedingungen, unter allen äußern Schicksalen rechtschaffen zu bleiben. Der verstümmelte Krieger, der verstoßene Fürst, der um sein Vermögen betrogene Reiche, müssen eben so gut von der Gnade Anderer leben, als der seines Ackers und seiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann, während der Handwerker aller Orten durch seine Geschicklichkeit Brod findet, und mit geringem Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeischaffen kann.

Alle diese Vorzüge, welche der Natur dieses ehrenvollen und glücklichen Standes eigen sind, machen ihn für das irdische Leben zu einem der nützlichsten, und für das innere, christliche Leben zu einem der vortheilhaftesten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenstrenge und Kraft, durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes, die der Niedrigere im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwischen dem Geringsten und Vornehmsten, dem Aermsten und Reichsten einnimmt, die alle seiner Hülfe bedürfen, zu einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im gesellschaftlichen Leben, die kein anderer Stand, so wie dieser, hat, und zur Vollstreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll es sein, was den Künstler und Handwerker ganz eigenthümlich bezeichnet, ihm den meisten Werth gibt, und ihn allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll sein höchstes Bestreben sein; die Stellung selbst schon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieses Zieles mehr denn vielen Andern.

Er ist folglich sein eigener Feind, wenn er seinen Stand verachtet, und gegen die Vortheile desselben blind ist. Dieser Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus, lasset uns genügen. Nach größerm Reichthum sollen wir nicht trachten, wohl aber nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in diesem Stande nicht glücklich sein kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit sich nimmt, wohin er geht. Er wird von Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man ihm geben, wonach ihn gelüstet, seinen Durst nach Reichthümern würden die Reichthümer selbst nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügsam sein kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Ansehen geplagt: er glaubt in einem andern, höhern Stand mehr leisten zu können, mehr Ruhm zu ärnten; er bildet sich ein, mehr Talente zu haben, als er für sein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter sein, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrschen. — Ach, er hat nicht mehr Talente, als er zur höchsten Vollkommenheit seiner Kunst, oder zur vortrefflichsten Einrichtung seines Hauswesens bedarf; sondern er hat mehr Hochmuth und Selbstdünkel, als seinem Glück ersprießlich ist. Es fehlt ihm dagegen das Wesentlichste: Verständigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verständige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlen sie sich im Besitze größerer Geisteskraft, so wenden sie

dieselbe zur Besserung ihrer Geschäfte und zur Verschönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochachtung, als die weisen Anwendungen derselben. So sah man aus tiefer Armuth oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geschicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Ansehen aufsteigen, die vielleicht von einem Thron herab auch Millionen Menschen wohl regiert haben würden. Aber immer bleiben sie, auch im Reichthum und in der Fülle des Ansehens, was sie vorher waren, treu ihrem Berufe, verständig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stande ist, durch seine Geistesgaben, mit denen er prangen möchte, sein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben: wie wird der im Stande sein, in schweren Stellen, von denen er nur die schimmernde Außenseite kennt, etwas Vollkommenes zu leisten? Es ist nicht die Geschicklichkeit und das Uebermaß seltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinauszuschreiten, sondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärnten, statt des Lobes, und das Sprichwort zu erfahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle trösten sich ihres Handwerks, spricht der weise Jesus Sirach (38, 35 — 39) in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleißigt sich, daß er seine Arbeit kenne. Man kann zwar ihrer in der Stadt nicht entbehren, aber man kann sie nirgends hinschicken; sie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten; und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen.

Es ist leider vieler Orten in unserm Vaterlande die Unverständigkeit der Handwerker an die Stelle der Verständigkeit ihrer Väter

getreten. Sie schämen sich ihres Berufes, und möchten etwas Vornehmeres werden; sie klagen über Mangel des Verdienstes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu gewinnen gewesen. Wer hört in dieser Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Wesens und der unzufriedenen Habsucht? — Auch in unsern Zeiten ist der Handwerker mit seiner Geschicklichkeit so unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben sich ganz ausschließlich ihrer Kunst gewidmet; sie wollten nicht zugleich Gelehrte sein, Bücher schreiben, oder Rathsstellen bekleiden. Besaßen sie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geistesgegenwart mehr denn Andere: so wandten sie alle diese Eigenschaften zur Erhebung ihres Gewerbes an. Der ward der Vornehmste, der die vortrefflichste Arbeit lieferte; der ward der Angesehenste, und genoß das allgemeinste Vertrauen, der unter ihnen der Rechtschaffenste und Ehrlichste war; der ward der Reichste, welcher im Hauswesen am einfachsten und genügsamsten, bei der Arbeit aber am frühesten auf, am spätesten davon war. Diese Verständigkeit machte aus schlechten Zeiten gute Zeiten, aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichsten Geistesgaben zu besitzen glauben, die größte Verkehrtheit und Unfähigkeit des Verstandes. Sie lernen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenigsten, was zur Verbesserung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beschäftigen sich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, worüber sie die Vervollkommnung ihrer Kunst vernachlässigen, und Andern den Vorzug überlassen müssen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den ersten Schritt thun; der erste Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügsamkeit bei Fleiß. Wohl aber sieht man sie reich thun, ohne reich zu sein. Sie wollen Pracht im Hausgeräthe, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tische, alle Tage kostspielige Erholungen nach der Arbeit. Dazu reicht nicht immer der Verdienst ihres

Fleißes hin; sie fangen an, ihre Waare theurer zu geben, und man geht von ihnen; sie liefern schlechtere Waare, und man kauft sie nicht; sie versuchen Betrug, und verlieren das Zutrauen. So entsteht Armuth statt Wohlstand, und das thörichte Klagen über schlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, sondern die Menschen sind schlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als er verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meisten Verkehr; wer den meisten Verkehr hat, kann die bessere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Ursache, zu Betrügereien, Verfälschungen und Uebervortheilungen seine Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handwerksleute ihren Kindern geben, pflanzt bei diesen Unzufriedenheit mit ihrem Stande. Sie genießen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher, und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den sie nachher, wenn sie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit bestreiten sollen, nur mühsam oder gar nicht befriedigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; sie versuchen es in andern Dingen; pfuschen in mancherlei Gewerben, und enden mit gänzlichem Verderben.

Andere lassen ihre Söhne höhere Wissenschaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein besseres Loos zu verschaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber sie bedenken nicht, daß keineswegs der Stand, sondern der Mensch in demselben, das bessere Loos erwirbt; daß ohne Genügsamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntnisse der Mensch überall Noth leidet und elend umhergeworfen wird; daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen Keiner darin so leicht sein Glück macht. Daher sieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber und Andere, die sich eines nahrhaften Handwerks schämten, bei wohlhabendern Künstlern und Handwerkern ihr kümmerliches Brod suchen und betteln. Dahin brachte es die Unverständigkeit

ihrer Aeltern, die sich über ihren Stand hinaufschwingen wollten, und die Vortheile desselben nicht einsahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet sie gleich Töchtern reicher Häuser, verzärtelt sie bei leichten Geschäften, statt sie vollkommen fähig zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geistesgegenwart und unverdrossener Thätigkeit vorzustehen. Man läßt sie im Tanzen, Zeichnen und in musikalischen Künsten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält sie zur Bücherleserei an, und glaubt ihren Geist zu veredeln, wenn man durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt und ihren Verstand schwächt. Man hofft sie damit würdiger zu machen, sie an Personen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringern; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt ist, als der Geringere. So geschieht denn, daß die mit möglichster Unklugheit erzogenen Handwerkstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm sind. Sie haben, statt des besten, das schlechteste Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlassen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben, in andern Ständen zu glänzen, ist die Ursache, daß so viele Personen heutiges Tages bei ihrem Gewerbe zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müssen. Die Verständigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, sondern der Mann muß den Stand ehren. Es ist kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menschen gibt; so im geistlichen und im weltlichen, so im Lehr= wie im Wehrstande, so unter Edelleuten wie unter Bauern.

Wer in seinem Fache der Beste ist, dem erwirbt sein Stand bei Hohen und Niedern die meiste Ehre, von Gott den meisten Segen. Aber Unsegen ruhet auf Hochmuth, Lust am Müßiggang und Sittenlosigkeit.

Willst du in den Verhältnissen, worein dich Gott versetzt hat, Ruhm, Wohlstand und häusliches Glück gewinnen: so schäme dich nicht deines Standes, sondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müßiggangs, deiner Ungeschicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit solchem Fleiße und solcher besondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich Keiner darin übertreffe. Gab dir Gott besondere Verstandeskräfte, so beweise sie in der Vervollkommnung deiner Arbeiten. Bist du dahin gekommen, daß du den Besten in deiner Kunst gleich stehst, wirst du nicht geringern Verdienst haben, als sie. Aber dein großes Bestreben soll sein, durch Forschen und Nachdenken und emsiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beste geleistet haben. So ehrest du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbst.

Dann wird nie das niederträchtigste aller Laster bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unsäglichem Verdruß und zu dem traurigen Verderben des Gemüthes führt. Wen Gott segnen will, dem sollst du es nicht mißgönnen. Wenn Kunst, Geschicklichkeit und Fleiß dich aber in den Stand setzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu sein; du wirst es selber.

Das zuverlässigste Mittel, den schändlichen Brod- und Handwerksneid von sich zu verbannen, besteht neben der Verbesserung eigener Geschicklichkeiten in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügsamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur so wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; großer Aufwand, der unsere Einnahmen übersteigt, macht

verdächtig; Betrügerei macht verächtlich. Aber eingezogen und sparsam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Kost machen keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückständige Zinsen. Schöne Kleider nach dem neuesten Geschmack verschaffen kein Ansehen; aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem stillen Wachsthum deines kleinen Vermögens, erwirbt dir Zuversicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der seinen Stand verlassen hat, um zu glänzen, ärntet überall Achselzucken; wer sein Geschäft aber recht führt, so gering es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauer Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, sondern deinen Einkünften, nicht deinen Einkünften, sondern deiner höchsten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, ist Bettler, wenn die bösen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verständigkeit, Sitteneinfalt und Gottesfurcht. Warne sie vor der Gefahr, sich über ihren Stand zu erheben. Reichthum ist nirgends wohlfeil; aber in jedem Stande wird er durch Mäßigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuwege gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte sie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verstandes durch Erlernung nützlicher Kenntnisse zu versäumen. Denn der Unwissende bringt es in keiner Kunst weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres und behaglicheres Leben bei dir im Hause, als sie dereinst selbst im Stande sein werden, sich durch Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wohl Alle, die es in deinem Stande jemals zum meisten Vermögen und Ansehen gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten sich unter großer Noth emporarbeiten, und stärkten eben damit ihre Kraft zum Mühsamsten und Schwersten.

Die Grundlage aber zu Allem ist Gottesfurcht. Ohne frommen Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohl-

stand den Segen des Ewigen erkennt, ist alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkstatt, am Sonntag in der Kirche sieht, im Wirthshaus und Tanzsaale selten; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wissen, und von keinen davongelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menschenfurcht ein. Da ist aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geschicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laster. — Die Halbwisserei, die falsche Aufklärung, das Gelehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm oder auf der Landstraße am Bettelstab. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone; sie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit; sie führt uns wohlwollend zu allen unsern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizustehen; sie gibt uns bei saurer Mühe Kraft und Muth, im Leiden ein freudiges Herz, im Sterben eine selige und gewisse Hoffnung zum ewigen Erbarmer. O, was ist aller Reichthum der Welt, alles Ansehen der Menschen gegen diese Hoffnung! Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe sie durch Jesum Christum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

32.

Hochachtung vor jedem Stande.

1. Petri 2, 17.

Von Dir in diese Welt gerufen,
Steh'n, Schöpfer, alle Menschen hier,
Auf höhern und auf niedern Stufen
Der Kräfte, die Du gabst, vor Dir;
Nie gleich einander an Gestalt,
An Neigung, Ständen und Gewalt.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Tugend am Geringern gern
Erkennt und schätzt und ehrt, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn;
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit!

Jeder Sterbliche hat hienieden seinen Werth. Und so ungleich auch Gott die Güter des Glücks unter seine Kinder vertheilt, sind sie darum nicht minder alle seine Kinder, sind sie darum nicht minder alle vor Gott meine Brüder. Einst verlieren sie diese Glücksgüter. Dann stehen die Seelen wieder in ihrer ursprünglichen Gleichheit da.

Ich bin daher jedem Menschen schon deswegen, daß er Mensch ist, Achtung schuldig. Und wenn er der Aermste, der Elendeste wäre, wenn er nichts hätte, kein Obdach, keine Nahrung, keinen Freund: er ist Mensch, er ist mein Miterschaffener. So wie ich für mich selbst, ohne Rücksicht auf mein Vermögen, auf meinen Stand, auf meine Geschäfte, schon als Mensch Anspruch auf die Achtung von Meinesgleichen mache: so hat sie auch Jeder von mir zu fordern.

Je mehr Vorzüge ein Sterblicher erworben hat, je mehr Achtung verdient er allerdings. Denn es liegt in unserer Natur, daß wir das Bessere, das Vollkommenere hochschätzen, weil wir Alle nach Vollkommenheit ringen.

Daher genießt derjenige unsere Ehrfurcht in vollem Maße, der sich Verdienste um das Vaterland erworben hat, sei es durch Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, wo er sein Leben daran wagte für das Wohlergehen und zum Schutze seiner ruhigen Mitbürger oder auf andere Weise, indem er vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit ward durch nützliche Entdeckungen, oder durch seine Kenntnisse, oder durch Anstalten, vermittelst welcher viele seiner Nebenmenschen Verdienst und Nahrung fanden. Eben so sind wir gewohnt, einen

ausgezeichnet tugendhaften Mitbürger zu ehren, denn er hat schon Stufen der Vollkommenheit erstiegen, zu welchen wir erst emporstreben. Wir bewundern den Großmüthigen, welcher seine Feinde mit Güte überhäuft, während es in seiner Gewalt stand, sie zu vernichten. Wir bewundern den Edeln, welcher seine ganze Lebenszeit in Sorge und Noth, oft in Mangel verlebt, nur um andere Menschen durch sein nützliches Bemühen zu beglücken.

Im gewöhnlichen Leben aber pflegen wir auch selbst solchen Personen eine wenigstens äußerliche Achtung zu bezeugen, welche durch zufällige Verhältnisse große Vorzüge bekommen. Denn an sich selbst verdient wohl kein Mensch geehrt zu werden, weil er reicher ist, als ein anderer; weil er kostbarere Kleider und Wohnung besitzt; weil er, statt in niederer Hütte des Landmanns, im Palast des Fürsten geboren ward. Hier ist unsere Achtung mehr den Gütern gewidmet, als derjenigen Person, welche sie besitzt. Doch auch diese Art Hochachtung ist billig. Es ist anständig, daß wir denjenigen, welche Gott in einen mächtigen Wirkungskreis stellte, Hochachtung beweisen, wodurch wir sie aufmuntern, die ihnen vom Schöpfer verliehenen Mittel auf die weiseste und menschenfreundlichste Weise anzuwenden.

Aber tadelnswürdig ist es dagegen, wenn wir nur denjenigen Ehrfurcht bezeugen oder Achtung, welche höher stehen, als wir, und wenn wir dagegen Geringschätzung gegen diejenigen Personen beweisen, welche im bürgerlichen Leben nicht Unsersgleichen sind, oder einige Stufen tiefer stehen, als wir. — Hochachtung gegen Jedermann ist die Aeußerung einer der liebenswürdigsten meiner Christentugenden, nämlich der Bescheidenheit. Geringschätzung Anderer aber deutet auf den in mir wohnenden Stolz.

Jeder nützliche Bürger im Vaterlande hat das Recht, Werthschätzung von seinen Mitbürgern, von Hohen und Niedern, zu verlangen. Es ist kein Handwerk, kein Gewerbe so niedrig, kein Amt

zu hoch, es hat im Lande seinen Nutzen. Es gibt keinen Stand, der dem Vaterlande Dienste leistet, der nicht ehrenvoll wäre. Eben diese Mannigfaltigkeit der Verrichtungen, Geschäfte, Lebensarten und Stände macht es, daß Jedermann seine Kräfte auf die wohlthätigste Weise für andere Menschen anwenden kann. Eben dadurch werden wir im bürgerlichen Leben einander nothwendig und verbunden. Eben dadurch können wir den Sinn des göttlichen Wortes erfüllen, daß Einer dem Andern diene, **Jeglicher mit der Gabe, die er vom Herrn empfangen hat.** — Nehmet auch nur den niedrigsten der Stände, die geringste aller Berufsarten aus dem bürgerlichen Leben hinweg, und wir werden die große Lücke fühlen; wir werden einen Mangel leiden, der sich in allen Ständen empfindlich machen wird. Wir müssen froh sein, daß sich Menschen finden, diese oder jene Beschäftigung zu treiben, welche für uns selbst zu beschwerlich sein würde; wir müssen ihnen danken, daß sie es übernehmen, und unser Dankgefühl äußert sich in der Achtung für ihre vielleicht nicht glänzende, aber doch nothwendige Berufsart.

Demungeachtet ist es einer der gemeinsten Fehler, daß so gern ein Stand verächtlich auf den andern herabblickt; daß jeder sich über den andern erheben will, und seinen Werth oft in Vorzügen geltend machen möchte, die an sich selbst gar keine Vorzüge zu heißen verdienen.

Wie verächtlich sieht oft der stolze Handwerksmann auf den harten Beruf des Landmanns nieder; wie verächtlich wieder der Künstler auf den Handwerker; der Kaufmann auf beide; der Gelehrte auf den Kaufmann; der Soldat auf den Geschäftsmann; der Beamte auf den Krieger; der Edelmann auf den gemeinen Bürger; der höhere Adel auf den niedern; der Fürst auf den Adel der Unterthanen! — Wie gewöhnlich ist dieser Fehler, unter Christen, welche als wahre Weise nicht nach dem Scheine, sondern nach dem wirklichen Werthe, alle Verhältnisse schätzen sollten! Wie häufig

sehen wir nicht solche Christen, deren Herz voll Neides ist gegen die Höhern, und voll Stolzes gegen die Niedern!

Vor Gott gilt nicht das Ansehen der Personen. O mein Christ, und warum gilt es vor dir? Vor Gott ist Jedermann angenehm, welcher in seinem Berufe gerecht und vollkommen ist, sei dieser Beruf glänzend oder nicht. O mein Christ, warum erhöht oder erniedrigt denn bloße Berufsart in deinen Augen schon den Menschen? — Nicht sein Beruf, nicht sein Amt ehrt den Menschen, oder entehrt ihn; sondern er macht seinen Beruf ehren- oder schandenvoll.

Diese gegenseitige Verachtung und Nebenbuhlerei der Stände, diese von Geschlechtern oft zu Geschlechtern forterbenden Vorurtheile, haben ihre ersten Quellen in der Selbstsucht einzelner Personen, welche, weil sie lebhaft fühlen, daß sie ohne eigenen Werth, ohne innere Würde sind, sich solche durch Außendinge, durch allerlei Umgebungen, durch den Stand, durch die Berufsart verschaffen wollen, worin sie stehen. Sie wollen ihren Stand erhöhen, um sich selbst preisen zu können; sie wollen Andere geringschätzig machen, um eigene Vorzüge ansehnlicher werden zu lassen.

In den Augen des unbefangenen Weisen, des wahren Christen, gewinnen diese Selbstsüchtigen nichts. Dem Nachfolger Jesu ist Jeder ehrenwerth, welcher seinen Beruf ehrwürdig zu machen weiß. Jesus, der Gottmensch, wählte seine Freunde, seine Vertrauten und Jünger, ohne Ansehen des Ranges, oft aus den untersten Ständen des Volks. Er wählte den armen Fischer zu seinem Vertrauten, er, zu dessen Füßen heute die Könige des Erdballs anbetend liegen.

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn, eine Krankheit der Seele, durch welche sie unfähig wird, Schein und Wesen, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden. Der Stolze fordert Ehrerbietung, ohne zu bedenken, daß solche Empfindung bei Andern nicht durch äußeres

Prunken erweckt, nicht durch den Zufall erzeugt, nicht durch Gewalt ertrotzt werde. Er legt dem, was ihm zugehört, einen übertriebenen Werth bei, und schmeichelt und verehrt sich selbst in seinen Einbildungen, ohne zu bemerken, daß er Andern damit Anlaß zum Spott und zur Geringschätzung gibt. Er ist wie ein Bezauberter, welcher an sich auch das kleinste Gute größer sieht, als es ist, und an allen Andern das größte Gute unendlich kleiner, als es ist.

Eine andere Quelle der gegenseitigen Verachtung und Geringschätzung der Stände und Berufsarten ist der übliche Innungsgeist, das heißt, jenes löbliche Ehrgefühl, mit welchem jeder Stand, jedes Gewerbe seine Angelegenheiten und seine Mitglieder behandelt wissen will.

Wohl ist dieses Ehrgefühl löblich zu nennen, weil es ursprünglich darum hervorgerufen wurde, damit Keiner durch unwürdige Handlungen seinen Stand, sein Gewerbe schände. Die Ehre ist überall das kräftigste Hilfsmittel der Tugend gewesen, und ersetzt wohl oft bei ganz sinnlichen Menschen die Stelle derselben. So wie die Tugend zuletzt in unserer Brust eine Achtung gegen uns selbst erzeugt, daß wir uns nie unter uns selbst erniedrigen mögen: so bewirkt ein Aehnliches das Ehrgefühl. Nur achtet das Ehrgefühl mehr auf das Urtheil der Menschen, die Tugend aber mehr auf das Urtheil des innern Richters und Gottes. Daher ist die Tugend immer in allen Jahrtausenden, in allen Ländern die gleiche Tugend gewesen; aber das Ehrgefühl und die Ehre sind verschieden und abändernd nach den verschiedenen Ländern, und wie die Zeiten und Sitten anders werden.

Das Ehrgefühl, als Hilfsmittel in den Händen der Tugend, ist eines der kräftigsten, den Menschen vor schlechten und verwerflichen Handlungen zu bewahren, und zu großen, guten Gesinnungen und Thaten zu begeistern. Löblich ist es daher, wenn es nicht nur den einzelnen Menschen in seinem Lebenswandel begeistern hilft,

sondern wenn es auch die Mitglieder einer ganzen Genossenschaft, eines Landes, einer Stadt, eines Standes, eines Gewerbes beseelt, daß der Verein Aller nicht durch eine unwürdige Handlung entweiht werde.

Aber dies Hilfsmittel, ohne Vorsicht angewandt, entartet leicht, und verwandelt sich in feindseligen Stolz, wenn es den Glanz der Genossenschaft nicht in der Vermehrung ihres innern Werthes, sondern in der Verminderung des Ansehens von Andern zu bewirken trachtet. So entsteht, statt rühmlicher Nebenbuhlerei in allem Edeln und Schönen, ein leeres Prunken, ein Nebensichverachten alles Uebrigen. So entsteht, statt des hohen Vaterlandsgefühls, verderblicher Nationalhaß; statt des Wetteiferns der Stände zum Wohle des Staates, eine kleine Ruhmredigkeit, gegenseitige Herabsetzung und innere Zwietracht.

Hier ist es, wo der Nachfolger Jesu nicht den irrenden Schritten des großen Haufens folgt; hier ist es, wo der bessere und weisere Mensch Jesu Christi Befehle einem falschen Ehrgeize vorzieht; hier ist's, wo er mit dem göttlichen Gesetzgeber der Geisterwelt spricht: „Wer da will der Vornehmste, der Ruhmwürdigste, der Edelste sein von Allen, der sei der Andern Diener; gleich wie des Menschen Sohn nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben für Viele.“ (Matth. 20, 28.)

Die gegenseitige sich oft und traurig äußernde Verachtung der Stände ist dem Geiste Jesu, dem Sinn seiner beseligenden Religion widerstreitend. Thut Ehre Jedermann! so spricht das göttliche Wort zu meinem Herzen! — Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König! (1. Petri 2, 17.) — Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst, erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zu Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Phil. 2, 5—8.)

Es gibt keine Sünde, die nicht den Tod gebiert. Auch die Verachtung der Stände, dies Verbrechen gegen den Frieden des geselligen und bürgerlichen Beisammenlebens, bringt früher oder später, aber immer, ihr Verderben zur Welt. — Sie erzeugt die Feindschaft der Einzelnen gegen Einzelne, die einen Gott, einen Christum kennen; ein Gesetz, ein Vaterland, einen Fürsten, ein Ziel mit einander gemein haben. Sie erweitert, zum endlichen Nachtheil Aller, zum endlichen Untergang der öffentlichen Glückseligkeit, die Kluft, welche Menschen von Menschen, Brüder von Brüdern scheidet. Sie reißet Herzen von einander, welche sich außerdem geliebt und beglückt haben würden; sie wirft der Zwietracht schwarzen Samen in vormals frohe Wohnungen; sie schafft Feinde aus Menschen, die einander nie kannten, und führt sie voller Erbitterung gegen einander, die sich zuvor nie wehe, nie wohl gethan.

Die gegenseitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar verderbliche Sucht, sich von einander zu unterscheiden und zu trennen, schwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt die alterthümlichen, ehrwürdigen Formen aus einander, befördert der Sitten wildes Verderbniß, und wird in entscheidenden Tagen, nicht selten zum schnellen Untergang des Vaterlandes mitwirkend. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt sind, sich zu hassen? Wie mögen die in einem großen Augenblick sich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Lust daran fanden, sich gegenseitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erstaunet über den furchtbar schnellen Verfall manches Reiches. Euer Erstaunen verschwindet, wenn ihr das durch Innungsstolz, Standesehrgeiz und Rangsucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geschwächte Vaterlandsliebe, die vielfach genährte Selbstsüchtigkeit der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände sähet!

Hinweg mit dieser Selbstsucht, diesem Gift, welches, die beste

Kraft der Staaten auflösend, sie tödtet. Furchtbar ward die Tugend schon da gerächt, wo ihrer der stolzen Spötter sich zu viel erhoben. Die schrecklich warnende Erfahrung ruft uns, und die Himmelsstimme des göttlichen Wortes mahnt uns: „Ehret Jedermann! Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König!"

Achte jeden Stand! denn jeder ist deiner Achtung würdig, welcher zur Verbesserung des allgemeinen Wohlseins, zur Beförderung des Wohlstandes, zur Erhaltung guter Ordnung und Sicherheit, zur Veredlung des Herzens, zur Erweiterung unserer Einsichten und Kenntnisse beiträgt.

Achte jeden Stand, auch wenn er nicht so glänzend ist, als der deinige. Erinnere dich, es ist nicht dein, es ist Gottes Werk, daß du ein Mitglied des Standes und Berufes geworden bist, in welchem du gegenwärtig lebst. Warum überhebst du dich eines eingebildeten Vorzugs? Warum brüstest du dich mit dem, was nicht dich ehren kann, sondern dem du Ehre erwerben sollst? Warum verachtest du den, welcher eine geringere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, als du? Warst du es, der über dein Loos entschied, ehe du geboren wardst? Warst du es, der über deine Aeltern, deine Verwandten, über deren Verhältnisse und Vermögen wachte? Nein, Gott war es, dein Schöpfer. — Und achtest du dich glücklicher in deiner Lage, in deinem Stande, als in jedem andern — o so verachte die Genossen anderer Stände nicht, sondern weihe demuthsvoll deinem Schöpfer den gefühlvollen Dank für das Glück, welches er dir ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst gewährte.

Achte jeden Stand! Und je niedriger derselbe auch in der bürgerlichen Gesellschaft gehalten sein mag, desto eifriger sei du bemüht, ihm die gehörige Schätzung zu beweisen. Versöhne selbst den geringsten deiner Dienstboten durch deine Güte, durch deine Freundlichkeit mit der Härte des Schicksals, welches ihn dir zu dienen nöthigte. Denke dir oft, wie dir sein würde an seiner Stelle,

und welch einen Herrn, was für eine Gebieterin du dann dir wünschen möchtest. Und was du dir wünschest, das werde du ihm. — Noch ist dein Lebenslauf nicht beendet — weißt du, welche Schicksale Gott dir oder deinen Kindern und Nachkommen vorbehalten hat? Ist die Zeit so entfernt, wo auch Fürsten gezwungen waren, gleich Knechten zu leben, und die Söhne der Großen, unter eiteln Träumen der Herrschaft und des Wohllebens erzogen, gleich Bettlern von Land zu Land irrten, oder ihr Leben mit Handarbeit fristeten?

Achte jeden Stand, und befördere als Christ und Weiser die gegenseitige Liebe und Zuneigung der Stände, so weit deine Kräfte reichen. Sei du in deinem Wirkungskreise, den dir Gott zu nützlicher Thätigkeit eröffnete, der Erste, welcher da Versöhnung predigt, wo Feindschaft hadern will; sei du der Erste, welcher Schutzredner dessen wird, der verachtet und verschmäht werden soll; sei du der Erste, welcher den höhnenden Schritten des kleinlichen Innungsstolzes wehrt; welcher den Standes-Ehrgeiz zähmt, wenn er in neidische Bemerkungen, in Lästerungen anderer Stände ausbrechen will; welcher das kindische Wesen der Rangsucht in die Schranken der Vernunft und des bescheidenen Anstandes zurückführt, wenn sie ihre Thorheit öffentlich auszustellen gedenkt.

Achte jeden Stand; ehre Jedermann! Preise und schmeichle Niemand um seines höhern Standes willen, wenn er nicht denselben durch seine Tugend ehrt; verwirf Niemanden seines niedern Standes willen, wenn er denselben durch Leben und That zu verherrlichen weiß. Der gemeinnützigere Mitbürger, der weisere Mensch, der tugendhafte Geist sei dir ehrwürdig, von welchem Range, von welcher Herkunft, von welcher Beschäftigung er auch sei. Das Herz adelt wahrhaft, nicht das Blut. Eigenes Verdienst erhebt, nicht das Verdienst verstorbener Vorfahren.

Achte jeden Stand! Ehre die Rechtsame und Ordnungen jedes Standes, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft durch die

Gesetze festgestellt sind. Dieser Unterschied der Bürger und Unterthanen ist eine weise und nothwendige Einrichtung des Ganzen zur Erhaltung, Belebung und Leitung des Ganzen. So wie im Kriegsheere vom untersten Kriegsknechte bis zum höchsten Feldherrn eine lange Stufenfolge und Mannigfaltigkeit des Ranges und der Beschäftigung stattfindet: so auch im Staate. Nicht Alle können dienen; nicht Alle können herrschen. Alle Stände sind höhere oder tiefere Glieder der großen Kette, welche das gemeine Wesen einschließt. Ein Glied zerbrechen, heißt die Kette trennen. Die Ordnung der Stände verwirren, heißt das Vaterland verwirren und die öffentliche Ruhe stören.

Wohl sei mir auch die äußerliche Ordnung, in welcher die Menschen zu leben genöthigt sind, ein unverletzbares Heiligthum, o Gott! — Indem ich die Verfassung des Landes ehre, in welchem ich lebe, ehre ich auch Deinen Willen, o himmlischer Vater! Menschliche Werke und Einrichtungen zur allgemeinen Ordnung und Sicherheit sind Nachahmungen Deiner Werke voll unendlicher Liebe und Weisheit. Auch Du setztest in dem Reiche Deiner Schöpfungen mannigfaltige Stufen und Beschäftigungen fest; auch Du gabst jeder Gattung von Geschöpfen ihren Rang, ihren Wirkungskreis, aus welchem sie sich nicht entfernen können.

O niemals bethöre mich aber die Eitelkeit und Hoffart, daß ich mich deswegen übermüthig erhebe, weil ich Genosse eines vorzüglichern Standes sei, als meine Mitbürger; niemals beschleiche ein schändlicher Neid mein Herz, daß ich höhere Stände stürzen oder geringschätzig machen möchte. Nein, in der Stelle, in den Verhältnissen, worein Du, Gott, mich gesetzt hast, der Beste, der Frömmste, der Erste an Tugend zu sein — nur dies sei mein Ehrgeiz auf Erden. Amen.

33.

Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen.

Kol. 4. 1.

Sichern will ich meine Rechte,
Aber sanft und mit Geduld;
Wir sind alle deine Knechte,
Gott, und groß ist deine Huld!
Du vergibst so viele Schulden,
Sollt' ich denn kein Unrecht dulden?
Nicht gelind sein, nicht mich freu'n,
Wie mein Vater zu verzeih'n?

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig; will auch gern
Schonen, dulden, und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schonen, und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Häusliches Glück ist das beste Glück! — Mag es in der äußern Welt stürmen, wenn nur in dem engern, freundlichern Kreise, zu dem wir gehören, Friede herrscht; da ist unsere sicherste Zuflucht. Mag uns Neid und Mißgunst anderswo verfolgen, wenn man uns nur nicht verkennt in unserm eigenen Hause. Hier entschädigt uns Liebe und Zutrauen für Alles. Mögen wir auch immerhin Verzicht thun müssen auf allerlei Ergötzungen und glänzende Vergnügungen draußen. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt. Dies stille Glück des Hauslebens hängt aber zum Theil auch, ja oft nur zu sehr vom Werthe derjenigen Personen ab, die wir als Gehilfen und Diener in die Gesellschaft der Unsrigen aufnehmen müssen. Mögen wir sie gleich

auch nur als Arbeiter ansehen, die wir in unserm Solde haben, die wir nicht in den engern heiligern Kreis unserer Vertrauten und Lieben einschließen: so verursacht doch schon das nahe und beständige Beisammenleben mit ihnen unwillkürlich einen engen Verband. Es entstehen gegenseitig in tausend kleinen Verhältnissen und Anlässen zu viel Berührungspunkte, als daß wir die Aufgenommenen lange als Fremde betrachten könnten. Sie sehen in das Innerste unserer Umstände, unsers Umgangs, unserer Lebensart hinein; sie erblicken uns in allen jenen trauten Gewohnheiten, in jenem zwanglosen Sein, das wir nicht einem fremden Auge zum Schauspiel geben möchten, und worin wir uns gern kleine bequemliche Nachläßigkeiten gestatten wollen. Die Personen also, welche wir berechtigen, Zeugen davon zu sein, scheinen dadurch mehr oder weniger in Vertrautheit mit uns gesetzt zu werden. Um so schlimmer, wenn sie dieses Verhältnisses nicht würdig sind; wenn sie durch böse Gemüthsart oder durch Unvollkommenheiten anderer Art die Zufriedenheit des häuslichen Lebens verderben.

Wirklich ist das Klagen über schlechtes Gesinde etwas sehr Gewöhnliches. Gibt man aber auf den Grund der gegen die dienenden Hausgenossen geführten Beschwerden wohl Acht, so wird man bemerken, daß der Verdruß über sie nie so sehr wegen allfälliger Ungeschicklichkeit, als wegen der in ihnen vorherrschenden Gemüthsfehler entsteht. Man verzeiht jene oft gern, wenn diese dafür durch Tugenden ersetzt werden, die Zutrauen und Liebe einflößen.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volks. Sie müssen, um sich auf anständige oder bequeme Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit für eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volk eigenthümlichen Fehler, in geringerer oder größerer Menge, mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabendern oft mangeln.

Doch im Umgang mit reichern Personen, deren Wohlstand und Ansehen den Dürftigern leicht das höchste Gut der Erdenwelt scheinen mag, legen sie gewöhnlich die rohen Eigenschaften ihrer Herkunft ab, oder mildern dieselben, indem sie den Ton und die Denkart ihrer Herrschaften nachahmen, welchen sie ähnlich sein möchten. Daraus entsteht bei den Dienstleuten jene Mischung von Vornehmthun und Niedrigkeit, von Bildung und Rohheit, welche diesem Stande ganz besonders eigen zu sein pflegt. Sie werden Nachäffer ihrer Gebieter und Gebieterinnen; man erkennt an jenen, wie diese gewöhnlich sind. Auf dem Lande findet man das Gesinde gemeiniglich grob, unreinlich, Trägheit liebend; in bürgerlichen Haushaltungen klatschhaft, genäschig, widersprecherisch, launisch; in den Häusern der höhern Stände grob gegen Geringere, kriechend gegen Vornehmere, prahlerisch, verschmitzt, gewandt, religionsspötterisch und betrügerisch.

Schon daraus läßt sich abnehmen, daß die dienende Klasse des Volks gewöhnlich nur ist, was die Herrschaften aus ihr machen; daß Untugenden der Befehlenden durch Nachahmungssucht zu Untugenden der Gehorchenden werden; daß folglich die Herrschaft sehr gut sein muß, wenn sie sich des Glücks theilhaftig machen will, gute Dienstboten zu haben.

Das Hausgesinde ist ein zu wichtiger Bestandtheil der Familie, als daß nicht jeder Hausvater, jede Hausmutter es für einen wahren Segen halten sollte, von rechtschaffenen, zuverlässigen, treuen Personen bedient zu werden. Denn an ihrem Fleiße, an ihrer Rechtlichkeit, an ihrer freundlichen Fürsorge und Vorsicht ist manches Ersparniß und oft die ganze Aufrechthaltung des Vermögens geknüpft. Von ihrer Verschwiegenheit und Gutmüthigkeit hängen nicht selten häusliche Geheimnisse ab, die man ihnen nie ganz verbergen, und doch auch nicht ohne Schaden allen Fremden wissen lassen kann. Ihre Sittenreinheit oder Lasterhaftigkeit übt den wesentlichsten Ein-

fluß auf die Erziehung unserer Kinder, von denen wir sie niemals ganz zu trennen vermögend sind. Ihr Beistand, ihre Pflege in unsern Krankheiten, ihre Anhänglichkeit bei Unglücksfällen des Hauses ist unschätzbar, oft das größte Glück der Herrschaften. Wissen wir nicht, daß schon Personen, wenn sie von allen Freunden verlassen waren, noch Trost und Rettung durch ihre treuen Diener empfingen?

Wer hoffnungsvolle Kinder haben will, muß sie erst dazu erziehen; wer Freunde haben will, muß sie erst gewinnen; wer gutartige, anhängliche Dienerschaft verlangt, die das Wohl und Heil der Familie als ihr eigenes lieben soll, muß sie durch sein weises Betragen bilden und an sich fesseln. — Es ist nicht so oft die Schuld des Gesindes, wenn es nichts taugt, als die Schuld der Herrschaft, wenn sie Leute, die gewöhnlich so viel und so wenig Fehler haben, wie wir Alle, nicht tauglich zu machen weiß. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit darauf zählen, daß in einer Haushaltung, welche das Gesinde oft abändert, entweder der Hausvater untauglich ist, oder die Hausmutter gute, friedliche Ordnung zu handhaben und das Wohlsein aller Untergebenen zu bereiten unfähig ist.

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, sagt die heilige Schrift, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. (Kol. 4, 1.) In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst eingeschlossen, ein gutes, treues, anhängliches Gesinde zu erhalten. Behandelt eure dienenden Hausgenossen als Menschen, die euch zwar ihre Dienste um Leben und Brod verkauft haben, auf gewisse Zeit, übrigens aber, als Menschen, euch gleich sind; die gute und üble Eigenschaften besitzen, wie ihr, und mit Recht fordern, daß ihr sie als Menschen behandelt, nicht als willenlose Werkzeuge, nicht als duldsame Thiere, an denen ihr ohne Umstände euern jedesmaligen Launen freies Spiel lassen könnet. Fordert nicht, daß sie vollkommener sein sollen, als ihr selbst seid. Denket euch in ihre Lage lebhaft hinüber, und was ihr an ihrer

Stelle selbst leisten würdet; oder wie euch zu Muthe wäre, wenn euch eure Herrschaft behandelte, wie ihr die, welche euch dienen. Vergesset nicht, daß ihr einen Herrn im Himmel habet! Wie betraget ihr euch gegen ihn, mit welcher Nachsicht verfährt er gegen euch! So seid denn gegen die Eurigen, wie Gott gegen euch: langmüthig, mit Liebe warnend, mit Liebe strafend, mit Liebe noch öfter lohnend.

Gleich bei der ersten Aufnahme eines Gesindes in unsern häuslichen Kreis wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß man zwar erklärt, welche Dienste man fordert, und was man dagegen zu zahlen gedenkt; daß man aber gar nicht in Erwägung zieht, wie diese Personen in noch ganz andere Berührungen mit uns kommen oder mit den Unsrigen; in Berührungen, die gar nicht zu den Geschäften gehören, für die sie besoldet werden; — daß man ihnen nicht gleich anfangs deutlich und fest erklärt, wie man wünscht, daß sie gegen Herrschaft, Kinder und übrige Hausgenossen *sein sollen*, und wie man dagegen in *Rücksicht ihrer sein wolle*. Eine solche gegenseitige Erklärung setzt das ganze zukünftige Verhältniß fest; läßt die in unser Haus genommene Person ihre künftige Lage übersehen und wahrnehmen, ob sie zu derselben tauge, und gibt auch der Herrschaft jene würdige Stellung, ohne welche auf die Dauer keine Ordnung stattfinden kann.

Dies ist aber die würdigste Stellung der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen, daß sie dieselben vom ersten Augenblick an nicht als willenlose Unterthänige, oder als verkaufte Fremdlinge gebieterisch behandle, — denn welche ihr als *beständige Fremde* ansehet, sehen euch auch nur wie Fremde an, lieben euch nie! — daß sie dieselben nicht wie arme Miethlinge von oben herab behandle, oder ihnen Mißtrauen zeige, — euer Stolz empört ihren Trotz, euer Mißtrauen tödtet ihr Vertrauen zu euch! — sondern daß sie *dieselben wie Pflegekinder betrachte*, welche sie zu sich aufnimmt, und deren Glück sie machen möchte. Es soll der Hausvater

und die Hausmutter also gegen die dienende Person wie ein Vater, wie eine Mutter auftreten, väterlich mild, väterlich nachsichtig, aber auch väterlich ernst, ohne Schwächen zu zeigen, die verächtlich oder verhaßt machen. Die gleiche Sanftmuth, mit welcher Aeltern die Achtung und Anhänglichkeit der Kinder gewinnen, erwirbt Herrschaften die Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit der Dienstboten. Zeiget ihnen, daß es euch angelegen sei, sie bei euch froh und zufrieden zu wissen; erfüllet ihnen zuweilen gern billige Bitten, kommet ihnen zuweilen sogar in einem ihrer Wünsche zuvor, gewähret ihnen die Aussicht, daß sie bei euch, so lange sie wollen, das gleiche Glück genießen können: und ihr habt ihre Treue gefesselt.

Es gehört zu dieser väterlichen oder mütterlichen Behandlung der Untergebenen keineswegs, daß man ihnen sogleich ein unbedingtes Zutrauen schenke: sie müssen es erst erwerben lernen; noch weniger, daß man sich gegen sie Vertraulichkeiten erlaube, oder ihnen solche gegen ihre Gebieter gestatte; denn sie würden leicht davon Mißbrauch machen, und sich mit denen, welchen sie dienen sollen, auf gleichen Fuß stellen. Leider ist dies ein Hauptfehler unkluger Herrschaften, daß sie selten den rechten Ton anzunehmen und die würdige Mittelstraße zu halten wissen; einmal zu vertraulich und einlässig mit dem Gesinde sind, ein andermal, um ihr Ansehen zu behaupten, wieder zu herrisch und auffahrend werden; einmal allzunachgiebig, und das andermal, oft um Nichtswürdigkeiten, zu streng und polternd sind; weniger es in Beurtheilung geschehener Arbeiten auf die eigentliche Wichtigkeit von diesen, als auf ihre eigene gute oder üble Laune ankommen lassen. Der, welcher euch seine Dienste vermiethet, hat sich nicht euern fröhlichen und finstern Grillen verkauft. Niemand ist unerträglicher, als ein kleiner Tirann, der für sein Geld, welches er gibt, sich Alles erlauben möchte.

Machet euch mit denen, welche in euerm Dienste leben, nie gemein und vertraut, sonst werden sie eure Herren. Aber

hingegen ihr Vertrauen suchet zu erwerben, um ihnen Rathgeber und im Nothfall Beschützer zu sein. Dies ist eurer Stellung angemessen, als Pflegeältern der Untergebenen, deren Glück ihr unter eure Obhut nehmet. Die Beweise der Zuversicht, welche sie euch geben, sind Beweise der Hochachtung und dankbaren Zuneigung, die ihr ihnen einflößet. Hingegen sind allzugroße Offenherzigkeiten von eurer Seite gegen sie Beweise großer Schwäche, in der ihr bekennet, daß ihr von denen geleitet und berathen sein möchtet, die ihr eigentlich leiten und berathen solltet.

Jede Schwäche, welche Väter und Mütter ihren Kindern zeigen, verringert nothwendig die Ehrfurcht derselben; doch kann die angestammte Liebe der Kinder daneben noch immer bestehen. Schwächen aber und Blößen, welche eine Herrschaft dem aufmerksamen Blick des Gesindes wahrnehmen läßt, tilgen die Ehrfurcht aus, während es keine Kindesliebe empfindet. Wer stellt seine Fehler gern der Welt zur Schau aus? Es ist immer schlimm, die Verschwiegenheit eines Menschen durch Freundschaft und Nachgiebigkeit erkaufen zu müssen. Den theuersten Preis zahlt aber die Herrschaft dem Gesinde, wenn sie dessen Rache oder Geschwätzigkeit befürchten muß. Oft bleibt dem, welcher den Dienstboten zum Mitwisser seiner Fehler macht, keine andere Wahl übrig, als Abhängigkeit von den Launen des Miethlings, oder Offenbarung seiner Schande.

Willst du Nachsicht gegen deine allfälligen Schwächen erwecken, die du nie ganz verbergen, oder nicht so schnell überwinden kannst, so übe schonende Nachsicht auch gegen Uebereilung und unvorsätzliche Fehler deines Gesindes. Mußt du aber zur Erhaltung der Ordnung strafen, so geschehe es mit wahrhaft väterlichem Geiste, ohne Heftigkeit, ohne Grobheit, ohne Gepolter. Ein solches kann wohl beleidigen, aber nicht bessern. Du willst dich ja nicht durch das Strafen rächen, sondern den Fehlenden von künftigen Verirrungen ähnlicher Art zurückführen. Du berechtigst durch

Grobheiten deinen Diener zur Erwiederung von Grobheiten; denn weil du dich solchen Tones gegen ihn nicht schämest, hält er leicht dafür, du seiest keiner edlern Sprache des Unwillens gewohnt. Ueberhaupt haben wir schon gefehlt, sobald wir gegen Untergebene wirklichen Aerger und Verdruß blicken lassen. Denn dadurch erheben wir sie höher, als sie sein sollen, weil man nur gegen Seinesgleichen zu zürnen pflegt. Ein vernünftiger Vater kann keinen wahren Zorn gegen ein schwaches, unwissendes Kind fühlen, wenn es sich vergeht. Sind Dienstboten noch dazu ohne ein zarteres Gefühl, ohne wirkliche Neigungen für uns, so wird ihnen unser Aerger sogar Vergnügen machen können, indem nicht sie, sondern wir selbst, den größten Nachtheil haben. Je besonnener und kaltblütiger wir ihnen ihre Fehler nachweisen, und sie davon abmahnen, je mehr fühlen sie unsere Hoheit und Ueberlegenheit; sie können nicht mit Zorn, sondern nur mit Hochachtung uns anhören und antworten. Je ruhiger unser strafender Ernst ist, um so richtiger ist unser Ausdruck über die Art ihres Vergehens: wir übertreiben und vergrößern dasselbe nicht, wie gewöhnlich bei leidenschaftlicher Hitze geschieht. Der ertheilte Verweis wird dadurch um so treffender und niederbeugender, weil er nur Wahrheit enthält.

Nicht über jedes kleine Versehen predige und schmäle. Entweder gewöhnen sich deine Untergebenen an den Ton, und dann fruchtest du mit demselben zuletzt nichts; oder deine unaufhörliche Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, daß sie dir selten oder nie etwas recht machen können, erbittert sie gegen dich; dann vergrößerst du das Uebel, statt es zu vermindern. Schweige lieber schonend zu kleinen Vergehungen, wenn sie dieselben selbst einsehen; oder deute sie ihnen mit freundlichem Ernst an, wenn sie den Fehler nicht erkannt hätten. — Am allermeisten aber hüte dich, wenn du einmal das Tadelnswürdige getadelt hast, davon wieder bei andern Gelegenheiten zu reden. Das Geschehene muß vergessen werden. Wer uns einen

Fehler nach Tagen und Wochen noch immer vorhält, und immer nachträgt, hat entweder ein schadenfrohes Herz, oder viel Unversöhnlichkeit. Wer könnte solchen lieb gewinnen?

Weit mehr, als durch Strafen, kannst du durch Aufmunterungen, durch kleine Belohnungen und Freuden den Diensteifer und die Anhänglichkeit deiner Untergebenen erwecken. Haß zeugt Haß. Gib den ausbedungenen Lohn gern, ohne Knauserei. Ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt die Schrift. Doch damit zahlst du nur deine Schuld ab; der Arbeiter ist dir zu keinem Dank dafür verpflichtet, denn er leistete dir die verheißenen Dienste, so weit er dazu fähig war. Aber erzeige dich gütig gegen ihn über deine Schuld hinaus; ein belohnendes Wort aus deinem Munde erfreut ihn mehr, als dein Geld; ein Geschenk, so gering es auch sei, eine Freude, die du ihm machst, verbürgen ihm deine Zufriedenheit, deine Gunst. Dadurch machst du ihn zu deinem Schuldner. Das war nicht zum Lohne einbedungen. Er kann nur mit verdoppeltem Pflichteifer, mit vermehrter Aufmerksamkeit, mit noch gewissenhafterer Treue vergelten. Ein Geringes, welches wir zur Erfreuung unserer dienenden Hausgenossen, hinopfern, kann selbst in wirthschaftlicher Rücksicht uns hundertfältige Zinsen tragen. Denn ein Anderes ist es, von Miethlingen, ein Anderes, von dankbaren Hausfreunden umgeben und besorgt zu sein. In deiner Gewalt aber steht es, jene in diese zu verwandeln, wenn ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Um dieses Herz zu retten, um es für Treue und Redlichkeit zu bewahren, reichen aber weder liebreiches und kluges Betragen, noch Geschenke allein hin; wir müssen unserm Gesinde das Beispiel ächter Religiosität geben, und bei ihm für Unterhaltung religiöser Gesinnungen sorgen. Auch der redlichste Mensch hat seine Stunden des Leichtsinns; auch dem Beschränktesten begegnen Gelegenheiten der Versuchung. Da, wo er allein stehet und dein

Auge ihn nicht beobachtet, da, wo alle seine Neigung für dich viel zu schwach ist gegen die Macht einer in ihm erwachten sträflichen Begierde, wird die Erinnerung an den allgegenwärtigen Gott ihn noch zu seiner Pflicht zurückführen, wenn er schon anfing, sich von ihr zu entfernen. Religiosität wird sein Betragen gegen dich adeln. Du hast keinen besoldeten Dienstboten mehr, nein, du hast einen Bruder, eine Schwester gewonnen, wenn dein Untergebener in der Stille seine Hände zu Gott emporfaltet, und auch für dich betet! — Dies ist der schönste Triumph eines weisen Betragens der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen. Du erhältst diesen Triumph, wenn du selbst und mit Ehrfurcht von göttlichen Dingen zu den Deinigen redest; wenn du selbst und mit Ehrfurcht im Kreise der Deinigen zu Gott betest; wenn du selbst und mit Andacht in Gesellschaft der Deinigen den Tempel des Herrn besuchest, um Lehren und Ermunterungen zur Frömmigkeit zu empfangen; wenn in deinen Worten, Werken und Geberden, ohne Ziererei, der Geist einer Alles mit Würde und Liebe umfassenden Jesusreligion sich verkündet. Was du selbst bist, dazu hast du das Recht empfangen, deine Untergebenen zu ermahnen. Sie werden unvermerkt, gleichsam unwillkürlich, deinem Beispiel folgen; denn das, was Vorgesetzte sind, wirkt mit unwiderstehlicher Macht auf diejenigen zurück, welche da sind zum Gehorsam.

Vergib ihnen lieber eine Ungeschicklichkeit, als die kleinste Unwahrhaftigkeit; siehe ihnen lieber eine Beschädigung deines kostbarsten Hausgeräthes, als eine Klatscherei über das Thun und Lassen deiner Nachbarn, als ein Wiedersagen boshaften Geschwätzes und liebloser Urtheile nach; halte ihnen lieber die Versäumung einer nothwendigen Arbeit, als die Unterlassung einer Pflicht der Menschenfreundlichkeit zu gut, die sie hätten gegen Andere üben können.

Mache dein Haus zu einem Gottestempel; sei mehr durch That,

als durch Worte ein Priester des Höchsten, und Friede und Glückseligkeit wird, als Segen des Himmels, zu deiner Wohnung eingehen.

34.

Der Christ und die Zeiten.

Ephes. 5, 15. 16.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du mir,
Mein Vater, hier
Auflegen willst; sie kommt von Dir.

Die Selbstverläugnung fordert Muth,
Doch ist sie nicht ein köstlich Gut?
Wer gleicht im Druck der Zeit nicht gern
Den Märtyrern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Eine der gewöhnlichsten Klagen, die man hört, ist die Klage über die gegenwärtige Verschlimmerung der Zeiten. Wir vernehmen sie aus allen öffentlichen Blättern, auf allen Straßen, bei allen Zusammenkünften.

Ohne zu untersuchen, ob auch dies harte Urtheil jederzeit aus reinen Quellen fließe; ohne zu prüfen, ob die Klage in allen Dingen gegründet sei: stimmen wir oft mit ein, wenn uns entweder ein Ungemach widerfahren ist; oder wenn wir gezwungen sind, aus Mangel hinreichenden Vermögens den Aufwand einzuschränken, welchen wir gern machen möchten; oder wenn irgend ein schlechter Mensch uns betrog, oder ein anderer unsere Güte stolz und hohnlachend mit schnödem Undank vergalt; oder wenn wir endlich aus Mangel an nöthiger Klugheit und Vorsicht uns selbst in Schaden

brachten. — Da seufzt man: es sind böse Zeiten! die Welt wird täglich schlimmer!

Solche Klagen haben aber allerdings einen großen Einfluß auf die Zufriedenheit unsers Gemüthes, auf unsere Denkart, auf unsere Handlungsweise. Denn so wie wir die Welt anzusehen, zu beurtheilen pflegen, so behandeln wir sie auch; und was wir von den Menschen halten, das zeigen wir ihnen auch durch unsere Worte, Geberden und Thaten.

Da also die Ansicht der Welt, der Menschen und der Zeitumstände, ohne daß wir es zuweilen bemerken, eine Richtschnur unserer Gesinnungen abgibt: so ist es dem Christen, dem weisen Jünger des Heilandes keineswegs gleichgültig, ob er auch selbst richtig urtheilt; ob er sich vielleicht durch die allgemeine Stimmung, oder durch besondere Widerwärtigkeiten, die seine Person betrafen, nicht bestechen und auf einen falschen Gesichtspunkt führen ließ. — Jeder prüfe sich und sein Urtheil daher selbst; er trete in die heitere Stille der Einsamkeit und überlege: Warum klagen wir so gern über die bösen Zeiten? Sind sie wirklich schlimmer, als sie ehemals waren? Haben wir gerechten Grund, mit der heutigen Welt unzufrieden zu sein?

Wenn wir darauf sehen, was viele Menschen zum Klagen reizt: so sind es oft ganz verschiedene Ursachen, welche sie dazu bewegen.

Einige seufzen über den Verfall des öffentlichen und besondern Wohlstandes; über den Mangel an Erwerb und Verdienst; über die Lähmung des Handels durch fortdauernde, verderbliche Kriege; über die Beschwerlichkeit und Mühe, welche der rechtschaffene Hausvater anzuwenden habe, sich und die lieben Seinigen anständig zu ernähren, und, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, durchzubringen.

Da hört man oft von Bejahrten die guten alten Zeiten preisen; wie da Jedermann sein Auskommen in aller Gemächlichkeit gefunden;

wie da nicht nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch vieles Andere, was zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum Genusse gehörte, wohlfeil erhalten werden konnte.

Man vernimmt von Andern die Schreckensberichte der Kriege und ihrer fürchterlichen Folgen; hört, wie Städte und Länder ihrer Rechtsame beraubt, ausgeplündert und verwüstet wurden; hört, wie an vielen Orten die Unterthanen von unüberschwinglichen Lasten und Auflagen niedergedrückt sind, und wie das Alles sonst nicht so war, auch künftig nicht wieder so zurückkommen wird.

Allerdings sind viele, ja vielleicht alle diese Klagen leider nur zu wahr. Allein wir müssen gerecht in der Klage sein; wir müssen sie nicht übertreiben. Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß das Elend, welches einzelne Gegenden vorzüglich betroffen hat, allgemein sei; daß nicht das, was wir bessere Zeiten nennen, einst zurückkehren werde; daß Alles ehemals besser gewesen sei.

Wahr ist's, viele Familien haben ihren Wohlstand verloren; aber wir selbst sind auch Augenzeugen, daß viele andere Familien sich emporgeschwungen haben. Wahr ist's, vielerlei sonst stark betriebene Gewerbe sind in großen Verfall gerathen; aber wir können auch nicht läugnen, daß andere Gewerbe, durch Orts- und Zeitumstände begünstigt, blühender sind, als in vorigen Zeiten. Dieser Wechsel des Vermögens, dieses Steigen und Fallen war von jeher, und wird unaufhörlich fortdauern. Die da verloren haben, sei es mit oder ohne ihre Schuld, weinen; aber Andere, die gewonnen haben, freuen sich.

Wahr ist's, die Kriege der Völker und Fürsten haben eine Vertheuerung vieler uns zum Bedürfnisse gewordenen Dinge verursacht. Aber gestehen wir es auch, daß Gottes Segen uns im Allgemeinen nicht verlassen habe; gestehen wir es auch, daß wir diejenigen Sachen, welche zur Lebensnothdurft und Nahrung unentbehrlich sind, noch immer erhalten und besitzen; daß nur der Verzärtelte zu klagen

Ursache habe, welcher sich das Entbehrliche zur Unentbehrlichkeit machte, und sein ganzes Glück in einem Aufwand, in diesem oder jenem sinnlichen Genusse suchte, der ihm gegenwärtig erschwert ist. — Noch haben, Dank sei es der himmlischen Vorsorge des Allvaters, Dank sei es der Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde, auch die Aermsten unter uns das Obdach, welches sie beherbergt; das Kleid, welches sie bedeckt; das Brod, welches sie vor dem Hungertode schützt.

Wahr ist's, die Kriege unserer Zeit haben vielen alten Wohlstand zerstört, manche wohlhergebrachten Rechte vernichtet. Aber diese Uebel betrafen nur einzelne Länder, einzelne Städte, einzelne Häuser Zu allen Zeiten wurden Kriege geführt zwischen den Völkern, und weit unmenschlicher noch, weit grausamer ehemals, als jetzt. Es ist an sich eine Unmöglichkeit, daß die Menschen bei der Unruhe ihrer Leidenschaften und Begierden eines ewigen Friedens genießen können. Der Friede selbst mit seinen Wollüsten, Ueppigkeiten, mit seinem Stolz und seiner Erschlaffung, erzeugt wieder den Krieg. So sind unsere Zeiten den vorigen ähnlich. Auch unsere Väter hatten zu dulden, wie wir. Aber wir kennen nur unsere Leiden genau, wir fühlen nur unsere Entbehrungen und Lasten lebhaft, während das Uebel, unter welchem oft unsere Vorfahren seufzten, nur wie ein Schattenbild vor uns schwebt. Verschlechtern wir daher nicht den Werth unserer Zeiten übermäßig, preisen wir nicht die Zeiten der Vorwelt so grenzenlos glücklich. Die Geschichte vergangener Jahrhunderte lehrt uns, sie waren in vielen Stücken noch unglückseliger, als wir.

Wahr ist's, viele der gegenwärtigen Uebel sind drückend; aber wo ist ein Uebel auf Erden, dessen Dauer ewig gewesen wäre? Keines von allen. Auch diese Uebel werden früher oder später verschwinden, auch ihnen wird Segen folgen. Dies Ungemach wird und kann nicht ewig bestehen.

Und wenn die Noth, über welche wir heute klagen, vorüber

ist, werden wir, werden unsere Nachkommen dann glücklicher sein, als wir? Ach, täuschen wir uns doch nicht selbst! Sie werden mitten im Schooße des Friedens Leiden anderer Art zu bekämpfen und immer wieder andere Ursachen zu erneuerten Klagen haben. Niemand ist zu allen Zeiten glücklich. Jeder Tag, wie Christus spricht, hat seine eigene Plage. (Matth. 6, 34.) Es ist nicht die Welt, nicht die Zeit, welche den Menschen elend macht: es ist der Mensch, der seine Welt, seine Zeit mit Elend anfüllt. Der Christ, der Gerechte und Weise kann auch in den schwersten Stürmen unüberwindliche Heiterkeit behaupten. Zufrieden mit Gott und den Schicksalen, welche die weise Vorsehung über ihn verhängt, sucht er jedem Tag irgend eine Freude abzugewinnen, und das allgemeine Leiden durch sein wohlthätiges Bemühen zu lindern, so weit seine Kraft reicht.

Gegründeter scheinen aber die Klagen Anderer über die Verschlimmerung der Welt, indem sie über das steigende Verderbniß der Sitten klagen, und über den wachsenden Strom aller Laster. Sie zeigen auf den Leichtsinn der Jugend, welcher der Ehrbarkeit spottet, und nützliche Anstrengung scheut; sie zeigen auf den Aufwand und das Wohlleben zahlloser Familien, welche, ohne an die Zukunft, ohne an die Versorgung ihrer Kinder zu denken, sich der Ueppigkeit ergeben; sie zeigen auf die Verfeinerung der Sitten und auf die Verfeinerung der Laster; sie zeigen auf die leeren Kirchen und auf die selten leeren Tempel der Schlemmerei und niederer Wollust; sie zeigen auf die Versäumung ehrwürdiger Uebungen, auf die Vernachlässigung selbst des Anständigen; wie man die schändlichsten der Sünden heutzutage mit dem Namen der Tugenden schmückt, wie man Heuchelei Lebensart, Wollust Artigkeit, Betrug Lebensklugheit, Ehebruch nur Schwachheit, Irreligiosität Aufklärung, Verachtung des Eides Vorurtheilslosigkeit nennt.

Wahr ist's, auch diese Klage ist gegründet. Aber eben so wahr

bleibt es, daß man, ohne ungerecht zu werden, sie nicht auf alle Sterblichen anwenden könne. Noch Tausende und Tausende sind, die ihren Gott verehren; noch Tausende und Tausende, die Christum Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, und durch sein Wort ihr ewiges Heil erwarten; noch Tausende und Tausende, welche das Laster hassen, und nach Vollkommenheit ringen. Noch ist das Reich Gottes auf Erden nicht zerstört; noch ist das Wort Gottes mächtig über die Gemüther der Hohen und Niedern; noch sind die Triumphe Jesu Christi nicht vernichtet, und seine Offenbarungen, von Jahrtausenden auf Jahrtausende vererbt, werden ewig bleiben!

Wahr ist's, die Neigung zur Sünde ist überall, ist laut; das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. (1. Mos. 8, 21.) Aber so war es seit Anbeginn der Welt. Schon David klagte: Herr, der Heiligen werden immer weniger! Seit Anbeginn lag die Hölle mit dem Himmel, das Böse mit dem Guten, der Reiz der sinnlichen Neigungen mit dem Bewußtsein des Bessern im Kampfe. Unser Zeitalter hat seine eigenthümlichen Laster. Aber jedes Zeitalter hatte vor uns ebenfalls die seinigen. Wie zürnten die Propheten, wie zürnten Jesus und die Apostel den Sünden ihrer Zeit! Und so ward bis zu unsern Tagen von allen Edeln der Menschheit muthig gegen das einreißende Sittenverderbniß geeifert.

Lasset uns daher nicht mit unbilliger Vorliebe die alten Zeiten preisen, und die gegenwärtigen als ungleich verderbtere verdammen. Mit den Jahren verwandeln sich die Gesinnungen und Sitten, und mit diesen die guten und bösen Neigungen der Menschen. Wären die Sterblichen immerdar in Lastern vorgeschritten, hätte nicht das Gute immer noch von jeher dem Bösen das Gegengewicht gehalten: wahrlich, diese Welt wäre schon verödet, gleich einer Mördergrube; unsere Tempel wären Schutthaufen; unsere Reiche wären aufge-

löset; es wäre kein Gesetz, keine Ordnung, keine Treue, keine Liebe, keine Sicherheit mehr.

Wie nun aber auch die Zeiten beschaffen sein mögen: immer haben sie ihre Vortheile und Nachtheile, ihr Annehmliches und ihr Uebel, so wie dies schon mit dem Lebensalter jedes einzelnen Menschen der Fall ist. So ist das Alter des Kindes voller Freuden, aber auch reich an Thränen; so hat der Mann größere Vorzüge und mannigfaltigern Genuß, aber auch Sorgen und Uebel, die er als Kind nicht kannte; so hat der Greis seine stillen Freuden, aber auch seine Beschwerlichkeiten. Dies ist eine durch Gottes Weisheit verfügte Nothwendigkeit.

Und wie die Zeiten auch immer beschaffen sein mögen, auch wenn sie noch so trübe sind: der Christ soll nie den Muth verlieren. Je böser die Zeit, je besser sei der Mensch! Darum sehet nun zu, ruft uns Paulus der Apostel zu, wie er es einst vor beinahe zweitausend Jahren seinen Christen in Ephesus zurief: sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; und schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit. (Eph. 6, 15. 16.)

Das wahre Kennzeichen des Weisen ist also: in bösen Zeiten vorsichtig wandeln, das heißt, sein Leben also ordnen, daß uns die Uebel der Zeit nicht unterdrücken können, ihre Laster nicht uns ergreifen, ihre Gefahren nicht uns verderben.

Darum, je schlimmer die Zeitumstände werden, je höhern Muth fasse du, o Christ, ihnen mit Ernst und Kraft zu begegnen. Wer ganz oder zum Theil in bedrängten Lagen des Lebens den Glauben und Muth verliert, der ist schon verloren. Er kann dem Ungemach nicht mehr die ganze Stärke seiner Kräfte entgegenstellen, welche ihm durch die Furcht geraubt worden sind. Wirf deine Sorge auf den Herrn, richte dein felsenfestes Vertrauen auf ihn: er ist dein Hort, dein Schutz, dein Schild. Verlaß ihn nicht in

deinem Glauben, in deinem Thun: auch er verläßt dich nicht. Und ist Gott mit uns, wer will wider uns sein?

Fasse Muth; ohne Muth gebricht dir auch die nöthige Vorsicht des Weisen, die ruhige Ueberlegung und Besonnenheit dessen, was zur Verminderung manches Uebels zu thun sei. Darum enthalte dich der unnützen Klagen über böse Zeiten. Solche Klagen machen dich kleinmüthig, und schlagen auch den Muth Anderer nieder. Vielmehr ermuntere dich, ermuntere Andere durch dein Wort und Beispiel zur rühmlichen Standhaftigkeit; zeige in den betrübtesten Umständen deine Seelengröße: so erhebst du auch Andere, die kleinmüthig sind und verzweifeln möchten. Es gibt unterm Himmel kein Uebel, welches nicht durch die Stärke eines tugendhaften Gemüthes überwunden werden könnte.

Fasse Muth! Vergiß nicht, daß es Gott selbst ist, der die Verhängnisse dieser Zeit von Ewigkeit her angeordnet hat; vergiß nicht, daß er noch der Herr ist, dem alle Welt gehorcht, und der die Herzen der Könige lenkt; vergiß nicht, daß auch die Uebel dieser Zeit in dem weisen Plan seiner Weltregierung eingeschlossen liegen, und daß — o, sein heiliges, treues Wort hat es uns verkündigt, — daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die ihn lieben.

Wer mit solchem Sinn den Stürmen der Zeit begegnet, und mit solchem Muth in die Gewitter des Lebens hinaustritt, der steht in Gottes Hand; der wandelt an der Hand des Allmächtigen; dem kann es nicht fehlen. Er übersieht unverzagt seine schlimmen Verhältnisse, und berechnet mit Ruhe, wie er aus seinen Drangsalen hervorgehen könne. Nur er kann, als ein Weiser, vorsichtig handeln.

Mühsam wird es dir, durch Sorge und Arbeit dein tägliches Brod zu gewinnen, daß du mit den Deinigen anständig leben könnest. Wohlan, begegne dem Uebel der Zeit mit der Vorsicht des Weisen. Lerne entbehren, und du bist reich; lerne mit Wenigem genügsam sein, so wirst du Ueberfluß wahrnehmen; lerne sparsam

haushalten mit dem, was du erworben, und es wird für dich und die Deinigen nie ein drückender Mangel eintreten. Du wirst von deinem Gut auch andern, und unglücklichen Brüdern sogar mittheilen können, oder solchen, die nicht so vorsichtig handelten, als du. Aber wie? wird es dir zu schwer, dir manches Entbehrliche zu versagen; zu schwer, dir diesen oder jenen Genuß abzubrechen? Bist du ein Knecht deines Gaumens, ein Sklave deiner Bequemlichkeiten geworden? O, wenn du solche Fesseln nicht zerbrechen kannst, so bist du des Sklavenlohns werth; werth, allmälig in Armuth und Schmach zu versinken. Dich rettet Niemand, wenn du dich selbst nicht retten magst; und du selbst fühlst es, dein Gewissen sagt es dir: rettungswürdig bist du nicht, weil du dich nicht selbst verläugnen, weil du kein Weiser, kein Christ sein kannst.

Wandle mit der Vorsicht des Weisen; bringe muthig die Opfer, welche du bringen mußt; entbehre freudig, wo du entbehren mußt; handle redlich gegen Mitbürger und Obrigkeiten; dulde ruhig, aber vollstrecke deine Pflichten — das Uebrige regiert Gott! Ihm überlasse es und seiner Weisheit, welche Wendung er deinen Schicksalen geben will; er weiß Alles wohlthätiger zu leiten, als es der beschränkte Geist der Sterblichen zu errathen im Stande ist. Zittere nicht bei diesen Zeiten für das Loos deiner Freunde, für das Loos deiner vielleicht noch unerzogenen Kinder. Gott, dein Vater, ist ja auch ihr Vater, und, wenn du einst nicht mehr bist, nicht mehr für sie sorgen kannst, — er lebt noch, er sorgt noch.

Waffne mit der Vorsicht des Weisen auch deine Kinder gegen die Drangsale der Zeit. Erziehe sie nicht zum Wohlleben, sondern zur Enthaltsamkeit, zur ernsten Beschäftigung; nicht zur Zerstreuung, sondern zur nützlichen Thätigkeit, durch welche sie jederzeit Mittel finden, unabhängig zu leben und Schöpfer ihres eigenen zeitlichen Glücks zu sein. Du hast vielleicht Ansehen unter deinen Mitbürgern, Ehre, Würde, Vermögen; aber im Sturm der

Zeiten können dein Reichthum und Ansehen verloren gehen, und deine Kinder gleich Bettlern oder Flüchtlingen ein neues Vaterland suchen. Darum, nicht was du ihnen gibst, sondern was du aus ihnen machst, das hast du ihnen in Rücksicht zeitlicher Wohlfahrt hinterlassen.

Schicket euch in die Zeit, sagt der Apostel, denn es ist böse Zeit! — — Und wie in des Apostels Tagen, kämpft auch heute noch gewaltthätig das Beispiel schändlicher Sitten gegen die verspotteten Tugenden; wie damals, triumphirt auch heute noch oft die stolze Uebermacht über heiliges Recht, schlaue Bosheit über die unbeschirmte Unschuld, tückische Arglist über edelmüthige Rechtlichkeit. Wie damals, beugt auch heute noch der große Haufen, statt vor dem Allerheiligsten, seine Knie vor den Götzen dieser Welt, als da sind, Ehre, Gold, Wollust und irdische Macht! — Schicket euch in die Zeit! Nicht daß wir gleich dem großen Haufen thun, nicht daß wir, wie er, das glückliche Verbrechen ehren und die verachtete Tugend verachten sollen, um uns nicht auszuzeichnen; nein, sondern kennen lernen sollen wir die Verderbtheit unsers Zeitalters, damit wir nicht ebenfalls von ihr befleckt werden; mit Klugheit und Vorsicht sollen wir unsere Tugend paaren, daß wir den Sündern nicht zur Beute werden; mit Vorsicht sollen wir zwischen den Dornen des Lebens wandeln, um ohne schmerzliche Wunden zu entkommen.

Will Sittenlosigkeit überhand nehmen in deinem Vaterlande, in deiner Gemeinde — gehe hin, vereinige dich mit den Guten, und wirke ihren übeln Folgen männlich entgegen. So minderst du die Uebel deiner Zeit. — Zeige es auch, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß die Tugend noch ihre Verehrer, daß das Laster noch seine Verächter findet, daß die Gottheit noch ein heiliger Name sei, den der Frevler umsonst zu entweihen wagt.

Will Mangel an Gottesfurcht und Verachtung der Religion

überhand nehmen: zeige es durch dein Beispiel, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß keine wahre Tugend möglich sei ohne Hinblick auf Gott und des ewigen Sohnes Wort, ohne Hinblick auf Ewigkeit und den Vergelter, der in ihrem Heiligthum thront. Ehre du durch dein Beispiel vor Allem zuerst den öffentlichen Gottesdienst; weihe du vor Allem zuerst deine Kinder in die beseligenden Wahrheiten der Jesusreligion ein; beweise du durch deine Menschenliebe und Dienstfertigkeit, durch deinen Muth in großen Trübsalen, durch deine Gelassenheit auf dem Gipfel des Glückes, durch deine Besonnenheit in allen Handlungen, welche Macht, welche selig und weise machende Kraft die Religion Jesu gewährt.

So der Christ im Verhältnisse zu den Zeiten. Sie mögen wechseln, sein Herz bleibt sich gleich – und unwandelbar, wie dies Gott und der Tugend treue Herz, bleibt ihm die Huld des Allerhöchsten. Der Mensch macht unglückliche Zeiten, nicht die Zeit macht unglückliche Menschen!

So will ich denn auch in diesen Tagen vorsichtig wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Vertrauensvoll auf Dich, mein Gott, mein Beschützer, mein Hort, hinblickend, will ich nie den Muth sinken lassen, so furchtbar auch die Verhängnisse sein mögen, welche mein Vaterland, mein Haus, meine Lieben und mich treffen können. Habe ich nur ein reines Herz und einen guten, heiligen Geist; o so kann kein Unglück mich ganz erdrücken; so bist Du, Vater der Leidenden, meine Hoffnung, mein Schild, mein Schutz.

In welchen schrecklichen Verhältnissen wandeltest Du, o Jesus, Freund meiner unsterblichen Seele, in Deiner Menschheit auf Erden! Waren sie minder traurig, minder verderbt, als diejenigen, in welche mich mein Schöpfer berief? — Nein, Du Heiliger, Du warst der Verfolgteste, der Verachtetste; Du wußtest oft nicht,

wohin Dein Haupt legen; und dennoch warst Du nicht der Unglücklichste. Mitten in des Lebens Nöthen blieb Dir Heiterkeit; denn der Weise, der Gerechte trägt immerdar den Himmel in seinem Herzen, und ist unabhängig von den äußern Ereignissen. Du warst von Sündern umgeben; sie verriethen Dich, schleppten Dich zum Kreuzestode; — ach, um unserer Sünden willen littest Du, aber Dein Muth, Deine Freudigkeit wich nicht von Dir.

O Gottesgeist, o Gottesmuth, verlaß auch mich nicht in diesen Zeiten. Jesus, ich folge Dir! Auch ich will, als Dein Jünger, einen guten Kampf kämpfen und meinen Lauf vollenden. Herr, hilf! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

35.

Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten.

Psalm 12, 5.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, wie Du gerecht;
Er soll sich unserm Glücke weih'n,
Der Segen guter Völker sein!

Du aber leitest wundervoll,
Allweiser, was geschehen soll;
Und immer ist's, so schwer's auch fällt,
Das Heil der Welt und Enkelwelt!

Ein großer Theil der gesellschaftlichen Unterhaltungen betrifft die merkwürdigen Ereignisse unserer Zeit. Wohin wir kommen, vernehmen wir von denselben. Mancherlei Urtheile werden dann über

Unterthanen und über die Throne gefällt; Wahrheiten und Unwahrheiten, Vermuthungen und Gewißheiten drängen sich durch einander. Oft geben Unterhaltungen von dieser Art reiche Belehrungen, oft Zwietracht, oft Besorgniß und Unruhe.

Nicht bloß die Neugierde ist es, welche den Gesprächen über wichtige Begebenheiten den besondern Reiz verleiht; auch nicht darum allein werden solche besonders geliebt, weil sie die Beschäftigung des Verstandes besonders befördern und in Gesellschaften den Umtausch der Gedanken und Meinungen lebhafter machen; nein, es ist das Gefühl, daß die Geschichte jeder Stadt, jedes Dorfs, jeder Familie zuletzt in stärkerm oder schwächerm Zusammenhange mit der Glücks- oder Unglücksgeschichte der größten Völker steht.

Obwohl die Völker der Erde durch Meere, Ströme und Hochgebirge von einander getrennt leben; obwohl sie alle ihre besondern Sprachen und Einrichtungen haben: sind sie doch mit einander durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse verbunden. So wenig ein einziges Haus in einer Stadt für sich allein bestehen und die übrigen allesammt entbehren kann, eben so wenig kann ein Volk die andern Völker zu seinem Wohlstande, zu seiner Glückseligkeit entbehren. Sie sind unter einander nur größere Familien, die auf dem Erdball beisammen wohnen, und in verschiedenen Sprachen und Weisen Gott als den Vater Aller anbeten und verehren.

Darum ist es nicht nur verzeihlich, wenn wir uns in freundschaftlichen Zusammenkünften über das Wohlergehen oder über die Leiden nahe oder entfernt wohnender Völker unterhalten, sondern diese Theilnahme ist selbst löblich. Es betrifft das Wohl und Weh unserer Mitbrüder, es betrifft unser eigenes Glück oder Unglück, von dem wir sprechen. Denn kein Glied des Körpers kann leiden, ohne daß es nicht vom Ganzen empfunden würde. Das Ganze kann keinen Druck erleiden, ohne daß nicht auch der Theil etwas von dem allgemeinen Schmerz empfinde.

Je gewöhnlicher nun solche Unterhaltungen sind, um so mehr muß der Christ auch bei ihnen darauf bedacht sein, daß er sich als würdiger Jünger Jesu betrage. Auch diese Unterhaltungen können Anlaß zu mancherlei Fehden und Verunglimpfungen geben, ja, sie können oft in bedenklichen Zeiten die Quellen vielen Unheils, bürgerlicher Zwietracht, öffentlichen Verderbens werden.

Nur mit allzugroßem Leichtsinn wird da oft das Lob und der Tadel über die Handlungen der Fürsten und Obrigkeiten ausgesprochen. Nur allzuhäufig pflegt man mit Unbarmherzigkeit die Verfügungen der Regenten zu richten, oder sie mit Spott zu überhäufen. Dadurch wird das Herz gegen diejenigen erkaltet, welchen wir Treue geschworen haben; dadurch wird allmälig das Gefühl der Ehrfurcht gegen diejenigen ausgelöscht, welche von Gott Macht empfingen, für unser Wohl mit väterlicher Liebe zu sorgen. Und was ist das Gesetz ohne freudigen Gehorsam der Unterthanen? Was ist der Fürst ohne das Vertrauen seines Volkes? Was ist das Vaterland, wo der Bürger seine Obrigkeit verachtet, und die Obrigkeit keine Zuversicht und Liebe zu ihren Untergebenen hat?

Nur zu oft pflegen dergleichen Unterhaltungen in furchtsamen Gemüthern übertriebene Besorgnisse und Aengstigungen zu erwecken. Wir erbittern gegenseitig unsere Gemüther durch parteiische Behauptungen, oder suchen uns gegenseitig durch künstliche Deutungen der Schicksale zu peinigen. Wem ist es nicht bekannt, daß schon die besten Freunde durch hartnäckige Behauptungen ihrer verschiedenen Ansichten gegen einander lau geworden sind und sich sogar trennten? — Wie? darf der Christ solche Wirkung der gesellschaftlichen Gespräche mit Gleichgültigkeit betrachten? Wird es nicht seine Pflicht, da auf seiner Hut zu sein, wo er den Frieden der Seele, die Eintracht der Familie, die Liebe des Freundes zu verscherzen Gefahr läuft?

Nur allzuoft pflegen unbehutsame Aeußerungen in ähnlichen

Unterhaltungen der erste Grund böser, schreckender Gerüchte zu sein, welche allgemeine Unruhe hervorbringen können, oft ein ganzes Land vergeblich ängstigen, und deren Ursprung Niemand errathen kann! — Wer kennt nicht die traurigen Folgen, die ein falsches Gerücht oft verursachte? Wem ist es unbekannt, daß ein solches oft ein mächtig wirkendes Hilfsmittel schlechtdenkender Menschen ward, Aufruhr und Verfolgung zu stiften?

Ein unvorsichtiges Wort, ein bloßes Mißverständniß erschüttert in bangen Zeiten die Ruhe von Millionen Herzen. Die finstere Sage springt von Zunge zu Zunge. Jeder empfängt sie mit klopfendem Herzen, und trägt sie weiter mit geschäftiger Eile. Niemand wagt es, dies Gespenst anzutasten, das jede Einbildungskraft vergrößert und mit neuen Umgebungen verbindet. Wohin es kommt, läßt es Mißmuth, Schrecken und verworrene Wünsche zurück. Bald beherrscht es die große Menge; die Unruhe Einzelner wird zur Gährung aller Gemüther. Der Ehrgeiz, das schadenfrohe Mißvergnügen treten frecher hervor; der geblendete Haufe folgt ihren schändlichen Fahnen, und opfert seinem Wahn jedes Heiligthum auf. Blut fließt, Flammen lodern aus unschuldigen Hütten. Das allgemeine Elend erst bringt zur Prüfung der begangenen Schritte, die Nüchternheit der Erschlaffung zur Erkenntniß des Selbstbetrugs, die Erkenntniß zur schamvollen Bereuung zurück. — Das Unglück aber ist gestiftet, und die Belehrung des Bessern und Wahren erscheint zu spät. Die gespenstigen Gerüchte haben sich, wie ein täuschendes Nebelbild, verloren, und Niemand begreift, wie er zu dem Wahnsinn gerathen sei.

Dies ist die Geschichte vieler Unglücklichen in vergangenen Jahren; dies die Wirkung der unbedachtsam geführten Unterhaltungen über Ereignisse der Zeit, über Handlungen der Regenten; dies das Werk jener Vorlauten und Leichtsinnigen, die da sagen: Unsere

Zunge soll Ueberhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr? (Ps. 12, 5.)

Wie in allen Gelegenheiten des Lebens, bei der wichtigsten und der geringsten, der Schüler Jesu auch die Weisheit Jesu üben muß, so denn auch hier. Er kann, er soll nicht immer schweigen. Er soll Theil nehmen an jeder Unterhaltung. Er wird oft genöthigt, sein Urtheil zu äußern.

Wenn er aber dies Urtheil über Sachen der Völker, über Verfügungen der Obrigkeiten, über Thaten der Regenten zu fällen hat, so thue er es mit eines Christen würdiger Bescheidenheit.

Diese Bescheidenheit entsteht nicht nur aus der Achtung gegen Obrigkeiten überhaupt, welche zu betrachten sind als wie von Gott eingesetzt — denn alle obrigkeitliche Gewalt ist göttliche Ordnung, zum Schutz, zur Sicherheit der Menschen (Röm. 13, 1.) — sondern auch aus der Ueberzeugung von der Unsicherheit unsers Urtheils, von der Beschränktheit unserer Einsichten, entspringt jene Bescheidenheit des wahrhaft Weisen.

Denn ihm ist mit nichten unbekannt, wie schwer es sei, nur die Handlungsart von Seinesgleichen, das Betragen seines Nachbars gehörig zu würdigen. Wie oft haben wir uns in dem Benehmen unserer vertrauten Bekannten geirrt, wie manchmal ihre Schritte getadelt, bis wir von allen Umständen hinlänglich unterrichtet waren! Erst, wenn wir die Ursachen alle erfuhren, warum sie so und nicht anders thaten, oder oft wider ihren Willen verfahren mußten, erst dann fanden wir sie gerechtfertigt, oder doch vollkommen entschuldigt. Erst dann sahen wir ein, daß wir gefehlt hatten, daß wir sie mit unreifer Erkenntniß allzuvoreilig verdammt hatten.

Sind wir nun schon in Gefahr, die Handlungen unserer Bekannten falsch zu beurtheilen, um wie viel mehr, wenn wir die Thaten derjenigen Männer vor unser Gericht zu ziehen wagen, welche entfernt von uns wohnen, welche durch tausendfach verschie-

dene uns unbekannte Verhältnisse zu Maßregeln genöthigt werden, welche die mannigfaltigen Gründe ihrer Entschließungen oft aus Klugheit geheim halten müssen! — Wer fühlt es nicht, wie thöricht die Anmaßung sei, Obrigkeiten den Weg vorzuzeichnen, welchen sie einzuschlagen haben, da sie auf erhabenern Standpunkten das Gesammte in allen Theilen und Bedürfnissen leichter überschauen können, als wir auf den niedrigen, untergeordneten Stufen? — da sie in ihren Geschäften durch beständigen Umgang mit denselben, durch vielfache tägliche Erfahrungen uns an Kenntniß der Dinge und ihrer zweckmäßigen Behandlung nothwendig überlegen sein müssen? — da sie, von den geübtesten, weisesten, sachkundigsten Männern umringt, für jeden besondern Fall den besten Rath ohne Mühe einziehen können?

Es ist zweifelhaft, ob mehr thörichter Eigendünkel oder mehr unbesonnene Unwissenheit diejenigen leitet, welche sich zu Richtern der Fürsten, zu Beurtheilern der Obrigkeiten aufzuwerfen Gelüst haben. — Aber aus dem Munde des ächten Weisen wirst du niemals diese Sprache der Unbescheidenheit vernehmen. Der Christ wird im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Einsichten gern bekennen: Ich wage nicht abzusprechen, wo mir die Gründe und Veranlassungen zu dieser oder jener Maßregel Geheimnisse sind; ich wage nicht zu verdammen, wo ich überzeugt bin, daß, von einem hohen Standpunkt herab betrachtet, Vieles anders erscheinen muß, als es der einzelne, in der Tiefe wohnende Mensch ansehen kann. Nie können wir vorher wissen, ob die Obrigkeiten wirklich fehlen; ja selbst wenn die Folgen ihrer Handlungen auf dieselben einen Schatten werfen, ist noch die Frage unentschieden: ob sie gezwungen waren, so und auf keine andere Weise zu thun.

Mit dieser einem Jünger Jesu so anständigen Bescheidenheit verbindet sich im Urtheil über die Weltbegebenheiten auch Vorsichtigkeit.

Ich darf bei allen meinen Gesprächen nicht vergessen: Welche

Wirkungen können meine Worte bei Diesem oder Jenem hervorbringen? Ist es nicht leicht möglich, daß ich Diesem oder Jenem vergebliche Sorge oder Angst verursache? Ist es nicht möglich, daß ich hier oder da durch mein vorlautes, unbedachtes Urtheil Leidenschaften errege, Verdruß, Haß, Verachtung gegen mich erwecke, Parteiungen veranlasse, oder den Zwist derselben befördere, statt ihn zu mindern? Ist es nicht möglich, daß Ohrenbläser, Horcher, geheime Feinde von mir meine Worte mit Schadenfreude auffangen, und meine Urtheile an Personen verrathen, welche dadurch ein Recht bekommen, mich als ihren Widersacher, als ihren und der obrigkeitlichen Ordnungen Feind anzusehen, oder wenigstens doch verdächtig zu finden? Ist es nicht möglich, daß das im Leichtsinn ausgestoßene Wort, ohne daß ich's vermuthe, der erste Grund großer Unannehmlichkeiten für mich und mein Haus wird?

Nicht daß man in vertraulicher Unterhaltung mit seinen Freunden in einer allzugroßen Aengstlichkeit ein strenges Wägen der Worte beobachten müsse, wodurch zuletzt jede heitere, zwanglose Unterredung verbannt werden würde – aber, wie über Seinesgleichen, so auch über Regenten, soll der Christ mit zarter Schonung und Behutsamkeit richten. — Alle Gefahr wird verschwinden, wenn ein liebendes, sanftes Herz aus ihm redet. Dann wird er lieber, wo Andere verdammen, entschuldigen, wo Andere richten, erst prüfen.

Eben diese Vorsicht des Christen macht für ihn die furchtbare Brut falscher Gerüchte gefahrlos; sie sichert ihn gegen die Täuschungen der Leichtgläubigkeit, durch welche schon Mancher auf längere oder kürzere Zeit seinen Lebensgenuß verbitterte. Er wird, ehe er willig glaubt, erst den Quellen nachforschen und diese würdigen; er wird den beunruhigenden Sagen entgegenarbeiten, und sie durch entgegengestreute Zweifel schwächen; er wird die unberufenen Schreier lähmen, die da sagen: Unsere Zunge soll Ueberhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr?

Ach, wie viel Schreckliches gebar oft ein Wort des Leichtsinns, eine Lüge der Bosheit, die geflissentlich zum Verderben des Volks im Volk ausgesprengt ward! Aber wie viel Gutes ward auch nicht oft schon durch den Mund eines Weisen gestiftet, wie vielem Uebel schon gewehrt, wie viel Elend verhütet! — Nach diesem Kranze sollst du, als Christ, streben. Denn wo auch irgend nur ein Gutes zu thun ist, dem jage nach.

Bescheidenheit und Behutsamkeit im Urtheil über die Handlungen der Regenten findet sich aber da von selbst, wo Ehrfurcht in der Brust vor der ihm von Gott gegebenen Obrigkeit wohnt. Der Christ, eingedenk der Lehre des heiligen Petrus: thut Ehre Jedermann; habet die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König! — eingedenk des Beispiels, welches der Weltheiland, Jesus Christus selbst, gab, urtheilt über seine Obrigkeit mit Vertrauen auf sie. „Er ist unterthan mit Ehrfurcht seinem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen.“ (1. Petri 2, 18.) Er beruhigt die unzufriedenen, mißvergnügten Gemüther mit Vernunftgründen.

In jener Zeit, als Jesus noch auf Erden wandelte, war die Welt nicht minder reich an merkwürdigen Begebenheiten, als in unsern Tagen. Auch damals stürzten Könige von ihren Thronen, Mächtige starben im Elend, Geringe wurden erhöhet. Die Gewalt der römischen Kaiser erstreckte sich vom Aufgang bis zum Niedergang; Kriegsgeschrei erscholl aus allen Gegenden; friedliche Völker wurden unterjocht, kriegerische zerstreut und in Gefangenschaft weggeführt. Zahlungen und schwere Auflagen wurden ausgeschrieben. Der Machtspruch eines Einzigen, der zu Rom thronte, gebot über die Völker im Abendlande, wie über das unterthänige Jerusalem.

Auch damals sprach man überall öffentlich und unter Freunden am liebsten über die Begebenheiten des Tages und über die Ereignisse, welche bevorstanden. Unter dem jüdischen Volke herrschten

beständige Gährungen. Es gedachte der glänzenden Zeiten seiner Vergangenheit; gedächte seiner ruhmvollen, längst verschwundenen Könige, seiner ehemaligen Siege, und sehnte sich mit Ungestüm nach der verlornen Unabhängigkeit zurück.

Daher erwartete alles Volk in dem Messias einen irdischen Retter und Befreier. Daher begrüßte es oft Jesum als König, und forderte von ihm Hilfe gegen das weltbeherrschende Rom. Daher das laute Murren gegen die vielen zu entrichtenden Auflagen, gegen Auflagen, die einem fremden Fürsten entrichtet werden mußten.

Als aber eines Tages die Pharisäer zu dem Göttlichen traten, und ihn fragten: Ist's auch Recht, daß man dem Kaiser im entfernten Rom Zins und Abgaben entrichte? ließ er sich ihre Zinsmünzen zeigen, und sprach: Weß ist das Bild und die Unterschrift? Und da sie antworteten: des Kaisers! — rief Jesus: Nun denn, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! (Matth. 22, 21.)

So äußerte sich mit Ehrfurcht der Gottmensch über irdische Regenten; so sollen auch wir, die wir uns mit Christi heiligem Namen schmücken. Dieses Wort, welches er zu den Pharisäern sprach, es ist auch zu uns gesprochen.

Und so erkenne ich, daß ich als Christ selbst in solchen Angelegenheiten Uebels verhüten, Gutes leisten könne, wo ich vermöge meines Berufes und Amtes keinen eigentlichen, immerwährenden oder unmittelbaren Einfluß habe. Es ist im Leben nichts so wichtig, nichts so scheinbar gering, wo mir nicht meine Religion den wohlthätigsten Weg vorzeichnen könnte. Selbst in den freundschaftlichen Kreisen, in der Mitte meiner Vertrauten und Bekannten, darf ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen über das, was unter den Völkern geschieht, nicht sorglos hingeben. Selbst da muß ich meine Ehrfurcht für Regenten nicht vergessen; selbst da darf ich die wahre Bescheidenheit nicht verläugnen, die den Christen überall

schmückt, er stehe öffentlich vor dem Volke, oder theile seine Empfindungen einem vertrauten Herzen mit.

Nicht ich soll richten; Gott richtet die ungerechten Fürsten. Hoch ist unter den Sterblichen ihr Amt, furchtbar schwer ist ihre Verantwortung vor dem König der Könige! — Er ist's, der von ihnen Rechenschaft nimmt über die Verwaltung des ihnen hienieden vertrauten Gutes; Rechenschaft über die Verschwendung ihrer Tage in üppigem Wohlleben, die er ihnen gab, für die Ruhe von Millionen zu sorgen; Rechenschaft über den Leichtsinn, mit welchem sie ihre Beamten ernannt haben, und wo sie den rechtschaffenen, den einsichtvollen Diener verachteten, und den Schmeichler vorzogen, weil er ihnen aus den Thränen leidender Unterthanen Gold schuf; Rechenschaft über jedes ungerechte, willkürliche Urtheil, mit welchem sie das Gesetz vernichteten, das sie zur Sicherheit Aller heilig bewachen sollten; Rechenschaft über jeden Blutstropfen, welcher durch ihren Stolz, durch ihre Eroberungs- und Vergrößerungssucht mit verabscheuungswürdiger Gleichgültigkeit in ungerechten oder auch nur unvorsichtigen Kriegen vergossen wurde.

Auch der mächtigste der Fürsten ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, der ewigen, geheimnißvoll wirkenden Ordnung unterworfen, in welcher sich die Welt bewegen muß. Auch unter den Juwelen der Krone wohnt die Angst und die Reue; auch unter dem Purpur regt sich ein strafendes Gewissen. Wohl sah die Welt schon Tirannen; aber sie sah auch mit Schaudern mehr als ein Strafgericht über dieselben ergehen.

Nur Du, Gott, Beherrscher der Unendlichkeit, Allmächtiger, vor dem sich zahllose Welten beugen, nur Du bist Herr; nur Du richtest die Thaten der Regenten gerecht und die Thaten der Völker! So will ich in Demuth schweigen und mich nicht vermessen, in meinem engen Wirkungskreise über diejenigen hinwegzuschauen, welche Du über mich gestellt hast. Wehe mir, vielleicht würde ich

noch fehlbarer sein, als sie, wenn Du mir statt der glücklichen Wohnung des Bürgers die glänzende Unruhe des Throns gegeben hättest!

Warum sollte ich den Lauf der Weltbegebenheiten mit frechem Vorwitz tadeln, da nicht Einer, da nicht Tausende dieselben nach Willkür behandeln und leiten können, sondern da Du es bist, Allweisester, der in seiner Vorsehung besiehlt, was werden soll? Die Verschwörung aller Fürsten, aller Völker, die verbundene Macht des ganzen Erdballs vermag nichts gegen Deine Vorherbestimmung. Ein geringer, zufällig scheinender Umstand verwandelt plötzlich die Gestalt aller Dinge, und die da im thörichten Eigendünkel sprechen: ich bin Herr! sind nur Deine geringsten Werkzeuge.

36.

Die häusliche Familie und der Staat.

Gal. 6, 2.

Jedem ist hier seine Arbeit angewiesen,
In der Hütte, wie auf goldnem Thron;
Und der große Hausherr reichet jedem
Seiner Knechte den verdienten Lohn.

Keine Hoheit kann Dein Auge blenden,
Denn vor Dir, o Gott, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor Dir verbergen,
Denn Dein Blick durchschaut das Geisterreich.

O so laß mich treulich denn vollbringen
Jede Pflicht, die Du mir auferlegt;
Laß mich Samen streuen, der noch drüben
Lohnend mir des Lebens Früchte trägt!

Zu den bewundernswürdigen, weisen Einrichtungen Gottes für das menschliche Geschlecht gehört auch die Stufenreihe aller Ordnungen in der Natur und im Leben. Es ist da kein plötzlicher Sprung vom Einen zum Andern, sondern ein allmäliger Uebergang. Eins be-

reitet gleichsam das Andere vor. In dem Kleinsten erblicken wir schon gewissermaßen das Größere; aus dem Bekannten ahnen wir schon die Beschaffenheit dessen, was uns noch unbekannt ist.

Diese stufenweise Ordnung erleichtert dem Menschen sowohl die Uebersicht der ihn umgebenden Dinge in der Welt, als auch die Erkenntniß derselben. Was er in einer Sache erlernte, ist ihm schon wieder für die andere nützlich und brauchbar. Was er im Kleinen sah und machte, hilft ihm nachher bei größern Kräften im Großen fort. Ja, seine ganze Erziehung, von der Wiege an, ist ein solch allmäliges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom bloßen Theil zum Ganzen.

Der Sterbliche ist von Gott bestimmt, mit Seinesgleichen zu leben, und nicht in der Einsamkeit. Alle Menschen sind ihrer Natur nach verbrüdert und Kinder eines Vaters. Durch gemeinschaftliches Beisammensein, wo man sich gegenseitig belehren, rathen, schützen und helfen kann, werden allein die göttlichen Absichten zu unserer Vollkommenheit erreichbar. Jeder von uns, wie er in die Welt tritt, hat daher auch schon die Bestimmung, Mitglied einer großen, mannigfaltigen Gesellschaft, Mitglied eines ganzen Volkes zu werden, dessen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Sprachen, Obrigkeiten und Bedürfnissen er sich zu unterwerfen genöthigt ist. Aber in diese äußerst zusammengesetzten und verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens oder des Staats tritt der Mensch nicht plötzlich und ohne alle Vorbereitung ein. Er empfängt schon einen Begriff davon, ehe er noch das Wort Staat kennt. Er lernt schon Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen, Rangordnungen und Stände kennen, ehe er sie gesehen, ja ehe er von ihnen gehört hat. Denn die häusliche Familie, in der er geboren ward, in der er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Personen von ganz ungleichem Alter, von ungleichen Einsichten, von ungleichem Vermögen findet, ist wirklich das Bild eines großen Staates, eines ganzen Volkes im Kleinen.

Hier lernt er gehorchen, lieben, ehren; hier die Verschiedenheit des Alters und der Stände schätzen, hier den großen Nutzen erkennen, der daraus entspringt, daß nicht Alle gleiches Recht haben, daß nicht Alle befehlen, daß nicht Alle ein und dasselbe Geschäft treiben. Er lernt es, weil es die Natur so mit sich bringt; denn die Aeltern sind geborne Befehlshaber; die Kinder gehorchen, weil diese sich selbst noch nicht berathen können; sie gewöhnen sich von der andern Seite an Werthschätzung von Ihresgleichen in den Spielen mit Geschwistern; an Achtung derer, die uns Hilfe reichen, im Umgang mit Dienstboten; an Ehrfurcht vor größern Einsichten in den Gesprächen mit Personen, die uns an Jahren und Erfahrung übertreffen. — So gewöhnt von Kindesbeinen an durch die Verfügungen der Natur, finden wir nachher in der Stellung und Verbindung eines ganzen großen Volks gar nichts Unnatürliches; wir erkennen die Einrichtungen eines Staates, mögen sie auch die ungebundene Freiheit einzelner Glieder beschränken, für nothwendig. Wir verstehen den Spruch der heiligen Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott eingesetzt! und begreifen den Sinn davon durch sich selbst, ohne weitere Erklärung. Wir sind von erster Jugend an zu Erfüllung jener Pflicht gewöhnt, die uns das Wort Gottes vorschreibt: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. (Gal. 6, 2.)

Allein wider diese Gewohnheit, wider diese natürliche und heilige Pflicht kämpft nachher oft der Ehrgeiz der Menschen heftig an, wenn ihre Leidenschaften erwachen. Sie suchen sich durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, wenn sie geneigt sind, den Vorgesetzten keinen Gehorsam zu leisten, Einsichtvollern die Achtung zu versagen, die Begüterten um ihr größeres Vermögen zu beneiden, und Personen, die um das Volk oder auch nur um die Gemeinde wohl verdient sind, in ihrem ihnen zu Theil gewordenen Ansehen zu beeinträchtigen und sie zu verlästern. Sie möchten dann Alles gern

für menschliche Stiftung halten und ausgeben, was an sich offenbar eine göttliche Anordnung ist, und glauben, weil sie in Allem Menschen sehen, es sei Alles nur von Menschen gemacht.

Schon die Gestalt einer Familie beweiset, es sei die Ungleichheit der Stände eine göttliche Stiftung, und aus Familien bestehe das Volk. Wären von Natur in einer Familie die Aeltern und Kinder zugleich von ungefähr einerlei Alter, Kraft und Einsicht; hätten alle Glieder darin von Natur gleiches Vermögen, gleiche Rechte, gleiche Neigungen zu Beschäftigungsarten — wie lange würden sie im Frieden beisammen wohnen? Aber, wie in Allem, was Gott schuf, die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so durch ihn auch unter den Menschen die allermannigfaltigste Ungleichheit seiner Gaben, auf daß einer desto williger mit der Gabe diene, die er empfangen hat. Es müssen nothwendig Gehorchende und Befehlende, Arme und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnißvolle sein. Und wie sehr man auch künstele, die Natur wird immerdar Gottes ewigen Willen vollstrecken.

Es ist möglich, daß viele Einrichtungen und Gesetze im Staat willkürlich, einseitig, mangelhaft sind: aber Gesetze müssen sein; es ist der Fehler menschlicher Unvollkommenheit, wenn nicht Alles immer am vollkommensten ist, oder daß nicht Alles, was zum Besten des Ganzen dienen mag, auch jedem Einzelnen vortheilhaft ist. — Es ist gar wohl möglich, daß manche obrigkeitliche Personen ihrer Stelle nicht ganz würdig sind, daß sie oft von ihren Untergebenen an Einsicht oder Fleiß, oder Unbestechlichkeit, oder gemeinnützigem Eifer übertroffen werden. Aber Obrigkeiten müssen sein. Und kannst du nicht den Menschen hochachten, der dasteht ohne Verdienst und Würdigkeit zu dem ihm anvertrauten Beruf; so bist du verpflichtet, seinen Beruf als Vorgesetzter zu ehren; denn dieser Beruf ist das Göttliche! — Es kann sein, daß viele zu Lehrern und geistlichen Aemtern erwählte Personen nicht immer diejenigen Eigenschaf-

ten besitzen, welche ihnen wohl zu wünschen wären. Es mag sein, daß Einige träge sind, Andere ihr Amt mit Unlust versehen, nur um des Broderwerbes willen; daß Andere ihre Stelle mißbrauchen, um sich allerlei Einfluß zu verschaffen, der ihnen nicht zusteht; daß Andere auf den Lehrstühlen gegen Sünden eifern, denen sie im Stillen selbst ergeben sind; daß Andere zu geringe Kenntniß besitzen, um ihren wichtigen Wirkungskreis wohlthätig auszufüllen; daß Andere zu den traurigen Halbwissern gehören, die selbst nicht glauben, was sie predigen, oder wohl gar unter Vertrauten über Amtsgeschäfte sich lustig machen, die sie verrichten müssen. Aber diese Menschen sind nur das Menschliche bei der Sache; ihr Lehramt ist das Göttliche! Dies Lehramt sollst du ehrenwerth halten, und nicht in den jetzt häufigen Ton des witzigen Pöbels einstimmen, der die Würde des geistlichen Amtes lächerlich zu machen sucht, um einiger Nebendinge willen, die nicht zum Amt überhaupt, sondern zum einzelnen Menschen gehören, welcher sich vielleicht einer oder der andern Schwäche schuldig macht.

Auch in der Familie finden sich ja nicht alle Mitglieder von Fehlern rein. Es gibt ja nachlässige Aeltern, die sich durch Trunkenheit, Zanksucht, Zwietracht, Ungerechtigkeit, schlechte Ordnung oder unsittsame Aufführung die stille Mißbilligung ihrer Kinder zuziehen.

Dennoch aber sind die Aeltern immer Aeltern, die Kinder immer Kinder. Welches menschliche Herz würde sich nicht empören, wenn Jemand gut hieße, daß Kinder ihre eigenen Aeltern verspotteten und lächerlich machten? Sie sollen ihre Augen vor den Blößen ihrer bedauernswürdigen Aeltern schließen, aber ihnen gehorchen, ihnen Ehrerbietung bezeugen, und sie kindlich lieben. Und dieses Verhältniß soll auch der Unterthan gegen die Obrigkeit, der Schüler gegen den Lehrer, das Gesinde gegen die Herrschaft, der Arme gegen den Reichen, der Jüngere gegen den Greis beobachten.

Man hat wohl oft gegen die Ungleichheit der Stände noch in

unsern Tagen die Stimme erhoben. Aber wer erhob sie? Der Ehrgeiz derer, welche eine weit größere Ungleichheit einzuführen trachteten, indem sie Obere in die Tiefe zu stürzen und die Reichern in Armuth zu bringen suchten. Was war aber von all den fürchterlichen Umwälzungen die Folge? Ungerechnet die Entweihung aller Gerechtigkeit, die Zerstörung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, das lange Blutvergießen und gegenseitige Verfolgen, kehrte dennoch endlich Alles wieder in die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse von Obrigkeiten zu Unterthanen, Herren zu Dienern, Lehrern zu Schülern zurück. Denn dies ist Naturgebot; und ein reines Naturgesetz ist der Wille Gottes.

So haben sich in manchen Ländern mehrmals die Aermern gegen die Reichern empört, und eine Gemeinschaft der Güter, oder doch gleiches Recht, verlangt. Sie begehrten das Unmögliche, und brachten sich nebst tausend Unschuldigen in namenloses Elend. Denn gesetzt, daß man auch einmal versuchen wollte, den gesammten Reichthum eines Landes auf das Gewissenhafteste unter alle Einwohner zu vertheilen, daß ein Jeglicher gleichviel davon empfinge: was müßte in kurzer Zeit daraus erfolgen? Ungerechnet, daß nun Einer weniger Neigung hätte, dem Andern zu dienen, daß die Wohlhabendern ohne ihr Verschulden um das gerechte Eigenthum gebracht, die Aermern ohne ihr Verdienst bereichert worden wären, würde diese Gleichheit des Besitzes sehr schnell wieder verloren gehen. Denn der Eine ist sparsamer, der Andere verschwenderischer; der Eine klüger, der Andere unwissender; der Eine arbeitsamer, der Andere träger. Jeder würde nach seiner Art eifrigst beitragen, die Ungleichheit der Güter wieder zurückzuführen; und bald ständen wieder Reiche neben Armen, Herren neben Dienern.

Wo in einer häuslichen Familie Kinder ohne Achtung und Dankbarkeit gegen Aeltern, Jüngere ohne Rücksicht gegen Erwachsene, Dienstboten ohne Folgsamkeit gegen Herrschaften sind, herrscht Zer-

richtung, kehrt Verarmung und Unglück ein. Eben so ist es in einem Lande, wo man Fürsten und ihre ersten Staatsdiener, obrigkeitliche Personen, Feldherren und Hauptleute, Priester und Lehrer zu Gegenständen der Verspottung macht; wo ein Stand eifersüchtig oder schadenfroh die Rechte des andern schmälert; wo der Adel sich mit leerem Stolz gegen den Bürger, der Krieger sich mit übel angebrachter Rohheit gegen den Handelsstand, der Gelehrte gegen den Handwerksmann, der Stadtbewohner gegen den Bauer brüstet. Sie Alle sind Brüder, Unterthanen des gleichen Gesetzes, Untergebene des gleichen Fürsten, Kinder des gleichen Gottes. Ihre verschiedenen Stände sind dasselbe, was die verschiedenen Stufen des Alters und der Brauchbarkeit unter Geschwistern in einer häuslichen Familie sind. Auch hier haben die Erwachsenen, die Einsichtvollern, schon ihrer Natur nach gewisse Vorrechte gegen die Jüngern und Unerfahrnern. Aber diese haben dennoch für die Aeltern gleichen Werth mit jenen. — So soll denn, von Gott geordnet, eine Mannigfaltigkeit der Stände sein, daß Einer trage des Andern Last. Jeder Stand ist in seiner Art nothwendig, jeder in seiner Art brauchbar, jeder in seiner Art höchst ehrwürdig. Keiner könnte sicher oder glücklich ohne den andern bestehen.

Je mehr ein Volk in seiner innern Ausbildung vorschreitet, je mehr Kenntnisse sich da sammeln, je allgemeiner der Wohlstand wird, um so mehr wird sich auch die Verfassung und Gesetzgebung des Landes vervollkommnen. Für rohe Barbaren sind andere Gesetze nothwendig, als für gesittetere Nationen. Hier wird mit Recht auf Abschaffung vieler Willkür und Grausamkeit gedrungen, die oft nothwendig sein kann, Halbwilde im Zaum zu halten. **Diese Verbesserung der Staaten und das Freiwerden des Volks steht im gleichen Verhältnisse mit dem allmäligen Aufwachsen der Kinder in einer Familie.** Sie werden schonender, edler von den Aeltern behandelt, je mehr sie an Jahren zunehmen.

Die Ruthe, welche oft als Heilmittel des Eigensinns bei den ungezogenen Kleinen angewendet werden mußte, ist nicht mehr zur Zucht des reifern Jünglings dienlich. Ihm werden mehr Freiheiten gestattet, als zu jener Zeit, da er noch allzujung und erfahrungslos war.

Wenn Aeltern fortfahren wollten, ihre mannbar gewordenen Söhne und Töchter auf gleiche Weise zu belohnen oder zu züchtigen, wie ehemals in deren unmündigem Alter: sie würden sich selbst verächtlich machen und den Unwillen der Ihrigen erregen, oder diese an Geist und Herz verkrüppeln, und zu beständig untauglichen Geschöpfen verkehren. Ebenso wäre es, wenn die Vorsteher eines Volkes dasselbe, in unwürdige Sklaverei niedergedrückt, beständig wie Barbaren oder Leibeigene behandeln, die Freiheit des Denkens ertödten, die Freiheit des Gewissens beschränken, die öffentlichen Stellen nur nach Geburt und Herkommen, nicht nach Verdienst und Würdigkeit, vertheilen, und die für ganz andere Zeiten passend gewesenen Ordnungen und Einrichtungen nicht veredeln wollten, wie es den Begriffen und Bedürfnissen eines hellern Zeitalters, eines gesittetern Volks angemessen ist. Die Unweisheit der Landesherren (der Aeltern), der Stolz und Eigennutz der höhern Stände (der früher erwachsenen Geschwister in der Familie), hat eben durch solche Vergehungen schon die traurigsten Wirkungen in den Völkern, endlich Empörung und Zertrümmerung der Staaten veranlaßt. Denn keinerlei Sünde, von welcher Art sie sei, und von wem sie auch begangen werde, bleibt ohne ihre Strafe. Das ist Naturgesetz, das Gottes Wille.

Erwachsene Söhne und Töchter in der Familie, selbst wenn sie ihren Aeltern schon mit Rath und That Hilfe leisten können, erhalten jedoch durch ihr mündiges Alter kein Recht, ihnen die schuldigen Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams zu versagen. Vielmehr müssen dann die Gefühle der Hochachtung, Liebe und

Dankbarkeit mit den Jahren wachsen und mit der Erkenntniß dessen, was Aeltern sind, und wie viel Verbindlichkeiten man ihnen zu entrichten hat. Ebenso sollen sich Völker, je mehr Ansprüche sie auf Vorzüge vor andern Nationen in Absicht ihrer Bildung und Sitte machen, je würdiger sie größerer Freiheit sind, durch vermehrte freiwillige Ehrfurcht vor Obrigkeiten und deren Anordnungen, so wie durch ungeheuchelte Achtung aller Stände auszeichnen. Ein Volk, welches, mag bei ihm noch so viel Wissenschaft und Kunst blühen, die ersten heiligen Pflichten gegen Obrigkeiten und Stände versäumt, gleicht einem ungerathenen Sohn, der, ungeachtet seiner erworbenen Kenntnisse, mit strengen Mitteln zur Pflicht angehalten werden muß.

Wie in einer Familie mit der Zeit die jüngern Kinder ihren mehrjährigen Schwestern und Brüdern nachwachsen, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird: so geschieht auch in einem Staate, wo die ehemals gering geachteten, niedern Stände an Einsicht und Wohlstand den höhern gleich oder nahe gekommen sind. Hier verschwindet unvermerkt der vormals durch die Natur der Dinge eingeführt gewesene scharfe Unterschied der Volkstheile, des Rangs und Herkommens. Was vor Zeiten unausbleiblich nothwendig und darum nützlich und ehrwürdig gewesen, wird dann entbehrlicher; eine scharfe Absonderung fortan oft nachtheilig, in einzelnen Theilen aber, oder gar in Kleinigkeiten angebracht, lächerlich und zum Unwillen reizend. Jedes Volk, und der bei ihm herrschende Unterschied der Stände muß also nach Maßgabe des dort herrschenden Grades öffentlicher Bildung beurtheilt werden. Wir dürfen eben so wenig ein Volk wegen der bei ihm herrschenden Rangordnung loben oder tadeln, oder bei allen das Gleiche verlangen, was wir bei uns finden, als wir fordern können, daß in allen Familien das gleiche Verhältniß zwischen Geschwistern oder zwischen Aeltern und Kindern stattfinde.

So wie wir in unserer Familie allgemach Eins um das Andere erwachsen und reifer werden; wie wir nun jüngere Brüder und Schwestern erziehen helfen müssen, nachdem uns vorher Mehrjährige erziehen halfen; so wie wir endlich selbst ein eigenes Hauswesen beginnen, und Häupter einer Familie werden: eben so rücken wir mit den Jahren auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates vor. Mancher von uns wird selbst ein Befehlender, Lehrer, Anführer; schwingt sich aus der Dürftigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor. Da ist es der Augenblick, vollkommen dasjenige zu werden, was wir selbst vorher gewünscht haben, daß Andere hätten sein sollen. Behandle jetzt die Jüngern mit derjenigen Sorgfalt, Liebe und Schonung, wie du als Kind selbst gewünscht hast, behandelt worden zu sein. Beweise nun als Vorgesetzter, als Beamter die Pflichttreue, den Geschäftseifer, die sanfte Menschlichkeit, die Unbestechlichkeit, den redlichen Sinn, die Demuth, welche du sonst gern von Andern zu sehen begehrtest. Du tadeltest ehemals des Einen Hochmuth, des Andern Leichtsinn, des Dritten Ränkesucht, des Vierten gewaltthätiges Wesen. Siehe, welcher Fehler dich nun auch beflecken möge, er wird nun doppelt strafbar an dir, und Andere richten dich. Sie ehren vielleicht dein Amt, aber haben Verachtung gegen deine Person; erweisen dir die äußerliche Ehrerbietung, und verschmähen dich in ihrem Gemüthe. Setze dich in Gedanken einmal in den Fall, daß du deiner Stellen beraubt, deiner jetzigen Würde entkleidet würdest, daß du deinen Wohlstand verloren hättest, und Andere um die Dienste ansprechen müßtest, welche du jetzt selbst zu erzeigen im Stande bist: was würde dir in solchem Augenblick von der Gefälligkeit, von der Ehrerbietung der Leute übrig bleiben, die sie jetzt dir noch deiner äußern Verhältnisse wegen beweisen? Würdest du auch als bloßer Mensch noch etwas bei ihnen gelten, und allgemeine Achtung und Liebe finden?

Nie, o himmlischer Vater, nie laß mich das vergessen, und mich

nicht selbst verblenden über das, was ich werth bin, und wozu ich gegen Hohe und Niedere, wie gegen Meinesgleichen, verpflichtet bin. Alle sind sie Deine Kinder, alle haben sie von Dir ihre besondern Vorzüge, Rechte und Gaben empfangen. Alle sollen wir unter einander uns dienen, und Einer des Andern Last tragen helfen, daß wir das Gesetz Christi erfüllen! Dazu sind Throne und Bettlerstäbe, Altar und Pflug, Paläste und Hütten, Würden und Geistesgaben vertheilt, daß wir damit Vollkommenheiten erwerben, die uns jenseits ein schöneres Loos zusichern. Nur der Gerechte ist Dir der Vorzüglichere. O daß ich keiner der Unwürdigsten in Deinem heiligen Reiche würde! Amen.

37.

Gemeinnützigkeit.

Mark. 10, 42 – 45.

Ihr führet mit freundlicher Hand den Fremdling durch eure Stadt. Ihr zeiget hinauf zu den weitläufigen Gebäuden von Tempeln und Spitälern, Waisenhäusern und Schulen, und sprechet: Das ist gestiftet worden durch die Wohlthätigkeit unserer Väter.

Ihr führet eure Kinder vor das Bildniß oder die Bildsäule irgend eines großen Mannes, und eure Seele erhebt sich mit stolzer Rührung, indem ihr die Thaten und das Leben eurer herrlichen Vorfahren erzählet. Ihr sprechet: Dieser Edle hier ist den schönen Tod für sein Vaterland im Felde des Krieges gestorben; — jener dort starb für die Wahrheit und Aufrechthaltung unsers Glaubens, unserer Religion! — Hier ein anderer, welcher die höchsten Ehrenstellen seines Vaterlandes bekleidete, aber in Armuth starb, weil

er Alles zum Besten der Bürgerschaft hinopferte! — Dort ein anderer, der seine Tage und Nächte, sein Vermögen, seine Freunde, Alles aufopferte, um sein Vaterland durch den Ruhm der Wissenschaft, oder durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu verherrlichen.

Höret die Stimme der Völker. Sie verkünden euch alle den Ruhm ihrer Vorwelt. Sie preisen mit Stolz die Heldenthaten ihrer vergangenen Tage. Sie besingen in Liedern die Größe und die Kraft ihrer Väter. Sie sprechen von ihren Altvordern wie von einem edlern Menschengeschlecht. Keine Nation will der andern in Rücksicht der rühmlichen Vorzeit den ersten Rang zugestehen.

Wer waren denn die Menschen jener Vorzeit, die ihr so laut und mit beständiger Begeisterung preiset? Wodurch vermochten sie, so viele große Dinge zu thun? — Waren jene erhabenen Menschen einer edlern Abkunft, als wir? Hatten sie etwas Göttlicheres, als wir? Hatten sie nicht dies Fleisch und Blut, wie wir? — O gewiß, sie waren nur schwache Sterbliche, wie wir sind, und doch thaten sie des Großen und Guten so viel.

Sind sie reicher als wir gewesen, daß sie so viele milde Stiftungen, Kranken- und Waisenhäuser, Lehr- und Armenanstalten gründen konnten? — O nein, auch in unsern Zeiten leben der reichen und vermöglichen Bürger so viele, und doch erleben wir von ihnen wenig rühmliche Stiftungen zum Besten der Gemeinden, der Stadt und des Landes.

Sind sie weiser, gelehrter, einsichtsvoller gewesen, als man in unsern Zeiten ist? — O nein, die Wissenschaften unserer Zeit können ohne Furcht den Wettstreit mit den Wissenschaften der Vorwelt eingehen.

Oder hatten die Menschen der vergangenen Jahrhunderte mehr Anlagen zur Tugend, zur Religiosität, als wir? — Nein, seit Anbeginn der Welt sind die Sterblichen alle mit gleichen Anlagen

zur Tugend und Frömmigkeit geboren, wenn gleich nicht alle einerlei Höhe der Tugend erreichen mochten.

Aber eine Tugend gab es, in welcher die Vorwelt uns oft übertraf. Es war die Tugend bürgerlicher, vaterländischer, christlicher Gemeinnützigkeit. Es war die Tugend, durch welche Jeder mehr für das Beste seiner Familie, als für sich selbst sorgte; mehr für das Beste seiner Gemeinde, als seiner Familie lebte; mehr für das Beste des Vaterlandes, als seiner Gemeinde bekümmert war! — Werfet euern Blick umher, und suchet, wie viel sind unter tausend Menschen immer derer, die von der Tugend begeistert sind, und von welchen man jene Worte sprechen könnte?

Woher stammt das Elend unserer Zeiten? Von wannen quillt der unendliche, Alles verderbende Strom des Jammers in unsern Tagen? Woher rührt das namenlose Unglück der Völker, das Verderben der Throne, die Versunkenheit der Religion, die Lieblosigkeit der Menschen unter einander, die in gleicher Gemeinde beisammen wohnen? — Ach, diese Quelle des allgemeinen Unheils, unter welchem die Welt seufzt, liegt im Innern des Menschenherzens, sie heißt Eigennutz und Selbstsucht.

Selbstsucht ist das Gift, welches fressend die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft im Innern einer Familie zerstört, wo nur Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht ist; ist das Gift, welches die Glieder der Gemeinden und des ganzen Staatskörpers von einander scheidet, und die alten Bande löset, die Alles zusammenhalten sollten. Eigennützig stehen die Diener des Fürsten um den Thron, und arbeiten für ihren, nicht für des Kaisers Wohlstand; arbeiten für ihren, nicht für des Vaterlandes Ruhm. Wenn nur sie geborgen sind, trösten sie sich um das Unglück von Millionen Anderer. Selbstsucht verführt die Großen, da sie außer ihrer Leidenschaft nichts Wichtigeres kennen; sie erheben den Schmeichler, und lassen den geistvollern Mann, der da helfen könnte, im

Staube. — Selbstsucht macht verjährte Vorurtheile noch immer zu Grundsäulen des Staats, und verachtet, was dem Vaterlande allein Größe und Glanz ehemals verliehen — die Weisheit, die Kraft hellsehender Geister, die sich selbst aufopfernde Gemeinnützigkeit. — Selbstsucht und Eifersucht trennt die Gemeinden von Gemeinden, macht die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen immer größer, unterhält die Flamme des gegenseitigen Hasses, und entzweiet die Einwohner ein und desselben Ortes. — Eigennutz macht die Familien gleichgültig gegen die Ehre und den Glanz des Vaterlandes und der Gemeinde. Nicht Einer sorgt für Alle, nicht Alle sorgen für Einen. Unempfindlich ist man gegen das öffentliche Unglück, wenn es nur nicht unser eigener, unmittelbarer Schade ist. Empfindlich klagen Alle, wenn große Aufopferungen zur Rettung oder Ehre des Ganzen verlangt werden.

Ist's ein Wunder, daß große Staaten zerfallen, wenn der Eigennutz der Einzelnen alle Säulen des Staats untergräbt, wenn die Selbstsucht alle Glieder desselben feindselig aus einander treibt? Ist's ein Wunder, wenn Städte, sonst angesehen, wohlhabend, glänzend, allmälig verderben, wenn sie nicht mehr eine einzige große Familie, sondern gleichsam eben so viele selbstsüchtige Einsiedler beherbergen, als Bürger? — Ist's ein Wunder, wenn weiland blühende Geschlechter untersinken, weil die Verwandten sich aus Eigennutz von einander trennen, der Verarmten sich schämen, oder den Beglückten elenderweise beneiden?

Das Unglück macht sie wieder zu Brüdern; das Unglück lehrt sie, Vorurtheile zu verstoßen; das Unglück lehrt sie, daß Alle für Einen, Einer für Alle sorgen und arbeiten müsse; daß nicht Jeder für sich allein denken dürfe, ohne daß Alle verderben. So pflegen in der Nähe des Schiffbruchs, wenn das stürmische Meer den Untergang droht, die entzweiten Gemüther sich zu vereinigen, und Alle für Alle zu arbeiten.

Die aus unserm Kreise fast ganz verschwunden gewesene schöne Tugend der Gemeinnützigkeit, diese Tugend, welche wir so oft und gern an den Bürgern unserer Vorwelt bewundern und preisen, tritt wieder, zwar furchtbar und gerecht, doch segnend an der Hand des Unglücks in unsere Familien, Städte und Länder zurück. Nur sie wird das Zerstörte wieder aufbauen, das Zerrissene wieder zusammenknüpfen, und den Geist Jesu Christi unter denen verbreiten, welche auf seinen Namen getauft sind.

Und was ist Gemeinnützigkeit?

„Welcher will groß werden unter euch," also spricht der göttliche Lehrer Jesus, „der soll euer Diener sein. Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele." (Mark. 10, 43—45.)

Gemeinnützigkeit ist also eine immerwährende, thätige Geneigtheit, für den Vortheil, für die Zufriedenheit, für den Wohlstand, für die Ehre unsers Vaterlandes, unsers Wohnorts, unserer Familie Alles beizutragen, so weit unsere Kräfte reichen; ja das Allgemeinbeste befördern zu helfen, selbst wenn es unser eigener persönlicher Schaden wäre.

Es leuchtet schon Jedem von selbst ein, daß, wenn an einem Orte alle Bürger von diesem Sinne Jesu beseelt, von dem Geiste der Gemeinnützigkeit belebt wären, kein Einziger daselbst unglücklich sein könnte. Denn das Gute, welches er zum Vortheile Aller thut, fließt tausendfältig wieder auf ihn zurück, weil alle Andern auch nur auf sein Bestes bedacht sind. Da ist keine Bürgerschaft, sondern eine herzliche Verbrüderung; da ist kein Beisammenwohnen verschiedener Familien, sondern Jeder ist ein Glied und Theilnehmer einer einzigen großen Familie.

Wer gemeinnützig sein will, muß vor allen Dingen

Kraft haben, nützlich werden zu können. Er muß, um Andern dienen und helfen zu können, verstehen, wie er am zweckmäßigsten seinen Beistand anwenden kann. Er muß nicht bloß Hilfe von Andern erwarten, wenn er Andern helfen soll. Er muß seinen Geist, seine Kenntnisse ausbilden; er muß gewisse Geschicklichkeiten erworben haben; er muß darnach trachten, sein Vermögen durch alle rechtlichen Mittel zu vergrößern. Je mehr Kenntniß oder Geschicklichkeit, oder Eigenthum ein Mensch besitzt, je mehr Mittel hat er, nützlich werden zu können.

Folglich ist, wenn es heißt: Sei gemeinnützig! damit nicht gesagt: Vergiß nun ganz dich selbst, vernachlässige alle deine Angelegenheiten, sorge nun beständig für Andere; sondern es liegt schon in der Aufforderung zur Gemeinnützigkeit ein ernster Zuruf an dich: Erwirb dir Mittel, um deiner Familie, deinem Wohnort, deinem Vaterlande den größten Nutzen stiften zu können. Ohne solche Mittel fällst du Andern zur Last. — Glaube nicht, du könnest unwissend oder arm sein, und doch Andern nützlich dadurch, daß du für das Heil ihrer Seelen betest. — Traurige Gemeinnützigkeit, die sich auf deine eigene Trägheit gründet! Auch Jesus, auch seine Apostel beteten für uns, aber sie ließen es nicht dabei bewenden; sie arbeiteten, sie heilten Kranke; sie zogen unter vielen Mühseligkeiten durch die Welt und lehrten. Sie empfingen ihre Nahrung nicht unverdient in Sorglosigkeit und ruhiger Betrachtung. Wenn wir uns aber Mittel erworben haben, Andern nützlich werden zu können: dann sollen wir dieselben für Andere anwenden, und so viel wir für uns selbst entbehren können, für das gemeine Beste aufopfern.

Denn derjenige verdient keineswegs den Ruhm der Gemeinnützigkeit, welcher das, was er zum Besten der Stadt oder des Landes thut, aus eigenem Nutzen oder für Bezahlung verrichtet, sondern derjenige, welcher

das gemeine Beste befördert, ohne Lohn dafür zu begehren.

Auch der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Staatsdiener, der Geistliche arbeiten nicht bloß für sich, sondern für tausend Andere. Allein darum können sie nicht gepriesen werden. Ihre Kunst, ihr Geschäft kann gemeinnützig sein, ohne daß sie es selbst sind. Ihre Arbeiten werden ihnen verhältnißmäßig bezahlt, oder sie empfangen für ihre Geschäfte eine Besoldung. Sie haben ihren Lohn dahin, spricht Christus. — Keine Tugend ist um Gold feil. Tugend wird nicht mit irdischem Gut bezahlt.

Gemeinnützigkeit begreift jedesmal zugleich eine Aufopferung für das gemeine Beste in sich, so wie überhaupt keine Tugend da ist, ohne daß nicht eine größere oder geringere Selbstüberwindung dabei stattfindet. — Gemeinnützigkeit ist ja das Gegentheil von eigenem Nutzen. Es ist ein Sorgen für das Beste Anderer, und nicht für uns. Es ist das unentgeldliche Hingeben eines Theiles von unsern Stunden, unsern Bemühungen, von unserm Eigenthum für das Wohl oder die Ehre unserer Familie, unserer Gemeinde, unsers Vaterlandes.

Wer zum Besten seiner Stadt oder seines Landes eine nützliche Unternehmung beginnt, oder unterstützt, in so fern dies Beginnen oder Unterstützen mit seinem eigenen Vortheil in keinem Widerspruche steht, der hat den Namen des Gemeinnützigen schlecht verdient. Nur der ist ein ächter Bürger, ein ächter Christ, welcher den gemeinen Nutzen seinem eigenen vorzog, oder welcher, wenn es nicht anders sein konnte, das Wohl Aller mit seinem eigenen großen Schaden erkaufte. Auch Jesus war gekommen, daß er diene, und sein Leben opfere für Viele.

Nur selten sind Anlässe, wo wir der Wohlfahrt Aller unsere eigene, ganze Wohlfahrt hinopfern können. Aber gesegnet und willkommen sind dem Christen, dem Weisen die Gelegenheiten, da

er sich für seiner Mitbürger Heil aufopfern darf. Es geschieht, wenn auf keine andere Weise Hilfe zu schaffen ist. Es geschieht, wenn es besser ist, daß ein Theil, als das Ganze untergeht. Es geschieht, wenn unser Untergang den Untergang von Tausenden verhütet.

Heil euch, ihr Ehrwürdigen, ihr Erhabenen der Vorwelt, die ihr euch zum Heil der Welt oder des Vaterlandes dem gewissen Untergange großmüthig weihtet! Heil euch, o ihr Edeln, die ihr für die Wahrheit des Glaubens die Märtirerkrone auf euer Haupt drücktet, oder die ihr für die Freiheit und das Glück des Vaterlandes in den ruhmvollen Heldentod ginget, oder die ihr, um Andere zu begütern und Andern ein frohes, zufriedenes Leben zu erwerben, freiwillig die Leiden der Armuth ertruget. Eure Namen glänzen ewig vor Gott, und ewig dauern sie im Andenken des menschlichen Geschlechts! Das begeisternde Beispiel eurer Gemeinnützigkeit erhebt das Gemüth der Enkel noch nach Jahrtausenden.

Können wir diesem großen Beispiel nicht immer nachwandeln, weil Mittel und Gelegenheit mangeln: wie zahlreich sind doch immer noch die Anlässe, um gemeinnützig handeln zu können! — Strebst du nach Aemtern, siehst du unter deinen Nebenbuhlern einen würdigern, einsichtvollern, thätigern Mann als dich: tritt bescheiden zurück; er wird zum Wohl der Gemeinde oder des Landes das Amt besser verwalten, als du. — Dies ist ächte Seelengröße, dies ist Gemeinnützigkeit, die vor Gott gilt.

Ist ein Unternehmen im Werk zur Beförderung des Gemeinwohls, oder der Ehre deines Wohnortes, deines Vaterlandes; biete freudig dazu die Hand, hilf dazu nach allen deinen Kräften. Frage nie: Wer will es thun? Wer ist derjenige, so es beginnt? Sondern frage: Was soll geschehen? Was wird dadurch befördert? — Dann berechne den Nutzen, die Ehre der Mitbürger, nicht deinen Nutzen, nicht das Opfer deiner Bequemlichkeiten.

Ist des Vaterlandes Noth groß, wird es in Krieg verwickelt,

erfordert es der Kräfte schweren Aufwand — dann will ich aus der Art deiner Klagen deine Denkart, dein Herz erkennen. Der Selbstsüchtige verzweifelt über die Last der Abgaben, über den Mangel des Verdienstes. Der Gemeinnützige klagt nicht so laut um dasjenige, was er verliert, denn er kann sich einschränken; er nimmt Wasser statt des Weines, schwarzes Brod statt der Leckerbissen; aber schmerzlicher hören wir seine Klagen um die Noth seiner übrigen Mitbürger, seine Klagen um das, was seine Gemeinde, was sein Vaterland einbüßt. Denn er gehört nicht sich selbst so sehr, als dem Vaterlande an.

Wie, mein Christ, du erstaunst über diese Seelengröße, wie über einen götlichen Fremdling, dem du noch nie begegnetest? — Siehe, eben diese rührende Herzensgüte, dies Dasein und Athmen für Mitbürger und Vaterland, dies und nichts Anderes ist wahres Christenthum, dies heißt in Gott wandeln und göttlich leben.

So gehe hin, so lebe. Erwirb dir die Himmelskrone hoher Gemeinnützigkeit. Fordere für das Gute, das du thust, nicht immer Lohn. Bringe deinen Mitbürgern zu ihrem Besten gern ein Opfer mit freudigem Gemüth. Hat dich Gott mit Reichthümern gesegnet: gehe hin, verbreite diesen Segen zum Theil durch nützliche Stiftungen und Anstalten über Tausende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer Kinder. — Bist du nicht begütert genug, so hast du vom Schöpfer Talente anderer Art empfangen, du hast Kenntnisse oder Geschicklichkeiten. Erwarte keine Gelegenheiten, sondern suche sie auf, wo du zum Wohlstande und Nutzen, zur Ehre und zum Glanz der Gemeinde, in der du wohnst, oder des Vaterlandes beitragen kannst.

Der ist kein Christ, der noch nicht gelernt hat, gemeinnützig zu sein! — Der ist noch nicht in und mit Gott, der noch nicht, wie Gott für das Weltall, als Mensch in seinem kleinen Wirkungskreise durch gemeinnützigen Eifer das möglichste Gute stiftete! —

Der hat noch nicht den Himmel in seiner Brust getragen, der das Entzücken nicht gefühlt, wohlthätig für Viele mit eigener Aufopferung gewesen zu sein.

Jesus Christus, mein überirdisches Muster, o Du Gemeinnützigster unter allen vom Weibe Gebornen, Christus, der Du für die Beseligung und Aufklärung des in Finsterniß liegenden Menschengeschlechts Dein eigenes Leben in den Opfertod darbrachtest, — Jesus Christus, sei Du mein tägliches Vorbild, meine Leuchte im dunkeln Gewühl des Lebens; meine Stütze, wenn mich die niedrige Selbstsucht vom Weg der Tugend und der wahren Christenlehre hinwegreißen will. — Ich weiß es, nur der Gemeinnützige kann einst mit dem süßen Bewußtsein sterben: Ich lebte hienieden nicht vergebens! Nur der Gemeinnützige kann mit dem süßen Bewußtsein leben: Ich thue, wie mein Heiland that. — Amen, daß ich's thun möge, daß ich einst so vollende! Amen.

88.

Oeffentlich Gutes wirken.

Matth. 5, 10.

Die meisten Menschen sind nicht sowohl lasterhaft und der Sünde Freunde, als sie vielmehr schwach sind, dem schwankenden Rohr gleich, welches der Wind hin und her bewegt. Wäre der größte Theil der Sterblichen von jeher eines durchaus verdorbenen Herzens gewesen: die Welt wäre längst ausgestorben; das menschliche Geschlecht würde sich im Uebermaße der Laster und Verbrechen selbst ausgerottet haben. Aber in Allem hält noch das Gute dem Bösen, und selbst im Schlechtesten der Menschen irgend eine löbliche Eigenschaft den vielen verbrecherischen Neigungen das Gewicht.

Aber, so wenig man im Allgemeinen sagen kann, die Menschheit sei durchaus verschlechtert, zu allem Guten unfähig, von Natur aus lasterhaft und böswillig: eben so wenig kann man im Allgemeinen behaupten, die meisten Menschen seien für das Gute und Edle entflammt, tugendhaft, rechtschaffen. Nein, sie erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sie meiden gewöhnlich nur das Böse um der übeln Folgen willen, und sind des Guten Freunde, so lange die Tugend keine allzuschweren Opfer von ihnen verlangt. So sehr man sich im gemeinen Leben fürchtet, für schlechter als Andere gehalten zu werden, eine eben so große Scheu scheint Jedermann zu empfinden, besser, tugendhafter, edelmüthiger zu sein, als Andere. Man findet das Gewöhnliche am bequemsten, darum wird es geliebt. Man will jede Auszeichnung, im Bösen wie im Guten vermeiden, um weder Abscheu noch Beneidung zu erfahren. So bleibt Alles in der schwankenden, alltäglichen Mittelmäßigkeit, ohne grobe Vergehungen, aber auch ohne Willen, ohne Kraft zu erhabenen, christlichen Handlungen.

Und wenn ich mich selbst prüfe — was muß ich wahrnehmen? Bin ich nicht auch einer von denen, die ihre ganze Klugheit darein setzen, sich nicht auszeichnen zu wollen? Bin ich nicht auch von der Krankheit des Zeitalters angegriffen, die nur Mittelmäßigkeit sucht und hat? Habe ich nicht manches Gute, das ich wohl hätte thun können und sollen, bloß deswegen unterlassen, um nicht auffallend zu werden? Habe ich nicht manches Böse, aber auch manches Gute und Nützliche unterlassen, aus Scheu vor dem Urtheil der Leute? Bin ich nicht mehr der Menschen, als Gottes Diener bisher gewesen? Galten mir nicht die kurzsichtigen Sterblichen, deren Urtheil ich selbst im Herzen oft als unvollkommen verachte, mehr, als der Ewige, dessen Urtheil und Beifall mir für heute und immerdar Alles ist?

Wohl sind viele, und gewiß auch gute Menschen schwach genug,

daß sie das Bessere nicht thun, um nicht Aufsehen zu erregen, um nicht von boshaften und alltäglichen Menschen mißdeutet zu werden. Sie scheuen es nicht, sich dem großen Haufen in seinen Thorheiten gleichzustellen, aber fürchten es, ihm durch eine seltene gute Handlung, die Keiner nachzuthun Lust hat, auffallend oder lächerlich zu werden. Sie fürchten, man werde ihnen das, was aus des Herzens Fülle, aus des Geistes ganzer Ueberzeugung geschah, für Heuchelei, für Scheinheiligkeit auslegen; man werde nicht die Reinheit der That erkennen, sondern dahinter irgend eine versteckte Absicht, einen listigen Plan suchen. Denn daß man eigennützig und klug handle, traut Einer dem Andern leicht zu, weil Jeder so thut und thun möchte. Aber daß man ohne Eigennutz das Gute und Löbliche verrichte, bezweifelt fast Jeder, weil sich Wenige dazu fähig fühlen.

Bei dem Allem schätzt doch Jeder das Lob gewöhnlich höher, was man dem Edelmuthe seines Herzens, als das, was man der Einsicht und Klugheit seines Verstandes zollt, während er in der Stille lieber klug als tugendhaft zu leben bemüht ist. Dieser scheinbare Widerspruch aber löset sich in dem verächtlichen Grundsatze der Menschen auf: daß ihnen am Urtheil der Menschen mehr, als an Gottes und ihrer eigenen innern Zufriedenheit gelegen ist; daß sie daher die Tugend und Seelengüte nur zu einem Werkzeuge ihrer Lebensklugheit machen, und zu einer glänzenden Hülle ihrer unreinen Denkart.

Viele rechtschaffene Christen, die den Spott der Menschen scheuen, aber darum das Gute nicht minder lieben, stellen sich öffentlich der Mehrheit der Menschen gleich, und üben das Gute im Stillen. Sie fürchten durch öffentliche Handlungen ausgezeichneter Seelengüte sich in den Ruf der Heuchelei und pharisäischen Wesens zu bringen. Sie schämen sich gewissermaßen ihrer Tugend vor den Leuten, und bringen ihr die schönsten Opfer im Verborgenen.

Ja, es ist des Christen Pflicht, nicht mit den guten Gemüthseigenschaften zu prangen, welche er besitzt; es ist des Christen Pflicht, nicht jede seiner nützlichen und edeln Handlungen, nicht jedes seiner wohlthätigen Werke vor den Menschen zur Schau auszubieten, um Bewunderung, um Lob zu ärnten: — — aber es ist auch des Christen Pflicht, das Gute öffentlich zu üben, wo es im Geheimen nicht geschehen kann, und wo die Kraft des Beispiels auch auf andere gute Seelen machtvoll einwirken kann!

Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, sprach Jesus Christus zu seinen treuen Geliebten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

So ermahnt uns unser göttlicher Lehrer selbst zu dem Muthe, jene niedrige Furcht und Scheu, jene falsche Scham vor dem Mißverstande der Welt abzulegen, und ganz wie wir sind, so gut, wahrhaftig, wohlthätig, edelsinnig öffentlich zu erscheinen, wie wir es in der Verborgenheit wären. Die Welt soll unsere guten Werke sehen, auf daß sie auch durch ähnlichen Sinn und ähnliche Werke Gott preise.

Es ist zwischen dem Guten, welches der wahre Christ öffentlich zu bekennen und zu thun Muth genug hat, und zwischen dem, welches aus pharisäischem Sinn geschieht, ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Tugend selbst und dem Laster.

Der ächte Christ thut, was er Gutes verrichtet, öffentlich eben so anspruchlos, als im Verborgenen. Er will damit für sich nichts. Er thut nur, was er für recht und löblich hält, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihn deswegen auch loben, oder ob man seine edle Handlung mit allerlei Deuteleien verdächtig machen werde. Wie er das Gute aus Liebe zum Guten und zur Gottheit thut, so geschieht es vom Pharisäer aus wohlüberlegter Klugheit, nicht um

des Guten willen selbst, sondern irgend eines dabei zu gewinnenden Nebenvortheils wegen.

Der ächte Christ handelt nur dann öffentlich mit christlichem Adel, mit Seelengröße, so oft sich eine Gelegenheit entgegenbietet, wo er kann, wo er soll. — Der Pharisäer hingegen sucht Gelegenheiten auf, um öffentlich zu glänzen, bereitet selbst Anlässe dazu vor, und handelt dann so, nicht wie er am weisesten und wohlthätigsten wirke, sondern am blendendsten für die große Menge, von der er beobachtet wird und beobachtet zu sein wünscht.

Der ächte Schüler Jesu, wenn er öffentlich seinen Jesum in Wort und Werk und Thaten der Liebe und Gerechtigkeit zu bekennen hat, thut dies mit redlichem Gemüth. Er weiß es nicht besser, er kann es nicht anders. Edel, wie sein Gedanke, wird auch seine That. Der Pharisäer aber will nicht sein, er will nur scheinen. Bei ihm handelt nicht das reine Herz, sondern der schlaue Verstand. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur weltklug.

Der Nachfolger des Welterlösers begeht, wie in bescheidener Stille und Dunkelheit, so auch öffentlich, das Gute ohne Gegenforderung für sich. Er vertheidigt die Unschuld gegen die Habsucht des Ungerechten; er leistet dem Vaterlande Dienste, bringt ihm aus seinem Vermögen rettende Opfer, wird verachteter Wittwen und Waisen Schutz, hilft Unglücklichen, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihm sein Schaden belohnt, oder auch nur ersetzt werde. Eine gute Handlung kann weder mit Gold, noch mit Ordens- und Ehrenzeichen, noch mit dem Lobe der Zeitungen vergolten werden; sie kann so wenig belohnt werden, als Sterbliche Gott belohnen können. Denn das Gute ist Göttliches. — Der Pharisäer hingegen übt gute Werke; aber sie sind nur Mittel und Werkzeuge seiner Eitelkeit, seines Stolzes, seiner Habsucht, seiner Begierden, sich allerlei Anhang und Zutrauen zu verschaffen. Er spottet darüber im Herzen, Opfer zu bringen, die ihm nichts ein-

tragen; er will das Beste des gemeinen Wesens nur befördern, sobald ihm unmittelbar auch ein Vortheil daraus erwächst; er will seine Tugenden nur an Zins legen, und für seine guten Werke mehr einnehmen, als er selbst ausgab.

Dies ist die Verschiedenheit des wahren und des Schein-Christenthums, des ächten Seelenadels und des pharisäischen Wesens.

Wohl gehört oft Muth dazu, ein Christ zu sein; es gehört oft eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, selbst der Welt die ganze Reinheit seiner Denkart ohne alle Zweideutigkeit zu zeigen. Und gerade dann ist dieser Muth selbst eine Tugend, diese Entschlossenheit eine Pflicht der Religion, die uns über die schiefen Beurtheilungen gewöhnlicher Menschen, über den seichten Spott armseliger Witzlinge, über den Tadel der Klüglinge, welche Alles nur nach dem berechnen, was es einträgt, über die Verdächtigungen boshafter Gemüther erhöht.

Es ist oft leicht, im Dunkeln, wo uns Niemand bemerkt, eine schöne Handlung zu verrichten; aber noch ist es zweifelhaft, ob wir derselben fähig gewesen wären im öffentlichen Leben, unter den Augen der Welt, wo wir mancherlei Vorurtheilen und Mißbilligungen entgegenzukämpfen hatten! Aber die Tugend steht erst in halber Vollendung, wenn sie vor der ungünstigen Zunge der Menschen zittert, statt, des Irdischen uneingedenk, nur auf Gott zu blicken.

Der Mensch, welcher sich scheuet, auch öffentlich so gut zu sein und zu handeln, als er im Innern seines Herzens fühlt, gleicht einem, der im Verborgenen einen edeln aber unangesehenen Freund schätzt und liebt, dessen er sich aber in Gesellschaften vielleicht seines Kleides oder Namens willen schämt.

Es ist des Weisen Pflicht, auch vor den Leuten das Gute feierlich zu bekennen und zu üben, um eben so sehr durch unsere Thaten selbst, als durch die Macht des Beispiels auf die Welt zu wirken.

Ermahnungen und Lehren, so schön sie auch gesprochen, so rührend sie auch angebracht werden, wirken zuletzt immer nur auf den Verstand; aber das Beispiel, welches edle Seelen geben, ergreift mit göttlicher Gewalt unverdorbene Herzen, und führt sie zur Nachahmung. Können wir ohne tiefe Gemüthsbewegung die Geschichte einer edeln Handlung lesen oder erzählen hören? Fühlen wir nicht oft den unwiderstehlichen Hang, eben so tugendhaft groß zu handeln? Ist es nicht das reizende Beispiel der Demuth und Seelengröße, der Selbstverläugnung und Welterrettungskraft, welches uns in der Geschichte Jesu immer am lebhaftesten erschüttert und zur Liebe des Göttlichen hinreißt?

Eben diese Macht des guten Beispiels über die Menschenherzen beurkundet im Allgemeinen die große Güte derselben; sie verbürgt es, um wie viel besser diese noch sein würden, wenn eine thörichte Blödigkeit, eine falsche Scham sie nicht oft zwänge, minder gut zu scheinen, als sie in der That oft sind. Hat nicht das edle Beispiel, welches oft ein Einzelner für Recht, Wahrheit und Edelsinn gegeben, oft ein ganzes Volk zur Begeisterung hingerissen? Sind nicht oft Millionen mit Entzücken der großen That eines Einzigen gefolgt, während vorher unter Millionen nicht einer war, der Muth genug besaß, den Andern durch sein Beispiel Bahn zu brechen? Keiner wagte der Erste zu sein, wenn gleich Alle im Verborgenen gleich gute Wünsche hegten.

Vielleicht drohet dir Gefahr, vielleicht Schmach und Verstoßung, wenn du, was recht, was wahr, was gut ist, zu üben unternehmen wolltest. Vielleicht droht dir der Haß mächtiger Gegner, wenn du dich der von ihnen unterdrückten Unschuld erbarmst. Vielleicht harret dein der Spott aller Bekannten, wenn du die Ehre eines allgemein Verkannten retten möchtest. Vielleicht gibt man dich für einen schlauen Heuchler aus, wenn du Ehrfurcht für Religion, Liebe zur Religiosität mitten unter sogenannten Aufgeklärten zu bekennen wag-

test. Vielleicht belächelt dich die halbe Welt als einen Sonderling, wenn du kühn genug wärest, ihre nachtheiligen Thorheiten nicht mitzumachen. Aber laß sie lächeln, spotten, drohen, — und zeige du dich in der Kraft deiner Tugend. Bekenne muthig Jesum vor der Welt, das heißt, zeige entschieden durch Denkart, Wandel und That, daß du des Göttlichen Nachfolger seiest; so wird auch er dich einst bekennen. Verläugne ihn nicht; er wird dich auch nicht verläugnen. Der Reue heiße Thränen, welche Petrus weinte, als er in jener Schreckensnacht seinen verrathenen Freund verläugnete, werden nie auf deinen Wangen brennen.

Man soll das Gute um so mehr lieben, auch öffentlich zu thun nicht meiden, um so überzeugter man ist, daß durch das Beispiel desselben Gutes bewirkt oder Böses verhütet werden könne.

Wenn der Reiche und Wohlhabende, statt den Ueberfluß seines Vermögens in todter Pracht, in leeren Festen, in kostspieligen Zerstreuungen zu vergeuden, ihn nützlich zum Wohl seiner Mitbürger, zur Erhebung des gemeinen Wesens, zur Rettung sinkender Familien verwendet: wer wird ihn tadeln? Aber wenn er, der vermittelst seiner Glücksgüter in allen irdischen Genüssen schwelgen könnte, diese verläugnet, und zur Einfalt der Sitten das erhabene Beispiel gibt; wenn er Aufwand meidet, um Andere nicht zu einer unnützen Prachtliebe zu verleiten: so gehört ihm doppelte Bewunderung. Er wirkt wohlthätig auf eine große Zahl seiner Mitbürger mit edler Selbstverläugnung um ihrer willen.

Wenn der Minderbegüterte sich das Entbehrliche abdarbet, um eine gemeinnützige Stiftung zu gründen oder befördern zu helfen, so ist es sein Beispiel, durch welches die Eigennützigkeit der Reichern beschämt und überwunden wird, indem sie ohne völlige Herzensverderbtheit sich nicht von einem weniger mit Erdengütern Gesegneten übertreffen lassen können.

Am dringendsten aber wird es denen zur Pflicht, öffentlich edel

und groß zu handeln, auf deren Handlungen als Muster Andere zu sehen berechtigt sind. Aeltern sollen, was sie Gutes thun, im Angesicht ihrer Kinder thun, nicht um von diesen bewundert zu werden, sondern ihnen Muth zu tugendhaften Handlungen und zur Selbstverläugnung einzuflößen. Ihr Ruhm dabei ist gering, aber um so größer ihre Schmach, wenn sie Kinder ihre Laster, ihre Unanständigkeiten, ihre Zwietracht, ihre fehlerhaften Angewöhnungen schamlos erblicken lassen. — Die Lehrer des Volkes, die Diener des Altars sollen in ihrem Wandel die Macht und Herrlichkeit dessen zeigen, was sie lehren: Größe im Unglück, Besonnenheit in der Freude, Enthaltsamkeit im Genuß, Unersättlichkeit in Vollziehung aller Berufspflichten, Ehrfurcht gegen Gesetze, Liebe und Gefälligkeit im Umgange. Sie sind noch keines Ruhmes würdig, wenn sie nur dies leisten: aber doppelt ist ihre Schmach, doppelt ihre Verantwortung vor dem Weltrichter, wenn sie im Wandel das Gegentheil ihrer Lehre sind, nachlässig im Beruf, geschäftig in Zerstreuungen, unmäßig im Genusse, ehrgeizig und neidisch gegen Bessere, kriechend gegen den Hohen, stolz gegen die Menge, erpicht auf Geldgewinn oder Anhang beim Pöbel, um sich den Bessern furchtbar zu machen. — Beamte, zur Vollstreckung des Gesetzes berufen, sollen öffentlich das Beispiel der Treue zum Gesetze geben. Darum gebührt ihnen kein Ruhm; aber öffentliche Schmach lastet zehnfach auf ihnen, wenn von ihnen selbst das Beispiel der Pflichtverletzung, der Gewissenlosigkeit, der Untreue, der Leidenschaftlichkeit, der Irreligiosität gegeben wird.

Oeffentlich, wie im Stillen, wo mich Niemand sieht, als Gottes Auge, will ich meine Pflichten vollziehen; öffentlich, wie im Kreise der Meinigen, will ich Dich durch Gesinnung und That, o mein Jesus! bekennen. — Warum sollte ich mich durch falsche Scham verhindern lassen, Dir anzuhangen, Dir zu folgen, edel und göttlich zu denken und zu handeln, wie Du? Warum sollte ich mich

schämen, den Willen meines Vaters im Himmel zu thun? Seit wann ist denn Recht ein Verbrechen, Unschuld eine Schande, Tugend ein Flecken?

Ja, durchbringe und erwärme und stärke mich, Strahl der Gottheit, heiliger Geist, daß ich ohne Menschenfurcht überall vor Menschen in der Wahrheit meines Herzens hintrete, und das Gute, Nützliche, Erfreuende, Gerechte thue, wo ich es immer vermag. Bin ich tugendhaft, so will ich es in allen Wegen sein. Nur der Verbrecher möge vor dem Hohn der Welt zittern; aber der Redliche steht höher als die Thorheit, welche noch oft das gemeine Urtheil beherrscht. Und würde ich auch zuweilen mit meinem guten Willen verkannt: Du, o Allwissender! Du, o Herzenskundiger! verkennst meinen Sinn nicht. Und ärnte ich auch zuweilen Undank für meine Aufopferungen und Bemühungen — ich rechne ja auf keinen Dank der Welt, auf keinen Lohn von Menschenzungen und aus Menschenhänden. Vollendung meines unsterblichen Geistes, Reinigung und Stärkung und Erhebung meiner unvergänglichen Natur, das Dir Aehnlichwerden, o Vater, Vater im Himmel! — nur dies ist mein Ziel!

Wie das liebliche Abendroth nachzieht einer untergehenden Sonne: so begleitet einen edeln Menschen die schöne Wirkung eines guten Beispiels. O Gott, o Gott, könnte auch ich durch meine Handlungen andere gute Seelen zur Selbstthätigkeit erwecken; durch das Beispiel meines Lebens das Leben Anderer verherrlichen! So würde ich doppelt selig sein, selig in Andern, selig, mein Gott, in Dir!

39.

Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande.

Jes. 3, 16 — 26.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt;
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Es ist der Sitten Reinigkeit;
Es ist des Rechtes Heiligkeit:
Es ist, wenn du, Religion,
Die Hütte schmückest und den Thron!

Fürsten klagen die Entartung ihrer Völker an; Völker die Leidenschaften, den Ehrgeiz, die Ueppigkeit ihrer Fürsten. Wie viel Jammer schreit von der Erde hinauf zum Himmel!

Aber woher dies allgemeine Elend der Welt? — —

Ist dies Strafe Gottes für die Sünden der Völker und Fürsten? —

Wie schrecklich wäre diese Strafe! Wie schrecklich der richtende Gott! — Ja, es ist die Hand Gottes, welche uns straft; Gott hat gerichtet!

Denn also hat es die Weisheit des Weltordners gestiftet, daß Verderben von außen die Folge des Verderbens von innen wird; daß böse Sitten böse Zeitalter gebären; daß einzelne Menschen, daß ganze Nationen, wenn sie die Bahn der Einfalt und Natur verlassen, wenn sie den Gesetzen der Vernunft entsagen, wenn sie dem Willen Gottes, durch Jesu Mund ausgesprochen, Hohn bieten und mit thierischer Klugheit in thierischer Selbstsucht verderben, untergehen müssen, Selbstmördern gleich, in den Qualen sich selbst bereiteter Gifte.

Gott legte zum Wahnsinn der Sünde die Schmerzen der Strafe;

aber der Mensch ist es, der mit der Sünde seine Strafe ergreift. Dies ist die Erfahrung des Menschenlebens; dies der Inhalt der ganzen Weltgeschichte; dies das Geheimniß der göttlichen Weltordnung.

Und können wir es läugnen, welche Tage der Sünde, der Selbstsucht, der Wollust, der Eitelkeit, der Erschlaffung den Tagen allgemeinen Elendes immer vorangingen? Umringte nicht das Laster viele Throne, wie es viele Hütten anfüllte? — Die vernachlässigte Jugend der Großen sah an Höfen die ekelhaften Künste der Wollust, der Ueppigkeit, der Zerstreuung, des Neides, des Hochmuths, der Schmeichelei. Dort hob Vorurtheil, Verwandtengunst, Eigennutz den Verdienstlosen auf obrigkeitliche Stühle. Hier trieb der Gesetzgeber, der Wächter öffentlicher Ordnung, schamlos Ehebruch; dort lächelte der bestochene Richter günstig auf die ungerechte Sache hinab. Hier wetteiferten die niedern Stände mit den höhern in Prachtaufwand, Schwelgerei, kostspieligen Lustbarkeiten, Titeln und Ansprüchen; dort wetteiferten die höhern Stände mit den niedern im Schwelgen, Saufen, Spielen, Verleumden, Zanken und zügellosen Wesen. Hier stellte sich der Leichtsinn lächerlichen Unglaubens an die Stelle der verstoßenen Religion; dort Schlauheit, List und Lebensklugheit an die Stelle der Seelengröße und Tugend. Hier lehrten schamlose Schriftsteller öffentlich der guten Sitten spotten; dort trieben Geistliche ihren heiligen Beruf wie ein lästiges Frohnwerk, traten unvorbereitet vor verwahrlosete Gemeinden, und machten ihnen den Tempel Gottes zum Wohnort der Langweile, statt zur Schule der Tugend und Seelenerhebung. Hier verfolgte man den redlichen Eifer um das Gemeinbeste, spottete des Ehrlichen als eines Thoren, des Gewissenhaften als eines Unklugen, des Menschenfreundes als eines schlauen Heuchlers; dort beugte man sich knechtisch vor dem Triumph des Unterdrückers, küßte mit Ehrfurcht die Hand, welche Wittwen, Waisen und Arme bestahl.

Hier fehlte es am Nothdürftigsten, wenn der Schatz der Reichen zu gemeinnützigen, vaterländischen Unternehmungen angerufen ward um mächtige Unterstützung; dort strömten Goldsummen und Ueberfluß zusammen, wenn zu prachtvollen Lustbarkeiten leichte Winke geschahen. Feine Sitten hatten mehr Werth, als gute Sitten. Klugheit galt mehr, als Rechtschaffenheit; Lebensart mehr, als Lebensweisheit; Pracht mehr, als Einfalt; Schmeichelei mehr, als Wahrheit; Geld mehr, als Verdienst; und Eigennutz mehr, als Vaterlandsliebe. So sehr war Alles verkehrt, daß selbst die Worte ihren Sinn änderten, und die Laster den Namen der Tugend, Tugenden die Benennung der Fehler empfingen. Schamhaftigkeit hieß Ziererei, aber Frechheit liebenswürdig. Die Weisheit der Religion hieß Aberglauben des Pöbels, aber Spott des Allerheiligsten hieß Weisheit. Aufopferung für das Gemeinwohl hieß Narrheit; hinterlistige Umtriebe der Selbstsucht wurden als Klugheit geehrt. Der Glaube an Tugendsinn, an reines, uneigennütziges Wollen war verschwunden; man war zufrieden, Andere für verderbter halten zu können, als sich selbst.

Wie denn? Täusche ich mich? — Ist dies Gemälde von den Sitten des Zeitalters, besonders von den Sitten derjenigen Stände zu dunkel, welche durch höhere Ausbildung über die untern hervorzuragen meinen? O daß ich mich irrte!

Wohl gebrach es nie an einzelnen Edeln, die dem Strom des allgemeinen Verderbens rühmlich widerstanden. O, es sind Hunderte, es sind Tausende, denen die Tugend noch ein ehrwürdiger Name, denen die Religion noch ein Heiligthum ist; noch Tausende, denen ein reines Herz höher gilt, als alles Gut der Welt; — aber sie Alle verschwinden zu einem Nichts in der ungeheuren Zahl des gemeinen Haufens der Verderbten.

Das Band aber, welches Völker zusammenknüpft, ist ein geistiges Band, wie dasjenige, welches die Glieder einer einzelnen

Familie verknüpft. Diese Bande bestehen aus Meinungen, aus Empfindungen, aus Bedürfnissen. Wenn aber alle Bande der Religion, der Herzenstreue, der Sittlichkeit zerrissen sind; wenn sich die Menschen nur noch gegenseitig dulden, weil sie einander nöthig haben, nur Gesetze befolgen, weil ein Schwert droht: was ist dann eine Familie, ein ganzes Volk? Es ist ein Leichnam ohne Seele, der allgemach in sich selbst zerfällt. Er stürzt bei der ersten Erschütterung von außen in Asche zusammen. — Verdorben wie die einzelnen Menschen im Volke, handeln dann auch die Völker gegen Völker. Dann ist Ehrfurcht vor Verträgen verschwunden; dann findet für Ehrfurcht vor fremdem Gut nur Begierde nach demselben statt; dann hofft man, ein guter Ausgang müsse das schändliche Unternehmen heiligen. Dann gilt vor dem Fordern und Gebieten der Selbstsucht kein Menschenrecht, kein Völkerrecht, kein Vertrag, keine Billigkeit.

So ist es gekommen! So erfüllt sich das Wort des Herrn, welches jeder tugendlosen, durch Ueppigkeit und Selbstsucht entkräfteten Nation durch Jesaias zugerufen ward: „Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen, und deine Krieger im Streit. Und ihre Thore werden trauern und klagen, und sie wird jämmerlich sitzen auf Erden.“ (Jes. 3, 25. 26.)

Aus der Verderbtheit des menschlichen Gemüths quillt alles Uebel der Welt; aus dem Uebel aber entspringt wieder das Gute. Sittenlosigkeit und Selbstsucht erzeugen den Untergang der Völker und den vernichtenden Krieg; der Krieg aber führt zur Strenge und Einfalt der Sitten; die Noth wieder zur Bürgertugend und zum Christussinn zurück.

Ach, daß mein Wort wie die Stimme eines Engels an das Herz der Völker dringen könnte, daß es die Millionen leidender Mitmenschen hören möchten! Richtet das zerstörte Heiligthum wieder auf; zündet die erloschene Menschen- und Vaterlandsliebe wieder an; ehret die Tugend wieder durch Gedanken und Thaten; führet

die Einfalt der Sitten wieder in eure Städte und Dörfer zurück; — barmherzig ist Gott, und das Elend der Welt wird verschwinden!

Aber schwach ist des Sterblichen Wort, und eines Engels Stimme würde das unbeugsame Gemüth des Menschen nicht anders lenken. Darum walte Gott. Die Macht unwiderstehlicher, eherner Schicksale allein treibt das widerspenstige Geschlecht in die heiligen Ordnungen der Natur, Wahrheit und Tugend zurück. Es sieht erst Ströme Blutes, zerstörte Städte, zerrissene Völker, zerschlagene Throne, ehe es von den Träumen seines Wahnsinns erwacht; es sieht erst Flammen drohen über Palast und Hütte, ehe es vom Rausch der Selbstsucht zum nüchternen Gemeinsinn übergeht. — Es walte Gott. Was er thut nur, ist wohlgethan.

Aber die schrecklichen Zeichen der Zeit, das Seufzen des Vaterlandes, die Leiden der Nationen erinnern den Christen, auf die Quellen des großen Uebels hinzublicken, und kräftig durch Wort und Beispiel das Bessere zu bewirken. Er sucht in seinem häuslichen Kreise, in seinen bürgerlichen Verhältnissen die bessern Zeiten wieder hervorzurufen. Er will es, denn Gott gebeut's. Er kann es, wenn auch nur, so weit seine eigenen Kräfte gehen. Er scheut sich nicht, es zu thun, denn das Göttliche muß endlich aufhören, Scham zu erregen, da die steigende Noth hart genug und immer strenger die Verirrungen der Menschen züchtigt.

Und wie kann es der Christ? — — Er kann es, indem er im Vaterlande die verlorne Einfalt der Sitten wieder herzustellen und zu fördern der Erste ist.

Einfalt der Sitten ist Vermeidung alles dessen im Denken, Thun und Leben, was einen Hang zur Selbstverweichlichung, zum unnützen Glanz durch Außendinge verräth und begünstigt, als wodurch zuletzt das Wesen vergessen wird über das Scheinen und der Geist und seine Kraft über das Schwelgen im Sinnlichen. Es äußert sich

die Einfalt der Sitten durch Wahrheit des Gedankens, der die Künste der Verstellung verschmäht; durch Rechtlichkeit im Handeln, nicht wie es besser scheint, sondern wie es besser ist; durch einfache Stillung sinnlicher Bedürfnisse, weil diese nur für Weichlinge und Thoren das Wichtigste sein können.

Sitteneinfalt steht entgegen der Sittenverderbtheit, der Ueppigkeit, der Zerstreuungssucht, dem unmäßigen Prachtaufwand, dem Bemühen, anders, besser oder mehr zu scheinen, als man ist, der künstlichen Lebensart, welche die Ordnung der Natur ändern möchte, und alle Güter der Welt, alle Früchte eigenen Fleißes, alles, was dem Menschen wünschenswerth dünkt, in Werkzeuge der Eitelkeit und Sinnenlust verwandelt.

Durch Sitteneinfalt ist Wohlstand, Reichthum und Ansehen zahlreicher Familien gegründet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geschlechter zu Grunde; Sitteneinfalt machte oft kleine Völker mächtig, frei, ehrwürdig; Sittenverderbniß stürzte große Nationen in Sklaverei. Die Geschichte der Welt ist reich an furchtbaren Beispielen in der Lehre, die sie ertheilt; und ihre Lehre ist nur ein Hinweisen auf die Gesetze der ewigen Weltordnung Gottes.

Wie aber Einfalt der Sitten, das heißt, bescheidener, gerechter Sinn und Mäßigkeit, solche Wunder wirken könne, ist kaum einer Erklärung werth. Denn der Mann oder das Volk, welches bei der Einfachheit seiner Lebensweise unabhängig von tausend künstlichen Bedürfnissen und sinnlichen Genüssen ist, besteht in wahrer Freiheit; hängt von keines Fremden Gunst und Beifall ab; ist sich selbst genug; wird von den Schwächern und durch Sinnlichkeit Verweichlichten, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet oder bewundert.

Hingegen wo der größte Theil des Volkes durch Ueppigkeit, Verwöhnung in allerlei erkünsteltem Lebensgenuß weichlich geworden; wo schon der bloße Name des Krieges ein Schrecken, und die

Entbehrung der sonst zum Lebensunterhalt entbehrlichsten Dinge eine öffentliche Noth erregt: da ist das ganze Volk noch früher geschlagen, als das Heer; da wird die Freiheit der Enkel um einen Gaumenkitzel, um feinern Kleiderstoff, um Judas Silberlinge gleichgültig hingegeben.

In der Sitteneinfalt herrscht bescheidener Sinn. So wenig der Christ seinen höchsten Ruhm in bloßen Spielen des Zufalls, im schwelgerischen Gastmahl, im glänzenden Wohnhause, im kostbaren Gewande findet, sondern im Adel des Geistes, in Seelengröße: so auch ein ächt-christliches Volk. Nur aus dem Schlamm der Ueppigkeit, Völlerei und Prunkliebe steigt die weibische Eitelkeit, die falsche Ehrsucht, die prahlende Ruhmredigkeit. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth, mißhandeln stolz den Schwächern, und prangen, statt mit eigenen Tugenden, mit dem Namen ihrer Väter. Aber es ist kein Laster, welches nicht endlich den Rächer findet, und kein Uebermuth, welcher nicht endlich in Schanden aufgelöset wird.

Einfalt der Sitten ist Gerechtigkeit des Sinnes, das heißt: wo noch die Sitten unverdorben sind, da herrscht gesundes Urtheil, unverkünstelter Geschmack, richtige Ansicht dessen, was sein müsse, damit das Vaterland wohl bestehe. Wo die Sitten unverdorben sind, da fordert der Leib noch nicht größere Sorge und Pflege, als der Geist; da hält sich noch jeder Einwohner des Landes für sein Vaterland geboren; da schätzt der Bürger sein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes; da hält er die Gesetze noch werther, als seinen Vortheil; da findet er es noch billig und recht, daß jeder Einzelne sich freudig für das Beste Aller zum Opfer bringe; — da ist folglich der Staat noch ein festes Ganzes, das Volk noch ein treuverbundenes Brüdergeschlecht. — Wo aber Sitteneinfalt verschwunden ist, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo Jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden

muß, um immer genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu bestreiten: da verliert sich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnsorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt Jeder nur für sich. Da wird Eigennutz nothwendig erachtet. Da will die Selbstsucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Besten Anderer hören. Da wird gleichsam jedes Haus zum besondern Staat im Staate. Da gehorcht man den Gesetzen nur aus Zwang, nicht mit froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelassenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit. Da beneiden und verfeinden sich die verschiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen — genug, alle Uebel des Eigennutzes und der Selbstsucht wüthen durch den kranken Körper des Staates, verzehren seine Kraft, lösen seine Verbindungen auf und beschleunigen seinen Fall. Feigheit und Verrätherei bieten am Tage der Gefahr die Hand zum Untergange eines Landes, das Keiner mehr als Vaterland zu lieben gewohnt ist. Denn Jeder liebet nur sein eigenes Haus, sein Vermögen, sein Leben. Zufrieden, wenn ein Jeglicher nur das Seinige retten und erhalten kann, ist Jeder unbesorgt für die Rettung des Ganzen, für die Rettung der Freiheit und Ehre des Volks und der Vorwelt.

Die Schicksale aller Völker sind sich zu allen Zeiten darin gleich gewesen, daß durch strenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die schwachen mächtig, die unbekannten berühmt und herrlich auf Erden wurden; daß hingegen durch Sittenverderbniß, Gleichgültigkeit gegen Gesetz und Vaterland, durch Selbstsucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mächtige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Voraltern berühmte in Schmach und Elend gestürzt wurden.

Und was vor Jahrtausenden an den Völkern geschah, das geschieht noch am heutigen Tage; denn noch hat das Gesetz göttlicher Weltordnung zu herrschen nicht aufgehört!

Nur Eins bleibt in schweren Zeiten: Vertrauen auf Gott, und starker Muth, des Vaterlandes Ehre, des Vaterlandes Wohlstand wieder aufzurichten, indem jeder Einzelne in seiner Art nach allen Kräften dazu beiträgt. Und wer es kann, der soll es, denn er ist ein Christ. Und wer es will, dem wird Gottes Beistand nahe sein.

Und was kann ich in meinem häuslichen Kreise, in meinen beschränkten bürgerlichen Verhältnissen für Vaterland und Menschheit thun? — Du kannst das Wichtigste, du kannst Alles leisten. Werde deinem Hause, werde deiner Stadt, deinem Dorfe, deinem Lande das rührende Beispiel des Muthes, der Treue, der Liebe fürs Vaterland, der Entsagung, der strengen Sitteneinfalt! Dein Beispiel wird die Begeisterung Anderer entzünden. Alle Edeln werden dir gleich thun. Man wird die Wahrheit des göttlichen Wortes lebendig erkennen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. (Spr. Sal. 14, 34.)

Laß es nicht bloß dabei bewenden, Sitteneinfalt zu rühmen und anzupreisen. O wie viele sind dieser Prediger, die eifrig das Edle loben, aber selbst nicht ausüben mögen! Wie viele sind, welche den Aufwand der Großen tadeln, aber sich selbst einer andern Art Weichlichkeit ergeben, die wohlfeiler ist! Wie viele sind, welche die Feigheit dieser oder jener Krieger tadeln, aber selbst keinen Muth haben, für das Glück des Vaterlandes auch nur das geringste Opfer zu bringen! Wie viele sind, welche den Leichtsinn, die Wollust, die Verzärtelung der Menschen schelten, aber selbst einen guten Tag durchleben mögen, wie sie es nennen! — Geh hin, nicht um Sitteneinfalt zu predigen, sondern sie zu üben.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen! Lerne dich selbst verläugnen und unabhängig von Außendingen machen: so ist dein Herz frei, so ist dein Geist ohne Fesseln. Du gehörst dann erst dir selbst, und nur wer sich selbst

gehört, kann über sich verfügen, kann sich dem Vaterlande, kann sich Gott weihen! — „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!“ spricht Jesus Messias. (Matth. 6, 34.)

Entwöhnung des Leibes von entbehrlichen Bedürfnissen macht den Geist frei, und dies ist die Grundlage des wahren Christenthums. Dahin deuten Jesus und die Apostel, wenn sie uns zurufen: Ihr sollet nicht Knechte sein, sondern Freie; ihr sollet das Fleisch tödten, sammt den Lüsten und Begierden!

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, ist bei seiner einfachen Lebensart zu jeder andern Tugend fähig; er ist von den Launen der Menschen, von dem Wechsel der Schicksale unabhängig; ist ein Gegenstand der Verehrung. Denn die Sterblichen schätzen, und mit Recht, nur denjenigen hoch, der durch eigene Kraft dasteht; wer aber von ihnen abhängig ist, den verachten sie bald.

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, der kann für Andere desto mehr sein und leisten. Er, mit Wenigem zufrieden, hat jederzeit Ueberfluß, Andern zu helfen. Was er sich versagt, ist ein Gewinn für die Menschheit, für das Vaterland.

Das heißt Sitteneinfalt üben! — Nicht bloß dem Reichen, dem Bemittelten, sondern selbst dem Armen und Bedürftigen gilt dies Wort. Denn man suche doch nicht Einfalt der Sitten bei den Armen, denen sie oft mehr als den Reichen fehlt. Sie können sich freilich nicht in köstliche Gewänder hüllen, oder in Gastmählern und Lustbarkeiten große Geldsummen vergeuden, die edler anzuwenden wären: aber Verschwender sind sie oft mitten in ihrer Armuth. Sie sind Sklaven ihrer sinnlichen Lüste, wie die Reichen, und befriedigen ihre Begierden nur mit geringen Mitteln. Für Trunk und Spiel, für Näscherei und Gaumenkitzel, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen, für Lustbarkeiten niedriger Art verschwenden sie das Ersparte, und darben Tage lag wieder am Nöthigsten. Hier ist keine Sitteneinfalt, kein Christenthum, sondern Sklaventhum des

Geistes, Sinnenlust, Verderbniß der Sitten. Dies ist das Volk, durch welches ein Staat untergehen kann.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen, und setze deinen Stolz darein, dir mit dem Einfachsten und Nothwendigsten genügen zu lassen. Unverzärtelt, abgehärtet, unabhängig, kräftig, bewahrst du mit der Gesundheit des ungeschwächten Leibes ein freies, kräftiges Gemüth, zu jeder großen Handlung bereit.

Zeige deinen Reichthum oder auch deine Wohlhabenheit nicht in dem, was du genießest, sondern in dem, was du für Andere thust.

Das ist das Kennzeichen tiefen Sittenverderbens, daß Jeder seinen Wohlstand oder Reichthum vor andern Menschen glänzen lassen will, indem er sich prächtiger schmückt, sein Hauswesen kostbarer einrichtet, seinen Tisch mit theurern Speisen und Getränken besetzt, als ein Anderer. Solchen Menschen — ach, Christen, Jesu Nachahmer nennen sie sich — ist es kaum denkbar, daß man sein Vermögen noch schöner anwenden könne. Was haben wir davon (sprechen sie in ihrer thierischen Selbstsucht), wenn wir es nicht genießen? Thöricht wäre es, wenn wir selbst darben und, was wir vermögen, Andern zukommen lassen wollten; man hätte ja nur keinen Dank davon!

Elende Sterbliche, also nur des Dankes willen wollet ihr Gutes thun? So wollet ihr denn euern Lohn dahin haben? — Nun, ihr habet ihn dahin! Wer nicht Christ genug ist, selbst dem Undankbaren wohlzuthun, selbst zum Besten seines Feindes Opfer zu bringen, der nenne sich nicht Gottes Kind, nicht Jesu Freund! — Gehet hin, pranget mit euerm Erwerbe oder Erbtheil; verzärtelt euern Leib; versaget euern Gelüsten wenig; verführet Andere durch euer Beispiel: ihr habet euern Lohn dahin!

Der Christ, dem Sitteneinfalt lieb ist, gewährt edeln Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, ver-

sagt er sich selbst, was keine Nothwendigkeit ist. In seinen Kleidungen herrscht schöne Anständigkeit, ohne Aufwand; in seinem Hause gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Kostbarkeit. Er will gesunde Nahrung, keine Näscherei, kein Schwelgen. Er gönnt dies niedrige Vergnügen thierisch verwöhnten Menschen. — Andere haben vielleicht mehr Vermögen, als er; dennoch ist er reicher, als sie. Denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die Vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er ist reicher, als sie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut. Jene können es nicht. Er unterstützt mit dem, was ihm entbehrlich ist, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was seiner Stadt, seinem Vaterlande ehrenvoll ist. Er weiß, er bekennt es gern: was er hat, das hat er durch sein Vaterland, durch Gott; — er weiht einen Theil des Seinigen dem Vaterlande und Gott wieder! — Er zeigt seinen Reichthum, wie Jesus einst den seinigen zeigte. Der Gottmensch lebte in hoher Sitteneinfalt, ohne äußeres Gepränge; aber Tausenden, Millionen that er Barmherzigkeit. Ihn schmückte nicht Gold und Purpur; aber Könige empfingen Seligkeit von ihm. Ihn sah man nie bei glänzenden Gastmählern schwelgen; aber Tausende sättigte er. Und als die Welt ihm voller Undank Alles entriß; als ihm Freunde und Verwandte, als ihm Freiheit, Obdach und Kleider geraubt waren; als ihm in den letzten Lebensstunden menschliche Grausamkeit sogar den Tropfen kühlen Wassers versagte, seine lechzende Zunge zu netzen — als ihm nichts mehr gehörte: da gab er am Stamme des Kreuzes noch sein Blut hin für die Seligkeit des menschlichen Geschlechts!

Einfalt der Sitten soll auf Einfalt des Gemüthes gegründet sein; — nicht bloß Ziererei, sondern immer eine schöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des sparenden Geizes, oder der Ruhmliebe, sondern lebendiges Gefühl. Denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene, reine Sitten;

nur ein edles Gemüth schämt sich des Prangens, des Zurschautragens, des Gern- und Vielscheinens; es zeigt sich lieber selbst.

„Schlecht und recht leben“ war einst der Wahlspruch unserer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war; das heißt: man soll handeln, wie man spricht, und sprechen, wie man denkt, ohne Arglist, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens, Ekel vor aller Künstelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That ist.

O Christen, Christinnen, denen Gott und Ewigkeit, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes und der Nachkommen theuer sind — könnte meine Stimme euer Herz erschüttern und zu einem großen Entschluß bewegen, — zu dem Entschluß, der Ewigkeit und des Vaterlandes würdig zu sein, — zu dem Entschluß, daß Jeder in seinem Kreise zur Einfalt der Sitten zurückkehre, — zu dem Entschluß, allen Schein zu meiden, und wahrhaft und natürlich zu sein, — zu dem Entschluß, das Entbehrliche zu entbehren; einfach, mäßig, sparsam zu sein im Hause, um desto hilfreicher zu sein, wo es Noth thut; sich den Ueberfluß zu versagen, um dem Mitbürger, um dem Vaterlande etwas Nützliches leisten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu sein in schönen Worten, verschwenderisch in edeln Thaten, redlich in der Aussage, treu im Versprechen, bescheiden im Fordern, groß im Geben.

Väter, Mütter, verbannet aus euern Häusern den todten Glanz des Aufwandes, und führet den Glanz bürgerlicher Tugenden, erhabenen Christensinnes ein! — Glänzet nicht durch das Fremde, sondern durch eure große Denkart, durch euch selbst! — Gebet euern Kindern das rühende Beispiel von der Einfalt eurer Sitten und von der Erhabenheit eurer Gemüther: wie ihr euch selbst versaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euern eigenen Glanz

weniger, als den Wohlstand und die Ehre eurer Stadt, eures Landes, schätzet.

Wenn es Tausende bekennen, das heutige Menschengeschlecht sei verdorben — so zeihet sie der Lügen! Ihr seid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet.

Gewöhnet eure Kinder zur Enthaltsamkeit, zu strenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und stärket ihren Geist, während ihr die Gesundheit ihres Körpers dauerhaft machet. Verführet sie selbst nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbissen, zur Weichlichkeit in Wohnung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderschönheit. Wehe, ihr wisset nicht, was das Verhängniß über sie beschlossen hat! Lasset sie keinen Werth in Außendinge setzen, sondern in Selbstständigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und Edelmuth. Lehret sie die Wahrheit ehren, unterrichtet sie nicht in Künsten der Verstellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorsicht vonnöthen ist. Aber herrlicher ist noch, durch Redlichkeit zu verderben, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Bessere zu siegen. Gewöhnet sie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig sei, vor keinem Ungemach scheu werde; daß ihr Herz, ihr Geist die höchste Sorge ihres Lebens werde.

O Vater, o Mutter, die du bei diesen Zeilen vor deiner eigenen Schwachheit erröthest, vielleicht die allzuzärtliche Pflege deines Kindes entschuldigen willst — du hast Verderben deinen Kindern bereitet! Sie sind nicht bösen Gemüthes, aber durch dich sind sie schwach, sinnlich, sich selbst verzärtelnd geworden — so sind sie zu jedem Unglück reif. Sie sind es durch dich! Erinnere dich, daß dies Leben seine Stürme habe. Womit hast du dein Kind dagegen bewaffnet? Erinnere dich, daß diejenigen, welche durch Gottes Beistand auf Erden Ruhm und Glücksgüter erwarben, Stifter angesehener Familien wurden, nur durch ein strenges Schicksal

und ein unverzärteltes Jugendleben zum Gipfel ihrer Wünsche gelangten!

Es ruft uns das Vaterland unter Blut und Thränen zur Einfalt, zur Gerechtigkeit des Wandels zurück. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk: aber die Sünde ist der Leute Verderben! — Nur unsere Selbstsucht, nur unsere Weichlichkeit, unsere Ueppigkeit ward unser Verderben, und zerstörte den Ruhm unserer Väter.

Es ruft uns die Stimme Gottes, die Stimme Jesu zu jener Einfachheit der Sitten, zu jener Reinheit des Gemüthes, welche wir an dem Erlöser bewundern, und die das Kennzeichen des wahren Christen ist. — Warum soll dies Kennzeichen nicht auch mein Eigenthum werden? — Es soll es! Ich will mich in meinen Bedürfnissen einschränken; ich will mir das Entbehrliche versagen; und mag ich Andern arm scheinen, wenn ich dann nur gegen Hilfsbedürftige oder zur Ehre meines Vaterlandes reich handeln kann. Ich will nicht mit äußerer Pracht zu glänzen suchen, sondern mit einem Sinn, der in der Ewigkeit Werth behält. Ich will für meinen Leichnam keine kostbaren Gewänder fordern, so lange unter meinen Mitbürgern noch Elende sind, denen Lumpen fehlen, ihre Blöße zu decken. Ich will keine Leckerbissen, so lange noch Hungrige im Lande sich und ihren Kindern kein Brod geben können. Ich will keine Kleinodien, keine Perlen, so lange noch Thränen des Dankes und der Freude durch Wohlthaten zu ärnten sind. Ich will theuern Lustbarkeiten und kostspieligen Vergnügungen entsagen, so lange noch das Vaterland verachtet und ruhmlos daliegt.

Gott, o Gott! Nur Muth, nur Muth gib mir, daß ich's vollbringe! — Wenn mich auch Menschen verkennen werden, Gott, Du Erforscher der Seelen, Du verkennst mich ja nicht. Ich will, ich muß! Ich fühle es, ich soll es Dir, o Gott! Ich soll es Dir, o mein Vaterland!

40.

Der fremde Religionsgenosse.

Ap. Gesch. 10, 9 — 35.

Bereit, Dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drängt, sich Dir zu nah'n,
Nimmst Du von allen Völkerschaaren
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ohn' einen Strahl von Deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

Zwar leben wir nicht mehr in jenen finstern und schrecklichen Tagen, da sich noch die Menschen von verschiedener Religion um dieser Religion willen verfolgten; da man ihres Glaubens willen unschuldige Greise und Männer, Weiber und Töchter zu den Flammen des Scheiterhaufens schleppte; da man ihres Glaubens willen Brüder gegen Brüder, Kinder gegen Aeltern, Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten den verruchten Mordstahl zucken sah; da man ihres Glaubens willen ganze friedliche Völkerschaften aus ihren brennenden Städten und Dörfern vertrieb und ausrottete, oder mit lechzendem Blutdurst Tausende in ihren Betten erwürgte. Zwar leben wir nicht mehr in dem traurigen, verwilderten Zeitalter, da man im Namen der heiligsten Religion Wahrheit, Recht, Menschlichkeit und Tugend mit Füßen trat; da man um des Himmels willen die Werke der Hölle übte; da man, um die Altäre des allbarmherzigen Gottes zu heiligen, sie mit dem Blute ermordeter Menschen, mit dem Blute der Kinder und Geschöpfe Gottes befleckte. — Aber noch immer herrscht in vielen Menschen ein gewisses, oft schon in den Kinderjahren eingesogenes, Vorurtheil, ein gewisser geheimer Widerwille, wo nicht Haß gegen diejenigen, welche einer andern Religion zugehören. — Noch immer gibt es viele Verblendete, welche auch den besten, den tugendhaftesten Menschen nicht lieben können,

sobald er in einem andern Glauben auferzogen ist. Sie sehen ihn höchstens mit Augen des Mitleids, wo nicht gar mit Augen der Verachtung an.

Aber warum dieses Mitleid, warum diese Verachtung gegen den fremden Religionsgenossen? Sind diese mannigfaltigen Religionen auf Erden nicht mit Zulassung, nicht selbst mit dem Willen Gottes? Warum Mitleiden und Verachtung? Sind jene Völker, die in einem andern Glauben, als du, geboren und erzogen sind, verächtlich oder verdammungswürdig, weil sie nie Gelegenheit hatten, den Glauben, welchen du hast, kennen zu lernen?

Von jeher, seit Völker den Erdball bewohnen, waren auch unter ihnen verschiedene Religionen. Wie konnte es anders sein? — Ihre Wohnplätze und Himmelsstriche, ihre Gebräuche und Gesetze, ihre Nahrungen und Sprachen, ihre Gewerbe und Kenntnisse waren von jeher so außerordentlich von einander verschieden, daß auch in der Art ihrer Erkenntniß und Verehrung Gottes unmöglich vollkommene Uebereinstimmung sein konnte.

Ja, was sage ich? selbst unter den Christen, wenn wir strenge beobachten wollen, noch mehr — unter Bekennern einer und derselben Glaubenslehre, unter den Mitgliedern einer und derselben Kirche, ist die Religion eines Menschen nicht vollkommen gleich der Religion des andern. Mögen auch Alle einerlei Gebete sprechen, einerlei Glaubensbekenntniß erlernen, einerlei Gottesdienst haben, einerlei kirchliche Gebräuche begehen, ist doch das Gebet, der Glaube, der Gottesdienst und Gebrauch des Einen von dem des Andern unterschieden. Sie können nicht Alle von der gleichen Art sein; denn jeder Mensch hat nach Maßgabe seiner Geisteskräfte, seiner Erkenntniß, seines Temperaments, andere Vorstellungen, die er den Worten des Gebetes, des Glaubens, des Gottesdienstes, und mit den äußern Gebräuchen verknüpft. Noch mehr! — jeder einzelne Mensch ändert mit den Jahren seine eigenen Religionsbegriffe so

unvermerkt, je nachdem sich seine Erkenntnisse, seine Erfahrungen erweitern und verändern, daß er zuletzt als Jüngling eine andere Religion, das heißt, einen andern Glauben, denn vorher in der Kindheit, und daß er als Mann und Greis wieder einen andern Glauben in seinem Herzen trägt, als derjenige war, mit welchem er einst als Jüngling zu den Altären getreten ist. Denn nicht das Aeußere und die Zeichen der Zeremonien der Kirche, sondern das Innere, und was wir uns davon denken, ist die eigentliche Religion. Nicht die in Schulen und Kirchen erlernten Formeln und Worte des Glaubens, sondern unsere mit solchen Worten und Formeln verbundenen Begriffe sind der eigentliche Glaube. Nicht der todte Buchstabe, sondern der Geist macht lebendig.

Wenn denn nun Jeder aus eigenen Erfahrungen überzeugt ist, daß er in der Jugend und im reifern Alter nicht die gleichen Religionsbegriffe gehabt habe, wiewohl er die äußern Kennzeichen der Kirche beibehielt; wenn denn nun nicht zu zweifeln ist, daß diese Abwechselung und Verschiedenheit des Glaubens unter den mannigfaltigen Völkern der Erde keine andere Ursache, als die Anordnung des Schöpfers selber haben kann: warum fordert der unduldsame Mensch, daß alle Sterbliche einerlei Glauben haben sollen? Warum fordert der Mensch mehr, als Gott selber fordert? Warum verachtet, warum vermeidet, warum hasset der Mensch einen andern, weil er nicht zu seiner Religionspartei gehört, da doch Gott selbst diesen nicht verachtet, nicht vermeidet, nicht hasset?

Selbst die Jünger Jesu Christi waren anfänglich voller Vorurtheile gegen fremde Religionsgenossen. Sie verachteten die Heiden, und schämten sich des Umgangs mit ihnen. Petrus glaubte sogar, die Lehre Jesu könne und müsse nur den Juden geprebigt werden, nie aber den Heiden. Er wollte nicht zu ihnen, um sich nicht zu verunreinigen. Da belehrte ihn ein himmlischer Traum vom Bessern; da rief ihm eine heilige Stimme zu: Was Gott gereinigt hat,

das mache du nicht gemein! (Ap. Gesch. 10, 15.) Da rief er endlich mit Ueberzeugung die schönen und rührenden Worte aus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Welche unselige Verblendung war es also in ehemaligen Zeiten, wenn Juden und Heiden einander um ihrer religiösen Meinungen willen aufs bitterste verfolgten! Oder wenn Heiden, wenn Juden, wenn Türken die Bekenner des Christenthums marterten! Oder wenn Christen, da ihre Kirche doch endlich durch Gottes Gnade über alle Verfolgungen triumphirte, die Juden, diese treuen Bekenner des Gesetzes Mosis, von sich stießen, um ihrer Religion willen zu Tausenden ums Leben brachten! — Oder wenn Christen selbst einander wegen Verschiedenheit ihrer Meinungen haßten, und die blutigsten, die unbarmherzigsten Kriege gegen einander führten! Wenn Katholiken gegen Lutheraner und Reformirte, oder Reformirte und Lutheraner gegen Katholiken den mörderischen Dolch zuckten, einander ihre Kinder erwürgten!

O Du Gott der ewigen Barmherzigkeit, o Du Vater aller Menschen, Vater voll unendlicher Liebe, und das geschah, wie die Verirrten in ihrem Wahnsinn sprachen, zu Deiner Ehre, zu Deines Namens Verherrlichung! Sie schleppten mit schauerlichem Frohlocken die fremden Religionsgenossen zum hochlodernden Scheiterhaufen, und dann wagten sie es, ihr von Wuth und Schadenfreude lachendes Auge zu Dir, Heiligster, emporzurichten! — Sie stießen einander das Schwert in die Brust, und dann wagten sie es, ihre Hände, die vom Blute der Unschuld trieften, im Gebete zu Dir emporzuheben! — Sie schleuderten um der Religion willen die Mordfackel in Dörfer und Städte, und dann, wenn die Flammen über tausend einst glückseligen Wohnungen zusammenschlugen, wenn das Geschrei der Greise unter zusammenstürzenden Trümmern, wenn

das Wimmern der Säuglinge in den brennenden Wiegen mit dem Geheul der verzweifelnden Mütter hervordrang und an die Wolken schlug, dann sangen die christlichen Mordbrennerheere ein: „Herr Gott, Dich loben wir!“ mit gräßlicher Gemüthsruhe dazwischen.

Nein, nein, solche Verfolgungen, solche Gräuel, solche Menschenopfer waren dem Himmel nicht angenehm. Ein irdischer Vater, eine Mutter würden Wehe rufen über ihre Kinder, wenn sie Zeugen davon sein sollten, wie sich dieselben des Glaubens willen erwürgten. Und könnte der himmlische Vater, die ewige Liebe, daran ein Wohlgefallen haben?

Doch diese Zeiten sind, danken wir Gott, vorüber! Dennoch ist aber das schädliche Vorurtheil gegen fremde Religionsgenossen nicht gänzlich verschwunden. Es klebt noch Vielen an. Sie mögen nur ungern den fremden Religionsgenossen unter sich dulden; sie tadeln sogar solche Duldung. Sie glauben, es führe dieselbe zur völligen Religionsgleichgültigkeit, und es sei Kälte und Verachtung gegen seinen eigenen Glauben, wenn man dem Bekenner einer andern Religion gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten im Lande gestattet, oder eheliche Verbindungen unter Personen von verschiedenem kirchlichem Glauben zuläßt.

Aber täuschen wir uns hier nicht selbst! — Worin besteht denn die christliche Religionsduldung? — Worin besteht Religionsgleichgültigkeit?

Religionsduldung besteht in der allgemeinen Achtung und Werthschätzung solcher Menschen, die in ihrem kirchlichen Glauben, in ihren Religionsmeinungen von uns abweichen, aber dennoch im Leben und Umgang rechtschaffene, tugendhafte Menschen sein können, ja sogar dazu von ihrer Religion angehalten werden. – Diese Duldung beweiset Gott täglich, indem er ohne Unterschied, ohne Ansehen der Person und des Glaubens, liebender Vater aller Menschen ist. Und wie Gott die Menschen von allen Religionsparteien liebt,

ihnen wohlthut, ihre Gebete erhört, so sollst du auch sie Alle mit gleicher Liebe lieben. Wer den Willen des Vaters im Himmel thut, der ist Gott angenehm. — Diese Duldung hat Jesus Christus während seines Lebens auf Erden bewiesen. Er schämte sich nicht, mit Heiden freundlich umzugehen, und Samariter zu ehren, ungeachtet diese von allen Juden verachtet und verhaßt waren, weil sie von ihnen abwichen in Glaubenssachen und Religionsgebräuchen. — Diese Duldung haben Jesu erste, unmittelbare Schüler, die Apostel, geübt, denn sie gingen in alle Welt, und wandelten unter Juden und Heiden, und lebten freundschaftlich mit Menschen von allerlei Religionen. Sie verfolgten Keinen wegen seines Glaubens, sondern betrachteten ihn nur als Irrenden, den man nur durch Liebe heilen und bekehren müsse.

Religionsgleichgültigkeit besteht hingegen in der Geringschätzung und Kälte gegen alle Religionen überhaupt. Dem, der in Religionsangelegenheiten gleichgültig ist, mag es einerlei sein, ob derjenige, mit welchem er umgeht, eine Religion habe oder keine. — Er selbst hat keine Religion, und ist gegen den Glauben seiner Väter gleichgültig.

Dieser traurige, in unsern Tagen nicht seltene, und besonders leichtsinnigen Gemüthern oder unaufgeklärten Leuten eigenthümliche Fehler hat aber mit der christlichen Tugend der Religionsduldung durchaus nichts gemein. Es ist ein Irrthum, zu fürchten, Gleichgültigkeit gegen die Religion könne daraus entstehen, wenn man auch fremde Glaubensgenossen mit brüderlicher Zärtlichkeit liebe. Wie, seit wann quillt die Sünde aus der Tugend?

Der Christ, indem er Religionsduldung mit aufrichtigem Herzen übt, liebt den fremden Religionsgenossen, sobald er recht thut und Gott fürchtet. Er schätzt auch den frommen, tugendhaften Menschen einer andern Glaubenspartei. Er verachtet oder fürchtet und haßt ihn seines andern Glaubens willen nicht, weil Gott nur über

Glauben und Gewissen richten kann, nicht der Mensch; weil auch andere Religionen zu Gott führen, und nur als Wege zu betrachten sind, die von den unsrigen verschieden sind. (Matth. 7, 20. 21.)

Der Gleichgültige in Religionssachen übt zwar auch Duldung gegen fremde Glaubensgenossen, aber nicht aus diesen frommen und schönen Ueberzeugungen, wie der Christ, sondern aus Geringschätzung der Religion überhaupt. Er verlacht in seinem Herzen den Christen wie den Juden, den Heiden wie den Türken in der Ausübung ihrer Religion.

Der Christ, indem er dem Glauben seiner Väter getreu bleibt, und für diesen Glauben freudig sein Leben aufopfern könnte, ehret zu gleicher Zeit die Religion anderer Menschen, ohne solche andere Religion eben zu lieben, oder sie mit der seinigen vertauschen zu mögen. Er ehrt jene, weil auch er Ehrfurcht für seinen eigenen Glauben verlangt; er ehrt jene, weil sie für Andere eine beseligende Ueberzeugung ist, obgleich nicht für ihn; er ehrt jene, weil sie gleichsam nur eine andere Seelensprache des Menschen zu Gott ist, und weil jede Sprache zu Gott, jedes Band, welches den Sterblichen mit Gott verknüpft, ehrwürdig ist und bleibt; er ehrt jene, weil auch sie die Quelle heiliger, Gott wohlgefälliger Handlungen ist. Und wer Gott fürchtet und recht thut, nur der ist Gott angenehm; warum nicht den Christen?

Dieses ist der Unterschied zwischen Religionsduldung und Religionsgleichgültigkeit, zwischen Tugend und Sünde, zwischen himmlischer, Alles umfassender Liebe und verderblichem, allen Glauben verachtendem Leichtsinn.

Der Jude, welcher nach den Satzungen Mosis in seiner Synagoge andachtvoll zum Gott seiner Väter schreit; der Türke, welcher nach seines vermeinten Propheten Lehre in den Moscheen des Morgenlandes sein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen im Staube beugt; der unwissende Heide, welcher aus Mangel besserer Einsicht seine

Hände betend zu einem Götzenbilde emporstreckt, und, indem er voll Inbrunst zu dem vergänglichen Staube fleht, doch sein Gebet zum höchsten Gott richtet, wie ein Kind, welches das Bild einer abwesenden Mutter mit Inbrunst küßt — sie Alle soll ich darum nicht hassen. Sie haben nicht meine Religion, aber sie haben doch Religion! Wenn gleich nicht mit denselben Banden, wie ich, ist doch durch andere heilige Bande ihr Herz an Gott und Ewigkeit gebunden. Sie sind auch Menschenkinder. Sie haben mit mir einen Gott, zu dem sie Allah, Abba, Vater rufen. Sie sehen auch voll stiller Hoffnung einer Ewigkeit entgegen. — Ich darf ihnen vertrauen, ich darf ihnen mein Herz geben, so verschieden auch ihre Vorstellungen von Gott und Ewigkeit sein mögen.

Nur Einer allein ist furchtbar in der menschlichen Gesellschaft,— unglücklich ist er und furchtbar! — Es ist der Religionslose! Er theilt mit uns nicht Glauben, nicht Liebe, nicht Hoffnung. Er will nicht mit uns verwandt sein; er ist ein Kind, welches in verderblicher Verwilderung seinen eigenen Vater vergißt und verläugnet. Ich will eher noch dem Juden, dem Türken, dem Heiden vertrauen: aber wie darf ich dem Menschen vertrauen, der an keinen Gott glaubt? Welche Sicherheit habe ich bei dem, den kein Blick in die Ewigkeit schreckt?

Ehrfurcht weihe ich jeder Religion, die dem Allerheiligsten Tempel und Altäre, Anbetung und Gehorsam weiht; Liebe ohne Ausnahme und Bedingung weihe ich jedem Sterblichen, welches Glaubens er auch sei, wenn sein Glaube nur an Dir hängt, o unendlicher Vater aller Geister, höchstes Wesen, Urquell des Lichts und der Gnade, Gott! Dir gehören wir Alle, und jedes Deiner Kinder erhörst Du, wenn es mit kindlichem Gemüth zu Dir fleht. — Auf Erden stehen wir mit mannigfaltigem Glauben, mit mannigfaltigen Hoffnungen, wie mündige und unmündige Kinder um den gleichen

Vater versammelt. Ach, könnte das Lallen des Schwächern Deiner Liebe weniger wohlgefallen, als das Gebet des Stärkern?

Nein, Keiner Aller, die da leben,
Nein, Keiner stehet fern von Dir.
In Dir, Du Vater Aller, weben
Und sind wir All' und athmen wir.
Wir sind aus Dir, durch Dich, und Du
Rufst: sucht mich! allen Herzen zu.

41.

Pflichten gegen die fremden Religionsgenossen.

Lukas 10, 36—37.

Du, Gott, bist Aller Vater, Aller!
Dein Kind ist jeder Erdenwaller,
Weß Volks und Glaubens er auch sei.
So lieb' ich, mag nach andern Lehren
Er Dich, o Vater, gleich verehren,
Auch Jeglichen mit Brudertreu.

Auf Alle blickst Du segnend nieder,
Sie sind auch Alle meine Brüder,
Wie Jesus Aller Bruder war!
Von mannigfaltigen Altären
In tausend Sprachen Dich zu ehren,
Erfreuet Deiner Kinder Schaar.

Noch einmal wende ich meinen Blick auf die Genossen fremder Religionen, auf diesen Gegenstand, welcher in den Tagen so wichtig geworden ist, in denen wir leben. Denn Gott hat durch eine wunderbare Reihe von Schicksalen und Erfahrungen das Herz der Fürsten verändert, daß sie in eben den Ländern nun die Duldung derjenigen Religionsparteien gestatten, sogar zum Gesetz machen, wo dieselben ehemals mit den grausamsten Mißhandlungen verfolgt worden sind. Da, wo vor einigen Jahrhunderten der Religionskrieg

die Altäre der Heiligen zerstörte, das aufgepflanzte Kreuz von geweihten Stätten herabriß, und die frommen Bekenner der katholischen Kirche mit Unbarmherzigkeit aus ihren Tempeln verstieß, darf heute der katholische Christ wieder den Grundstein zu neuen Altären und Tempeln legen, und furchtlos die heiligen Gebräuche seines Gottesdienstes üben. — — Ja, wo noch vor einigen Jahrhunderten die Familien der lutherischen und reformirten Kirche als Geächtete flohen, oder durch das Schwert des Henkers fielen, wo ihnen Würden und Aemter, das Erbe ihrer Väter, Eigenthum und Obdach geraubt wurden, können sie heute, ohne Bangigkeit vor Dolch und Mordfackel, den Blick zum Himmel erheben, und öffentlich in eigenen Tempeln ihre Lobgesänge und Psalmen anstimmen. — Selbst des mosaischen Gesetzes treue Verehrer, die durch den Verfolgungssinn aller christlichen Parteien tief herabgewürdigten Juden, treten heute in die Rechte der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Ihres Glaubens willen werden sie nicht mehr vom nützlichen Gebrauch der ihnen von Gott verliehenen Talente, nicht mehr von freier Uebung ehrenvoller Gewerbe und rühmlichen Aemtern ausgeschlossen. Die Fürsten hören endlich auf, ihren irdischen Scepter in das unsichtbare Reich des Glaubens auszustrecken und in die Rechte der Gottheit eingreifen zu wollen, welche allein über die Gewissen richtet. Und wie Gott liebt in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, und nicht ansiehet die Person, so beseelet der Geist der Duldung und Liebe auch die Fürsten der Erde, daß sie jeden ihrer Unterthanen, welchen Glaubens er auch sei, ehren und schützen, wenn er in seiner Religion nur Gott fürchtet und recht thut.

Die große Umänderung in den Gesinnungen der Obrigkeiten und Regenten — eine Umänderung, in welcher ich mit Demuth Gottes Werke anbete! — wird uns nun und unsere Nachkommen weit mehr mit den Bekennern anderer Religionen in Verbindung setzen. Wir werden sie unter uns wohnen sehen; werden mit ihnen in öffent-

lichen, vielleicht sogar in Familienangelegenheiten zusammentreffen. Darum ist es nicht gleichgültig, mir die Frage recht deutlich zu machen, und mit ächtchristlichem Sinn zu beantworten: *Wie soll ich mein Betragen gegen die Anhänger einer fremden Glaubenspartei einrichten?*

Eine ernste Betrachtung dieses Gegenstandes ist unsere Pflicht, und der außerordentlichen Schicksale dieser Zeiten würdig; sie kann sogar spät oder früh von wichtigem Einflusse auf die Ruhe und Zufriedenheit unsers häuslichen Lebens werden.

Behandle jeden Menschen, ohne Rücksicht auf seinen Glauben, ohne Ansehen seiner Meinungen, mit christlicher Duldung und Liebe, sobald er Gott fürchtet und recht thut.

Dies ist des Christen Hauptregel im Umgang mit fremden Religionsgenossen. So ahmt er Gott nach, dem allwissenden, Alles mit Huld umfassenden und ernährenden und beglückenden Vater der Welt. So ahmt er Jesu göttlichem Beispiel nach, welcher mit heidnischen Römern und Griechen, mit abtrünnigen Samaritern wie mit Juden Umgang hielt, ohne Ansehen der Person und des Volkes, Alle liebte, Allen wohlthat, Allen Beistand leistete und Alle zur Wahrheit führte.

Nicht allein auf den Glauben, nicht auf das, was der Mensch in seiner Religion meint, sollen wir sehen, sondern auf das, was er thut; der bloße Lehrbegriff ist ein todter Leichnam, aber die *That*, der edle, heilige *Wille* ist ein Geist, welcher ihn beseelen muß. Und wenn es ausgemacht wäre, o Sterblicher, daß *dein* Glaube, *deine* Meinung, *deine* Religion die *alleinwahre* von *allen Religionen der Welt* wäre; daß Alle in der Nacht des Irrthums wandelten, und nur du in vollem Lichte einhergingest: aber du hättest nicht ein Herz voll inniger Liebe zu deinen Mitmenschen, du könntest deinen Bruder hassen, du könntest einen An-

dern darum meiden und verachten, weil er nicht deines Glaubens wäre, — o Sterblicher! so wäre dir deine Religion unnütz, so wäre ihre Wahrheit ein kraftloser Same, ein seelenloses, tönendes Erz, und du bist noch in der Finsterniß. (Joh. 2, 9.)

Wenn ein Anderer, dessen Religionsbegriffe du in deinem Stolze verachtest, wenn er, voll heiliger, inbrünstiger Liebe zu seinem Gott, Gottes sanfte Gebote unermüdet erfüllt (1. Joh. 5, 3.), wenn er zwar nicht eine bessere Religion kennt, aber ihr besseres Gesetz erfüllt: der ist, und kein Anderer, vor Gott gerecht! (Röm. 22, 13. 15.)

Wahrlich, wahrlich, der todte Glaube, die unfruchtbare Meinung allein thut es nicht; nicht die äußerliche Kirchenzucht, nicht äußerliches Gebet und Fasten, nicht Wallfahrt und Gelübde, nicht das bloße Hören des göttlichen Wortes — nein, das Alles macht nicht selig, das Alles führt nicht ins Himmelreich; sondern die den Willen thun des ewigen Vaters im Himmel, diese sind Gottes Kinder! (Matth. 8, 20. 21.) Denn Gott ist aller Sterblichen Gott; er ist der Gott des in der Wüste betenden Arabers; er ist der Gott des Christen, wie auch der Tempel heiße, in welchem er betet; er ist auch der Heiden Gott! (Röm. 3, 29.) Und du, vorurtheilsvoller Sterblicher, du schämest dich, der Freund des Juden, der brüderliche Freund des Heiden zu sein, wenn Gott im Himmel selbst sie wie dich mit gleicher Vaterhuld liebt, und ihr Vater sein will? — Wer bist du, daß Gott, der über Alles Erhabene, dir es offenbart hätte, du seiest Gott näher als sie? du hättest Vorzüge vor seinen andern Erschaffenen?

Nicht daran, unter welchen äußerlichen Gebräuchen der Kirche die Menschen ihr Herr! Herr! rufen, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Im Umgange mit fremden Religionsgenossen müssen wir also vor allen Dingen auf die Güte ihrer Denkart, auf die Reinheit ihres Herzens sehen, nicht auf die Abweichung ihrer Glaubensar-

tikel von den unsrigen. Der Bekenner einer fremden Religion, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und Sitten, mit tugendhaften Gesinnungen und edeln Handlungen, dieser, ohne Rücksicht auf Religionsmeinung, ist dein Nächster, ist dein Freund, ist deiner innigsten Freundschaft würdig! (Luk. 10, 36. 37.) Gehe hin, und werde in deiner Religion, wie er ist, und thue ihm gleich.

Die Verschiedenheit religiöser Meinungen und Begriffe hat oft eben so viel Uebles gestiftet, als die Meinungsverschiedenheit in politischen Angelegenheiten. Demungeachtet müssen wir gestehen, daß wir auch sehr wohl Freunde derjenigen sein können, welche in politischen Meinungen von uns abweichen: warum denn sollten wir nicht die Freunde, die Brüder, die Vertrauten derjenigen werden, die einem andern Glaubensbegriffe zugethan sind?

Frage nicht im Umgange mit deinem Nächsten nach den Religionsartikeln des Mannes, sondern nach der Gemüthsart und nach den Thaten des Mannes. Erinnere dich, daß die Hauptstücke deines Glaubens auch die Hauptstücke des seinigen sind; erinnere dich, daß der Christ überall, von welchem Volke er auch sei, zu welcher Kirche und zu welcher Sekte er auch gehöre, mit dir an Gott glaubt, und Gottes Kind sein will mit dir, und mit dir auf gleiche Ewigkeit hofft!

Verachte Niemanden seiner Religion willen; denn seine Religion ist für ihn eine Wahrheit, durch die er selig ist, eine Ueberzeugung, die er von seinen Vätern erbte, wie du die deinige ererbt hast. Wie er durch sie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig ist, so ist sein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und für die menschliche Gesellschaft. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude ist ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Christ, welcher in Wollust, Ehebruch, Betrügerei, Haß und Zank, in Unbarmherzigkeit und Schadenfreude lebt.

Verachte Niemanden der Religion willen, der er getreu bleibt; er bleibt den Ueberzeugungen getreu, die er von seinen Vätern ererbte, den Ueberzeugungen getreu, die seinem Herrn wohlthun. Die Wahrheiten, die er verehrt, sind sein Stab, wenn er wankt, sein Anker im Sturm. Einst, wenn der Traum des Lebens entflohen ist; einst, wenn der Tod uns die Geheimnisse der Ewigkeit entschleiert hat, wenn unser Geist verklärt die Wahrheit heller schaut, wird der Irrende seines Irrthums gewahr werden; aber Gott wird den Irrenden nicht wegen Meinungen verdammen, in welchen derselbe durch göttlichen Rathschluß geboren und erzogen ward.

Habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen fremder Religionsgenossen. — Entweihe nicht durch unbesonnenen Tadel ihre Feierlichkeit, mit der sie sich anbetend dem höchsten Wesen nahen; entehre dich nicht durch Spott und weise sein sollendes Lächeln über Dinge, die dir im fremden Gottesdienste auffallend sind, und deren wahren Sinn du nicht fassest. — Würdest du nicht ebenfalls den Unverständigen bemitleiden, der es in seiner Thorheit wagte, die Feierlichkeiten, Gebräuche und Uebungen deiner Kirche zu verspotten?

O Mensch, wisse es endlich, Alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig — ist ein Heiligthum, unter welcher Gestalt es auch erscheine! Darum ist jede Religion ehrwürdig, denn alle Religion ist ein Pfad zu Gott, und Weihe der Seelen zur Ewigkeit! Was Gott aber heilig ist, das sollst du, thörichter Sterblicher, nicht gemein machen.

Wenn der Jude in den Synagogen Davids Psalmen lallt, und mit Ehrfurcht das Wort des Gesetzes vernimmt, welches unter Gewittern einst der Gott Israels vom Sinai herab sprach: erinnere dich, o Christ, so standen in den Synagogen einst alle Propheten, deren Stimmen dir heute noch heilig sind; so verehrte in den Synagogen einst selbst Jesus Christus, dein Heiland, den Gott des Weltalls!

Wenn der Bekenner des Korans nach morgenländischer Sitte

anbetend vor Gott daliegt, und mit seiner Stirne den Staub des Erdbodens küßt; wenn er seine Waschungen im Tempel verrichtet, und bei seinen Gebeten voll Andacht das Antlitz gegen Morgen kehrt, von wannen ihm sein Glaube gesandt ward — o erröthe schamvoll vor seiner Andacht, Leichtsinniger, der du in christlichen Tempeln oft gleichgültig entschlummerst, oder mit deiner Einbildungskraft dich an Träumen der Eitelkeit weidest, während Tausende um dich betend ihren Geist zum Himmel wenden.

Ehrwürdig ist mir selbst die Andacht des Heiden, wenn er sich anbetend vor der aufgehenden Sonne oder vor den Gestirnen, oder vor der wetterleuchtenden Wolke des Himmels, wie vor Gottheiten niederwirft; wenn er voll dankbaren, kindlichen Sinnes dem unsichtbaren großen Geist ein Lamm seiner Heerde zum Opfer darbringt und schlachtet. Ach, dieser unbekannte große Geist, den er in Sternen und Blitzen, in den Tönen des Donners, in jedem Baum, oder in selbstgeschaffenen Bildern verehrt und anbetet, ist Gott, ist der liebende Allvater der Welt, ist mein Gott! Dieser Unmündige, er verehrt ihn nur nach seiner Weise; er verwechselt in seiner Schwachheit das Geschöpf mit dem Schöpfer. Aber dennoch steigt das heiße Gebet seines Herzens über den rauschenden Baum, über die blitzende Wolke, über die strahlenden Gestirne zu Gott, und der Allwissende liebt das Lallen dieses unmündigen Kindes, und erhört es gern.

Aus Ehrfurcht für die Religion vermeide alle kränkenden Gespräche und Streitigkeiten in Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen.

Es ist ein vergebliches Bemühen, Diejenigen, welche einmal durch Erziehung, Gewohnheit und Erfahrung von der Güte ihrer Glaubenslehren überzeugt sind, zu andern Ueberzeugungen zu bereden. Oft gelingt es leider nur so weit, daß wir in ihrem Glauben sie zwar irre machen, ohne ihnen aber unsere Meinung dage-

gen als Wahrheit geben, oder sie für die Annahme derselben empfänglich machen zu können. Da stehen sie unglücklicher als vorher da, ohne Beruhigung, ohne Trost, ohne Leitung von dem, was ihnen sonst Heiligthum, Freude und Wahrheit gewesen ist. — Noch öfter aber erregen dergleichen Religionsstreitigkeiten nur Bitterkeit und Unmuth, erregen Argwohn, und entzweien oft die freundschaftlichsten Brüder.

Vermeide daher alle Streitigkeiten und kränkenden Gespräche über Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen, weil sie von jeher mehr Schaden als Wohlthaten brachten. Willst du aber die Heiligkeit und den Vorzug deiner Religion beweisen, willst du für deine Religion Bewunderung fremder Religionsgenossen erregen, willst du sie zwingen, daß sie die hochbeseligende Macht deines Glaubens anerkennen, gehe hin, und verherrliche ihnen deine Religion durch die Göttlichkeit deines Wandels. Erscheine ihnen heiter und furchtlos in den Tagen des Leidens, voll weiser Mäßigung im Arm des Glückes, edelmüthig gegen Feinde, unerschütterlich treu gegen Freunde, hilfreich für jeden Hülfsbedürftigen, ohne Eigennutz in deinen Handlungen, muthig vor den Thronen, leutselig vor dem Bedürftigen, gerecht im Wandel, ohne Heuchelei im Tempel, nie für dich, immerdar für deine Familie, für deine Freunde, für deine Mitbürger, für dein Vaterland, für die Menschheit lebend! — Nicht mit heiligen Worten, sondern mit heiligen Thaten lasset uns die Göttlichkeit unsers Glaubens beurkunden.

Die Religion scheide nicht die Liebe, sie scheide nicht die Herzen der Menschen von einander, sondern verbinde sie fester! Die Religion ist nicht von Gott, welche Haß, Verachtung und Trennung befiehlt; die Religion stammt nicht vom Himmel ab, welche, statt Liebe zu predigen und Eintracht, die Hölle der Zwietracht und Verfolgung bringt!

In allen christlichen Staaten, wo der wahre, allbeseligende Geist

des Christenthums sich dem Geiste der Gesetzgebung vermählt hat, sind gegenwärtig auch die Ehen zwischen Personen von ungleicher Religion oder Kirche nicht mehr gehindert, sondern gesetzlich erlaubt.

So wünschenswürdig es freilich auch wäre, daß in dem engen und schönen Lebenskreise des Ehestandes Gatte und Gattin einen Glauben, ein Bekenntniß, einen Tempel, eine Art von Gottesverehrung hätten: so ist dieses doch nicht immer der Fall, und kann es nicht immer sein. Auch hat selten oder nie die Verschiedenheit des religiösen Glaubens schädlichen Einfluß auf die Glückseligkeit derer gehabt, welche sich aus reiner gegenseitiger Liebe und Hochachtung in den schönen Verein der Ehe begaben. — Die Verschiedenheit in ihrem Glauben machte sie nur noch christlicher, noch menschlicher, noch duldungsvoller, und die Herzen, die für einander in verschiedenen Tempeln beteten, sie beteten darum nicht mit geringerer Inbrunst. — Gott befiehlt, wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst; und Christus zeigt durch Lehre und Wandel, daß keine Religionspartei davon ausgeschlossen sei — warum soll die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze ein Hinderniß für tugendhafte Seelen werden, die Ehe zu schließen?

Einst stehen wir Alle vor Gott; wir Alle sind seine Kinder, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und des Glaubens. Alle waren wir unschuldig daran, in dieser oder jener Religion geboren zu sein; aber Alle waren wir schuldig, den Willen Gottes zu thun, der in allen Religionen offenbaret ist, und der selbst den Heiden kein Geheimniß ist. (Röm. 2, 13—15.) — Nicht unsere Meinung, nicht unsere schwache Erkenntniß, nein, unsere That wird gerichtet werden! — Nicht das Lallen des Unmündigen wirst Du verdammen, der Dich in seiner Einfalt und nach seiner Väter Weise verehrt, o Gott, o Vater aller Völker; — sondern Du wirst es hören! Du verstehst es allein! Bei Dir allein

ist Licht und Wahrheit; der Mensch wandelt in den Dämmerungen des Irrthums.

Ja, unser Vater, der Du bist im Himmel, Dein Name wird geheiliget von allen Völkern, in allen Religionen, von den Weisesten wie von den Unmündigen, wenn sie nur Dich lieben, nur Deinen heiligen Willen thun! Aber auch wird Dein Reich, Deine Seligkeit zu ihnen kommen; Keinen von ihnen, die Dich liebten, wirst Du verstoßen — Du warst es, der Du ihre Geburtsstunde, ihre Erziehung, ihre Schicksale ordnetest. — Und wenn Dein Wille hier auf Erden von ihnen geschieht, blickst Du erbarmend auf ihre Schwachheit und verzeihest ihre Gebrechen.

Du bist der Allbarmherzige, der Allbeglücker! Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

